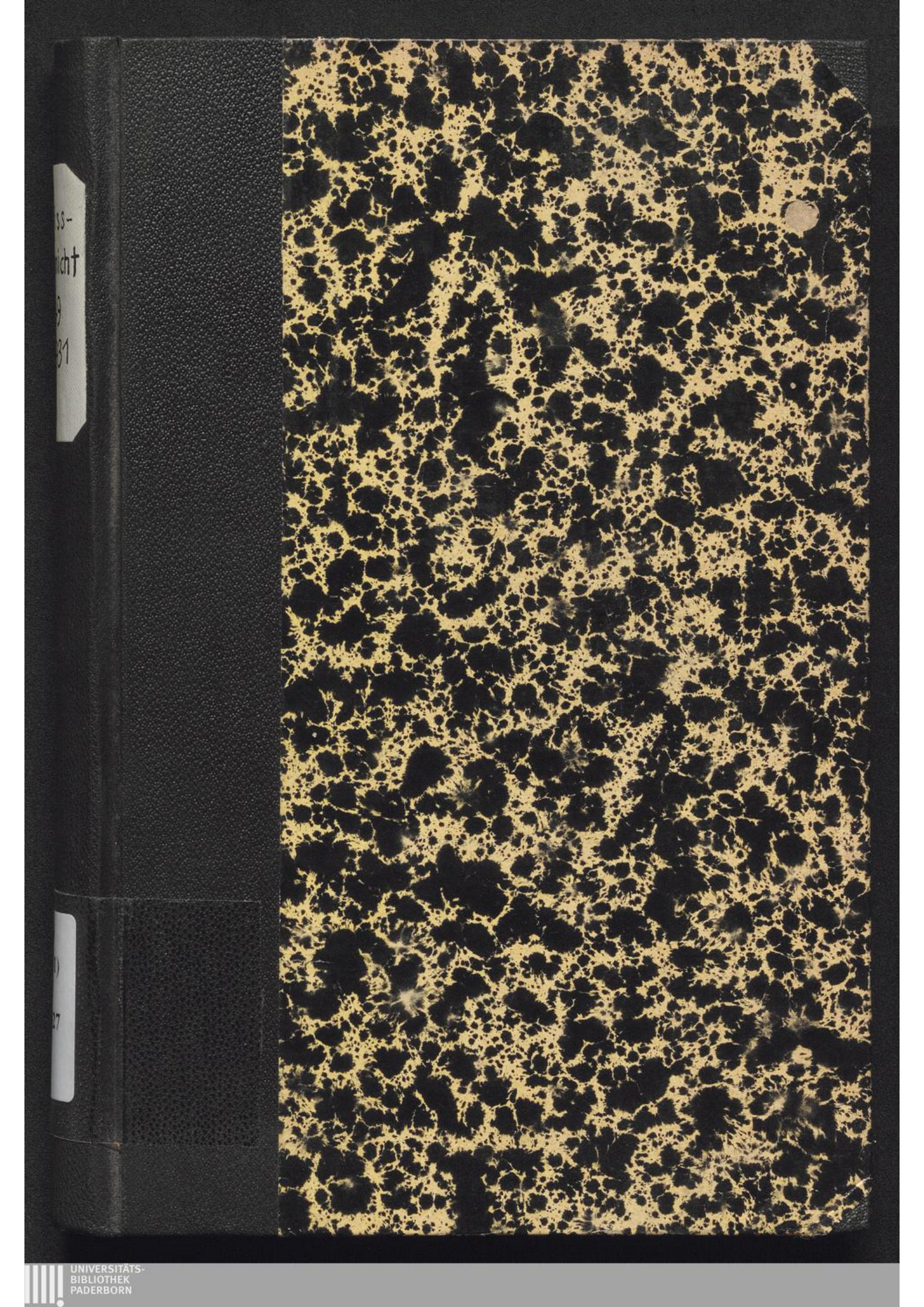
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

1931

urn:nbn:de:hbz:466:1-81780

Visual Library



mikado-Bibliothek Aachen
8010 7323
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 1 Januar 1931 49. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Januarheftes:

Neujahr! (Gedicht) 1
Neujahr! 2
Das geheimnisvolle Tor. Von Joh. Wunsch 5
P. Emanuel Hanisch, Apostolischer Präfekt von Umtata 8
Missionszeitschriften 9
Ein Lourdes-Wunder 10
Bilder aus dem Missionsleben . . 14
Heilige Mütter — heilige Kinder . . 16
Was die Försterfrau erzählt . . . 17
Missionspost 19
Mehr Menschenliebe 23
7. Internation. missionswissenschaftl. Kongreß 1930 24
Im Banne der Ngil 25

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicher Ring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

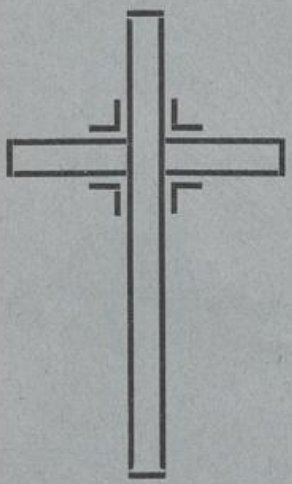
für Österreich, Ungarn Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslavien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Missionsberufe für Afrika!



Knaben

von 11—14 Jahren finden Aufnahme jeweils zu Beginn des neuen Schuljahres, an Ostern. Anmeldungen richte man an Hochw. P. Direktor, Aloysianum, Lohr a. Main (Unterfr.)

Jünglinge

von 14 — 20 Jahren welche Missionspriester werden wollen, mögen sich melden bei Hochw. P. Direktor, Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, Bayern.

Laienbruder-Missionare

Gewaltig groß ist die Zahl der jungen Männer ohne Arbeit, ohne Lebenszweck. Wenn die Welt dir keine Arbeit gibt, hast du dann nicht den Mut, Gott selbst deine Arbeit anzutragen? Werde Apostel! Du kannst deine Fähigkeiten im Beruf verwenden als Hilfsmissionar. Aufnahmegesuche richte an Hochw. H. P. Direktor, St. Joseph, Reimlingen (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

Eine neue Ordensniederlassung der Mariannhiller in Deutschland

Mit Dank gegen Gott können wir heute, besonders unseren schlesischen Freunden mitteilen, daß wir vom Hochwürdigsten Erzbischöfl. Ordinariat von Breslau die Genehmigung erhielten, in Schlesien ein Seminar für sogenannte Spätberufe zu errichten. In Ober-Langenbielau konnte ein Anwesen erworben werden, das für diese Zwecke geeignet erschien. Das neue Haus, eine ehemalige Tuchfabrik, soll den Namen „Missionsseminar zum hlst. Herzen Jesu" erhalten. In diesem Hause können Knaben und Jünglinge vom 14. Lebensjahre an eintreten, wenn sie den Wunsch haben, später Mariannhiller Missionspriester zu werden. Möge das hlst. Herz Jesu das Unternehmen segnen und viele junge Seelen entflammen zu seiner Nachfolge auf Apostelpfaden.

Aus Welt und Kirche

Falsche Propheten, die schreiben. Von solchen sprach der Heilige Vater, als er Pilger von der Insel Malta empfing. „Hütet euch", so sagte der Heilige Vater, „vor den falschen Propheten, vor dem, was sie sagen und was sie wollen, denn bei ihnen ist Irrtum, und Irrtum ist Ruin und nicht Vergebung. Er gibt falsche Propheten, die reden, und es gibt falsche Propheten, die schreiben: die einen sind so viel wert wie die andern. Es gibt ihrer mehr oder weniger überall. Den ersteren kann man leichter ausweichen, denn man braucht ihnen nur nicht nachzulaufen, braucht also, um sie nicht zu hören, sich nicht zu bemühen. Viel gefährlicher aber sind die Propheten, die schreiben, denn die gedruckten Sachen — und heute schreibt man sozusagen nichts mehr ohne es nicht auch drucken zu lassen — werden allen zugestellt, ob man will oder ob man nicht will, ob man zahlt oder ob man nicht zahlt: da ist also Gefahr im Anzug. Verdoppeln muß man die Wachsamkeit und das begründete Mißtrauen."

„Auch jene, in deren Herzen das Gefühl des Glaubens und der Treue zu unserm Herrn tief verankert seien", so sagte der Heilige Vater, „müssen acht haben, nicht unterschiedslos alles zu lesen, sondern mit offenem Auge zu lesen und zu unterscheiden, woher die Sache kommt, die man liest. Dabei soll man sich an die Mahnung des großen Manzoni erinnern, die er wegen eines Buches seinem Töchterlein gab: Paß auf, es könnte stärker sein als du! Und diese Druckwerke", fuhr der Hl. Vater fort, „könnten stärker sein sogar als diese Gläubigen und eine umso bedenklichere und größere Gefahr für sie werden."

Gegen rauchende Kinder. Jungens wie Mädels — bis zu 16 Jahren, will man jetzt in England aufs schärfste vorgehen. Polizisten, Parkwächter usw., die in der Öffentlichkeit solche Kinder erwischen, müssen sie sofort auf den Besitz von Zigaretten usw. untersuchen, ihnen diese wegnehmen, ebenso Streichhölzer, und den Namen feststellen. Mädchen dürfen nur von weiblichen Wächtern untersucht werden. Der Verkauf von Zigaretten usw. an Jugendliche bis zu 16 Jahren ist bei Strafe verboten. Infolgedessen werden nun auch die Zigaretten-Automaten eingehen, da diese zumeist den Bedarf der Jugend deckten und die Inhaber der Automaten haftbar sind.

Mussolini verbietet den Damen das Rauchen. Wie bekannt, hat Mussolini seit langem einen Feldzug gegen die Freiheit der Frau veranstaltet. Seine letzte Tat ist auf diesem Gebiet das Verbot für Frauen, in der Öffentlichkeit zu rauchen. Eine Dame, die sich in einem öffentlichen Lokal erlaubt, eine Zigarette anzuzünden, kann sofort eingesperrt werden.

Die erste Frau, die die Strenge des neuen Gesetzes zu spüren bekommen hat, war die bekannte Mailänder Schauspielerin Maria Alessandri. Sie zündete eine Zigarette in einem Restaurant an, in dem sie gefrühstückt hatte, ohne sich etwas dabei zu denken. Kaum hatte sie aber den ersten Rauch ausgeblasen, als zwei Polizisten ihr unter die Arme griffen und sie durch die ganze Stadt zur Polizeistation führten. Maria Alessandri bekam eine Geldstrafe von 200 Lire. — So ist's recht!

Nicht so schlimm. „Sehen Sie dort drüben das große Eckhaus? Das hat der Besitzer gebaut von den Tränen der Gatten und Väter, vom Wehgeschrei und Seufzen armer, schwacher Frauen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vom Blut unschuldiger Kinder!" „Aber das ist ja entsetzlich! Warum duldet man das schändliche Treiben eines solchen Blutsaugers und Halsabschneiders?" — „Sie irren. Das Haus gehört einem Zahnarzt!"

Der schlechte Zement. Irgendwo in Deutschland wollte sich ein biederer, tüchtiger Maurerpolierer einen Wassergrand betonieren. So, wie er es gewohnt war, kaufte er sich zwei Zentner Portland-Zement, mischte das Zeug mit Verständnis, stampfte und wartete. Der Beton wurde aber nicht fest, er hielt nicht, er blieb ein armseliger Brei. Aber man muß unverdrossen sein. Man muß es neuerdings versuchen, dachte der enttäuschte Maurer. Als der Mann aber immer noch einen Dreckbrei anstarrte, kam ihm ein Gedanke. Er fuhr in das Geschäft, wo er sich die zwei Zentner Portland-Zement geholt hatte und — schimpfte. Und da kam es nun auch ans Licht: Man hatte dem Maurermeister statt Zement — Kunstdünger gegeben!

Die Lebensdauer der Missionare behandelt ein Aufsatz von P. Jos. Vernet in den Pariser „Etudes". In weit höherem Grade als die europäischen Kolonisatoren des Laienstandes sind die Missionare wegen ihrer viel innigeren Berührung mit den Eingeborenen ständig großen gesundheitlichen Gefahren und Schädigungen ausgesetzt. Dazu kommt noch, daß die Missionare sich oft den schwersten körperlichen Strapazen aussetzen müssen, um ihr apostolisches Werk durchführen zu können. Die Folge davon ist eine verhältnismäßig sehr hohe Sterblichkeit in niedrigen Altersklassen. Auf Grund statistischer Feststellungen von P. Agostino Gemelli, dem Rektor der Mailänder Herz-Jesu-Universität, legt P. Vernet dar, daß das Durchschnittsalter, das von den Missionaren erreicht wird, um ein Viertel unter dem Durchschnittsalter liegt, das die europäischen Kolonisatoren in den Missionsländern erreichen. Für Afrika lauten die Zahlen besonders ungünstig: die Missionare gelangen dort zu einem Durchschnittsalter von 48 Jahren, während die europäischen Kolonisatoren ein solches von 64 erreichen. Nimmt man das Alter, in dem die Missionstätigkeit begonnen wird, mit 25 Jahren an, so dauert das Wirken in der Mission durchschnittlich 23 Jahre. In Asien liegen die Verhältnisse etwas günstiger: das durchschnittliche Todesalter der Missionare beträgt dort 54 Jahre, das der europäischen Kolonisten 66. Mithin währt hier das Missionswirken 29 Jahre. In den Tropenzonen sterben die Missionare durchschnittlich schon mit 46 Jahren (die europäischen Kolonisatoren mit 63), in den gemäßigten Zohnen mit 54 Jahren (die europäischen Kolonisatoren mit 66 Jahren). Eine besondere Stellung nehmen jene Gegenden ein, die ohne organisierten Sanitätsdienst sind; das durchschnittliche Todesalter der Missionare ist dort das 45. Lebensjahr, während es in den Gegenden mit organisiertem Sanitätsdienst um 9 Jahre höher liegt. Klima und Mangel an ärztlicher Hilfe sind also die Hauptursachen des vorzeitigen Todes der Missionare. Ein großer Teil der Missionspriester erliegt mangels ärztlichen Beistandes, schon in den ersten drei Jahren seiner Missionstätigkeit den durch das Klima verursachten Krankheiten.

Wie fallen die Feste des Jahres 1931? Das Jahr 1931 beginnt und endet mit einem Donnerstag. Sein erster Festtag ist die Erscheinung Christi am 6. Jan., der auf einen Dienstag fällt. Maria Lichtmeß (2. Febr.) ist an einem Montag. Fastnachtssonntag ist der 15., Rosenmontag der 16, Fastnachtsdienstag der 17. und Aschermittwoch der 18. Febr. Der Josephstag (19. März) fällt auf einen Donnerstag; Palmsonntag wird in diesem Jahre am 29. März gefeiert, da das Osterfest am 5. und 6. April ist. Gründonnerstag und Karfreitag sind demnach am 2. und 3. April, Christi Himmelfahrt, das stets auf einen Donnerstag fällt, ist am 14. Mai und Pfingsten 10 Tage später, am 24. und 25. Mai, während Fronleichnam die katholische Kirche am Donnerstag 4. Juni, feiern wird. Peter und Paul (29. Juni) wird am Montag gefeiert. Maria Himmelfahrt (15. Aug.) ist am Samstag. Das Kirchweihfest ist am Sonntag 18. Oktober, Allerheiligen fällt 1931 auf einen Sonntag, Allerseelen (2. Nov.) ist ein Montag. Der erste Adventssonntag ist am 29. Nov., der Nikolaustag (6. Dez.) fällt auf einen Sonntag. Der Heilige Abend (24. Dez.) ist an einem Donnerstag, das Christfest (25.) am Freitag und der Stephanstag (26.) am Samstag, so daß diesmal drei Sonntage oder Feiertage folgen. Das Jahr 1931 endet wie es begonnen, der Silvesterabend (31. Dez.) ist ein Donnerstag.

Die katholische Eheanbahnung auf neuem Weg — zum alten Ziel. In den meisten Fällen wird eine Ehe geschlossen, ohne daß man sich ernstlich die Frage vorlegt: Passen wir als Menschen zusammen? Stimmen unsere religiösen

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission in Südafrika

Neunundvierzigster Jahrgang

1931



Verlag der Mariannhiller Mission
Würzburg, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

2031

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Christi Himmelfahrt. Von Angelus Silesius 131
Die Seele jubiliert. Von Angelus Silesius 97
Des Herrn Ruf auf Fronleichnam Von E. Ringseis 161
Die sieben Schmerzen der hl. Jungfrau. Von G. Görres 274
Die Seele preist die Holdseligkeit des Jesuleins. Von Angelus Silesius 363
Es kommt ein Tag. Von J. Moos 321
Engelsgruß 75
Gottergeben. Von Else Budnowski 65
Gang zur Rorate. V. H. Schmachtenberger 359
Herbstmahnung. Von A. v. Walden 310
Julinächte. Von Fritz Flinterhoff 193
Kreuzträger. V. F. Schrönghamer 257
Lichtmeß. Von Dr. E. Breit . . 33
Maria im Mai 140
Maria Himmelfahrt 255
Neujahr 1
Nach Emmaus 101
Ostermorgen 107
Ostern 112
Pfingsthymnus 129
Ungeweinte Tränen 340
Vor Weihnachten. V. F. Schrönghamer-Heimdal 355
Weihnachtsgesang 376
Zum hl. Rosenkranzfest 289

Aufsätze belehrenden, erzählenden und erbaulichen Inhaltes:

Apostolischer Präfekt von Umtata 8
Auge der Ewigkeit. V. F. Schrönghamer-Heimdal 50
Ahnenkult und Geisterglaube . . 53
Achtung! 70
Antichristl. Propaganda der Kommunisten in Südafrika . . . 74
Aufgabe der eingeborenen Frau . 115
Aktuelles über Schulwesen in Rhodesia 135
Alle Weißen in den Ozean . . . 152
Apostolisches Vikariat Mariannhill 205
Akademischer Missionsbund, 6. Generalversammlung 209
August. V. M. Avellina OSF. . 228
Afrikanischer Vogelsang, Liedertext zum 242
Auf, zur kathol. Aktion! . . . 308
Aktion, katholische 308
Am Grabe der Mutter 241
Advent, zum heiligen 356

Berufberatungsstelle, Achtung! . 70
Bulawayo Mission 72
Bulawayo Mission, Rundschau von P. Atzwanger 162
Basutoreich, Begründer des . . 166
P. Bernhard Huß, Urteil über . 304
Bulawayo, Missionsgebiet. Von P. Ignatius Arnoz 363

Christkönigsfest. Von Schw. Avellina OSF. 290
Christus, der Retter ist da! Von P. Schriftleiter 359
„Denn meine Augen haben gesehen dein Heil.“ 36
Emmaus, nach 100
Elisabeth. Von P. Grimm RMM. . 170
Eucharistische Reich, Zu uns komme das 246
Eingeborene über Müßiggang . 305
Eröffnung des neuen Priesterseminars für Eingeborene 322
P. Emmanuel Hanisch, Apostolischer Präfekt 8
Erinnerungen — Weihnacht der Kinderzeit 370

Försterstrau, was sie erzählte . . 17
Februar 34

Geheimnisvolle Tor, das. V. Joh. Wunsch 5
Gedanken 165
Gäste Gottes. V. Schrönghamer . 201
Gäste des Ostens. V. Hasenberg . 338
Große Not, die 277
Geisterglauben und Ahnenkult . 53

Heilige Kinder 16
Heilquelle Silvana 104
Himmelfahrt Mariä 226
Heim zum Vater. Von Schw. Avellina OSF. 321
Hohelied der Heidenmission . . . 240

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herbst. Von Dina Ernstberger . 305
Internation. Missionskongreß 1930 24
Im Banne der Ngil 25, 57, 123, 155, 182, 213, 247
P. Ignatius Arnoz, RMM. . . . 196
Inderproblem, das. Von P. Bernh. Huß 335
Jahresbericht der C. A. U. . . 44
Joseph, St. Von P. Dominikus . 66
Joseph, St., Missionsseminar . 42
Joseph, zu Ehren des hl. 67
Japanische Sprichwörter u. Sinnsprüche 256
Juli. Von Schw. Avellina OSF. . 193

Kreuzerhöhung 258
Lourdes-Wunder 10
Liedertext zum afrikanischen Vogelsang. V. P. Ripp, RMM. . 243

Maria Himmelfahrt 226
Mariannhill, Apost. Vikariat . 205
Marienritter 139
Missionszeitschriften 9
Missionsleben, Bilder aus dem . 14
Missionspost 19, 83, 121, 175, 212, 233, 295, 327, 368
Missions, internationaler, Kongreß 1930 24
Missionsseminar St. Joseph . . 42
Mission Bulawayo 72
Müßiggang, Eingeborene über . 305
Mütter, heilige 16
Moschesch, der Begründer des Basutoreiches 166, 200, 231

Neujahr 2
Not, die große 277

Osteropfer. Von Anna Kayser . . 110
Oberer der Mission Bulawayo . . 196

Propaganda der Kommunisten in Südafrika 74
Pfingsten. Von P. D. Sauerland 131
Papst zwischen Negern usw. . 197
Paradieszimmer. Von Spillmann 278, 310, 341, 378
Patronin der Mission 300

Schweiger, der große. Von P. Dom. Sauerland, RMM. 66
Sohn, der. V. Schrönghamer . 76
Schulwesen in Rhodesia 135
Spanische Gärten, aus 176
Stand des Apost. Vikariates Mariannhill 205
Sprichwörter, japanische . . . 256
Sinnsprüche, japanische . . . 256
Schutzengel, sein. V. Jos. Kemp . 265
Schwarze Schwestern 275
Silvana Heilquelle . . . 104, 143
Silvana Trinkkur 288
Seliger Tod 341

Technik im Dienste der Mission . 41
Theresia, hl., Patronin d. Mission 300

Umtata, Apostol. Präfekt . . 8
Umtata, Apostol. Präfektur; Nachrichten aus 330
Unglücksreise, eine 292
Urteil über P. Bernh. Huß, RMM. 303

Vegetarisches aus Südafrika 47, 84, 118, 153, 178
Vikariat Mariannhill 205
Vogelsang, Liedertext zum afrikan. 242

Was ein alter Missionsbruder sagt 259
Wochenendfeier, liturgische. V. Fr. A. Kempf 377

Zuluherrlichkeit, aus alter. Von P. Ripp, RMM. 113, 138, 168 268, 304
Zukomme uns das euchar. Reich 246

Unsere Bilder:

Anbetung der drei Könige. Von Bottichelli 3
Auferstehung Christi 107
Ausgießung des Hl. Geistes . . 133
Alcazargarten in Sevilla . . . 177
Ausbooten an der südafr. Küste . 203
Afrikamissionare 236
Am Nil 273
Auf Wiedersehn! 334

Br. Felizian Löhr, RMM. . . 21
Basutodorf 23
Betende Maria 141
Basutos, christliche 167
Basutodorf in Südafrika . . . 173
Banohojüngling 249
Br. Adalbert 365

Christus in Gethsemane 1 5
Christi Geburt 362
Drakensberge im Schnee 23
Des Herrn letzte Rast 99
Detroit, Erstkommunikanten . . 313
Dumissa, Außenstation 343
Dr. Joseph Kumpfmüller, Bischof von Augsburg 40

Eingeborenen-Sanatorium . . 19
Eingeborenen-Hütten 85
Einsetzung des hl. Abendmahles . 103
Elisabeth, tapfere Christin . . . 174
Erntezeit 241
Eifel, Bauernhaus 306
Enquabeni, Außenstation . . . 336

Flucht nach Ägypten 11
Fröhliche Ostern 120
Fischfang, der reiche 164
Friedhof 323
Gesangchor der Weißen 325

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Himmelfahrt Jesu Christi 130
Häuptling, alter 215
Hl. Theresia vom Kinde Jesu . . 301

Kamerunneger, bereit zur Jagd . 89
Kreuz Erhöhung 259
Königin des hl. Rosenkranzes . 293
Langenbielau, Missionshaus . . 13
Lehrkörper, eingeborener . . . 117
Leberwurstbaum 211
Lohr a. Main, Aloysianum . . 238
Lohr a. Main, Studenten des Aloysianums 239
Langenbielau, Studenten des Missionshauses 245
Lourdes, Schüler-Musikkapelle . 324
Lourdes, Schulkinder 332

Mussinya mit Krone 61
Madonna 75
Maiglöckchenstrauß 145
Missionsstudenten von Lohr . . 207
Maria Himmelfahrt 227
Marienverein Mariannhill . . 299
Marienrose 309
Muyembe, Außenstation 329
Mariazell, Missionsstation . . 368
Musikkapelle, St. Joseph . . . 380

Nazareth, Verkündigungskirche . 69
Nach Emmaus 101
Neupriester d. Mariannhiller Mission 149
Neger in Mittelafrika 157
Negertyp, Deutsch-Ostafrika . . 189
Neupriester d. Mariannhiller Mission 222
Nürnberg, Katholikentag 372

Osterstrauß v. Trompeten-Narzissen 109
Ostern 112
P. Emmanuel Hanisch, Apost. Präfekt von Umtata 9
P. Eder als Primiziant 15
Poststation, südafrikanische . . 55
P. Kammerlechner 73
P. Urban Staudacher 77

Palmenprozession in Mariannhill
P. Em. Hanisch, Apost. Präfekt 137
P. Chrysostomus Ruthig . . . 147
P. Urban vor seiner „Burg“ . . . 152
Primeln-Schlüsselblumen . . . 181
P. Ignatius Arnoz 196
Passagierdampfer an der südafrikanischen Küste 203
P. General mit Brüdern 233
P. Missionar beim Unterricht . . 253
P. Emmanuel, Erzbischof Gilswick . 269
P. Kammerlechner mit Faktotum . 296
P. Kammerlechner mit Fahrrad . 317

Reimlingen, Missionsseminar St. Joseph 42
Reimlingen, Kapelle des Missionsseminars 42
Reimlingen, Deckengemälde i. Missionsseminar 45
Reimlingen, Speisesaal des Missionsseminars 49
Reuter, Frl. Anna 185
Reimlingen, Kartoffelernte . . 283

Sanatorium für Eingeborene . . 19
Simon, der greise 37
St. Joseph 67
Samariter, der barmherzige . . 229
Spreewald-Partie 261
Schutzengel 265
Schwesternkandidatinnen, eingeb. . 276
St. Bernhard, Missionskirchlein . 337
St. Anton, Außenstation . . 349

Unterkunftshütte im Schnee . . . 51

Winterstimmung in Bayern . . 7
Walfischjäger bei Durban . . . 199
Walfisch, erlegter 199
Walfisch, torpedierter 204
Weihnachten 357
Winter in Südafrika 369
Weihnachtsstimmung 375

Zauberer in Festtracht 27
Zulujüngling in Kriegsrüstung . 81

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 1 Januar 1931 49. Jahrgang

Neujahr!

Der erste Tag
Im neuen Jahr,
Wie steigt er auf
So licht und klar!
Ein Bote ist's,
Vom Herrn gesandt,
Zu führen uns
Ins Heimatland.

Sein Füllhorn viel
Der Gaben beut,
Hier Leid und Weh',
Dort Lust und Freud':
Bei Purpurpracht
Und Goldesglanz
Das Bettlerkleid,
Der Dornenkranz.

Was bringst du mir,
Du stiller Gast?
Ist's Glück? Ist's Schmerz?
Ist's ew'ge Rast? —
Horch — milden Laut
Mein Ohr vernimmt:
Ich bring' dir das,
Was Gott bestimmt.

O selig Wort,
So treu, so wahr!
Nur frisch hinein
Ins neue Jahr!
Ob's heilt, ob's schlägt,
Ob's gibt, ob's nimmt:
Stets ist ja gut,
Was Gott bestimmt.

— d —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Neujahr!

Es gehen meine Blicke weit hinaus über schlummermüde Felder, hinaus über schneeige Berge, träumende Wälder. Leuchtende Sterne flimmern wie Engelsaugen am klaren Winterhimmel. Von den fernen und nahen Türmen aber klingt Glockengeläute, verbindet Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit.

Sylvesterglocken! Der eherne Glockenmund weiß heute mehr zu künden, als an gewöhnlichen Tagen des Jahres. Wie leise Trauer klingt es hindurch, ganz ernst und feierlich, gilt doch der wehdurchzitterte Klang dem scheidenden Jahre. Und während die letzten Töne verhallen, schreitet dieses langsam, wie eine vom Schenken müdegewordene Mutter ferner, immer ferner, bis es schließlich im Schoße der Ewigkeit versinkt.

Zur selben Stunde aber öffnen sich neue Tore und ein neues Jahr hebt sich jugendfrisch aus dem Zeitenschoße. Ich neige mich und grüße es als Gottesgabe. Und da ich wieder die Augen erhebe, da steht es mir klar wie Flammenschrift über dem gewaltigen Torbogen des neuen Jahres: Heilig dem Herrn! In Ehrfurcht betet es das Herz, leise flüstern es die Lippen. . . .

Heilig sei dieses Jahr dem Herrn! Als heiliges Geschenk empfangen wir es von ihm; so soll es auch in seinem Dienste, im Dienste des Allerhöchsten stehen. Jeden Tag, jede Stunde wollen wir begrüßen als: Heilig dem Herrn! Denn wir können sie in schimmernde Perlen verwandeln, die uns den Eingang in die selige Ewigkeit erwirken.

Alle unsere Berufspflichten wollen wir erfüllen: Heilig dem Herrn! Soll uns das gelingen, so müssen wir unser ganzes Sinnen und Denken heiligen, einstellen auf Gott. Dann wird leuchtender Schimmer all unsere kleinen und großen Taten verklären.

Jedes mühsame Ringen unserer Seele, jeder Kampf um die hohen, heiligen Güter, jede schmerzliche Sorge um unser und anderer Wohl sei dem Herrn geweiht. Aber auch all das lachende Glück, die süße Freude der stillgewordenen Seele sei: Heilig dem Herrn! Es gibt ja kein wahres, beseligendes Glück, als die Freude in Gott, der Ursache all unserer Freude. Dann wird es ein heiliges Schreiten sein, ein gottfrohes Wandern zu himmlischen Höhen.

Doch neben der leuchtenden Flammenschrift schimmert noch eine andere, rot wie Blut, über den Toren des neuen Jahres: Gekreuzigt dem Herrn! Sind diese Worte nicht geschrieben mit dem erstvergossenen Blute des göttlichen Kindes.

Blut! Kreuz und Selbstverleugnung will das bedeuten. Das Kind in der Krippe lehrt es uns ja: „verleugne dich selbst und folge mir nach." Es gibt so viele Opfer, die stehen am Lebensweg, auch am Wege des neuen Jahres. Sie wollen und müssen gebracht werden, wenn die Seele Fortschritte machen, Ruhe finden will . . . So viel Sünde und unhei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



(Nach Original-Aufnahme von Frz. Hanfstängel München)

Anbetung der drei Könige nach Sandro Botticelli

lige Lust lockt Tag um Tag. Da gilt es zu kämpfen und sei es bis aufs Blut. Deine Launen, deine Neigungen, du mußt sie kreuzigen Stunde um Stunde.

Dann kommen die täglichen Ungereimtheiten und Schwierigkeiten im Zusammenleben. Wieder geht es nicht anders als: Verleugne dich selbst! Verzichte auf deine eigene Meinung, deinen Eigenwillen, sei selbstlos, edel. Habe Geduld mit den Schwächen anderer, ertrage sie, wie auch du ertragen sein willst.

Wieviel stille Opfer, die niemand ahnt und kennt, liegen zwischen dem ersten Morgengrauen und dem letzten Abenddämmern! Und wieviel heiße Tränen werden noch in langen Leidensnächten geweint, wieviel Herzweh blutet in schweigender Stille: Gekreuzigt dem Herrn! Das Kreuz wirst du finden, wohin dein Auge blickt. Hier erhebt es sich über einem frischen Hügel, unter dem dein Liebstes liegt, und du mußt nun mit ewigem Heimweh einsam deine Wege wandern. Dort ragt es über versunkener Wünschen, selig getragenen Hoffnungen, gebrochener Treue, verkannter und geschmähter Liebe: Gekreuzigt dem Herrn!

Dann wieder wirft dich Krankheit auf das Schmerzenslager und zehrt an deinen besten Kräften. Einsamkeit und Bitternis umdunkeln deine Sinne: Gekreuzigt dem Herrn!

Nein, ein anderes Problem der Heiligkeit gibt es nicht. Und wer immer glaubt, eine andere Lehre zu finden, der ist auf törichtem Wege. Der Heiland ist auch hier: der Weg, die Wahrheit und das Leben. Aber vergessen wir nicht, daß in diesem Wege des Kreuzes und der Selbstverleugnung großer Trost liegt. Denn wer Heilandswege geht und seien sie auch dornenvoll und blutigrot, der wandelt nicht in der Finsternis. Nein, ihm wird der Stern von Bethlehem zu seiner Zeit lieblich und tröstend in die Seele leuchten.

Und noch ein drittes Wort steht über den Toren des neuen Jahres, in Goldbuchstaben sehe ich's geschrieben: Reich dem Herrn! Wie könnte es auch anders sein? Haben wir jeden Tag und jede Stunde, all unser Denken und Handeln dem Herrn geweiht, sind wir mutig den Weg des Kreuzes geschritten, dann wird von selbst dieses Jahr ein reiches, segensvolles. Entfachen wir in uns den Seeleneifer, das Interesse für die ewigen Güter, die nicht gemessen und gewogen werden mit irdischen Maßen und Gewichten. Vergessen wir vor allem nicht, welch unschätzbaren Wert unsere eigene Seele hat, die wir nur einmal gewinnen und verlieren können. Nützen wir die Gnaden, die uns überreich zuteil werden, wenn wir nur guten Willens sind. Bereichern wir unsere Seele mit Tugenden und guten Werken, sichern wir ihr ewiges Heil.

Seien wir auch im täglichen Leben nicht immer Fordernde, das macht uns nicht reicher, nein, seien wir freudig Gebende. Engelgleiche Güte, beglückende Freude und herzwarme Liebe müssen wir schenken zu jeder Stunde. Um soviel die Welt durch dich bereichert wird, um soviel bist

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auch du reicher geworden vor dem Herrn, reich für die Ewigkeit.

Vergessen wir aber auch nicht, daß die Seele eines jeden Menschen, des schwarzen, farbigen oder weißen ebensoviel Wert hat als die unsere. Rufen wir mit dem Seeleneifer eines heiligen Franz Xaverius: „Gib mir Seelen, o Herr, alles andere nimm mir!" Gehen wir großzügig über die engen Mauern unseres Denkens hinaus in Gottes weiten Weinberg. Retten wir Seelen durch Gebet und Opfer. Lassen wir auch das überreiche Erlösungswerk des Heilandes wirksam werden an anderen. Dann wird dieses Jahr ein gesegnetes werden, wird wirklich sein: Reich dem Herrn!

Einst wird kommen der Sylvesterabend unseres Lebens, dann wird erforscht werden, wie weit unsere Tage und Jahre waren: Heilig dem Herrn! Gekreuzigt dem Herrn! Reich dem Herrn! Dann werden wir eingehen in unsere Ewigkeit, in die Ewigkeit, die wir uns selbst geschaffen. Gebe Gott, daß es eine freudige sei!

Das geheimnisvolle Tor

Von Johannes Wunsch

Ein unendlich langer Zug müder Pilgersleute kommt vor einem Palaste an. Da ist aber ein Portal, das verschlossen ist. Immer mehr Wanderer kommen und warten mit Ungeduld, bis das Tor geöffnet wird. Man sieht es ihnen an, sie sind zum großen Teil schon recht viele Jahre unterwegs; manche haben bereits weiße Haare und gehen gebückt am Stock, andere stehen aufrecht da mit herausfordernden Blicken; Mütter und Kinder, Kranke und Gebrechliche schleppen sich langsam heran. Arme und Reiche, Junge und Alte! Ja, alle Stände, Berufe, Geschlechter, Lebensalter sind da vertreten. Und alle haben nur den einen Wunsch, durch das Portal in den Palast eintreten zu können. Es ist Mitternacht. Alle lauschen gespannt. Endlich, genau mit dem Glockenschlage 12, springen die beiden Torflügel sperrangelweit auf. Jeder Wanderer erhält aber zunächst noch einen versiegelten Brief, die Parole für die Zukunft! Und mit diesem Brief in der Hand strömen und drängen ungestüm nun alle unter den hohen Torbogen hindurch in den Palast hinein: Es ist das neue Jahr! — —

Die Briefe aber enthalten, wie bereits gesagt, die neue Lebensparole fürs kommende Jahr. Dem einen bedeutet der Inhalt Glück, dem andern Unglück. Dem einen Segen, dem andern Fluch; dem einen Gesundheit, dem andern Krankheit. Vielen aber, ach gar vielen ist die Parole „Tod!" in ihren Pilgerbrief und Reisepaß eingeschrieben. Das eine gute an der Sache ist jedoch das, daß sämtliche Briefe mit einem Siegel verschlossen sind, den nur Gott allein lösen kann. — Und das ist tatsächlich das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wirklich Gute auf diesem beschwerlichen Lebensweg, daß niemand von uns auch nur einen einzigen Blick in die Zukunft werfen kann. —

Stolpert nur nicht, daß ihr nicht fallet! Saget froh und frei: „Gott sei Dank, da sind wir endlich!" — Ach, es ist ein mühsamer Weg, den wir schon zurückgelegt haben. Und holperig und von Dornen und Disteln übersät ist der Pfad, der noch vor uns liegt. Stolpert nicht, daß ihr nicht fallet! — Es gibt steile Abhänge mit Abgründen, an denen wir vorbeiklettern müssen. Da können wir so leicht hinunterpurzeln und Hals und Beine brechen. —

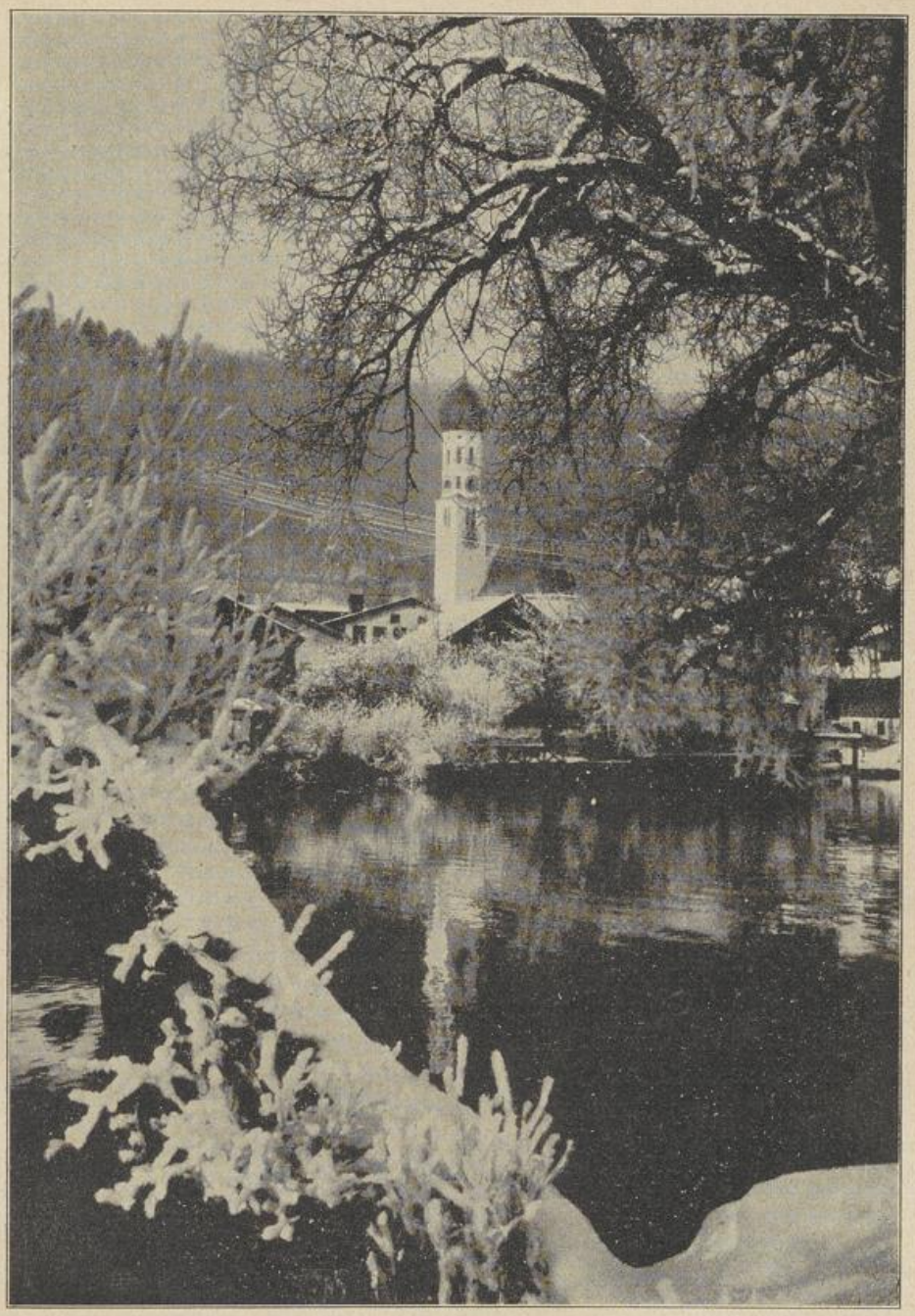
Ein goldener Stern leuchtet vom Himmel hernieder auf unseren Lebensweg im neuen Jahr; der Hoffnungsstern der ewigen Gottesliebe! Augen auf! Blickt auf zu ihm! Da gehen wir sicher und vertrauensvoll durch Finsternis und Dickicht hindurch, ohne Furcht und ohne Bangen. Leuchtet uns nicht das herrliche Morgenrot von den Bergen und Höhen des Lebens? Es ist ein glanzvoller Strahl aus himmlischem Gezelte, aus Salems Gefilden, wohin wir mit Sehnsucht im Herzen zu kommen trachten.

Das neue Jahr! — Wie viele Hoffnungen, geheime Wünsche und Pläne haben wir alle im alten Jahre begraben müssen? — Unerfüllbare Wünsche, unerreichbares Glück! Und wie viele liebe Freunde und teure Bekannte und Verwandte sind auf immer von uns gegangen? Diese hatten vor einem Jahre die Losung „Tod!" in ihrem Reisepaß stehen. — Tod? Ach, nein! So wollen wir es nicht nennen! Es war Erlösung, Ruhe, Frieden, Glück, Eingang in ein besseres Leben für sie; ihr Weg kennt keine Dornen mehr. Laßt uns ihrer still gedenken! Laßt uns sie im Geiste bei uns weilen! So gibt es kein Scheiden, nein, ein Wiedersehen!

Keiner von uns weiß, ob er nicht auch vielleicht beim Durchgang durch das neue Tor die Parole „Tod!" in seinem Brief erhalten hat. Wen von uns wird es also treffen im neuen Jahr? Mich oder dich? Oder uns alle beide? Der Tod ist ein eigener Geselle! Er kennt keine Höflichkeit, keine Rücksicht. Er läßt sich nicht bestechen, nicht abwendisch machen! Da helfen keine Versprechungen! Er geht uns nicht aus dem Weg und wenn wir über ihn stolpern. Ach, gebt jetzt doch obacht, daß ihr nicht stolpert und nicht fallet! Es geht ums Ganze; es geht ums Leben hier wie dort. Laßt uns den Mut nicht verlieren, laßt uns das Gottvertrauen bewahren, die Treue üben und den Schwur nicht brechen, den wir schon als Kind geleistet dem Schöpfer und ewigen Richter dort oben.

„Das Werk der Mission ist das größte Werk unserer Zeit, darum bringt es einen besonderen Segen! Wir haben das immer gesehen und feststellen können."
Pius XI.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Winterstimmung in Bayern

Wolfratshausen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was ist das Leben? — Ein Wassertropfen im Weltenall! Ein Schatten, der vorüberschwebt! Eine Rauchwolke, die vergeht. Daher das Herz nicht ans Zeitliche hängen. Mit Nichtigkeit sorgen und quälen wir uns und machen uns und anderen das Leben schwer. Warum denn? Es gibt Wichtigeres zu tun! Gottes Hand hält die Richterwage über uns, der Tod ist unser Begleiter auch im neuen Jahr und wir wissen nicht, ob der Baum noch steht, der die Bretter liefert zu unserem letzten kleinen Haus. Darum wollen wir frohen Mutes sprechen: Gott segne uns im neuen Jahre und führe uns alle an seiner Hand! —

P. Emanuel Hanisch
Apostolischer Präfekt von Umtata

Wie wir unsern geschätzten Lesern in der Septembernummer 1930 mitteilen konnten, wurde das Apostol. Vikariat Mariannhill wegen seiner zu großen Ausdehnung geteilt in eine nördliche und südliche Hälfte, letztere nach ihrem Hauptort Umtata genannt. Zum Apostol. Präfekten dieses Missionsgebietes ernannte nun im Oktober vorigen Jahres der Heilige Stuhl den Hochw. Herrn P. Emanuel Hanisch, einen alterprobten Mariannhiller Missionspriester, wie ja auch diese neue Präfektur den Mariannhillern anvertraut wurde.

P. Emanuel ist ein gebürtiger Schlesier. Er ist geboren am 4. Januar 1882 zu Altlomnitz, Diözese Breslau, und trat bereits als Jüngling in das Missionskloster Mariannhill ein im Jahre 1898. Er absolvierte seine sämtlichen Studien in Südafrika und wurde am 4. Juli 1908 in Mariannhill zum Priester geweiht. Er war seitdem dauernd in der Mission tätig und übernahm 1926 die vielversprechende Mission Umtata, wo wegen Arbeitskräften bisher nur wenig getan werden konnte. Hochw. P. Emanuel Hanisch ist in ganz Südafrika bekannt wegen seiner Leitung und Führung der dortigen sogenannten sozialen Kurse. Er im Verein mit Hochw P. Bernhard Huß sind ganz außerordentliche Kenner der südafrikanischen Eingeborenen-Verhältnisse und sie brachten dort die soziale Frage mit ins Rollen. Ihr vornehmstes Bestreben richtete sich vor allem auf die Verbesserung der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Schwarzen. Sie erregten dadurch die besondere Aufmerksamkeit der Regierung, welche ihnen tatkräftige Hilfe erwies. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der südafrikanischen Regierung und durch eine Carnegie-Stiftung konnten beide Missionare voriges Jahr eine soziale Studienreise nach Amerika und Europa durchführen, die wertvolles Material erbrachte für die Weiterarbeit in Südafrika.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir wünschen dem Hochwürdigsten Herrn Apostol. Präfekten zu seiner neuen großen Aufgabe Gottes reichste Hilfe und Segen, das tätige Interesse der Heimat, besonders auch seiner engeren Heimat, Schlesien, die einen ihrer Söhne an der verantwortungsreichen Spitze eines Gebietes gestellt sieht, das so groß ist wie die Provinz Schlesien selber. In Ober-Langenbielau in Schlesien, wo an Ostern dieses Jahres die Mariannhiller ein Seminar für Spätberufe eröffnen, wohnt ein Bruder des neuen Apostolischen Präfekten. Mögen recht viele junge Landsleute dem Beispiele ihres Landsmannes folgen. Gerade in der neuen Präfektur gibt es der Arbeit eine ganze Fülle. Nur wie kleine Inselchen heben sich die spärlichen Missionsstationen und Christengemeinden ab aus dem großen Ozean einer sehr zahlreichen eingeborenen Bevölkerung, die bereits von andersgläubigen Religionsdienern bearbeitet wird.



H. H. P Emanuel Hanisch, RMM.
Apostol. Präfekt von Umtata

Mit unseren Glückwünschen senden wir dem Hochwst. Apostol. Präfekten über das weite Meer nach Südafrika das Versprechen innigen Gebetes und tatkräftiger Unterstützung.

Missionszeitschriften

In einem größeren Beitrag über Missionszeitschriften bringt das päpstliche Organ, der „Osservatore Romano", vom 25. September 1930 bemerkenswerte Ausführungen, die wir in Kürze wiedergeben möchten.

Jeder Tag, schreibt er, beweist uns nur zu klar den guten oder bösen Einfluß der Presse. Die Erkenntnis ließ ja auch jene Bewegung entstehen, die wir „den Kreuzzug der guten Presse" nennen, und veranlaßte die Gründung jener Zeitschriften, welche die Interessen unserer katholischen Missionen vertreten. Diese Organe sind die lebendige Stimme aus den Missionen, und wenn auch die weitaus meisten von den einzelnen Orden und religiösen Genossenschaften für die Sonderinteressen der ihnen anvertrauten Missionen herausgegeben werden, bedeuten sie doch, wie der Osservatore ausdrücklich hervorhebt, in keiner Weise eine Schädigung der allgemeinen Missionsinteressen, welche die römische Propaganda und deren Organe vertreten. Die Zeitschriften der einzelnen Orden und Genossenschaften, (wie zum Beispiel das Vergißmeinnicht), die meist auch das Organ eines besonderen Missionsvereins sind, nützen vielmehr der großen Sache katholischer Missionstätig-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keit, indem sie eine kleine Welt von Lesern für die Sondermissionsgebiete erwärmen und so das katholische Gewissen für die wesentliche Missionsaufgabe der Kirche begeistern.

Diese Worte in dem päpstlichen Organ sind gerade in unserer Zeit für den Kenner der Verhältnisse von erhöhter Bedeutung.

Es ist selbstverständlich, daß auch die sogenannten päpstlichen Werke der Glaubensverbreitung sich ausgiebig des Mittels der Presse bedienen und ihre eigenen Organe haben. In Italien erscheinen monatlich „Die päpstlichen Missionswerke" und die Vierteljahrsschrift „Annalen der Glaubensverbreitung und des einheimischen Klerus." Welchen Einfluß diese beiden angesehenen italienischen Zeitschriften haben, geht schon aus ihrer Auflage hervor; die erste erscheint monatlich in 500 000 Exemplaren und kommt sozusagen in die letzte katholische Pfarrei des Landes. Aber, sagt der Osservatore mit vollem Recht, selbst eine solche gewaltige Zahl ist noch viel zu klein, wenn wir uns der Größe und Schönheit unserer Aufgabe zur Mitwirkung am Missionswerk der Kirche bewußt werden! Gemessen vor allem an der gegnerischen Presse ist unsere Missionspresse noch immer „inferior", und diese bittere Erkenntnis muß für uns der erste Schritt sein, mit noch größerem Ernst uns für die Missionszeitschriften einzusetzen.

Von Interesse ist übrigens, daß „Die päpstlichen Missionswerke" vom 1. Nov. v. J. an unter einem neuen Titel „Der Missionskreuzzug" erscheinen; auch die „Annalen" kommen in neuer Aufmachung und reicherem Inhalt heraus.

Ein Lourdes-Wunder

Von P. Bernhard Huß, RMM.

Auf meiner Rückreise von Rom nach Deutschland in der zweiten Hälfte des Monats August 1930 verweilte ich einige Tage in der Schweiz, um die landwirtschaftliche und ökonomische Beschaffenheit dieses Landes kennen zu lernen. Ähnliche Studien machte ich sodann in den Vereinigten Staaten von Amerika, Irland, England, Holland, Deutschland und Italien. Während des Aufenthaltes in Luzern hörte ich von der wunderbaren Heilung einer jungen Dame, die in der Nachbarschaft wohnte. Ich wünschte sie persönlich zu sehen, um mich womöglich aus erster Quelle über das Wunder zu informieren. So verließ ich Luzern am Nachmittag des 26. August mit dem Auto und erreichte bald das Dorf P.

Ich ging sogleich in das Haus der Familie Lischer, traf aber nur Frau Lischer an, die Mutter des geheilten Mädchens. Der Vater arbeitete in einer nahegelegenen Papierfabrik. Die Tochter machte gerade, wie mir die Mutter sagte, einen Besuch im Nachbardorf. Die Mutter zeigte mir einige Photographien von ihrer Tochter, auf dem Krankenbett zu Hause, auf der Tragbahre in Lourdes inmitten einer Reihe anderer Kranken. Auf einem kleinen Tisch im Zimmer bemerkte ich eine Statue von Unserer Lieben Frau von Lourdes, etwa zwei Fuß hoch und überreich mit Blumen geschmückt.

Aber ich wollte das geheilte Kind persönlich sehen. Daher beschrieb mir die Mutter den Weg zum Nachbardorf, das ich nach einem strammen Marsch von einer halben Stunde in der heißen Augustsonne er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

reichte. Ich fand bald am Ende des Dorfes das Haus, wo Fräulein Lischer ihren Besuch gemacht hatte. Bei meiner Ankunft wurde ich zuerst von einem jungen Theologen empfangen. Dann ließ mich eine alte



Die Flucht nach Ägypten

Dame des Hauses eintreten und im Zimmer wurde ich begrüßt von einer jungen Dame in blühender Gesundheit, — Lydia Lischer. Meine Zeit war beschränkt auf 40 Minuten, und ich bat sie daher, mir alsogleich ihre Geschichte zu erzählen, die ich mir dann notierte.

Lydia Lischer ist geboren am 21. Mai 1907 im Dorfe P., Kanton

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Luzern in der Schweiz. Sie besuchte bis 1921 die Elementarschule. Nachdem sie dieselbe absolviert hatte, ging sie in Stellung. Im Jahre 1922 wurde sie krank und mußte ihre Stelle aufgeben. Später erholte sie sich von ihrer Krankheit, erkrankte aber im Jahre 1924 von neuem, und mußte sich einer Blinddarm-Operation unterziehen. Doch die Wunde wollte nicht heilen und fesselte seitdem Lydia ans Bett. Es stellte sich bei ihr noch Lungentuberkulose ein, die sie nötigte, eine halbjährige Kur in einem Davoser Sanatorium mitzumachen — aber ohne Erfolg.

Der Krankheitszustand verschlimmerte sich mehr und mehr, neue Krankheiten kamen hinzu und die Leiden stiegen ins Unermeßliche. Alle Bemühungen der Ärzte waren vergebens und Lydias Lage wurde als hoffnungslos erklärt. Ihr Rücken wurde krumm und sie bekam 1927 einen Gipsverband. 1928 wurde sie für 2 Wochen bewußtlos und 9 Wochen war sie total blind. Sie machte mehrere Novenen zu Unserer Lieben Frau von Lourdes und am letzten Tag einer Novene, am 13. Juni 1928 erhielt sie plötzlich um Mitternacht ihr Augenlicht wieder.

1929 wünschte sie nach Lourdes gebracht zu werden, um Unserer Lieben Frau zu danken für das wiedererhaltene Augenlicht, aber ihr Zustand verschlimmerte sich immer mehr. Lange Zeit konnte sie weder essen noch trinken; zwei Geschwüre gingen auf, die sehr stark eiterten. Seit September 1929 war ihr linker Arm gelähmt. Sechs Mal empfing sie die letzte Ölung und man befürchtete, daß sie bald sterben würde, denn sie konnte vor lauter Schmerzen nicht mehr schlafen.

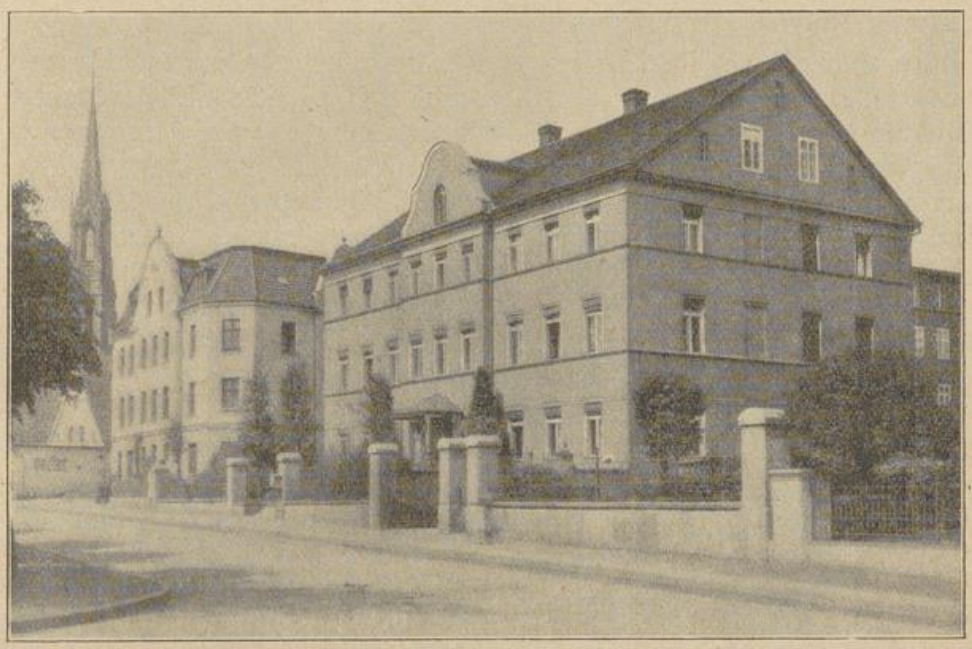
1930 machte Lydias Arzt den Vorschlag, sie mit einem Pilgerzuge nach Lourdes zu schicken, da an ihrer Lage alle menschliche Kunst versagte. Lydia wurde am 6. Mai — immer noch in ihrem Gipsverband eingebettet — in einem Krankenwagen nach Zürich gebracht, von wo aus ein Pilgerzug mit 300 Kranken nach Lourdes ging. 1700 gesunde Wallfahrer reisten in zwei anderen Zügen; Ärzte und Schwestern pflegten Lydia im Zuge, fürchteten aber, daß sie Lourdes lebend nicht mehr erreichen würde. Die Sterbenskranke hatte nur Bettwäsche mitgenommen und Geld, das gerade für eine Beerdigung in Lourdes reichte.

Unter vielen Schmerzen erreichte sie Lourdes am 7. Mai. Man brachte sie sogleich ins Krankenhaus, wo ungefähr 20 Ärzte sie untersuchten und ihren Zustand als unheilbar erklärten. Am folgenden Tage brachte man sie in das Bad mit dem berühmten Lourdeswasser. Nachdem man sie aus ihrem Gipsgehäuse herausgenommen hatte, wurde sie auf eine Tragbahre gelegt und ganz sachte ins Wasser gelassen. Nachher wurde sie zu der Krankenprozession gefahren.

An den folgenden drei Tagen, Freitag, Samstag und Sonntag, den 9., 10. und 11. Mai wusch man sie etwas mit Lourdeswasser und dann brachte man sie in die Krankenprozession. Während dieser ganzen Zeit hatte sie so viel zu leiden, daß man ihr Morphium geben mußte. Sie konnte weder essen noch schlafen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am Montag, den 12. Mai nachmittags wurde sie zum zweiten Male in das Bad hinabgelassen und für einen Augenblick untergetaucht, während dessen die Pilger und Schwestern inständig für sie beteten. Nachdem sie wieder in ihrem Gipsverbande war, fuhr ein unbeschreiblicher Schmerz durch ihren ganzen Körper für einen Augenblick. Dann war alles vorbei — Lydia fühlte keine Schmerzen mehr, richtete sich allein



Das neue Mariannhiller Missionsseminar für Spätberufe in Ober-Langenbielau, Schlesien, Diözese Breslau

auf in ihrem Gipsverbande und setzte sich aufrecht hin. Sie war sprachlos und Tränen der Freude perlten auf ihren Wangen.

Das Wunder wurde sogleich bekannt und großer Jubel bemächtigte sich der Menge. Lydia wollte sich von ihrer Tragbahre erheben, mußte aber in Anbetracht der allgemeinen Aufregung liegen bleiben und wurde dann ins Spitalbüro gebracht. Hier untersuchten sie mehr als 30 Ärzte über zwei Stunden lang. Sie entfernten sogar ein wenig die neue Haut, die sich über den geheilten Geschwüren gebildet hatte, um zu sehen, was darunter war. Sie fanden frisches, gesundes Fleisch. Schließlich erklärten alle Ärzte — einige von ihnen waren ungläubig — ihre wunderbare Heilung.

Als sie nach langer Zeit wieder gehen konnte, war ihr erster Gang zur Grotte, um Unserer Lieben Frau innigen Dank zu sagen. Mehrere Ärzte und Professoren gratulierten ihr und sagten, daß sie bis jetzt nicht an eine höhere Macht geglaubt hätten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lydias Eltern waren nur benachrichtigt von einer Frau, die ihnen kurz mitteilte, daß ihre Tochter auf dem Heimweg sei. Am nächsten Morgen, den 13. Mai, verließen die Schweizer Pilgerzüge mit ihr Lourdes. Am Abend kam sie zu Hause an, doch ihre Eltern erkannten sie nicht wieder. Wir können uns ihre Gefühle vorstellen, als sie doch glauben mußten, daß ihre liebe Tochter, für die sie 6 Jahre hindurch so viel geopfert und erduldet hatten, wieder ganz gesund geworden war durch ein Wunder Unserer Lieben Frau.

Nun war es aber Zeit für mich, zu gehen, um das Auto nicht zu verpassen. Der junge Theologe begleitete mich und erzählte mir, daß nahezu alles in der Umgebung an das Wunder glaube, nur einige wenige schrieben die plötzliche Heilung der Luftveränderung zu (?). Ich erzählte ihm noch, daß ich am 3. Juni 1930 die Stigmatisierte von Konnersreuth, Therese Neumann, besuchte und aus ihrem eigenen Munde hörte, daß sie seit 1927 keinerlei Speise zu sich nehme. Einige wissenschaftliche Kreise bildeten sich ein, daß Therese irgendwie Speise zu sich nehme aus ihrer Umgebung und aus der Luft. Aber die Wissenschaft ist noch nicht so weit fortgeschritten, um diesen Vorgang zu erklären.

Bilder aus dem Missionsleben

Von P. Solanus Peterek, R. M. M.

Ich habe keine Mutter mehr

Halloh! Potztausend nocheinmal, da liegt ja jemand im Straßengraben", rief mir der Bruder zu, mit dem ich des Sonntags einen Spaziergang machte. Wie wir näher schauen, finden wir, daß es N. N. war, der sehr selten in der Kirche, aber sehr oft bei Trinkgelagen und beim Tanz zu finden ist. — „Aber mein lieber Freund, wie kommst du denn heute an einem Sonntag in diesen Graben hinein. Du bist ja ganz benebelt und hast eine Wunde am Kopf. Was ist mit dir los?"

Der betrunkene Bursche sprach dieses und jenes, lauter dummes Zeug, wie es eben Betrunkene tun. —

„Wie heißt denn deine Mutter?" frug ich. „Ich habe keine Mutter mehr", antwortete der Benebelte, „die ist schon längst tot."

Nun wußte ich genug. Keine Mutter zu haben und schlecht und verkommen werden, ist ein und dasselbe.

Eines Tages traf ich mit einem Buben zusammen, der seine Hände zu verstecken suchte. Das fiel mir auf. Ich grüßte ihn höflich und frug ihn, warum er seine Hände verberge. „Ich habe gar keinen Finger an der linken Hand und an der rechten habe ich bloß den Daumen und so schäme ich mich", sagte der arme Bursche mit niedergedrückter Stimme.

„Wie ist es denn so weit gekommen", forschte ich weiter. „Ach, Pater", sprach der Beklagenswerte, „daran ist meine Mutter schuld. Die war dem Trunke ergeben, ließ mich einmal als zweijähriges Kind ganz allein daheim beim offenen Herdfeuer und bei einem großen Maisbrei und ging zum Sauf. Ich hielt mich an dem Topfe fest, stand auf, kratzte den übriggebliebenen Brei aus dem Topfe heraus, bekam das Übergewicht und der Topf und ich purzelten ins brennende Herdfeuer. Ich konnte mich nicht aufrichten, weil ich noch zu klein war und hatte doch beide Hände im Feuer, die mir alle total verkohlten. Als auf mein Geschrei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Tante kam und mich aus dem Feuer zog, war es zu spät, und nun muß ich durchs Leben gehen in diesem Elend und muß mein Brot betteln, denn ich bin unfähig, irgend etwas zu arbeiten."

Bewegt stand ich da und sagte: Eine schlechte oder eine dem Trunke ergebene Mutter zu haben — nein, da ist es besser gar keine Mutter zu haben.

O, welches Glück ist es doch, eine gute, fromme Mutter zu haben; und erst



Hochw. P. J. Eder, RMM., Primiziant mit kleinem Erstkommunikant am Tage der Primiz

welch ein Glück und welch ein Segen, Maria als Mutter zu haben, sie zu lieben, ihr zu dienen und mit ihr ewig selig zu werden.

Ein ernstes Wort brachte Hilfe

„Milde ist die größte Macht auf Erden", sagt man, aber oft versagt dieselbe und der Ernst siegt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eben komme ich heim vom Pambanyoni-Fluß, wo ich den kranken Hullu auf den Namen Joseph taufte, und das kam so:

Ich hielt auf einer Außenstation hl. Messe, und wie ich eben heimreiten will, sagt ein altes Weib zu mir, daß in der nächsten Hütte ein schwer kranker Mann bereits 2 Jahre krank darniederläge, aber niemand kann ihm mit der Religion beikommen, denn schon beim ersten Gotteswort, das er hört, wird er ganz wild und zeigt einem die Türe.

„Um deiner Erbarmungen wegen, göttliches Herz Jesu, rette diesen Kranken", sprach ich im Stillen und ging zur bezeichneten Hütte.

Es war gerade der heidnische Doktor beim Kranken und machte ihm verschiedene Hautschnitte in die geschwollenen Füße und stopfte in die Schnittfläche verschiedene Pulver ein. „So", sagte ich zum Kranken, „jetzt wirst du geschnitten und nach dem Tode wirst du im Höllenfeuer gebraten." Betroffen schauten beide, der Kranke und der Doktor zu mir herauf. „Da ist nichts zu verwundern", sagte ich, „der da, der Erlöser — ich zeigte auf mein Rosenkranzkreuz — wird dich wegen deiner Sünden verdammen. Hast du keine Sünde?" — „Sehr viele", sagte der Kranke. „Wenn es donnert und blitzt, hast du keine Angst?" — „Gewaltig", stöhnte der Kranke. Aber Vater, was muß ich denn tun?" — „Die Ziegen- und Teufelsblase von deinem Halse wegschneiden", sagte ich.

„Frau", rief der Kranke, „komme mit dem Messer und schneide mir diese Ziegenblase von meinem Halse." Die Frau schnitt die Halsblase ab. — Die heidnischen Doktoren lassen sich vom Kranken eine Ziege geben und schlachten selbe zu Ehren der Teufel. Mit dem Ziegenblute besprengen sie den Kraal, das Fleisch nehmen sie mit nach Hause für ihre Familie und dem Kranken hängen sie die aufgeblasene Blase um den Hals.

„Nun will ich für dich beten, alles soll hinknieen." Alles kniete hin, auch der heidnische Doktor. Ich betete die Herz Jesu-Litanei und sagte dann zum Kranken: „In acht Tagen komme ich wieder und wenn du bis dahin ein Hemd und ein Hose anhast und die Krankheit schlimmer geworden ist, so werde ich dich taufen und du kommst in den schönen Himmel oben.

An verschiedenen Tagen schickte ich eine Christin zum Kranken hin, die ihn unterrichten und mit ihm beten sollte. Heute ging ich selber und da alles in Ordnung war und Todesgefahr herrschte, so taufte ich den armen Mann — das göttliche Herz Jesu sei gepriesen.

Heilige Mütter — heilige Kinder

Die hl. Anthusa war die Mutter des hl. Chrysostomus.

Die hl. Abundantia war die Mutter des hl. Benedikt und der hl. Scholastika.

Die hl. Emilie war die Mutter der vier hl. Kinder: Basilius des Großen, Gregors von Nyssa, Petrus von Sebaste und Makrina.

Die hl. Nonna war die Mutter von drei hl. Kindern: Gregor von Nazianz, Cäsarius und Gorgina.

Die hl. Monika war die Mutter des heiligen Augustinus.

Die hl. Marentia war die Mutter des hl. Bischofs Vigilius.

Die hl. Sylvia war die Mutter des hl. Papstes und Kirchenlehrers Gregor des Großen.

Die hl. Kaiserin Mathilde war die Mutter des hl. Erzbischofs Bruno.

Die hl. Elisabeth war die Mutter der hl. Gertrud von Thüringen.

Die hl. Brigitta war die Mutter der hl. Katharina von Schweden.

So ließen sich noch viele andere heilige Mütter von heiligen Kindern aufzählen, ein klarer, unwiderleglicher Beweis, daß die Art und Weise, der Charakter und das Wesen der Mütter durch Geburt und Erziehung auf die Kinder übergeht, daß die Tugenden der Mütter auf geheimnisvolle Weise Eingang finden in das Herz der Kinder und sich denselben unvertilgbar einprägen. Sind die Mütter, was sie sein sollen, heilige Mütter, dann sind ihre Kinder schon halb erzogen und werden sich leicht rein bewahren vor der Ansteckung der Welt. Heilige Mütter sind darum die Hoffnung besserer Zeiten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was die Förstersfrau erzählt

Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Es war in meinem ersten Ehejahr.

Mein Mann war damals Förster auf einem entlegenen Posten im bayrischen Walde, nahe der böhmischen Grenze. Das Forsthaus selbst lag einsam in den Wäldern, unser nächster Nachbar, ein Freund meines Mannes, war ebenfalls Förster. Die beiden kamen dienstlich oft zusammen, während ich allein zuhause saß und gegen Süden hinträumte, wo meine sonnige Elternheimat lag. So sehr es mir in den Grenzwäldern gefiel, so sehr sehnte ich mich auch wieder hinaus in bewohntere Gegenden, in menschliche Gesellschaft.

Dies wußte unser Nachbar, Förster Waldmann, so gut wie mein Mann, und so gaben sich die beiden alle Mühe, mit vereinten Kräften einen Posten ausfindig zu machen, der meinen Wünschen entsprach.

Eines Tages kommt Förster Waldmann zu uns und schwenkt schon von weitem ein weißes Blatt in der Hand wie eine erwünschte Nachricht.

„Ihr guten Leute macht euch bereit! Förster Wildbart in Lichtenau wird nächstens in den Ruhestand versetzt. Der Posten ist für euch wie gewünscht. Lichtenau liegt nahe der Stadt, hat Wirtschaft und großen Ausflugsverkehr . . . Da, seht euch die Karte an, da habt ihr ein Lichtbild von Lichtenau . . "

„O weh", sagt mein Mann enttäuscht, „das ist nichts für uns. Für diesen Posten werden Dutzende von älteren Bewerbern da sein . . ."

„Nun, überlegt euch die Sache. Man kann nie wissen, wie so ein Fall ausgeht. Und — probieren geht über studieren. Jedenfalls sollt ihr euch die Sache nicht entgehen lassen. Nachdem mir Förster Wildbart selber diese Karte mit der Nachricht von seiner Pensionierung geschickt hat, könnt ihr euch sofort bewerben, ohne daß die Stelle erst ausgeschrieben wird. Dann ist euch der Posten sicher."

„Auf diese Weise könnte es gehen", pflichtet mein Mann bei, während ich mich im stillen schon in das freundliche Kartenbild verliebe und mir allerlei Vorstellungen mache von meinem künftigen Wirkungskreis auf dem Forsthaus Lichtenau. Um das Bild immer vor mir zu haben, stelle ich die Karte auf den Schreibtisch meines Mannes. Eine Försterei mit Wirtschaftsbetrieb war von je mein Wunsch gewesen — ich wäre überglücklich, wenn er sich jetzt verwirklichen sollte.

Einige Tage später hat mein Mann wieder dienstlich bei Freund Waldmann zu tun; er sagt mir schon beim Weggang, daß er vor Mitternacht kaum heimkommen wird.

Ich bin allein im einsamen Forsthause und treffe die nötigen Sicherungen, denn man weiß nie, was einer Frau in menschenferner Abgeschiedenheit geschehen kann. Bello, der Hühnerhund, muß in der Hütte vor dem Hause wachen, während ich Hexl, die Dachshündin, bei mir im Zimmer behalte. Der Drilling liegt schußbereit vor mir — für den Fall der Gefahr.

Der frühe Winterabend bricht herein. Die Flocken gleiten draußen sacht und feierlich. Ich schließe alle Türen und Läden und lege mich beizeiten schlafen, damit ich, wenn mein Mann heimkommt, ausgeruht bin.

Da, es mag gegen Mitternacht sein — höre ich an der Haustüre ein heftiges Gerumpel. Ich denke nichts anderes als — das ist mein Mann, und stehe auf, um ihm zu öffnen. Während des Anziehens wundere ich mich nur, daß Bello, der Wächter vor dem Hause, seinen Herrn nicht mit dem üblichen Freudengeheul empfängt. Er gibt auch sonst keinen Laut, wie auch Hexl, die Wächterin bei mir, mit eingezogener Rute im Winkel kauert und mich ängstlich anblickt, als geschähe etwas Grauenhaftes. . . .

Dennoch will ich beherzt öffnen, da höre ich auf dem Wege zur Türe langsame, dumpfe Schritte ums Haus. Ich höre die Schritte ganz deutlich und kann sie zählen. Warum, denke ich bei mir, umschreitet mein Mann das Haus? Er hat es doch sonst auch nie getan. Ist Gefahr im Verzug?

Ich öffne die Türe und rufe den Namen meines Mannes in die Finsternis hinaus.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Keine Antwort.

Es ist auch weit und breit nichts zu sehen. Und Bello, der Wächter in der Hundehütte, flimmert mich mit weitoffenen Lichtern ängstlich an. Was mag er Unheimliches gesehen haben?

Schauer überrieseln mich. Ich werfe die Türe erschrocken ins Schloß und eile angstbeklommen ins warme Zimmer.

Da knickt und knackt die Türklinke draußen wieder ganz deutlich, mehrmals höre ich den Druck und Ruck, wie von kräftiger Männerhand, und wieder das beklommene Schweigen der Hunde — und wieder die unheimlichen Schritte ums Haus.

Da nehme ich all meinen Mut zusammen und eile vors Haus, den Drilling schußbereit in Händen. Was konnte mir geschehen?

Aber wieder sah ich nichts — auch nicht die Spur eines Trittes in dem kniehohen Neuschnee, den es seit Abend geworfen hatte. Wäre eines sterblichen Menschen Fuß hier gegangen, so müßten doch die Abdrücke und Vertiefungen im Neuschnee deutlich sichtbar sein.

Und ich hatte doch die Schritte so deutlich gehört, das erstemal wie das zweitemal, wie sie kräftig und gemessen um das Haus gingen.

Was war das also?

Was ging hier vor?

Ich stehe vor einem Rätsel. Mit hellwachen aufgescheuchten Sinnen gehe ich ins Zimmer zurück, da schwebt mir, wie von unsichtbarer Geisterhand gehoben, vom Schreibtisch her die Karte mit dem Bilde des Forsthauses Lichtenau, mit dem ich mich in diesen Tagen immer beschäftigt hatte, vor die Füße.

In diesem Augenblick pocht es draußen wieder an die Türe, aber diesmal ist's mein Mann. Eine Täuschung ist nicht möglich, denn ich höre zugleich auch das Freudengebell des wackeren Bello, der seinen Herrn begrüßt.

Ich öffne ihm sogleich und erzähle ihm mit fliegendem Atem das eben Erlebte. Auch mein Mann kann sich die rätselhaften Vorgänge nicht erklären, glaubt aber doch, sie könnten in einem Zusammenhang stehen mit dem Förster Wildbart von Lichtenau.

An eine Nachtruhe war natürlich nicht mehr zu denken. Wir saßen ratend oder schweigend am Herd, ganz in das Geheimnisvolle versponnen, das in den letzten Stunden um unser einsames Forsthaus gespielt hatte, daß sich sogar die Hunde nicht zu rühren wagten.

Am nächsten Morgen war schon Freund Waldmann von der Nachbarförsterei zur Stelle: „Leuteln", rief er uns schon von weitem zu, „heut' Nacht hat's bei mir gespuckt, aber ordentlich und gerade um die Geisterstunde. Ein Lichtl hab' ich gesehen, draußen hoch überm Schneegefild, und ein paarmal hat's mir an die Fenster geklopft, daß alles nur so geschebbert hat. Und auf einmal hab' ich an den Förster Wildbart denken müssen in der Lichtenau. . . Leuteln, paßt auf, mit dem hat es was. . . Wenn der heut' Nacht nicht hinübergewechselt ist in die ewigen Jagdgründe, nachher lasse ich mir den Kopf abschneiden. Ich kenn' mich aus auf so etwas. Ist nicht das erstemal, daß sich ein Freund bei mir anmeldet. . ."

Können sie sich unser Erstaunen vorstellen?

Als ich ihm dann die eigenen spuckhaften Begebnisse in der gleichen Nacht berichtete, war es seine volle Überzeugung: „Das war niemand anders wie der Förster Wildbart. Todsicher ist der heute Nacht gestorben und hat euch mit dem Spuck vermelden wollen, ihr solltet ruhig um den Posten Lichtenau anhalten. Wozu hätt' er denn auch noch die Ansichtskarte mit dem Bild des Forsthauses vom Schreibtisch geweht? Das sollte eine handgreifliche Mahnung sein, den schönen Posten nicht hinten zu lassen. Er ist dir sicher, wie ich bestimmt weiß."

Und so war es auch. Mein Mann hat sich gemeldet und zwar mit sofortigem Erfolg. Wie sich später herausstellte, war sein Vorgänger Wildbart genau in der nämlichen Nacht gestorben, in der ich den geheimnisvollen Spuck in unserem früheren Forsthause erlebte.

Nun sind wir schon an die zwanzig Jahre hier in dem lieblichen Lichtenau, aber jene Geisternacht kommt mir nicht aus dem Sinn. Es gibt Mächte, die, an Zeit und Raum nicht gebunden, nach Gesetzen wirken, die keines Sterblichen Geist erforscht. Oder wie will man solche Erscheinungen erklären?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionspost

Mein erster Missionsritt

Hochw. P. Kräutle, der im Sommer nach Mariannhill reiste, schreibt:

Schon lange freuten wir uns im Pius-Seminar zu Würzburg auf den Tag, der uns den Weg in die Mission nach Südafrika weisen sollte. Am 12. Juli v. J. war der große Missionstag, Sendungstag, an dem wir, 3 Priester und 1 Bruder, das langersehnte Missionskreuz erhielten aus der Hand unserer treuen Obern. Nun sollten wir uns fortan von dem großen, schönen, aber auch schweren Missionsbefehl unseres göttlichen Meisters leiten lassen: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie!" Das war auch das letzte Wort unseres Hochw. P. Rektors, als wir das Seminar verließen.



Eingeborenes Hospital der Mariannhiller Mission, Südafrika

Die große Reise begann. Sie führte mich mit einem meiner Reisegenossen zunächst über Köln nach Holland in unser Noviziatshaus St. Paul, dann nach Kevelaer, Steyl und endlich nach Rotterdam, um dort am 15. Juli an Bord unseres bereit stehenden Dampfers „Adolph Wörmann" zu gehen. Schon in aller Früh des folgenden Tages stach das stolze Schiff in See und in ununterbrochener, glücklicher Fahrt ging es gen Süden über Antwerpen — Southampton — Las Palmas — Freetown — Akkra — Lagos — Lobilo — Walfischbai — Lüderitzbucht — Kapstadt — Port Elisabeth — East-London — Durban. Die sogenannte „schwarze Fracht" bestand im ganzen aus 4 Priestern, 3 Brüdern und 15 Dominikanerinnen aus Schlehdorf. Endlich, nach fast sechswöchentlicher Fahrt waren wir am Ziel unserer Seereise, in Durban. Am 23. August, Samstag abend, erreichten wir unser nächstes Ziel, unsere neue Heimat im fernen Süden, — Mariannhill. Volle 4 Tage brauchten wir, um die Schönheiten Mariannhills zu betrachten und zu bewundern. Es ist ja schon so viel in diesem Heftchen über Mariannhill, dieses Samenkorn, das P. Franz vor 50 Jahren in den Boden Südafrikas legte, und das nun zum herrlichen Baum emporgeblüht ist, geschrieben worden, sodaß ich es wohl übergehen darf.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nach diesen Tagen führte uns unsere Reise etwa 200 Kilometer tiefer ins Missionsland hinein bis zu unserer schönen, großen Missionsstation Lourdes, wo wir einstweilen bleiben sollten, um die Sprache der Eingeborenen zu lernen und mit dem Missionsleben mehr vertraut zu werden. Alles ist neu — jedes Blümlein, jeder Baum und jeder Strauch — und vor allem neu die schwarzen Menschen, Christen und Heiden. So waren wir an der Stätte unserer Arbeit angelangt. Seelen retten! Ja, Seelen retten, das ist unsere künftige Arbeit. O welch schwere, mühsame Arbeit wartet da auf uns! Doch zunächst waren es große Missionsfreuden, die uns der Heiland zugedacht hatte. Schon am Sonntag, den 31. August, durften wir zwei Neulinge auf Einladung des Hochw. P. Rektor, eines biederen, ruhigen Unterfranken, an einer Missionstour teilnehmen. Schon am Samstag Nachmittag eilte unser Führer mit seinem Auto voraus zur Außenstation Tomiso. Wir sollten Sonntags zu Pferde nachkommen. Darum bemühte ich mich schon am Samstag Morgen mit der gütigen Hilfe des P. Rektors und meines hochw. Confraters, die Anfangsgründe der Reitkunst zu erlernen. Meinem Confrater kam nun seine frühere militärische Ausbildung bei der Reiterei sehr zu statten. So konnte mich dieser auf die notwendigsten Vorsichtsmaßregeln aufmerksam machen. Trotzdem ich mich aber schon als kleiner Bub auf einem Karussellpferd beim Jahrmarkt vorzubereiten gesucht hatte, und mich stets im Stillen schon aufs Reiten gefreut hatte, so mußte ich doch erleben und fühlen, wie jeder Anfang schwer ist, — denn ich konnte nachher kaum mehr recht aufrecht sitzen.

Aber nun die Reitversuche selbst! Als mir kurz das Aufsteigen gezeigt worden war, da saß ich auch schon im Sattel; denn solche Sprünge lernte man ja im Turnverein und in den Turnstunden der Schulzeit. Zunächst nun ging das Reiten recht vorsichtig — denn zum ersten Mal auf einem lebendigen Pferd, das ist schon eine Leistung — und dann mußte ich auch mein Pferdchen zuvor ein wenig kennen.

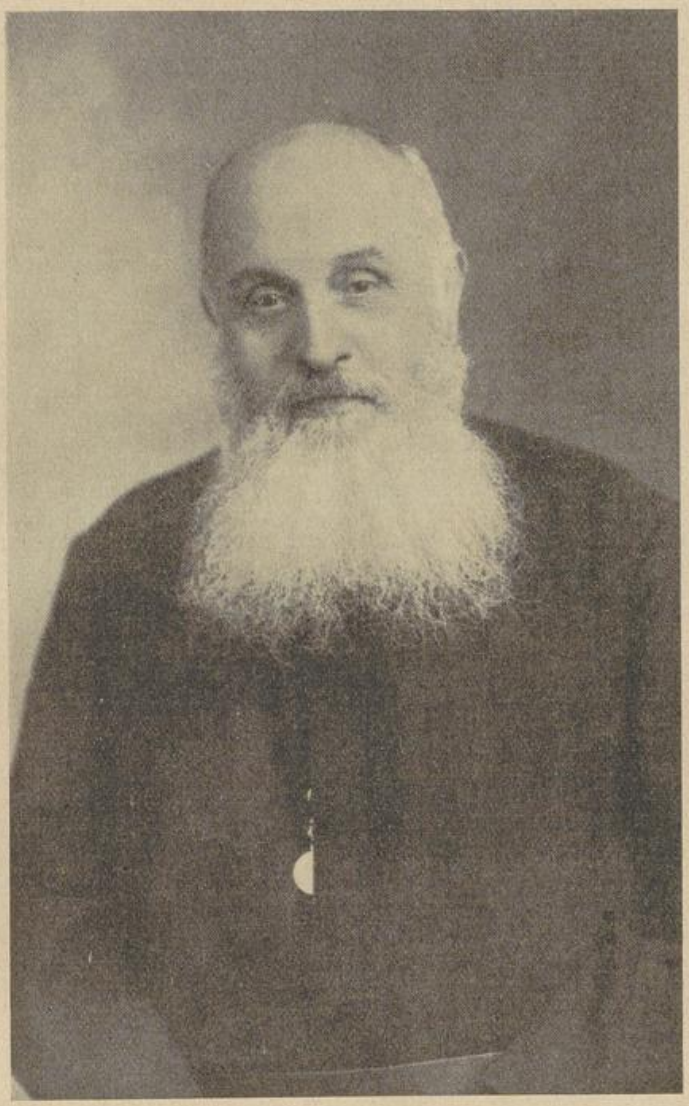
Nach kurzer Zeit kam die zweite Reitart, das Traben. Das ging nicht so einfach, und in der größten Not hielt ich mich plötzlich am Sattel mit beiden Händen fest. Aber o weh, da erscholl die Stimme meines militärisch geschulten Begleiters, daß es so was nicht gebe und daß die Schwarzen mich nur auslachen, wenn sie mich so reiten sähen. Dieses Kapitel reichte mir, und darum versuchte ich, mich mit den Beinen ans Pferd zu klammern. So gings dann in den Galopp über, das am leichtesten sein sollte, wie ich mal von einem Missionar hörte; und wirklich, diese Reitart hat mir auch viel besser gefallen. Glücklicherweise bin ich jedoch nicht heruntergefallen, was der gespannte Leser vielleicht noch erwartet hätte. Aber vielleicht kommt es noch. Mein hellgraues Pferdchen, genannt „stimäla", d. h. „Lokomotive", weil es so gut läuft, hat sich recht gut an seinen Reiter gewöhnt und gehorcht ihm auf den Wink.

Das war also die Reitprobe, und am nächsten Tage sollte der große Ritt stattfinden. Meine Träume drehten sich natürlich nur um mein Pferdchen und diesen großen Ritt. Wie rasend galoppierte ich über die Steppe, und hoch im Bogen bin ich oft herabgeflogen. Und da war auf einmal die Nacht vorüber und der große Tag angebrochen, müde und zerschlagen erwachte ich. Um 6 Uhr las ich auf unserer Station die hl. Messe und schon um 7 Uhr standen unsere beiden Pferdchen gesattelt vor dem Rektorat. Schnell mußte es gehen, denn schon war die erste Nottaufe zu spenden einem alten blinden Mann. Ein Bruder zeigte uns den Weg.

Also in den Sattel und los! Es ging bergab und wieder bergauf — am Sonntag Morgen!!! —. Die Sonne ist schon aufgegangen, da und dort sieht man Kraalshütten der Eingeborenen. Schwarze Christen begegnen uns und grüßen uns schon von weitem und zeigen uns den Weg zum Kranken. Dort drüben — weit weg von der Straße, stehen Kraalshütten: Leute laufen zusammen, Erwachsene und Kinder, Männer und Frauen. In saubere Sonntagskleidung gehüllt, erwarten sie uns; dort müssen wir hin. Wir steigen ab und schon kommt ein schwarzer Bursche und hält unsere Pferde. Ich gehe ein wenig ängstlich in die Hütte, es war ja meine erste priesterliche Funktion im Missionsland, im Lande der Schwarzen. Alles ist sauber geordnet. Links kniet die ganze Familie, rechts ist ein Tisch mit einem blendend weißen Tuch gedeckt, darauf steht ein Gläschen mit Weihwasser. Neben dem Tisch auf dem Boden liegt eine schöne, sauber geflochtene Stroh-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

matte; sie ist für mich bestimmt. Nicht weit davon sitzt der kranke Mann auf dem Boden; seinen Kopf stützt er auf den Arm. Ich erteile den Segen und alle, auch der Kranke, machen das Kreuzzeichen. Nun war bei mir alle Furcht weg — wir sind ja in einer christlichen Familie, die mit uns betet. — Dann folgte die Nottaufe und kann's gehen wie es will, dachte ich, der Mann ist für den Himmel vorbereitet.



Ein Missionsveteran: Ehrw. Br. Felizian Löhr, RMM. langjähr. Pförtner im Würzburger Haus Pleicher Ring 3 der Mariannhiller Mission

Das war unsere erste große Missionsfreude am Sonntagmorgen. Die Leute und der Getaufte beteten zusammen einige Gebete und nachdem wir den hl. Segen erteilt hatten, verließen wir die Hütte, bestiegen die Pferde und ritten eineinhalb Stunden weiter nach der Außenstation Tomiso, auf einer Höhe in einem Wäldchen versteckt gelegen. Dort machten wir Halt, schwarze Burschen nahmen den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pferden die Sättel ab und ließen sie auf die Weide gehen. Sogleich hielten wir Umschau nach dem Kirchlein. Den ganzen Morgen hatte P. Rektor zu tun mit Beichthören. So gerne hätten wir geholfen — allein „Kannitverstan" hätten wir nur immer sagen müssen, denn wir konnten ja die Sprache noch nicht.

Um 10 Uhr war Hauptgottesdienst. Die Leute kamen zu Fuß, einige Männer auch zu Pferde — so manche Mutter, den Kleinsten auf den Rücken gebunden, kommt zur Kirche. Mit vorbildlichem Anstand gekleidet, wenn auch durchweg barfuß, kommen diese Christen zur Kirche. Das zwar ziemlich geräumige Kirchlein mit Strohdach kann die Gläubigen nicht alle fassen; etwa 150 Männer und Frauen und Kinder müssen außerhalb des Gotteshauses dem hl. Opfer beiwohnen. Das Missionsglöcklein erklingt und der Missionar schreitet mit seinen zwei schwarzen Ministranten an den Altar. „Introibo ad altare dei", so beginnt der Priester und mit ihm das ganze Volk. Ein schwarzer Lehrer betet laut vor — dann erschallen ein paar helle Mädchenstimmen und plötzlich fällt das Volk ein in zwei- und vierstimmigem Gesang. Unsere Schwarzen sind sehr musikalisch und die Sänger manch europäischen Kirchenchores müßten weit in den Hintergrund treten. Die meisten Lieder haben deutsche Melodien, was einen ganz anheimelt. Vor der Kirche sitzen die Leute auf dem freien Boden; so manch drolliges Baby liegt auf dem Schoß der Mutter oder auf ihrem Rücken und schläft friedlich und sorglos; dort spielen still im Sande vier saubere Krausköpfchen, nett und sauber gekleidet; in meiner nächsten Nähe kniet ein Kind, ich weiß nicht, ist es ein Bub oder ein Mädchen, denn beide haben hier Bubiköpfe, aber natürliche, keine künstliche. Das Kind ist in ein blaues Kleidchen gehüllt, um den Hals trägt es eine Medaille, es faltet so schön und andächtig die Händchen, daß es mich wirklich erbaute und ich meine Freude daran hatte. Hinter mir stehen oder sitzen die Männer und folgen still und gesammelt der hl. Handlung. Ja, Sonntag ist's auch hier im Heidenland, und wie einzigartig schön ist dieses Sonntagsbild bei diesen gottsuchenden schwarzen Menschen. Das Glöcklein ertönt zur hl. Wandlung und Kommunion und alle fallen auf die Knie um anzubeten ihren Herrn und Gott. Eine große Anzahl Kinder und Erwachsener geht zur hl. Kommunion — das ist praktisches Christentum unter den sogenannten „Wilden" im „dunklen Afrika."

Nach der hl. Messe folgt sogleich eine Predigt, gehalten von unserem Hochw. P. Rektor in der Zulusprache. Wir zwei Neulinge kommen da noch nicht mit mit unseren mageren Sprachkenntnissen. Anschließend mit Einschaltung einer kleinen Pause folgt dann die Segensandacht, da die Leute dann bald ihren weiten Heimweg antreten wollen. Schon ist es später als 12 Uhr geworden. Die kirchliche Feier ist vorüber. Freudige Gesichter sehe ich bei Groß und Klein. Die Kinder springen und spielen miteinander. Ich ziehe meinen Photoapparat hervor, um die lustige kleine Gesellschaft auf die Platte zu bringen. Hau, wie da die schwarzen Krausköpfchen laufen, um auch noch auf's Bild zu kommen. Und welche Freude ist da, wenn der Moment des Knipsens vorüber ist. Hell auf schreien die Buben und Mädels und klatschen in die Hände. Und wie neugierig alle ihre Köpfchen strecken, wenn ich meinen Apparat zusammenschiebe. — —

An diesem Tage hatten wir auch Gelegenheit, einer Männerversammlung beizuwohnen, die Hochw. P. Rektor gleich nach der kirchlichen Feier zur Erledigung wichtiger Angelegenheiten einberufen hatte. Dort unter schattigen Bäumen sitzen etwa 40—50 Männer im Kreis herum auf dem Boden. Der Missionar sitzt auf einem Stuhl. Die Beratung beginnt. Der Baba (Missionar) bringt seine Angelegenheiten vor und dann folgt die Diskussion. Jeder kann seine Ansicht vortragen, aber keiner hat das Recht, den Redner zu unterbrechen. Dabei ist mir die natürliche Redegewandtheit der Männer aufgefallen, die doch keine Gelegenheit haben, Rhetorik zu studieren und zu üben. Manche Redner verstehen es mit

„Vor allen übrigen Werken und Zeichen der Liebe hat das Missionswerk sicherlich ebenso den Vorzug, wie die Seele höher steht als der Leib, der Himmel höher als die Erde, die Ewigkeit höher als die Zeit." Pius XI.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geradezu meisterhafter Gewandtheit, ihre Meinung darzulegen. So wird hin und her geredet und das Redespiel würde manchmal bis zum Abend gehen, würde der Missionar nicht beizeiten abbrechen.

Unterdessen war es halb 2 Uhr geworden. Wir zogen uns zurück in unser Häuschen zum Mittagsmahl. Alles war von fachmännischer Hand hergerichtet: Serviette, Teller, Löffel, Gabel und Messer. Auf einer Platte lag eine große Hammelkeule, der ein guter Hühnerbraten Gesellschaft leistete. Dazu gab es Brot



Basutodorf: In der Ferne die Drakensberge im Schnee
(Mariannhiller Mission, Südafrika)

und Kaffee. Da konnte es uns schon gut schmecken. Nach diesem wirklich schmackhaften Mittagsmahl dachten wir an unsere Heimreise. Unsere Pferdchen wurden gesattelt und frisch gestärkt, und frohen Mutes traten wir den Heimritt an. Daß es heimging, merkten auch unsere Tiere, darum ging es meistens im Galopp. Und das war gut; denn am Himmel hingen schwere Wolken. Ein Gewitter kam uns entgegen. Blitze zuckten, Donner krachten. Aber wir hatten noch Glück. Kaum waren wir zu Hause angelangt, da öffneten sich die Schleusen des Himmels und in Strömen regnete es; doch wir waren im Trockenen.

Das war mein erster Missionsritt. Froh und wohlbefriedigt war ich über diesen glücklichen und guten Anfang meines Missionslebens und -arbeitens.

Mehr Menschenliebe!

Das Leid geht durch die Welt. Die Liebe aber muß helfend, heilend, versöhnend, ausgleichend neben dem Leid schreiten. Und nun blicken wir um uns! Es fehlt an wahrer, tiefer Menschenliebe. Die Selbstsucht spinnt ein breites Netz von Fäden. Mehr Menschenliebe! Mehr echtes Christentum, das sich nicht im tönenden Wort, sondern in der rettenden Tat auswirkt.

Altmeister Goethe prägte das schöne Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Ich möchte euch mit allem Nachdruck zurufen: „Seid hilfreich, seid voll verstehender Güte! Leiht dem Schwachen, dem Strauchelnden eure stärkere Hand!“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hilfreich zu sein ist eine Gabe, die Gott vor allem der Frau ins Herz gesenkt hat. Ihr innerstes Wesen ist Mütterlichkeit, die verstehende, helfende Güte, das stille Samariterwalten. Aber „hilfreich sein!" sei auch des Mannes Parole, dem die göttliche Vorsehung gewöhnlich ein weiteres Feld von Aufgaben zuwies als der Hausfrau, die im Heim in der Erweckung von Heimbehaglichkeit und „Heimsonne" ihres Waltens Kreis und Grenze sieht. Ihr habt vielleicht Beziehungen, die einem hilfsbedürftigen Bekannten wertvoll wären! Ihr kennt möglicherweise Arbeitsgelegenheiten, die Beschäftigungslose, die zur Zeit willig sind, glücklich machen könnten. Helft mit eurer Kenntnis! Sorgt dafür, daß die Sonne der Menschenliebe hell und strahlend die Wolken des Leids durchbricht! —

Es wird düstere, umschattete Tage im wechselnden Rhythmus des Lebens geben, wo auch dir, dir selbst, eine rettende Hand, ein begünstigender Zuspruch willkommen ist. Hier greift das Gesetz der Vergeltung ein! Man wird diese Hilfe dem, der als hilfreich bekannt ist, opferwilliger gewähren als dem krassen Egoisten, der stets den eigenen Vorteil rücksichtslos ins Auge faßte. Im warmen Sonnenlicht des Verstehens, der Liebe lassen sich die großen sozialen Probleme der Zeit leichter lösen als in der Sphäre des gegenseitigen Mißtrauens und der kalten Selbstsucht. Vom Ich müssen sich Fäden zur Gemeinschaft spinnen, von dem einzelnen zur Welt.

7. Internationaler missionswissenschaftl. Kongreß 1930

Von P. J. Hasenberg, Vorsitzender des Akadem. Missionsvereins der Univers. Köln

In Laibach, der schönen Hauptstadt Sloveniens, fand vom 6.—11. September 1930 der 7. internationale Kongreß der katholischen Missionswissenschaftler statt. Diese große und im heimatlichen Missionswesen führende Kundgebung war in diesem Jahre nach Südosteuropa verlegt worden, um auch die dort ansässigen slavischen Völker, die doch auch zu einem großen Teil römisch-katholisch sind, mehr als bisher für die große Sache der katholischen Weltmission heranzuziehen. Denn das ist ja das große Ziel auch der internationalen Missionswissenschaft: Ausbreitung und Förderung des Reiches Christi auf Erden.

Der Kongreß war angesichts des weitentlegenen Tagungsortes noch sehr gut besucht. Vor allem das Kongreßland, Jugoslawien, hatte seine Gebildeten, Priester und Laien in großer Zahl entsandt. Auch die anderen slavischen Völker, allen voran Polen, hatten Vertreter entsandt. Deutschland, die Wiege der modernen Missionswissenschaft, war erfreulicherweise am stärksten vertreten. Die führenden deutschen Missionswissenschaftler, der Generalsekretär des Akademischen Missionsbundes, zahlreiche Vorsitzende und Vertreter der Akademischen Missionsvereine an den deutschen Universitäten, waren erschienen. Ferner waren vertreten die Schweiz, Deutsch-Österreich, Italien, Belgien, Frankreich, Holland und Japan. Der Apostolische Nuntius von Belgrad, Se. Exzellenz Herm. Pellegrinetti, eröffnete persönlich den Kongreß. Ein weihevolles „Veni sancte Spiritus" in der Domkirche, eine glänzende Begrüßungsfeier im Hotel „Union" bildeten den Auftakt. — Nach feierlichem Pontifikalamte begannen am andern Morgen die Versammlungen und Beratungen. Dr. P. Laurenz Kilger hielt einen vielbeachteten Vortrag über die „Missionsgeschichte, ein Zeugnis für die Lebenskraft unserer Kirche." P. J. Dr. Thauren sprach über „Mission und höheres Bildungswesen in den Heidenländern." Gerade die Arbeiten der Mariannhiller Missionare haben ja da schon viele schöne und vorbildliche Erfolge gezeitigt. — P. Ogihara, ein Missionar aus Japan, hielt am Abend im hohen Dome eine begeisterte Missionspredigt, wozu die wunderschönen slowenischen Kirchengesänge den äußeren Rahmen gaben. Es war eine weihevolle und ergreifende Stunde, wie dieser eingeborene japanische Missionar die Völker Europas zum Kreuzzuge für das Reich Jesu Christi aufrief.

Am Montagmorgen besuchten wir zuerst eine hl. Messe, die Bischof Njaradi nach orientalischem Ritus in der Franziskanerkirche las. Hernach sprach Univer-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sitätsprofessor Dr. Schmidlin, der Begründer der deutschen Missionswissenschaft, über „Missionsprobleme Ostasiens." Der bekannte Jesuitenmissionar P. Väth berichtete über „Indiens Missionsprobleme" und Professor Dr. J. Steffes aus Münster über „Absolutheit und Missionscharakter des Christentums."

Auch in den folgenden missionswissenschaftlichen Konferenzen wurden noch mehrere wertvolle Themata behandelt, so die Missionsgeschichte, die biblische Missionsbegründung und die Missionskunde. Manch wertvolle Anregung konnte der aufmerksame Zuhörer in diesen Tagen in sich aufnehmen und wir alle hatten das Bewußtsein, daß auch in den gebildeten Ständen schon viel für die große Sache der katholischen Heidenmissionen getan wird. Aber man hat auch Verständnis für die großen Schwierigkeiten und Mühen, mit denen die Missionare dort an der Front kämpfen, für die Opfer und Entsagungen, die sie bringen müssen. Dankbar wird aber auch anerkannt, was die Missionsgenossenschaften und da in hervorragendem Maße die Mariannhiller Mission, geleistet haben. Und auch weiterhin soll durch enge Zusammenarbeit zwischen der kämpfenden Missionsarmee an der Front und der Etappe in der Heimat Christi Reich vermehrt und ausgebreitet werden. Möge der Laibacher internationale missionswissenschaftliche Kongreß, der mit so viel Missionsbegeisterung und Opferliebe vorbereitet und durchgeführt wurde, ein Meilenstein auf diesem Wege sein, zu Christi Ehre und der armen Heiden Heil!

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Als die Waschung vollendet war, schwiegen die Trommeln. Die Tänzer hielten inne, schweißtriefend, schwankend. Der Ngil, dessen Totem das Krokodil war, goß Öl in seine Rechte, spritzte es über die Schädel und sprach in feierlichem Ton der Beschwörung: „O ihr Großväter, wenn jemand zu euch kommt, euch Öl spendet und die Bitte spricht, seiner Jagd Erfolg zu geben, so erhöret ihn."

Die Umstehenden klatschten in die Hände und riefen: „Yan yan, ja ja, erhöret ihn!" Nach eingetretener Ruhe fuhr der Ngil fort:

„O ihr Großväter, wenn jemand zu euch kommt, euch Öl spendet und die Bitte spricht, seine Farm zu segnen, so erhöret ihn." Wieder folgte das: „Yan yan, erhöret ihn!"

„O ihr Großväter", sprach der Ngil weiter, „wenn jemand zu euch kommt, euch Öl spendet und die Bitte spricht, ihn auf seiner Reise zu beschützen, so erhöret ihn."

„Yan yan, erhöret ihn!"

Der Ngil warf das Ölgefäß in weitem Bogen fort. Der „Skorpion" trat einen Schritt vor und rief: „Wenn aber jemand kommt und eine Bitte spricht, aber euch bittet, einem Ngil zu schaden, so erhöret ihn nicht, auch wenn er zehn Kalebassen Öl spendet."

„Yan yan, erhöret ihn nicht!"

„Und wenn jemand zu euch kommt und kein Öl spendet, so erhöret ihn nicht."

„Yan yan, erhöret ihn nicht!"

„Und wenn jemand zu euch kommt, euch Öl spendet und die Bitte spricht, ihn von Krankheit oder Verhexung zu befreien, so erhöret ihn nicht, denn das ist Sache der Ngil."

„Yan yan, so soll es sein, erhöret ihn nicht!"

Die Anrufung der Geister war beendet. Die Trommler schlugen von neuem ihren Takt, und weiter ging der Tanz. Auch die Ngil der Ngumba beteiligten sich jetzt daran. Es war bewundernswert, mit welcher Anmut und Geschmeidigkeit, mit welcher Kraft und Ausdauer die schon bejahrten Männer ihre Glieder schwangen. Wohl eine halbe Stunde noch drehte sich der wilde Reigen. Dann zogen sich die Ngil der Ngumba in die Hütte zurück, um sich ihres Schmuckes zu entledigen. Die Trommeln verstummten. Diener trugen Matten herbei und breiteten sie auf dem Platze aus. Die Tänzer legten sich nieder, um bei Palmwein und dampfenden Pfeifen auszuruhen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es war schon spät am Nachmittag, als Jambascholl mit Janga und Nyanguakaka im Tale der Ngil anlangte. Die Ngil begrüßten den Genossen aufs freudigste. „Wir haben dich schon gestern erwartet", sagte der „Skorpion", „nun dachten wir, du würdest diesmal nicht kommen." Er redete in der Geheimsprache des Bundes.

„Es ging schwer genug", entgegnete Jambascholl, „nur mit Mühe konnte ich die Alte da, die ich dem toten Ngil geweiht, hierher bringen."

Der „Skorpion" wies mit der Hand nach dem Gefängnis. „Dort kannst du wohnen", sagte er zu Nyanguakaka. Müden Schrittes humpelte die Frau in der angegebenen Richtung über den Dorfplatz. Zwei Vertraute folgten ihr.

„Euer Häuptling hat gesagt, ich soll in diesem Hause wohnen", erklärte Nyanguakaka dem Wächter, der vor der Türe der Hütte stand. Da wurde sie von hinten gepackt und zu Boden geworfen. Man band ihr Hände und Füße. Sie ließ es geschehen, ohne sich zu widersetzen, ohne auch nur einen Laut der Klage zu äußern. Sie begann das Geheimnis der Ngil zu verstehen. Man trug sie ins Haus und legte sie zu den übrigen Opfern auf den Boden.

Nyanguakaka ergab sich ganz still in ihr Schicksal. Sie ahnte, daß sie nun sterben müsse. Aber war sie nicht eine alte Frau, die vom Leben nichts mehr erwartete als Mühe und Plage? Konnte sie nicht jeden Tag sterben? Der Weg nach Hause war so weit, und sie war so müde. War es nicht besser, wenn sie ihn nicht mehr gehen mußte? Ein leises Weinen störte sie plötzlich in ihrem Sinnen. „Weinst du über den Verstorbenen oder über dein junges Leben?" fragte sie flüsternd. Sie erhielt keine Antwort. Das weinende Mädchen verstand ihre Sprache nicht. Die Alte plapperte fort:

„Den Toten sollst du nicht beweinen; ein Ngil verdient es nicht. Beweinst du deine Jugend? Du bleibst nicht lange jung. Das Leben ist eine böse, schwere Last. Ich war auch einst jung und schön. Die jungen Männer schauten mir nach mit bewundernden Blicken. Es ist wie gestern. Aber gestern ist nicht heute. Hast du einen jungen Freund zu Hause gelassen? Tröste dich, es gibt Mädchen genug, die ihm gefallen werden. . . ."

Der Wächter steckte den Kopf zur Tür herein. „Willst du sofort stille sein? Wer spricht, erhält Strafe." Da schwieg sie. . .

Jambascholl hatte der Leiche Bogles Trauer bezeigt und Ehre erwiesen. Nun lag er im Kreise der Ngil, trinkend und rauchend. Einige schliefen auch, um sich für die bevorstehende Feier zu kräftigen.

Im Tale dunkelte es früh. Der Himmel war bewölkt, und die ins Meer sinkende Sonne färbte die Wolkenränder glühend rot. Aber schnell erstarb der Glanz in einem matten Violett, und die ganze Pracht verlor sich in Dämmergrau und Dunkelheit. Diener brachten Reisig herbei und steckten es in Brand.

Etwa zwei Stunden nach Sonnenuntergang verkündete die Sprechtrommel, daß es Zeit sei, sich zur Feier zu rüsten. Die Ngil suchten ihre Hütten auf, um ihren Schmuck anzulegen. Die andern bemalten sich.

Janga und die Schüler der Jaunde-Ngil sollten heute ihre Probe bestehen, um fortan als eigentliche Ngil zum Bunde zu gehören. Sie malten sich ihr Totem auf die Brust, Janga einen Turako, der eine Jaunde eine Schlange, der andere eine Ratte. Um die Stirn banden sie einen schmalen Baststreifen.

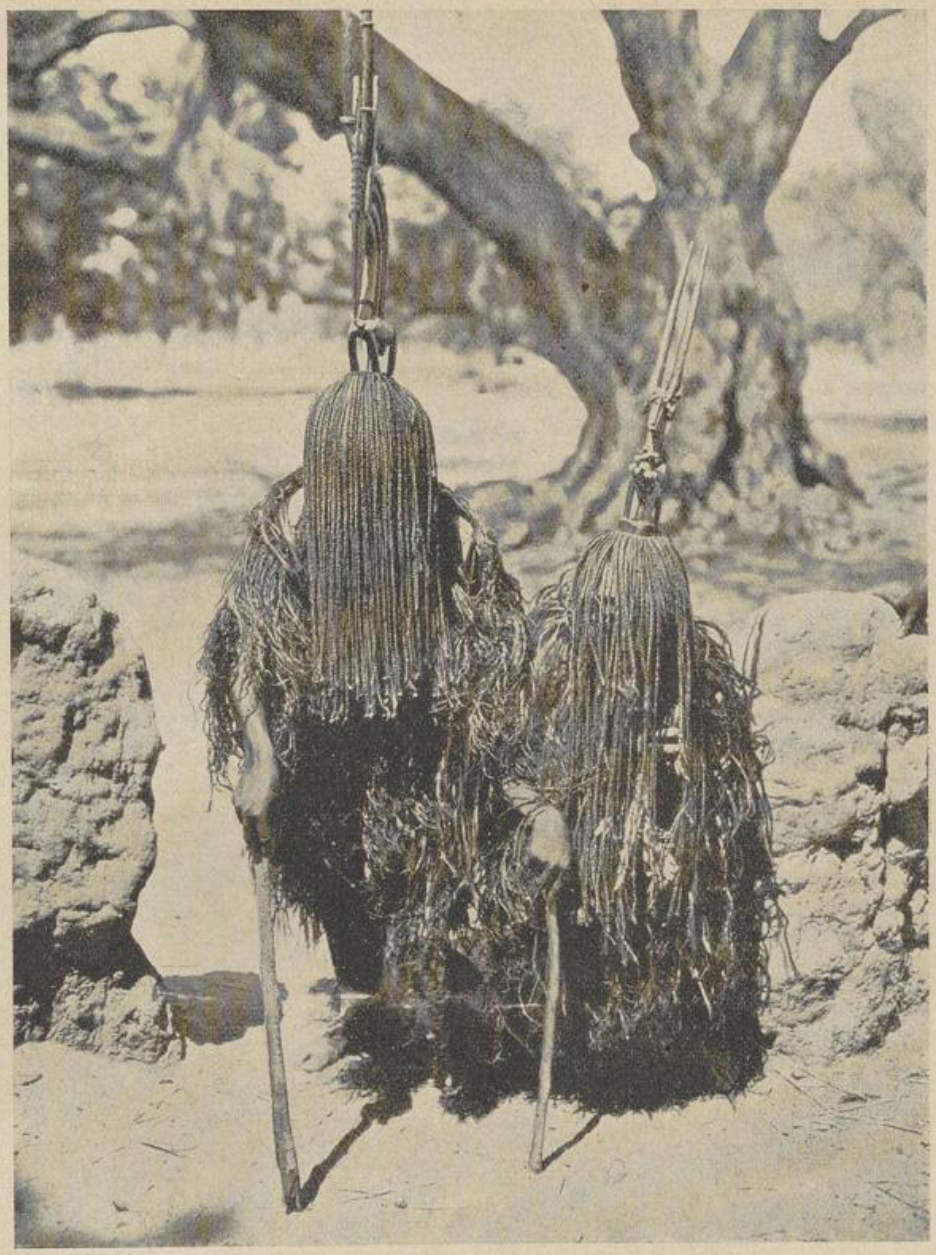
Wieder ertönte die Sprechtrommel. Auf jeder Seite des Gerüstes, auf dem Bogle lag, flammte ein Scheiterhaufen empor. Die Ngil traten aus ihren Hütten. In feierlichem Zuge umschritten sie, einer hinter dem andern, den Katafalk und verneigten sich vor der Leiche. Der Ngil, dessen Totem das Krokodil war, leitete die Feier. Er hatte am Fußende des Leichengerüstes Stellung genommen, legte die Hände als Schalltrichter an den Mund und rief mit starker Stimme:

„Großer Ngil der Bakoko, höre mich!"

Trommelgerassel und langes Gejohle erfüllte die Luft. Auf den Wink des Großmeisters trat Ruhe ein, eine Stille, in der man den eigenen Herzschlag hören konnte. Es war, als spüre die Versammlung die Nähe des gerufenen Geistes. Das „Krokodil" erhob wieder seine Stimme und sprach:

„Großer Ngil der Bakoko, du stehst auf der andern Seite des Weges; aber auch die Gräser neigen sich über den Weg und berühren sich. Wir sehen den Wind nicht, der uns umfächelt; aber wir wissen, daß er da ist. Das Feuer erlischt, und der Rauch verfliegt; aber die Kohle glüht unter der Asche fort bis zum nächsten Tag. Dein Leib liegt auf der Bahre, aber dein Geist weilt unter uns. Großer Ngil, wir sind gekommen, dich zu besuchen. Sei Freund deinen Freunden und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zauberer Afrikas in Festtracht

bleibe Feind deinen Feinden. Wir, deine Freunde, verlassen dich nicht. Deine Mörderin packte ein böser Geist, aber Speise und Trank bringen wir dir ins Totenreich."

Der Ngil schwieg. Seine Schüler brachten einen Eßnapf, in dem sich Kassada, Makabospinat und Fleisch befand, und eine Kalebasse mit Palmwein. Der Ngil ergriff die Gefäße. Den Eßnapf stellte er vor dem Katafalk auf den Boden nieder, den Inhalt der Kalebasse spritzte er ringsum gegen das Gerüst. Auf seinen Platz zurückgekehrt, klatschte er in die Hände.

Die Trommler begannen ihre Arbeit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leichte Bewegungen des Oberkörpers und der Arme leiteten den Tanz ein. Der Großmeister gab die Tanzweise an. Beständig im Takte der Trommel sich wiegend, drehte er sich um seine Achse. Die andern taten ebenso. Dann wandte er sich, immer im Tanztakt, nach rechts und schob den Körper langsam vorwärts. Einen Fuß vor den andern setzend, bewegte sich die Reihe in der Runde. Nach und nach wurden die Schritte schneller, die Bewegungen lebendiger, bis der Reigen in wildem Sturm um den Katafalk wogte.

Der Großmeister winkte. Die Trommeln schwiegen, die Reihe stand. Der Ngil ergriff von neuem das Wort.

„Großer Ngil der Bakoko! Allein bist du ins Totenreich gegangen. Du fandest dort deine Freunde, die Ngil; aber sie bedienen dich nicht. Du gehst in dein Haus, es ist kein Weib da. Du schaust in die Küche, sie ist leer. Du siehst deine Felder, sie liegen brach. Du rufst einen Diener, es kommt keiner. Du willst Wasser trinken, und niemand bringt es dir. Du sollst nicht verlassen sein. Wir, deine Freunde, wir bringen dir Frauen und Diener, die dir folgen sollen ins Totenreich."

Der Ngil winkte. Während die Trommeln rasselten, wurden die unschuldigen Todesopfer aus dem Gefängnis geholt. Man stellte sie an die Pfähle, die um den Katafalk in die Erde gerammt waren, und band sie daran fest. Drei Frauen waren verhüllt, daß man ihr Gesicht nicht sehen konnte. Am Fußende der Totenbahre fanden sie ihren Platz. Das laute Jammern der Armen wurden übertönt durch den Lärm der Trommeln und das Johlen der Ngil.

Auf ein Zeichen des Großmeisters begann der Tanz, wenn man dem Rasen, Toben und Wüten, das nun folgte, diesen Namen noch geben darf. Ein wilder Taumel hatte die Ngil ergriffen. Sie jagten wie die Bestien des Urwaldes um die Opferstätte, gebärdeten sich wie Wahnsinnige, schrien wie Besessene. Es war, als ob die Hölle ihre Pforten geöffnet und eine Schar Teufel losgelassen hätte. Im Scheine des lodernden Feuers erschienen die Gestalten geisterhaft. Die Begeisterung ward zur Raserei. Man bereitete sich vor auf die kommenden Greuel. Endlich winkte der Führer Ruhe. Jetzt sollten die drei Prüflinge zeigen, ob sie würdig und fähig seien, ganze Ngil zu werden. Die „Ratte" kam zuerst an die Reihe.

„Jüngling", so hub das „Krokodil" an, „Jüngling, dessen Totem die Ratte ist, bewahre die Geheimnisse der Ngil vor den Menschen, wie die Ratte sich vor ihren Augen verbirgt. Verstehst du mich?"

„Ich verstehe dich, großer Ngil."

„Dann kennst du die Sprache der Ngil. Du wirst als ein Ngil nach Hause zurückkehren oder hier sterben. Verstehst du mich?"

„Ich verstehe dich, großer Ngil."

„Willst du ein Ngil werden, gleich uns an Macht und Einfluß bei Geistern und Menschen?"

„Ich will es, großer Ngil."

„Nimm dieses Messer und töte das Mädchen, das vor dir steht."

Der junge Mann ergriff die Klinge, die der Ngil ihm darreichte, und näherte sich der verhüllten Frauengestalt. Er zögerte. Noch hatte er nie solche Tat vollbracht. Ein angebundenes, wehrloses Weib abzuschlachten, dünkte ihm eine Schande.

Der Ngil, der neben ihm stand, ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken, sondern schob ihn vorwärts. Noch einen Schritt waren sie von dem laut weinenden Opfer entfernt, da trat der Ngil vor und zog das Tuch herab, mit dem es verhüllt war. Ein Schrei des Entsetzens! . . . . Der Jüngling wich zurück. Das Mädchen, das vor ihm stand, war . . . seine eigene Schwester. . . .

„Ahanda, Sohn meiner Mutter, willst du mich töten?" schluchzte sie in der Sprache der Jaunde.

„Nie, nie! Das tu ich nicht!" schrie der arme Mensch.

„Vorwärts!" kommandierte der Ngil, „entweder gehorchen oder sterben!"

„Sterben, lieber sterben!" Er warf das Messer von sich, stürzte auf die Gefesselte zu, umschlang sie mit seinen Armen und schrie immerfort: „Sterben, sterben, wenn ich dich retten könnte, tausendmal sterben!"

„Schafft ihn fort! Bindet ihn an den Pfahl, ein neues Opfer für den Ngil."

Die Männer, die den Befehl vollziehen wollten, brachten den Verurteilten nicht von der Stelle. Da trat der „Skorpion" heran, eine kurze Lanze in der Hand. Mit wuchtigem Stoß heftete er zwei Menschenleiber an den Pfahl.

Zwei gellende Schreie mischten sich in das Heulen der Ngil und das Dröhnen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Trommeln. Dann wurde es still, unheimlich still. Am Himmel jagten schwarze Wolken, windgepeitscht. Dicke Tropfen fielen wie schwere Tränen zur Erde. In der Ferne grollte der Donner.

Janga zitterte, als er an die Reihe kam. Aber die Liebe zum Leben trieb ihn zum Mord. Er schloß die Augen, während er Nyanguakaka den Dolch in die Brust stieß. Das Weib blieb stumm. Jambascholl sah und hörte nichts. Er raste mit den Rasenden.

Die „Schlange" wurde Muttermörder und bestand damit ebenfalls die Aufnahmeprüfung.

„Eine Schlange habe ich an meinem Busen genährt; jetzt tötet sie mich", schrie das unglückliche Weib, bevor es unter gräßlichen Schmerzen verschied.

Nach beendeter Prüfung begann ein neuer Tanz. Die Ngil, ihre Schüler und Vertrauten, alle waren mit Messern bewaffnet. Während der grausige Reigen sich im Takte der Trommeln bewegte, stieß bald dieser, bald jener einem Opfer das Messer in den Arm, in die Brust, in die Seite, wie es eben traf. Das Schmerzgeschrei der Verwundeten wurde übertönt durch Trommelwirbel und Geheul der Ngil. Die Qual dauerte lange; denn die Stiche waren nicht tödlich. Langsam mußten die Opfer verbluten. Nur das jüngste Weib Bogles fand einen schnelleren Tod. Das „Krokodil" schnitt ihr den Hals durch. Man fing das Blut auf, und die Mörder wurden Kannibalen. Reisig wurde um die Pfähle gehäuft. Die auflodernden Flammen beleuchteten schmerzlich zuckende, blutüberströmte Körper.

Ein Sturmwind fuhr in die Glut, daß die Funken stoben. Die Umstehenden zogen sich vom Feuer zurück. Da zuckte ein Wetterstrahl über dem Wipfel eines Urwaldriesen. Ein kurzer, scharfer Knall folgte. Mitten aus dem Unwetter heraus ertönte ins Tal hinein eine Stimme wie Hörnerschall:

„Wehe euch, wehe! Ihr Muttermörder!"

Die Worte waren in der Sprache der Jaunde gerufen. Nur wenige verstanden sie. Und doch waren alle von Schrecken erfüllt. Selbst die Ngil, die sich bei jeder Gelegenheit ihres Verkehrs mit der Geisterwelt rühmten, erbebten, da sie die Stimme der Überirdischen zu hören glaubten. Sie wandten sich an den Großmeister. „Rette uns", riefen sie, „rette aus der Gewalt der bösen Geister!"

„Geht in eure Hütten, ich werde sie bannen."

Ein neuer Blitz flammte auf. Sekundenlang erschien das Tal wie von Feuer überschüttet. Der Donner machte den Boden erbeben.

„Wehe!" so rief die Geisterstimme, doch diesmal von der andern Seite und in der Sprache der Banoho, „wehe euch, wehe! Ihr Gattenmörder!"

Jambascholl stürzte zu Boden. Alles rannte in wilder Flucht, sich in den Hütten zu verbergen. Aber die Elemente waren entfesselt und entluden sich in furchtbarer Gewalt. Ins Leuchten der Blitze hinein ertönte zum dritten Mal das geheimnisvolle Wehe, jetzt in der Sprache der Ngumba:

„Wehe euch, wehe! Ihr Menschenmörder!"

Gespenstern gleich irrten die verängstigten Ngil im Tale. Das blendende Blitzlicht ließ sie keinen Ausweg finden. Sie rannten gegeneinander, schrien um Hilfe. Ganze Feuergarben schleuderte der Himmel herab. Und der Donner dröhnte in den Bergen, als stürze das Firmament zersplittert auf die Erde nieder. Dann prasselte ein dichter Regenschauer ins Tal und löschte die letzten Flammen die an den verkohlten Leichnamen emporzüngelten. . . .

— — — — — —

II.

„England ist immer der Beschützer der unterdrückten Völker bis heute gewesen", sagte Leutnant Brown selbstbewußt, indem er seinen Charles Dickens geräuschvoll zuklapppte. Er warf den Kopf in den Nacken und blies den Rauch seiner Zigarette gegen die große Hängelampe hinauf, die in langsamer Schwingung über den Tisch hin und her zog und die Bewegung des Schiffes kennzeichnete.

Leutnant Williams, der jüngste Offizier an Bord des kleinen Kreuzers „Mew" lächelte gezwungen. Um seine Lippen wob sich ein leiser Spott. Über die letzten Worte seines älteren Kameraden machte er sich seine eigenen Gedanken. Eine bittere Antwort lag ihm auf der Zunge. „Das würden Sie nicht sagen, hätten Sie bedacht, daß meine Mutter eine Irländerin ist." Er unterdrückte sie. Für politische Auseinandersetzungen war es in den Tropen entschieden zu heiß. Obgleich die Tür offen stand und die Fenster nach Oberdeck geöffnet waren, herrschte in dem Raum eine erdrückende

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwüle. „An den Farbigen hat England genug gesündigt", entgegnete er gelassen.

„Aber vergessen Sie nicht, daß es auch in der Antisklavereibewegung allen Kulturnationen vorausgeeilt ist", beharrte Brown.

„Schon richtig!" gab Williams zurück. „Aber die Beweggründe waren nicht immer ganz edler Art."

Über Beweggründe läßt sich streiten. Doch werden Sie zugeben, daß Männer wie Wilberforce und Pitt, Fox und Grey in ihren Bestrebungen einzig von der hohen Absicht geleitet waren, den versklavten Negern ihre Menschenrechte wieder zu erkämpfen."

„Alle Achtung vor diesen Männern. Aber sie bilden nicht die Nation. Nachdem durch den Eifer Buxtons zu Anfang der dreißiger Jahre die Freilassung aller Sklaven in den englischen Kolonien erfolgt war, trat der berechnende Geschäftsmann in den Vordergrund."

„Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Sehr einfach. Sklaven arbeiten billiger als freie Neger. Man sah bald, daß die englischen Kolonien den Wettbewerb nicht aushalten konnten mit jenen Staaten, in denen die Sklaverei bestehen blieb. Das war der Grund, warum man die den Schwarzen günstige Stimmung im christlichen Europa und in Amerika ausnutzte und die Regierung zu strengem Vorgehen gegen den Sklavenhandel antrieb."

„Ob Geschäft oder nicht", sagte Brown mit wegwerfender Handbewegung, „an den Tatsachen ändert das nicht."

„Aber ehrlich ist es nicht, wenn man sich als Beschützer der Unterdrückten ausgibt, wo man nur seinen Vorteil im Auge hat."

Brown summte ein langes „Hm" durch die Nase. „Sehen Sie, Kamerad! Wenn wir nach sechsmonatiger Reise mit leeren Händen zurückkehren, wird der Empfang ein wenig peinlich sein. Wir alle haben darum nur den einen Wunsch, wenigstens noch vor Schluß der Gastrolle, die wir hier in Afrika geben, einen Sklavenjäger zu kapern. Ehrlich gesagt, sind uns die Neger, die wir dabei befreien, Nebensache. Wir suchen Erfolg, weil unsere Ehre in Frage kommt."

„Leider mischt sich die Selbstsucht in die edelsten Taten."

„Und die befreiten Neger würden uns die Absicht nicht verargen. Sie wären froh, ihre Freiheit wieder erlangt zu haben. Doch wir werden wohl auf die Ehre verzichten müssen. Johnson meinte, der „Alte" habe die Absicht, in den nächsten Tagen die Heimreise anzutreten."

„Das täte mir leid; denn noch habe ich die Hoffnung nicht ganz aufgegeben."

„Uns kann's schließlich einerlei sein; aber der ‚Alte' dauert mich."

„Zum Kriegführen gehört nicht bloß Verstand — den hat er —, sondern auch Glück — und das hat er leider nicht."

„Weiß Gott, da haben Sie recht", stimmte Brown bei. „Es wird ihm nun nichts anderes übrig bleiben, als abzutakeln und zu Muttern hinter den Ofen zu kriechen. Daß er den ollen Leichter wieder ins Schlepptau nehmen muß, ist wohl auch an seiner schlechten Laune schuld."

„Merkwürdig", philosophierte Williams vor sich hin, „daß die Töchter meist liebenswürdiger sind als die Mütter."

„Weil sie fast immer dem Vater ähneln", sagte Brown in belehrendem Ton. „Aber" — er erhob drohend den Zeigefinger — „Sie verraten sich. Kommen Sie mir nur nicht ins Gehege!"

„Keine Sorge, Kamerad. Ich weiß Bescheid. Ihnen gefiel die junonische Gestalt; auf mich machte das Nachtigallenstimmchen und der madonnenhafte Augenaufschlag den größeren Eindruck."

Kräftiger Männertritt schallte vom Zwischendeck herein. Im nächsten Augenblick erschien Kapitänleutnant Johnson unter der Tür. Die beiden erhoben sich.

„Bitte, sitzen bleiben!" rief der „Erste" freundlich. „Wer recht hat, setzte sich einen hinauf. Aber um eines, Kinder, muß ich sehr bitten." Er trat nahe an den Tisch heran und sagte im Flüsterton: „Wenn ihr vom ‚Alten' redet, mäßigt eure Stimmen. Durch die offenen Fenster hört man alles."

„Donnerwetter!" riefen die beiden Offiziere überrascht.

„Eine Mahnung für die Zukunft, die freilich nicht mehr lange dauern wird. Wir fahren heim."

„Also doch!" seufzte Williams enttäuscht.

„Kind, freuen sollen Sie sich. Sie sehen aus wie eine Leiche. Haben Sie noch nicht genug von Afrika? Ich bin's leid. Oberbootsmannsmaat Tailor ist krank, zwei Matrosen liegen im Fieber, vier Heizer sind arbeitsunfähig. . . Schöne Bescherung! Vorhin war ich unten im Heizraum. Mir ist rätselhaft, wie die Kerls das aushalten. Kein Lüftchen durch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den Windfang. Wir fahren die Brise tot. Die Leute müssen zweistündlich abgelöst werden, sonst werden sie verrückt. . . . So", setzte er hinzu, indem er eine Schwenkung nach der Tür machte, „nun will ich mir mal die Arche ansehen, die soeben gesichtet wurde."

„Der Pirat?" fragte Williams schüchtern.

„Der wird sich hüten!" rief Johnson im Fortgehen.

Brown trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. „Unsere Fahrt ist das reinste Trauerspiel", begann er nach längerem Schweigen. „Im letzten Akt der Erfolg greifbar nahe, dann reißt ihn eine höhere Macht uns aus den Händen. Hätten wir dem Kerl nur wenigstens einige Granaten aufs Fell setzen dürfen, er hätte schon beigedreht."

„Oder auch nicht. Wenn er sah, daß alles verloren war, hätte er das Schiff verlassen. Ehe wir nahe genug herankamen, war sein Boot längst an der Küste."

„Bei dem Sturm war das Ausbooten eine gewagte Sache. Und wenn auch! Ging die Kiste zum Teufel, war ihm wenigstens das Handwerk gelegt."

„Und wenn Schwarze an Bord waren, was wir voraussetzten?"

„Im Kriege darf man nicht zu weichherzig sein. James Raffles hat sich durch seine edle Rücksichtnahme auf die Neger den Erfolg aus der Hand winden lassen."

„Das ist richtig. Aber in diesem Punkt halte ich es mit dem Kommandanten. Besser, ein halbes Dutzend Schurken laufen lassen, als ein halbes Hundert Unschuldige mit ihnen zu Grunde richten."

„Wissen Sie, Williams, Sie hätten Pfarrer werden sollen!"

Auf der Kommandobrücke standen die beiden wachthabenden Offiziere und beäugten mit ihren Fernrohren das näher kommende Schiff.

„Welche Flagge?" fragte Johnson, als er die Brücke betrat.

„Spanier!" antwortete der Offizier, der ihm zunächst stand. „Hält gerade auf uns zu. Scheint also reine Wäsche zu tragen."

„Wollen wir ihm auch geraten haben. Mir wär's allerdings viel lieber, wir könnten noch vor Torschluß einen großen Halunken begrüßen. Ein Donnerwetter unserer Schießrohre wäre das beste Mittel, dem ‚Alten' das Trübsalblasen auszutreiben." Er trat an die Reling, um sein Glas einzustellen. Ein kurzer Blick auf den fremden Dampfer ließ ihn davon abstehen. Erstaunt wandte er sich den andern zu. „Kinder, ist euch da nichts aufgefallen? Die Masten? Der Abstand? Die Stellung?"

„Wie meinen . . .? Allerdings eine gewisse Ähnlichkeit. . . ."

„Ähnlichkeit? Jawohl, wie ein Ei dem andern . . ." Nun sah er durchs Fernrohr. „Kinder, Kinder! Ganz der schlanke Kahn unseres Freundes von vorgestern. . . Sagten Sie was?"

„Hat weder Rahen noch Gaffel, während der Pirat mit voller Betakelung davonging."

„Hm, ja ja . . . und doch verd . . . Ähnlichkeit."

„Der Pirat hatte übrigens roten Bug."

„Der läßt sich leicht bepinseln", meinte Johnson, das Fernrohr absetzend. „Je nun, was man wünscht, glaubt man gern. Wäre ja auch zu merkwürdig, wenn der Kerl sich so nahe an unsere Batterien heranwagte."

„Hallo, Kapitänleutnant! Flaggensignal drüben!"

Johnson spähte durchs Glas. „Wünscht Unterredung. . . . Lassen Sie ‚Verstanden' zurückgeben." Während die Signalgasten den Befehl ausführten, ging das Kommando ‚Halbe Fahrt' zum Maschinenraum. Langsam näherten sich die Schiffe auf Rufweite. Johnson hatte das Sprachrohr mit weitem Schalltrichter auf die Reling gelegt und erwartete den Anruf. Doch drüben meldete sich niemand. Matrosen liefen auf Deck. Ein Boot wurde klar gemacht. Johnson stellte das Sprachrohr beiseite. „Es kommt jemand herüber", sagte er. „Lassen Sie die Maschine stoppen! Ich will dem Kommandanten Aufschluß geben."

Der „Erste" verließ die Brücke. Die Maschine stand still. Die „Möwe" begann zu schaukeln. Die Wachthabenden musterten das fremde Schiff.

„Kamerad, schauen Sie sich mal das Achterdeck an. Eine Menge Neger sitzt da herum. Der Lümmel hat wahrhaftig Sklaven an Bord."

„Ach was, Unsinn! . . . Wie heißt der Kahn eigentlich? Ich kann den Namen beim besten Willen nicht lesen."

„Ber—Bar—ce—lo—na", buchstabierte der andere. . . . „Kamerad!"

„Ja?"

„Es geschehen Zeichen und Wunder. Ich behaupte, das ist ein Sklavenhändler!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Unsinn, sag' ich!"

„Wollen wir wetten?" . . .

James Raffles saß an seinem Schreibtisch, als Johnson eintrat. Ein eckig geschnittenes Engländergesicht, glatt rasiert, verwettert, aber nicht ohne freundliche Züge; lange Sorgenfalten quer über die hohe Stirn. Wer Töchter hat, hat Sorgen.

Die Erwartungen, die er als junger Leutnant zur See ans Leben gestellt, hatten sich nicht erfüllt. Seine Wünsche waren auf ein geringes Maß zusammengeschrumpft. Aber das Leben war hart und schien nicht einmal das Wenige gewähren zu wollen. Die Afrikareise hatte ihn noch einmal an die Möglichkeit glauben lassen, das Glück an seine Fersen zu heften. Er hatte eine Fata Morgana gesehen, die sich täglich mehr und mehr in Dunst auflöste.

Wie schön hatte er sich alles gedacht! Ein paar Piraten fangen, eine Kleinigkeit für einen britischen Kreuzer! Festlicher Empfang zu Hause, Auszeichnung, Beförderung, großes Diner, Offiziere eingeladen. . . . Das andere kam von selbst, m u ß t e kommen.

Mit offenem Vaterauge hatte er bemerkt, welchen Eindruck seine beiden Töchter Harriet und Louisa auf Brown und Williams gemacht hatten. Wer konnte wissen? Stieg der Vater im Rang, dann stiegen die Töchter mit. Wie gern hätte er ihnen das gegönnt! Aber er war von jeher ein Pechvogel. Der Anschluß ans Glück war verpaßt. In der Ferne winkte eine bescheidene Pension und . . . an das andere mochte er nicht denken. Ja, wer Töchter hat, hat Sorgen. Übrigens hatten Brown und Williams keinen schlechten Geschmack. Wer die kleinen, in Öl gemalten Bilder über dem Schreibtisch des Kapitäns sah, mußte das zugeben.

Als Raffles seines „Ersten" ansichtig wurde, versuchte er, eine freundliche Miene aufzusetzen, was ihm auch ziemlich gelang. Sogar die Sorgenfalten verschwanden für einen Augenblick. „Was bringen Sie, mein lieber Johnson?" fragte er.

Der Kapitänleutnant machte seine Meldung, kurz und gemessen.

„Wenn der Kapitän selber kommt", sagte Raffles, „lassen Sie ihn hierher führen. Im übrigen handeln Sie nach eigenem Ermessen! . . . Sonst noch etwas?"

„Zu Befehl, Herr Kommandant. Der Arzt rät, einige Matrosen zum Kohlentrimmen zu bestimmen. Bei der Hitze ist der Dienst für die Feuerungsmannschaft zu anstrengend. Es wäre gut, sie alle zwei Stunden abzulösen. Vier Heizer sind heute arbeitsunfähig."

„All right, mein Lieber, veranlassen Sie das Nötige!" Ein gnädiges Kopfnicken. Der „Erste" ist entlassen.

— — — — — —

An Bord der „Barcelona" herrschte reges Treiben. Teerjacken eilten geschäftig hin und her. Einige Matrosen machten sich an der Luke zu schaffen, die dem Fockmast zunächst lag. Zusammengerollte Taue und Segel waren da verstaut. Zwei Leute kletterten über die Steuerbordreling an Deck. Ihre Jacken waren mit frischer Farbe stark verklext. Ein Farbeimer, in dem zwei Quasten steckten, wurde heraufgezogen und dann der Bootsmannsstuhl eingeholt. In breitbeinigem Seemannsschritt gingen die beiden Anstreicher zur Kapitänskajüte. Der eine klopfte.

„Was gibt's?" kam es aus dem Innern.

„Kapitän, wir sind fertig geworden. Alles ist blitzblank gestrichen."

„Ist gut! . . . Halt, wartet noch!" Die Tür öffnete sich. Eine Flasche Brandy wurde herausgereicht. „Da nehmt; ihr habt's verdient. Verdammte Arbeit, trinkt, und dann legt euch in die Koje und schlaft; müde werdet ihr sein."

„Schönen Dank, Kapitän! Müde sind wir . . ., ja, und schlafen werden wir auch." Damit gingen sie, und die Tür der Kabine fiel ins Schloß.

Auf Achterdeck saßen und lagen an zwei Dutzend Neger; Männer, Greise, Kinder durcheinander. Die meisten brüteten stumpfsinnig vor sich hin. Einige waren seekrank und lagen stöhnend an der Reling. Ein alter Graukopf saß nahe am Heck mit unterschlagenen Beinen, wiegte sich hin und her und summte eine traurige Melodie. Zwei Knaben schauten neugierig nach dem andern Schiff hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

Ansichten überein? Sind die wirtschaftlichen Verhältnisse so, daß wir wirklich eine Familie gründen können?

Die Folgen dieses Spieles mit dem Heiligsten — eine Ehe einzugehen, ohne sich vorher mit dem Wesen und den Pflichten derselben zu befassen — wird ein grausames entsetzliches Erwachen, dem Enttäuschung, Entfremdung, vielleicht sogar Scheidung auf dem Fuße folgen.

Wie war es in der „guten alten Zeit"? Die Kinder hatten mehr Achtung und Ehrfurcht vor den Eltern, befolgten was ihnen die fürsorgende Mutter, der erfahrene Vater ans Herz legten. War ein Kind heiratsfähig, so suchten meistens die Eltern, ohne Wissen desselben, mit viel Vorsicht hinsichtlich der Erkundigung über die religiösen, wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnisse der in Frage kommenden Person, einen Lebensgefährten. War man der Annahme, daß die zwei Menschen zusammenpassen, dann wurde eine harmlose Gelegenheit gesucht, daß sich dieselben persönlich treffen und kennen lernen konnten. Wurde es dadurch möglich, daß sich beide lieben und schätzen lernten, so war kein Unglück zu erwarten, da kluge Eltern die weiteren Vorbedingungen für eine glückliche Ehe bereits geschaffen hatten.

Und wie ist es heute? Viele Kinder fragen vor und bei der Wahl nicht mehr die Eltern. Der Tanzboden und sonstige Vergnügungsstätten, wo die Sinne mehr hervortreten als der Verstand, bieten Anknüpfungspunkte zur Ehe. Eine ruhige Erwägung und Prüfung, ob die für eine Ehe erforderlichen Bedingungen vorhanden sind, wird als überflüssig angesehen und sogar Verbindungen mit Andersgläubigen werden ohne Bedenken aufgenommen.

Für Eltern ist es schwer, so wie früher, Umschau zu halten. Ebenso bietet sich für viele ehewillige Damen und Herren, gerade für die Besten der Besten, keine Gelegenheit zur Ehe. Diese müssen warten, bis der „Zufall" den geheimen Herzenswunsch erfüllt, der sehr oft nicht eintritt. Darin beruht für den katholischen Volksteil ein großer Nachteil, weil gerade solche Personen zur Nichtverehelichung verurteilt sind, welche die beste Eignung zu einem katholischen Familienleben hätten und Vielen als Vorbild dienen könnten.

Veränderung der Lebensbedingungen, sowie des gesellschaftlichens Lebens haben auf katholischer Seite Veranlassung gegeben, der Zeit entsprechende Wege zu suchen um Ehewilligen zur ehrbaren Anbahnung einer Ehe behilflich zu sein. Es wurde der „Katholiken-Ehebund" gegründet, der es sich hauptsächlich zur Aufgabe gemacht hat, Mischehen zu verhüten. Der Bund, welcher die Briefadresse „Neuland-Bund" führt, wurde mit Unterstützung von zwei Ordensmännern in's Leben gerufen und ist in Deutschland und Österreich die einzige, rein katholische Organisation. Die bisherigen Erfolge verdienen Beachtung und Unterstützung dieser für uns Katholiken so wichtigen Organisation.

Ehewillige erhalten kostenlos und vollkommen diskret Auskunft vom Neuland-Bund, Abt. 131 in Pasing vor München.

Gebetserhörungen

Groß-Strehlitz: . . . Mk. als Dank für guten Ausgang einer Rentenangelegenheit.

Durch die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen ist mir geholfen worden in schweren Anliegen.

Steinbach: Dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und dem hl. Joseph sei Lob und Dank gesagt.

Herzlichen Dank der lb. hl. Theresia v. K. J. für mehrfache, auffallende Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen.

Ungen.: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und der hl. Notburga für Hilfe in einem Anliegen.

Poxdorf: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, der hl. Theresia und dem sel. Br. Konrad für erlangte Hilfe in schwer. Krankh.

Margarethenried: Dem hlst. Herzen Jesu und dem hl. Judas Thaddäus sei Dank für Erhörung in einem Anliegen.

Ungen.: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und dem hl. Jud. Thaddäus für erlangte Hilfe.

Alt-Patschkau: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Golschwitz: M. Sch. Anbei Almosen als Dank dem hl. Antonius, der hl. Theresia und den armen Seelen für erhaltene Stellung.

Keltsch: F. P. Herzl. Dank dem hl. Antonius für erhörte Bitte. Almosen anbei.

A. A. Sende . . . Mk. Antoniusbrot als Dank für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

Dillenburg: Dank der hl. Theresia v. K. J. und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe im Berufe. Löse hiermit mein Versprechen ein. Anbei . . . Mk. zur Taufe eines Heidenkindes.

Andernach: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Jud. Thaddäus, der hl. Anna und hl. Theresia für Hilfe in großer Verlegenheit.

Würselen: Missionsalmosen als Dank der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe für Erlangung einer guten Arbeitsstelle.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Welpen: Antoniusbrot erhalten. Vergeltsgott.
Trierweiler: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, hl. Theresia für Hilfe in schwer. Krankheit. Anbei . . Mk. f. Heidenkind. . . . . Mk. Almosen für erlangte Hilfe zu Ehren Jesu, Maria und Joseph.
Naunheim: Dank der lb. Mutter Gottes und allen Heiligen für Besserung in hoffnungsloser Krankheit.
Horressen: Sende . . Mk. als Dank für erlangte Hilfe.
A. A.: Dank dem hl. Antonius für Anstellung.
Malberg: . . . Mk. als Dank der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Wendelin, der hl. Theresia u. d. hl. 14 Noth.
Dwergte: . . . Mk. als Antoniusbrot für Erhörung in einem Anliegen.
Bigge: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, der hl. Theresia für Hilfe in großen Nöten.
Rehlingen: . . Mk. als Dank der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph und den hl. 14 Nothelfern für Erhörung in schweren Anliegen.
M. J. S. W. Eine Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zu Ehren d. göttl. Wundertäters, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, des hl. Joseph und hl. Antonius um Rat und Hilfe in Not.

Gebetsempfehlungen

Dortmund: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und den armen Seelen um gute Stellung ihres Mannes und sonstigen Anliegen.
Oberforstbach: Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und hl. Antonius um Hilfe in einem Anliegen. Almosen versprochen.
Krefeld-Linn: Eine Wohltäterin bittet in einem Anliegen um die Hilfe des Gebetes.
Aachen: Eine Wohltäterin bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zum hl. Antonius und hl. Jud. Thaddäus um Hilfe in wicht. Anliegen.
Anrath: Ein ungen. Wohltäter sendet anbei . . . Mk. und bittet um eine Novene zum hl. Joseph in besonderen Anliegen.

Duisburg-Laar: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und hl. Heinrich für ihren Sohn um Sinnesänderung und baldigen Empfang der hl. Sakramente.
Kaiserslautern: Eine Leserin bittet um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum Br. Konrad, hl. Antonius und hl. Theresia um baldige Erhörung in schweren Anliegen.

Ungenannt: Eine Familie bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und den armen Seelen um Hilfe in großer Not.
E. b. W.: Eine Leserin bittet ums Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thadd. und zur hl. Theresia v. K. J. für zwei Geisteskranke und noch mehreren Anliegen.
Bitte um das Gebet für drei schwer bedrängte Familien in verschiedenen Anliegen.
Alt-Patschkau: Anbei Almosen mit der Bitte um das Gebet um Hilfe in einem schwer. Anlieg.
Langendorf: Anbei Almosen mit der Bitte um das Gebet zu Ehren der hlst. Dreifaltigkeit und der lb. Mutter Gottes um Erhörung in Anliegen.
Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zu Maria, Hilfe der Christen, zum hl. Joseph, hl. Theresia und hl. Margareta in Anliegen.
Walzen: Eine Frau bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und hl. Antonius in verschiedenen schweren Anliegen.
Groß-Strehlitz: Bitte ums Gebet um baldige Genesung meine Frau und eines Kindes.
Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. Lourdes, hl. Theresia, hl. Rita, zum hl. Jud. Thadd., sel. Br. Konrad und den armen Seelen um Abwendung der Trunksucht ihres Mannes und and. Anliegen.
Sokollnik: Eine Leserin bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph u. d. armen Seelen für eine Schwester um guten Verlauf einer Operation und noch verschied. Anliegen.
Th. W. A.: Ein Leser bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und den hl. 14 Nothelfern um Besserung in schweren Sorgen.

Oberachern: Ein Leser bittet um das Gebet in einem sehr schweren Anliegen.
A. H.: Eine schwer bedrängte Mutter bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia und hl. Rita um Hilfe in schwer. Anliegen.
Elsendorf: Bitte um das Gebet zu den armen Seelen in einer Gerichtssache.

Elsendorf: F. E. bittet um das Gebet in verzweifelten Anliegen zur schmerzh. Mutter Gottes, zur hl. Theresia und allen Heiligen.
Mannheim: A. A. bittet bittet in schweren Anliegen ums Gebet.
Bermersbach: A. A. bittet um eine Novene zu Maria Hilf, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia um häuslichen Frieden und eine g. Beichte.
A. A. bittet um das Gebet zur schmerzhaften Mutter Gottes um Hilfe in finanz. Anliegen.
Niedernau: A. R. bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und hl. Aloysius in Anliegen.
Es bitten um das Gebet 6 Familien in verschiedenen Anliegen.
Jauerning: Eine Leserin bittet um eine Novene zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus um eine Stelle.

Goch: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und zur Mutter v. d. immerw. Hilfe um Heilung von einem Beinleiden.
Heisingen: Durch das kostb. Blut Christi und der unbefl. Empfängnis Marias bittet eine Leserin ums Gebet in einem Anliegen.

Duisburg-Laar: Eine Familie bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und d. armen Seelen um Genesung eines kranken Kindes.
Bredburg: Eine Kranke bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter und d. armen Seelen um Frieden in der Familie.

Eine Mutter bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und den armen Seelen in Anliegen.
Ungenannt: Eine Leserin bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter, hl. Theresia, zum hl. Antonius und d. armen Seelen um Stellung.

Ein Leser bittet um eine Novene zum göttl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. und zur hl. Theresia um Hilfe in schweren Anliegen.

Mauchen: Eine Frau bittet um drei 9tägige Andachten zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und zu den armen Seelen in Nöten.
Ohlau: Eine Leserin bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. um Sinnesänderung d. Mannes und versch. Anliegen.
Ein Leser bittet um das Gebet zum hl. Antonius in einem besonderen Anliegen. Bei Erhörung Almosen.
Sigmaringen: Bitte um das Gebet um Wiedererlangung der Gesundheit nach schwer. Operation.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es starben im Herrn

Krefeld: Fr. Adelgunde Rouenhoff, eine edle Wohltäterin von Mariannhill.

Aachen: Leonhard Fratz, ein langjähriger Leser des Vergißmeinnichts.

Darfeld: Frau Thier. Steinfort: Anna Müller. Worringen: Frau Schreier. Polch: Matthias Hermen, Elisabeth Loch. Natzenheim: Katharina Wirtz. Bad Pyrmont: Theresia Bleckmann. Heppendorf: Ad. Esch, Christina Schütz, Regina Stichel. Rheydt: Frau Winkels. Darfeld: Frau Voß. Gelsenkirchen: Konrad Bohmart, Wilhelm Schroer, Friedrich Eumann. Nalbach: Katharina Dräger. Mömbris: Elisabeth Pauline Schachner. Theilheim: Martin Henig. Mannheim: Magdalena Noll. Günzburg: Babette Köpf. Stralsbach: K. Kröckel. Altheim: Alois Huber. Karlsruhe: Karoline Haug. Reigersdorf: Josefine Kölb. Wollmetshofen: Michael Trometer. Bieringen: Aug. Mehrle. Motten: Regina Böß. Roith: Anna Herrmann. Merano: Dr. Emil Nemicic. Bamberg: Theresia Friedrich. Erlangen: Karl Städtler. Steinfort: Eduard Thilges. Holthausen: Rektor Karl Schmitz, Agnes Schmitz. Würselen: Stephan Wehren.

Empfehlenswerte Bücher

Leo Burger. Vorbild eines frommen, fröhlichen u. strebsamen Seminaristen. Von Dr. Joh. Lechermann, Seminardirektor. 11 S., illustriert. Preis kart. Mk. 1.—. Salesianer-Verlag, München 11, Auerfeldstraße 19.

Eine Edelblüte des Knabenseminars St. Josef der Salesianer Don Boscos in Burghausen, gestorben am 8. Januar 1930 im Blütenalter von 17 Jahren.

Das Leben des seligen Don Bosco. Von Msgne. Carlo Salotti. Ins Deutsche übersetzt von P. Leo Schlegel, O. Cist. 600 S., kart. Mk. 5.—, in Leinnen Mk. 7.— Salesianer-Verlag, München, Auerfeldstraße 19.

„Seine Schönheit ist innerliche Herzensschönheit." An dieses Psalmwort wird man beim freudigen Lesen dieser intimen Kapitel in Salottis Standard-Werk unwillkürlich erinnert. Das aber ist ein Vorzug von durchschlagender Wirkung.

Leben und Regel des hl. Vaters Benedictus. Von Pater Kornelius Kniel, O. S. B. Preis Mk. 12.—. Beuroner Kunstverlag, Beuron, Hohenz.

Im Vergleich zu früher ist das Buch um einen ganzen Bogen Anmerkungen vermehrt, die dem in vorliegender Materie doch nicht gerade immer bewanderten Leser das Verständnis zu erleichtern geeignet sind. Neu ist, neben den rund 60 z. T. unveröffentlichten Kunstdruckbildern aus dem Leben des hl. Benedikt und dem Mönchsleben, ein Anhang von 20 Ansichten der hl. Stätten von Subiaco und Montecassino.

Am Abgrund vorbei. „Für stille Stunden." Von Else Budnowski. Preis gebunden Mk. 2.—. Verlag Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt.

Ein feinsinniges Büchlein, das uns Blicke ins wahre Leben tun läßt. Die Verfasserin ist eine warmherzige Menschenfreundin und tiefe Dichterseele. Für stille Stunden besinnlicher Lesung.

Pater Dom. S.

Mein Schutzengel. Religiöses Spruchbüchlein für die Kleinen. Mit 15 farbigen Bildern von Ida Bohatta-Morpurgo. 34 S., Halbleinen Mk. 1.80. Verlag d. Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Bad.

Wenn man solche Kinderbücher sieht, dann möchte man die Kinderwelt fast beneiden, denn so was kannten wir in unserer Jugend noch nicht. Wir sind überzeugt, daß jede Mutter, der dieses herzige Büchlein zu Gesicht kommt, es für ihre Kleinen anschafft.

Das kleine Geheimnis. Der Schlüssel zur Innerlichkeit. Von Pater Cassian Karg, O. M. Cap. 48 S., kart. 30 Pfg. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

„Das kleine Geheimnis" ist einer jener Vorteile oder Kunstgriffe im religiösen Leben, die richtig angewandt, durchschlagende Erfolge erzielen können. Es ist deshalb zur Massenverbreitung ganz besonders geeignet.

Die Hingabe an Gott. Ein Wegbereiter zu den Höhenpfaden seelischen Friedens. Von Pater J. Schryvers, C. ss. R. Kart. Mk. 2.80, in Ganzleinen Mk. 3.60. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Wer dieses Buch eingehend liest, vor allem die ersten 7—10 Kapitel, muß glücklich werden, mag seine Stellung, seine Erfahrung, sein Schicksal so wie immer gestaltet sein.

Ein Weilchen bei Gott. In kurzen Betrachtungen. Von Erzbischof R. Menini. Herausgegeben von P. Dr. M. Hallfell, S. M. A. 212 S., Ganzleinen Mk. 3.20. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Kommt das herzige Büchlein auch spät, so kommt es doch nicht zu spät, um vielbeschäftigten Personen des Laien-, Priester- und Ordensstandes Einladung und Anleitung zu sein, am Morgen, tagsüber und am Tagesende ein Weilchen bei Gott zuzubringen.

Aufbauen — nicht verzweifeln! Zeitgemäße Broschüren. Jedes Heft 32 S. Preis Stück 30 Pfg. Verlag d. Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Bad.

Aufbaubroschüren wollen helfen, den Glauben erhalten, festigen, vertiefen, das religiöse Innenleben fördern. Aller Aufbau muß von innen anfangen. Keine Erneuerung der Welt ohne vorherige Erneuerung der Seelen!

Geschichte einer Seele. Selbstbiographie der hl. Theresia v. K. J. Vollständige Volksausgabe. 584 S., Ganzleinen Mk. 5.— Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Die hl. Theresia v. K. J. lehrt die „kleinen Wege der geistigen Kindheit" klein für den Schein der Augen, aber groß durch die alles beseelende, grenzenlose Liebe. Das Erhabene an ihr ist derart, daß die katholischen Seelen alles an ihr verblüffend einfach finden; und gerade daher kommt der große Erfolg ihres literarischen Vermächtnisses.

Aus Großvaters Erzählungen. Kleine Hausbücherei Nr. 20. Von Th. Zenner. 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Freiburg, Schweiz.

Großvater erzählt in stiller Stunde des Feierabends oder der sonntäglichen Ruhe seinen Enkeln gar Interessantes, ins Herz seiner Zuhörer und einer weiteren Leserschaft greifendes. Frohe, kerngesunde Unterhaltungslektüre für groß u. klein.

„Kanisiusstimmen" und Rosen der wahren Andacht zu Maria. 53. Jahrg. Mk. 2.60. Kanisiuswerk Freiburg, Schweiz.

Jede Nummer enthält Artikel über Kirche und Papst, über Pilgerbesuche am Grabe des hl. Kanisius usw. und stellt der guten kathol. Presse einen breiten Raum zur Verfügung.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher durch den St. Josephs-Verlag

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu
Eine geistige Wiedergeburt

Das verdienstvolle Buch scheint in hohem Maße geeignet, den eigenartigen Werdegang und das Seelenleben der großen neuzeitlichen Heiligen dem allgemeinen Verständnis und insbesondere dem deutschen Empfinden nahe zu bringen.

Nach dem Jesuiten Bleienstein das Beste, was in der Fülle der Theresienliteratur bis jetzt geschrieben wurde.

Monatliche Geisteserneuerung
und Vorbereitung auf den Tod

Von P. Ephrem Roth, RMM. — 80 Seiten; broschiert 50 Pfennig.

Dieses Büchlein erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen. Es gibt eine kurze Anleitung für die monatliche Einkehr und die Behebung der täglichen Fehler und Nachlässigkeiten.

Das hl. Leichentuch und das heiligste Antlitz
unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut. — 96 Seiten auf Kunstdruckpapier. Preis Mk. 2.—

Das Büchlein schildert die Geschichte des hl. Leichentuches und der Abbildung des hlst. Antlitzes auf demselben. Für jeden, der sich über diesen erhabenen Gegenstand eingehend zu unterrichten wünscht, eine empfehlenswerte Gabe.

Aus Tschakas blutigen Tagen

Erzählung von H. R. H. — 2., verbess. Auflage. 210 S., Mk. 1,80.

Spannend von Anfang bis zu Ende. Die Erzählung gibt einen Einblick in die Schrecken, die heidnischer Stolz und heidnische Herrschaft über die Völker Afrikas brachten und wohl auch weiter bringen werden, wenn das Christentum die Herzen nicht umwandelt.

Meßopfer und Kommunion

Von einem Mariannhiller Missionspriester. 96 S., in Rotschn. 80 Pfg. mit Kunstledereinband Mk. 1.—, in Kunstleder mit Goldschn. Mk. 1,20. in Kunstleder mit Goldschn. in besonders feiner Ausführung Mk. 1.40

Mit dem Neuerscheinen dieses äußerst geschätzten und vielbegehrten Gebetbüchleins kommt der Verlag dem Wunsche vieler gerne entgegen.

Gibt's auch heute noch Teufel?

Gewiß! Das zeigt dieser authentische Bericht über 2 Teufelsbeschwörungen aus jüngster Zeit in wissenschaftlich kritischer Beleuchtung. Zwei Negermädchen in Natal (Südafrika) sind die unglücklichen Opfer des Höllengeistes. — Preis 60 Pfennig.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 2 Februar 1931 49. Jahrgang

Verlagsort Nördlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Februarheftes:

Lichtmeß. Gedicht von Dr. E. Breit 33
Februar. Von M. A. 34
„Denn meine Augen haben gesehen dein Heil . . .“ Von M. A. . . 36
Die Technik im Dienste der Mission 38
Ein Katholikentag in der Mission 41
Missionsseminar St. Joseph . . . 42
Jahresbericht der C. A. U. . . . 44
Allerlei Vegetarisches aus Südafrika V. einem Mariannh. Missionsbr. 47
Das Auge der Ewigkeit. Von F. Schrönghamer-Haimdal 50
Geisterglaube und Ahnenkult der Neger Südafrikas. Von P. Josef Schwemmer, RMM. 53
Im Banne der Agil. Von Hermann Skolaster 57

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

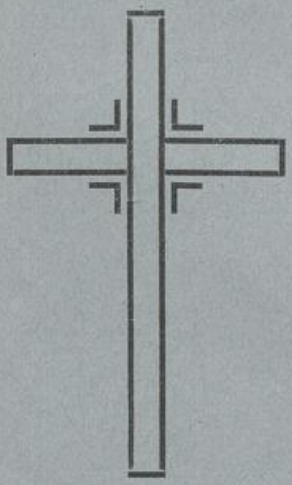
für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslow. Rep.	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Missionsberufe für Afrika!



Knaben

von 11 Jahren, welche Missionspriester werden wollen, finden im Missionsseminar Aloysianum Aufnahme jeweils zu Beginn des neuen Schuljahres, an Ostern. Anmeldungen richte man an
Hochw. P. Direktor, Aloysianum, Lohr a. Main (Unterfr.)

Jünglinge

von 14 — 20 Jahren welche Missionspriester werden wollen, mögen sich melden bei Hochw. P. Direktor, Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, Bayern.

Laienbruder-Missionare

Knaben von 14 — 17 Jahren, die Missionsbrüder in der Mariannhiller Mission werden wollen, finden liebevolle Aufnahme als Aspiranten in unserm Missionshaus St Joseph. Anfragen um Aufnahme richte man an den Hochw. P. Rektor, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bayern).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Die beschaulichen Orden und die Missionen. Aus den verschiedenen Missionsgebieten, besonders aus China, Japan und Indien, kommen immer wieder Nachrichten, daß unter den bekehrten Eingeborenen sich zahlreiche Berufungen zum beschaulichen Ordensleben finden. Die Abtei St. Andre in Lophem-les-Bruges, Belgien, hat daher eine Aktion zur Förderung des beschaulichen Ordenswesens in den Missionen eingeleitet, von dem Gedanken ausgehend, daß die Bekehrung der Heiden vor allem eine Sache der Gnade und des Gebetes ist. Je zahlreicher die stillen Beter aus den Reihen der asiatischen und afrikanischen Völker werden, desto früher darf man hoffen, daß Gott diesen Völkern die Gnade der Berufung zum Christentum schenken wird. Die Abtei versandte an die Missionsbischöfe einen Bogen mit folgenden Fragen:

1. Ist in Ihrer Mission die Gründung eines beschaulichen Klosters (der Karmeliten oder eines anderen Ordens) möglich? 2. Würden sich die nötigen Berufungen finden? 3. Würden Sie die Gründung eines beschaulichen Klosters gutheißen? 4. Könnte ein solches Kloster sich selbst erhalten und wie? Bisher sind 106 dieser Fragebogen beantwortet worden. Nur eine Antwort enthielt ein unbedingtes Nein. 16 Antworten lauteten verneinend mit genauerer Begründung. 22 Missionsbischöfe erklärten sich grundsätzlich zustimmend, machten jedoch eine Reihe von Schwierigkeiten geltend. 13 Missionsbischöfe erteilten die Antwort, daß sie in ihrem Sprengel bereits ein beschauliches Kloster besitzen. 9 Missionen wünschten baldmöglichst die Gründung eines beschaulichen Klosters, während 4 chinesische Vikariate wegen der Unsicherheit der Lage erst später an eine solche Gründung schreiten wollen. 41 Missionsbischöfe verlangten sogleich nach einer Gründung (Mesopotamien, Britisch-Indien, Indo-China, China, Japan, Aghpten, Eryträa, Belgisch-Kongo, Antillen, Holländisch-Indien, Melanesien). Das Organ der Abtei St. Andre fordert unter Hinweis auf das Ergebnis der Rundfrage die Katholiken auf, durch Gebet und Geldspenden die Verbreitung der beschaulichen Orden in den Missionsländern zu fördern.

Berlin. Nach dem statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin sind 1929 in der Reichshauptstadt im ganzen 57 640 Personen aus ihren Glaubensgemeinschaften ausgetreten, und zwar 50 491 Angehörige der evangelischen Landeskirche, 6570 Katholiken, 599 Juden und sonstige. Nach dem Anteil der Katholiken an der Stadtbevölkerung dürfte die Zahl der Austritte nur 5700 betragen; da aber der Katholizismus Berlins am stärksten in den proletarischen Volksschichten vertreten ist, wird er auch von der proletarischen Freidenkeragitation schwerer betroffen.

Polen und die Mission. Gegenwärtig sind in den Missionen 69 polnische Priester tätig, von denen 49 zu verschiedenen religiösen Kongregationen in den einzelnen Apost. Vikariaten gehören. Zwei Missionsbezirke sind poln. Missionären anvertraut: das Apost. Vikariat Brokenhill in Südafrika, wo 40 polnische Jesuiten tätig sind, und ein Teil des Apost. Vikariates von Henting-Fu in China.

Italien. Im kommenden Mai wird die Feier des 40. Jahrestages der Enzyklika „Rerum novarum" stattfinden. Sie wird im Dienste der kath. Aktion stehen. Besonders ins Auge gefaßt wird die Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung.

Frankreich: Ein Sühnedenkmal für die hl. Jungfrau von Orleans wurde in Beauvais errichtet an dem Orte, wo ihr so großes Unrecht geschah.

Im Pariser Priesterseminar studieren gegenwärtig 112 spätberufene Priesteramtskandidaten, die früher z. T. hervorragende Stellungen in der Welt bekleidet haben. Besonders zahlreich vertreten sind darunter Offiziere: 1 ehemaliger Oberst, 1 Bataillonskommandant und 6 Hauptleute, 12 Oberleutnants, 26 Leutnants und 4 Marineoffiziere. Ferner sind zu nennen 5 Techniker, 5 Ingenieure, 6 Advokaten, 1 Finanzinspektor und 1 Fabrikdirektor.

Im Priesterseminar von Metz (Lothringen) besteht schon seit einigen Jahren ein höherer militärischer Vorbereitungskurs in der Dauer von zwei Jahren, der die Alumnen auf die Kriegsschule vorbereitet. Dieser Lehrgang, von einem Hauptmann und einem bis zwei Unteroffizieren abgehalten, nimmt im ersten Jahre 3, im zweiten Jahr wenigstens 4 Wochenstunden in Anspruch und besteht aus theoretischen und praktischen Übungen, für welche vom Militär Uniformen, Gewehre, Maschinengewehre usw. zur Verfügung gestellt werden. Die Übungen finden im Seminarhof, im

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sommer ganztägig auf einem Übungsplatz bei Metz statt. Abgeschlossen wird der Kurs durch ein Examen.

Im November vorigen Jahres wurde für jene Alumnen, die als Reserveoffiziere ins Seminar zurückkehren, ein militärischer Vervollkommnungskursus eingeführt. Der vorjährige Versuch dazu war gescheitert, weil alle Alumnen bis auf drei die Teilnahme verweigerten. Dieses Jahr sicherte man sich zuerst die Zustimmung des Metzer Bischofs; darauf folgte eine Überzeugungsrede des Superiors, in der die Alumnen aufgefordert wurden, einen möglicherweise nahenden neuen Krieg vorbereiten zu helfen und „ihre Pflicht" zu tun; dann mußte ein jeder Seminarist sich einzeln dem Superior vorstellen und im Fall seiner Weigerung, an dem Kurs teilzunehmen, die Ursache angeben. Trotzdem weigerten sich von 14 Alumnen 7; da man aber in Metz 4 an dem Kurs interessierte Kapläne fand, wurde er dennoch eingeführt. Er besteht aus bereits 2stündigen Konferenzen, die etwa alle 14 Tage stattfinden. Auf ein Jahr umgerechnet, nimmt jetzt die militärische Ausbildung durchschnittlich 10 Wochenstunden in Anspruch; die Philosophie wird in einem Jahr 6 Wochenstunden, die Kirchengeschichte während zwei Jahren 5 bezw. 2 Wochenstunden, auf ein Jahr umgerechnet also 7 Wochenstunden gelehrt.

Moderner Fetischismus. Wo der Glaube schwach wird, kehrt der Aberglaube ein — für diese alte Weisheit bietet die Gegenwart mit ihrer Glaubensfeindlichkeit und weitgehenden religiösen Gleichgültigkeit die klarsten Zeugnisse. Es ist nicht nur eine snobistische Mode, sondern ein Zeichen für tiefgreifende abergläubische Regungen im „aufgeklärten" modernen Menschen, wenn es heute in gewissen Kreisen nahezu schon zum guten Ton gehört, ein sog. „Mascottchen" zu besitzen, eine Art Fetisch, an dessen Besitz nach der Meinung der Abergläubischen das Glück im Leben und in den mannigfachen Unternehmungen des Berufes gebunden ist. Die Stoffpuppen, die an den Rückfenstern so vieler Autos baumeln, gehören meist in dieses Kapitel; der Besitzer hofft sich von dem Mitführen eines solchen Fetisch offenbar die Bewahrung vor Unfällen. Ganz besonders beliebt sind Glücksfetische natürlich bei Spielern.

So berichtet das „Neue Wiener Journal" aus dem Spielkasino von Deauville, daß man auf den grünen Tischen der Prunksäle neben den Spielern die seltsamsten Gegenstände liegen sehen kann: Hufeisen, ausgestopfte Eidechsen und andere Reptilien, Haarbüschel usw. Zu den seltsameren Fetischen, die man dort gesehen hat, gehörten z. B. ein durchlöchertes Geldstück, eine Elefantenborste, ein Tigerzahn, ein Hosenknopf, ein Seeaal, Haare einer schwarzen Katze usw. Die Schauspieler sind immer schon ihrer abergläubischen Neigungen wegen bekannt gewesen; neu ist nur, daß sich heute die Tagesblätter mit großem Wohlbehagen in den Fetischglauben der verschiedenen bekannteren Bühnenkünstler vertiefen: ein Zeichen dafür, daß im Publikum für diese Art Aberglauben großes Interesse und die größte Bereitschaft zur Nachahmung besteht.

Mode für Hunde. Der frivole Übermut jener noch immer allzuvielen, die, glücklich im Besitz eines entsprechenden Vermögens, für die Not der Mitmenschen in dieser Zeit blind und fühllos sind, ist raffiniert erfinderisch. Die neueste „Kreation" der begüterten Langeweile ist eine Mode für Hunde. Im „Neuen Wiener Journal" schilderte das eine fixe Journalistin u. a. folgendermaßen:

„An regnerischen Tagen trägt der elegante Hund einen Trenchcoat. Dieser ist aus wasserdichtem Stoff von graugrüner oder brauner Farbe und mit Flanell gefüttert. Pullovers gibt es in allen Farben, manche sind in zwei Tönen mit andersfarbiger Halskrause. Damit sie recht warm halten, haben die meisten Pullovers kleine Beinstutzen angestrickt. Der Tuchmantel des Hundes ist zwar sein elegantestes Kleidungsstück, aber nicht so warm wie die Pullovers und nicht so wetterfest wie Trenchcoats. Dieser, fast könnte man sagen, Nachmittagsmantel, wird heuer aus dunkelblauem Tuch mit roter oder gelber Einfassung gemacht und ist mit kleinen goldenen Matrosenknöpfen zu schließen."

Wie viele Arbeitslose wird es in diesem Winter geben, die weder an regnerischen, noch an „trockenen kalten" Tagen einen warmen Überrock werden tragen können? Aber, getrost, dafür gibt es Hunde, die als elegantestes Kleidungsstück einen Nachmittagsmantel mit Matrosenknöpfen haben! „Die Modevorschrift für Halsbänder ist besonders streng." Wer mag das wohl sein, der so strenge Vorschriften erläßt? „Fast für jede Rasse werden andere Bänder und Geschirre angefertigt, die in Farbe, Material und Ausführung ganz verschieden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 2 Februar 1931 49. Jahrgang

Lichtmeß

Von Kerzen strahlt die weite Gotteshalle,
Um dunkle Säulen loht ein gold'ner Schein,
Nun öffnet euch, ihr Pforten, denn für alle
Soll heut' ein großer Tag des Lichtes sein!

Wie lang', lang ihr Seelen, wollt ihr noch allein
Im Todesschatten nach der Sonne weinen,
Wann endlich laßt ihr tief in euch hinein
Den Friedensstern des Gotteskindes scheinen?

Er hat ein Meer von Glanz und Glut entzündet,
Das blendend fließt um der Altäre Schrein,
Heut' wird es euch und allem Volk verkündet:
Heut' soll ein großer Tag des Lichtes sein.

Dr. E. Breit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Februar

Von M. A.

In meiner Heimatkirche sang man alljährlich an Lichtmeß ein ganz altes Kirchenlied. Wir Kinder freuten uns, sobald die Orgel es einspielte und dann klang es aus vollen Kehlen: „Maria ging geschwind mit ihrem lieben Kind, von Bethlehem zur Stadt Jerusalem und trug zum Tempel ein das zarte Jesulein."

Dann sang das Lied weiter von Simeon, dem greisen Priester und seiner Weissagung, vom Opfer Josephs und Mariens und zuletzt von Anna, der frommen Seherin. Soviel das Lied auch erzählte, ich wußte und sah nur eines: den ehrwürdigen Priestergreis mit dem langwallenden, weißen Barte, in den Armen hielt er das göttliche Kind. Die tiefen Seheraugen unter den weißbuschigen Brauen schauten in unbegrenzte Fernen, in Ewigkeiten, von wo ihm sein Wissen kam. Und von seinen Lippen flossen die seligkeittrunkenen Worte: „Nun laß, o Herr, deinen Diener in Frieden scheiden, denn meine Augen haben das Heil gesehen." Das Heil der Welt! Ich verstand damals noch nicht den vollen Sinn dieses Wortes. Aber, daß Simeon mit dem Gotteskind in den Armen unsagbar glücklich sein mußte, das war mir sonnenklar. Fast schaute ich mit heiligem Neide auf ihn und in meiner Seele wuchs der stille Wunsch: O, daß auch ich nur einen Augenblick das Gotteskind liebewarm in meinen Armen bergen könnte!

Seitdem sind Jahre entschwunden und längst wurde mir klar, daß wir Spätgeborene in Wirklichkeit nicht weniger glücklich sind, als Simeon. Wir dürfen das Heil der Welt zwar nicht mit leiblichen Augen schauen, dafür aber dürfen wir es aufnehmen in unser Herz, Tag um Tag dürfen wir ihm Heimstätte, lebendige Monstranz sein. Sind wir nicht begnadeter, nicht reicher als Simeon, der das holde Gotteskind nur in seinen Armen trug? Ja, wir sind glücklich, wir, die wir schon im Lichte des wahren Glaubens wandeln.

Seit ich die Kinderschuhe abgestreift, greift mir alljährlich an Lichtmeß das andere Wort Simeons in die Seele: „Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden." Als der greise Seher so sprach, lag die Welt noch im Argen, nachtschwarze Dunkelheit umhüllte die Völker, ihr Sehnen nach Licht wuchs riesengroß, stöhnte sich weh und wund in wühlender Qual. Und nun leuchtete der Stern über Bethlehem, schon strahlte er in Jerusalem. Dann suchte das Licht weiter seinen Weg auf allen Straßen und Städten des Judenlandes und weiter und weiter über seine Grenzen hinaus. Jahrhunderte kamen und gingen und „das Licht zur Erleuchtung der Heiden" erstrahlte in den verschiedensten Zonen. Und doch, Simeons Prophezeihung ist noch nicht in ihrer ganzen Tiefe in Erfüllung gegangen. Noch schmachten Millionen und Abermillionen in der Finsternis, in der Nacht des Heidentums. Ihnen strahlt kein Himmelslicht von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bethlehem, sie kennen keine gloriaumklungene Weihnacht, ihnen leuchtet noch nicht auf der Stern der Weisen.

Vielleicht fragen wir uns manchmal: warum wirkt der Allmächtige an ihnen nicht das Wunder der Gotteserkenntnis? O, er könnte es. Ein einziger Strahl seines Lichtes, und alle, alle wären sein Eigen. Doch Gottes Wege und Gottes Gedanken sind andere als die unseren. Nicht durch Wunder und Gewalt will er sich die Herzen erobern. Nein, er verlangt von den Getreuen, die sich bereits zu ihm bekennen, daß sie sein Licht hinaustragen in alle Welt und ihm Menschenseelen gewinnen.

Auch wir, auch du und ich, sind dazu berufen. Nicht nur die nächste Umgebung sei der Wirkungskreis. Nein, unser Interesse, unser heiligstes Interesse für Gott muß weite, weite Kreise ziehen. Auch die Glutwüsten Afrikas, die abgeschlossenen Gebiete Indiens und Chinas muß es umspannen, denn ganze Völker seufzen dort noch nach dem Lichte zur Erleuchtung der Heiden.

Ich kann nicht Missionar werden, nicht Missionsschwester, sagst du. Im wörtlichen Sinne mag das sein. Und doch kannst du, mußt du Gottes Bote sein, mußt Gottes Lichtträger werden. An jeden ergehen wieder andere Forderungen. Da sind die Glückgesegneten und Reichen; sie sind dazu berufen, der Mission die nötigen Geldmittel zu stellen. Es ist das nicht mehr als eine billige Abgabe an das Reich Gottes. Und leistet jeder nach seinen Kräften, so wird es möglich, dieses immer weiter zu verbreiten, neue Missionsstationen zu gründen und zu unterhalten. um viele. viele seeleneifrige Missionare hinauszuschicken, denn Gottes Weinberg ist groß und der Arbeiter sind so wenige. Und kannst du nicht Großes schenken, auch die Gabe der Witwe zählt, auch die Opferpfennige der Kinder.

Hast du nicht Geld und Gut, so lautet Gottes Forderung an dich anders. Die große Aufgabe ist da, du mußt sie erfüllen helfen. Und schau, es ist etwas wundervolles, mitzuwirken an der Durchführung großer, erhabener, ewiger Ziele. Versuche es einmal und du wirst finden, wie sich dein Denken weitet, dein Herz höher schlägt und alle, alle, die dir bis jetzt ferne standen, seelennah werden und du alle in heiliger Liebe umfängst und dadurch Gott immer näher kommst. Wie aber kannst du dieses Ziel verwirklichen helfen? Du kennst vielleicht einen Missionar in fernen Landen. Doch sieh, Tag um Tag kannst du, obwohl länderweit getrennt, mit ihm leben, ihm Missionshilfe leisten. Schicke ihm all deine kleinen und großen Opfer. Du mühst dich vielleicht in Sommerhitze, möchtest unwirsch werden; opfere den Schweiß für ihn, der vielleicht in der Glutsonne Afrikas zu erliegen droht. Unterdrücke ein unliebes Wort, daß seine Worte willige Herzen finden. Du liegst schlaflos in brennenden Schmerzen, deine Geduld, die du Gott zu liebe übst, wird ihm Geduld und Kraft zu seiner oft aussichtslosen, aufreibenden Tätigkeit geben. Und kennst du keinen Missionar, so unterstütze den, der deiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hilfe am meisten bedarf. Deine Opfermission kannst du noch wirksamer machen durch Gebetshilfe. So viele Stunden hat der Tag, nur fünf Minuten, wenn du täglich Gott bitten wolltest um seinen Gnadensegen für seinen Weinberg in den Heidenländern. Ist dir auch dieses noch zu viel, nur einmal, wenn du wenigstens mit vollem Bewußtsein am Morgen oder am Abend flehen würdest: „Zukomme uns dein Reich!" Ja, zukomme uns dein Reich, dein Reich der Wahrheit und des Lichtes.

Und wenn du so wirkst Jahr um Jahr, du und ich und all die andern, all die tausenden, die schon im Lichte gehen, so müßte doch einmal, o ja, einmal müßte Simeons Weissagung ihre volle Erfüllung finden. Dann könnten alle mit ihm beten, das schönste Abendgebet, das je über Menschenlippen ging:

„Laß uns, o Herr, in Frieden scheiden,
Denn unsere Augen haben dein Heil gesehen,
Das Licht zur Erleuchtung der Heiden
Und zur Verherrlichung deines Volkes Israel."

„Denn meine Augen haben gesehen dein Heil.."

Von M. A.

Wir wissen nichts aus dem früheren Leben des greisen Simeon. Und doch wird es nicht anders gewesen sein, daß auch er als Suchender und Kämpfer den weiten Erdenweg gewandert ist.

Auch sein Lebensbaum stand einmal in hoffnungsvollem Grün. Dann aber riß ihm der Sturm mit rauher Hand all die leuchtenden Blätter herab. Auch ihn umbrandete das Leben, das Leben voll Leid und Freud — doch wissend wurde er, daß Menschentrost unzulänglich, daß alles, alles eitel ist unter der irdischen Sonne. — —

Doch eine selige Hoffnung, die konnte ihm nichts und niemand rauben, die trug er als Heiligstes in tiefster Seele.

Und jemehr ihm auch die Jahre äußerlich nahmen, um so stiller wurde es in ihm, um so reifer wurde er für das Schauen des Ewigen. Sein Leben war nur mehr ein Lauschen auf Gottes Stimme, ein stetes Warten und Bereitsein auf die Offenbarung Gottes. — — —

Und einmal — in heiliger Stunde — ward ihm die Offenbarung. Er wird nicht sterben, bevor er das Heil Israels gesehen. Auf Antrieb des heiligen Geistes ging er in den Tempel. O, wie mag das Herz des greisen Priesters jugendfroh geschlagen haben! Wie mögen seine am Leben müdgewordenen Augen hell aufgeleuchtet haben in überirdischem Glanze! Da stand nun der Hochbegnadete und hielt in seinen ehrwürdigen Armen den einzigen Trost seines Herzens und den Trost seines Volkes Israel. Ja, seines Volkes, das wohl auch sich wund stöhnte nach dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



„Denn meine Augen haben gesehen dein Heil, das du bereitet hast angesichts aller Völker.‘

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lichte, dessen Augen aber geblendet waren durch den täuschenden Glanz des Irdischen und das darum sah und doch nicht sah. — —

O, daß wir doch nicht zu den von den Irrlichtern des Lebens Blindgewordenen zählten, daß unsere Augen sehend blieben für das himmlische Licht! Daß wir im lauten Lärm des Lebens das stille Lauschen auf Gottes Stimme nicht überhörten, daß wir in all den gleißenden Hoffnungen die tiefste Sehnsucht unserer Seele nicht erstickten, damit auch uns wie dem greisen, heiligen Simeon das Heil wird!

Die Technik im Dienste der Mission

Auf der Schlußversammlung der vorjährigen Katholikenversammlung in Münster hielt Kardinal Dr. Faulhaber eine gewaltige Rede, die Widerhall in der ganzen Welt fand. Durch Rundfunk wurde sie weithin getragen. Und herrlich waren die Worte, die der Kirchenfürst gefunden zu dem Thema Mission.

„Wir Katholiken können die neuzeitliche Technik zum größten Missionar des Reiches Gottes machen." Der hl. Paulus würde heute seine Missionsreisen mit dem Flugzeug machen, sagte er. Auch vom Wanderkatecheten in der Diaspora sprach er, der auf dem Motorrad mehr Stationen besuchen könne als seine Vorgänger in der dreifachen Zeit. Vom Missionsbischof, dem durch den Kraftwagen neue Gebiete erschlossen seien.

Wer wollte sich wundern über solch zeitgemäße Haltung eines Bischofs, dessen Wahlspruch lautet: „Vox temporis, vox Dei!" Was Ruf der Zeit ist, ist Gottes Ruf! Was wirkliches (nicht eingebildetes) Bedürfnis einer Zeit ist, ist damit auch als Wille Gottes zu erfassen. Industrie, Technik und Verkehr geben unserm Zeitalter ihr Gepräge. Sie haben das Weltbild in hundert Jahren grundstürzender umgestaltet als 18 vorhergehende Jahrhunderte. Können wir Katholiken bei der Lösung unserer Aufgaben auf die neuzeitlichen Waffen der Technik verzichten, deren sich die Kinder dieser Welt in verschwenderischem Maße bedienen und mit denen sie uns bereits Riesenverluste zugefügt haben? Gewiß kämpft auf unserer Seite Gott selbst und in seiner Wahrheit und Gnade sind wir unüberwindlich. Das kann uns aber nicht das Recht geben, den Ruf der Zeit zu überhören; die Technik mit ihren gigantischen Erfindungen zum größten Missionar des Reiches Gottes zu machen. Denn dieser Ruf ist Gottes Ruf! Man hat unsern Hl. Vater, Papst Pius XI., den Missionspapst genannt. Die Ausbreitung des Reiches Gottes soll nach seinem Willen allen Katholiken innerste Herzensangelegenheit sein. Kein Zeitalter vor uns war so imstande, „hinauszugehen in alle Welt und alle Völker zu lehren." Denn niemals hätte die Technik unsern Glaubensboten so zu Hilfe kommen können, wie heute. Unsere Christenpflicht ist es also, das Werk der Heidenbekehrung zu betreiben mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit. So gilt es vor allem, die Arbeiter in den Weinberg des Herrn auf den Flügeln der Technik heranzubringen!

Welch ein Aufwand an Lebenskraft und kostbarster Zeit wird heute noch von unsern heldenhaften Glaubensboten vertan auf wochenlangen Missionsreisen mit 20 Zugtieren vor einem einzigen Gespann! Mehr als hundert Kilometer durch hohen, brennenden Wüstensand hindurch! Welch ein aufreibendes Bemühen, sonntäglich 15 Stunden lang die Ruder auf dem Ganges zu regen, wie mir ein britischer Indienmissionar berichtet! Wahrlich, im 20. Jahrhundert sollten unsere Missionare nicht mehr den Großteil ihrer Zeit auf kraftverzehrende Reisen verwenden müssen, anstatt Zeit und Kraft der eigentlichen Bekehrungsarbeit zugute kommen zu lassen. Würde sich nicht die gewaltige Ersparnis an zwei so entscheidenden Missionsfaktoren durch verbesserte Verkehrsmöglichkeiten in erhöhten Bekehrungsziffern ausdrücken? Würde sich nicht vielfach anstelle eines niederdrückenden Ohnmachtsgefühls verstärkte Berufsfreudigkeit einstellen bei den Missionaren, denen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich neue Gebiete erschließen und denen neue Erfolge winken, wenn sie das Gefängnis sprengen könnten, in dem sie bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen leben? Würde sich nicht der Aktionsradius jedes einzelnen verzehnfachen? Das 20. Jahrhundert, das die Technik vielfach bis zur unsozialen Ausschaltung menschlicher Arbeitskraft entwickelt hat, müßte Verständnis haben dafür, daß auch die katholische Missionsarbeit soweit als tunlich mit dem Motor jene Vorbedingungen schafft, die beim „Wettbewerb" um die Heidenseelen den Erfolg erleichtern! Wie oft ist auf Christi Wort verwiesen worden: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige!" In der Tat: Zwölfhundert Millionen Heiden bieten ein fast unendliches Erntefeld für nur zwölftausend priesterliche Schnitter. Das sollte von selbst den Entschluß nahelegen, „die Technik zum größten Missionar des Reiches Gottes zu machen", an Hilfsmitteln alles aufzubieten, um die ungeheure Erntearbeit der Zwölftausend schneller zu bewältigen. Am allerwenigsten aber dürfen die Reihen dieser tapfern Schar immer wieder gelichtet werden durch grausame Verluste, die sich vermeiden ließen.

Und gerade unter diesem Gesichtswinkel ist die Heranziehung der Technik in den Missionen ein zwingendes Zeitbedürfnis. Die Technik muß Abhilfe schaffen, wenn eine einzige Gesellschaft in wenigen Jahren zehn wackere Streiter im Indischen Ozean beim Zwischeninselverkehr durch Ertrinken verliert (Bericht der Croix). Sie muß eingreifen, wenn eine andere Gesellschaft auf einem einzigen Strom Nordamerikas ebenso viele Opfer beklagen muß, die der Fluß auf seinen Wellen ins Eismeer trägt. Man vergesse nicht, daß jeder von ihnen 14 Jahre lang ausgebildet wurde, daß große Summen an jedem aufgewandt wurden, daß seine Familie um jeden von ihnen bittere Abschiedstränen geweint hat, bevor er seinen Fuß ins fremde Land setzte. Der Ruf der Zeit verlangt, den „Märtyrern der Kälte", wie Pius XI. einmal die Missionare im ewigen Eis und Schnee Nordamerikas genannt hat, ihr heroisches Entsagungsleben in der Einsamkeit erträglicher zu gestalten durch Verbesserung der Nachrichten- und Nachschubverhältnisse.

Solche Erwägungen haben die Gründung der Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft veranlaßt. Zahlreiche Missionsgesellschaften haben sich in ihr eine technische Organisation gegeben, welche die Beschaffung neuzeitlicher Verkehrsmittel für die Weltmission als ihre Aufgabe betrachtet. Sie wußten am besten, wie viel Lebensgefahren den von ihnen herangebildeten und ausgesandten Glaubensboten drohen; sie erkannten am klarsten, was die geschonte Kraft, das gerettete und verlängerte Leben, die gemilderte Einsamkeit, der verbesserte Nachrichten- und Nachschubdienst in den Missionen bedeuten. An diesem Zusammenschluß, an diesem geschlossenen Vormarsch beteiligten sich aber auch die weltlichen und kirchlichen Behörden, die dem zeitgemäßen Werk ihren Segen gaben und tatkräftige Förderung angedeihen ließen. An den geistlichen Werken der Glaubensverbreitung fand die Gründung starken Rückhalt, weil sie einsahen, daß die Lösung der Missionsverkehrsfrage ebenso wenig ihre Aufgabe sein konnte wie beispielsweise die Ausbildung von Missionsärzten. Und das katholische Volk Deutschlands? Es vernahm den Ruf der Zeit und folgte ihm. Es erfaßte, daß „wir die Technik zum größten Missionar des Reiches Gottes machen könnten." Tausende missionsbegeisterter Katholiken, zahlreiche katholische Vereine schlossen sich der „Miva" als Mitglieder an und entrichteten freudig ihren Jahresbeitrag. Selbst Nichtkatholiken bewiesen ihr Interesse und förderten nachdrücklich das katholische Missionsunternehmen. Ein Protestant schenkte das erste Flugzeug. Protestantische Zeitungen verlangten, im eigenen Lager das katholische Beispiel nachzuahmen. Sie bewunderten unverhohlen ein Werk, dem sich selbst der berühmte Ozeanflieger Hauptmann Köhl ehrenamtlich zur Verfügnng stellte. Sie sprachen mit Anerkennung von dem Gründer der „Miva", dem deutschen Ordenspriester P. Schulte, der selbst Flieger ist. Augenblicklich weilt er mit dem zweiten Flugzeugführer der Gesellschaft, Herrn Gertis, in Südwest-Afrika, woselbst ein Missionsfilm der „Miva" gedreht wird. Die großen Schiffahrtslinien und zahlreiche angesehene deutsche Firmen wandten der jungen Gründung ihre Sympathie und Hilfe zu. Neuestens konnten wir zu einem vorteilhaften Abkommen mit der Weltfirma Ford gelangen, das die Lösung des Missionsverkehrsproblems einen bedeutenden Schritt vorwärts bringen wird. Darnach wird die „Miva" sich der gleichen Vorteile erfreuen, wie sie das „Rote Kreuz" seitens dieser Firma auf der ganzen Welt genießt. In kürzester Frist werden dann überall unsere Missionare die Wagen im Besitz haben,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Der Hochwürdigste Herr Bischof
Dr. Josef Kumpfmüller, Bischof von Augsburg

Photo-Verlag Gebr. Martin, Inh. K. Ressler, Augsburg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

für welche die „Miva" als Zentraleinkaufsstelle Auftrag gibt. Die schnellstens gelieferten Ersatzteile beschafft sie allen Missionaren zu sehr herabgesetzten Preisen. Bisher konnten wir 16 Automobile in den Dienst der Kirche stellen und 5 Motorboote. In drei Jahren! Bis Ende dieses Jahres wird unsere Flagge in Ostasien, in Australien, in Indien, in Südafrika und Südamerika wehen.

„Der Ruf der Zeit ist Gottes Ruf!" Wir könnten die Technik mit ihren gigantischen Erfindungen zum größten Missionar des Reiches Gottes machen, also wollen wir herzhaft vom Gedanken zur Tat schreiten. Unser Glaube an die Mithilfe des katholischen Deutschlands beim Ausbau des neuzeitlichen Missionsverkehrsunternehmens gründet sich auf zahlreiche Zustimmungen, die uns zugingen. Sie sind begeistert von dem Gedanken, die Technik in den Dienst der Kirche zu stellen, wie es unsere Gegner tun bei der Verbreitung ihrer Weltanschauung. Auch sie wollen helfen, durch Flugzeuge, Automobile, Motorboote drahtlose Telegraphie das Reich Gottes auszubreiten.

In Köln, Brandenburgerstraße 8, Mariannhiller Mission, befindet sich eine Filiale der sog. „Miva." Interessenten werden hier die nötigen Aufschlüsse erhalten.

Auch für die Schweiz besteht eine Geschäftsstelle: Pfarramt St. Maria, Franziskanerkirche, Luzern.

Ein Katholikentag in der Mission

Vom 1. bis 5. Januar 1931 tagte auf der Mariannhiller Missionsstation Lourdes in Südafrika die dritte Jahresversammlung des Afrik. kathol. Volksvereins (C. A. U.) und der 8. sog. soziale Kurs.

Diese Kurse wurden von dem Soziologen und Menschenfreund P. Bernhard Huß RMM. ins Leben gerufen. Sie dienen der Schulung der Eingeborenen für das Verständnis der sozialen Fragen und sollen das kathol. Bewußtsein heben und stärken. Wenn auch andersgläubige eingeb. Intellektuelle Zutritt zu diesen Tagungen haben und sich dabei der straffen Disziplin fügen, hat dies bis jetzt keine nachteiligen Folgen, wohl aber Vorteile und gegenseitiges Verständnis gefunden. Ja, durch das Studieren des Wesens des Katholizismus hat es gegeben und gibt es unter den andersdenkenden Freunden der sozialen Kurse stets Konversionen der Besten unter ihnen. Während dieser sozialen Woche konnte die erste Generalversammlung des kath. Volksvereins abgehalten werden. Im Vikariat Mariannhill, Natal und Kronstadt waren schon vor Jahren kath. Vereine gegründet worden. Das Überhandnehmen bolschewistischer Bestrebungen aber drängte zur Sammlung der bestehenden kath. Organisationen. Bereits im Jahre 1908 war der „Industrie- und Handelsverein der Afrikaner" auf sozialistischer Grundlage ins Leben getreten und hatte im Laufe der Zeit weit über 100 000 Schwarze gesammelt.

Gegen diese Strömungen mußte ein Damm geschaffen werden. Kathol. Vereine bildeten sich zunächst. Im Jahre 1927 wurde auf einer Regionalkonferenz der kath. Oberhirten diese Fragen eingehend gewürdigt. Man war sich bewußt, daß die sozialen Fragen über Arbeit, Arbeitszeit, Lohn, Streik usw. nicht nur rein ökonomisches Interesse verlangten, sondern diese Angelegenheiten auch der Kompetenz der Kirche unterstanden (Enzykl. „Singulari quadam." Pius X., 24. 9. 1912). Daher beschlossen die Oberhirten, den kath. Volksverein für die Eingeborenen Südafrikas zu gründen. Dieser sollte alle kathol. Vereine umfassen. Sein Zweck war „Schutz und Förderung katholischer Grundsätze und Förderung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wohlfahrt der Afrikaner." Auf der ersten Tagung wurden verschiedene Wege gezeigt, die zu diesem Ziel führen konnten. Nach P. Sauter RMM. sollten es folgende sein:

1.) Schutz kath. Grundsätze in Schulfragen und wirtschaftlichen und politischen Leben der Afrikaner.
2.) Hebung des sittlichen Lebens der Afrikaner.
3.) Gesundheitspflege.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

4.) Förderung der Landwirtschaft und Heimarbeit unter den Afrikanern.
5.) Gründung von Volksbanken.
6.) Gesetzlichen Schutz.
7.) Politischen Schutz.

Der Vorstand der C. A. U. (Volksverein) hat vor allem die Aufgabe, die verschiedenen Vereine zu beraten, ihnen Richtlinien anzugeben, nach denen sie aufbauen sollen und durch Schulung und Vorträge wenigstens die strebsamen Elemente zu Führern auszubilden. Auf der dritten Generalversammlung wurde beschlossen, die kirchlichen Obern anzugehen, in jedem Vikariat oder Präfektur einen Priester mit der Errichtung von Zweigvereinen zu beauftragen.

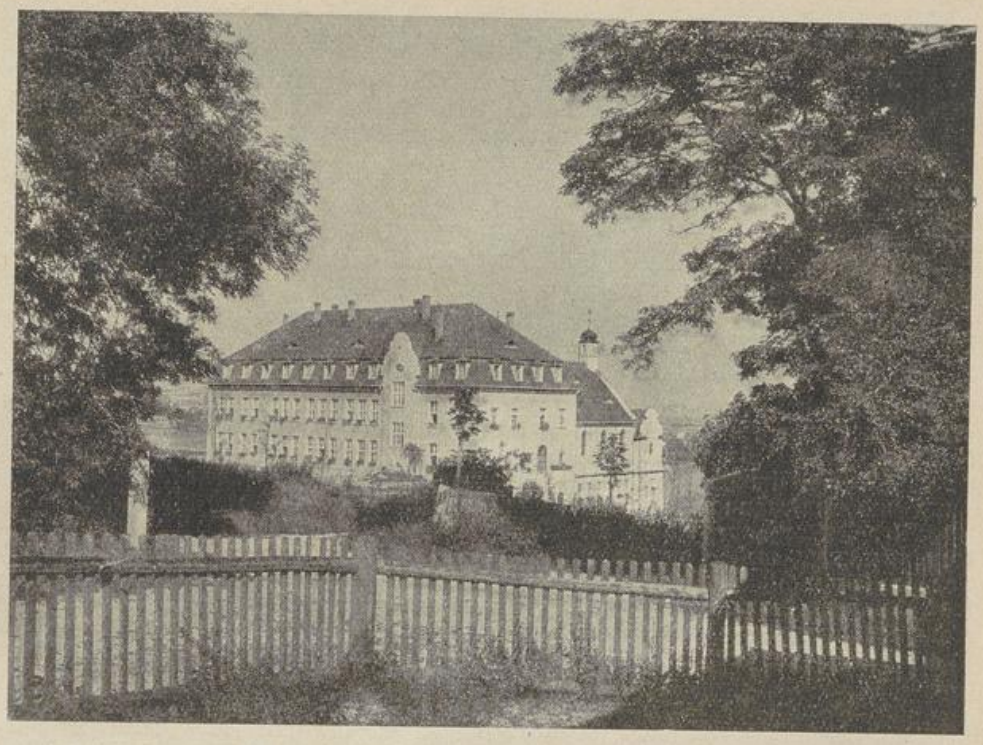
Von Vereinen, welche diese Union umfaßt, sollen folgende genannt sein: Kath. Lehrervereine, landwirtschaftliche Vereine, kath. Volksbanken, kath. korporative Vereine, kath. Frauen- und Mädchenvereine usw. Die einzelnen Vereine entsenden ihre Vertreter zu der jährlichen Tagung. Dort werden deren Referate entgegengenommen und in der eingeb. Zeitung publiziert.

Die Anfangsschwierigkeiten scheinen überwunden. Eine ungeheuere Arbeit aber bleibt noch zu leisten, um das erst in den Anfängen des Christentums steckende Volk zur Mitarbeit heranzuziehen. Und das ist eine der Hauptaufgaben der Mission.

Missionsseminar St. Joseph

Eine kurze Wegstrecke von der ehemaligen freien Reichsstadt Nördlingen im schwäbischen Ries, steht, das Dörfchen Reimlingen beherrschend, das Mariannhiller Missionsseminar St. Joseph. Hier befinden sich missionsbegeisterte Knaben und Jünglinge von 14 bis 20 Jahren aus allen Gauen Deutschlands, die in seltener Einigkeit einem hohen, hehren Ziele, dem Priestertum und Missionsleben zustreben. Der Strom der Berufsgnade zu diesem heiligen Berufe ist auch in den heutigen Zeiten des krassesten Materialismus noch nicht zum Versiegen gekommen. Und noch immer spricht der Herr im Dröhnen der Großstadt und im stillen Dörfchen zu seinem Auserwählten: „Folge mir nach!“ Und sie kommen, sie bringen ihren ganzen Eifer für ihren Beruf mit, sind opferbereit und streben voran auf Pfaden der Tugend und der Wissenschaft. An materiellen Gütern bringen die allermeisten recht wenig mit. Arm wie die Apostel sind auch sie und der liebe Heiland muß für sie sorgen, sorgen durch die Güte und Opferwilligkeit guter, oft selber sehr armer Wohltäter. Aber diese Geber wissen, daß das Scherflein der Witwe hochangesehen ist bei Gott, daß die Freunde der Mission sich geistliche Söhne großziehen, die mit dem Rüstzeug der Tugend und des Wissens dereinst auf das Kampffeld der Heidenwelt treten, um Gottes Schlachten zu schlagen, ihm Seelen zu gewinnen und die Finsternis zu verscheuchen. Das Missionsseminar ist eine Schule zur Heranbildung solcher Berufenen, welche die lautere Absicht haben, Missionspriester zu werden, und wissen, daß sie vom christlichen Volke unterstützt, sich dereinst für es opfern im Gebete und im Werke der Mission. An Ostern jeden Jahres öffnet sich die Pforte für neueinkehrende und schließt sich hinter solchen, die im Noviziat einen bedeutsamen Schritt näher dem Ziel ihrer Sehnsucht kommen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Mariannhiller Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, bayr. Schwaben



Kapelle des Missionsseminars St. Joseph, Reimlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jahresbericht der CAU

Der Generalsekretär der C. A. U. (kath. Volksverein), B. Wallet Vilakazi, ein gebildeter Eingeborener, hat den Jahresbericht der C. A. U. vom Jahre 1929 zusammengestellt. Es ist dies eine Zusammenfassung verschiedener Korrespondenzen und Anregungen, die aus den verschiedenen Teilen Südafrikas einliefen. Der Grundgedanke der kath. Bewegung wird durch die Parole gekennzeichnet: „Durch die Grundsätze der C. A. U. Afrika den Afrikanern!" In Weiterem referiert Wallet in der „Umafrika", der Eingeborenenzeitung in Zulusprache, die in Mariannhill herauskommt.

Das Jahr 1929 war ein Jahr großer Erwartungen, großer Aussaat und großer Bestrebungen. Warum?

Die Erwartungen: Die Teilnehmer der Union, ob Katholiken und Andersgläubige, haben sich voll Eifer versammelt und waren bestrebt, sich das Wissen der Redner zu eigen zu machen, gegenseitig ihre Erfahrungen auszutauschen und das systematische Vorgehen zu studieren. Verschiedene Ausschüsse sind beauftragt worden, mit bestimmten Arbeiten, von denen die wichtigste gewesen, die Anerkennung und Eintragung der kath. Union bei den Behörden durchzusetzen.

Mit Interesse verfolgten die Anhänger der Union die Arbeiten ihrer Vertrauensmänner, welche die Geschäfte im Jahre 1929 zu führen hatten. Kritik und Lob fehlten nicht. Verhandlungen über Neuwahlen sind im Gange. Der demokratische Geist, der sich in der Union bemerkbar macht, erwartet, wie in einer Vertrauensmännersitzung erwähnt wurde, daß auch die Frauen in den Vorständen und Ausschüssen der einzelnen Vikariate vertreten seien, ebenso im Zentralausschuß.

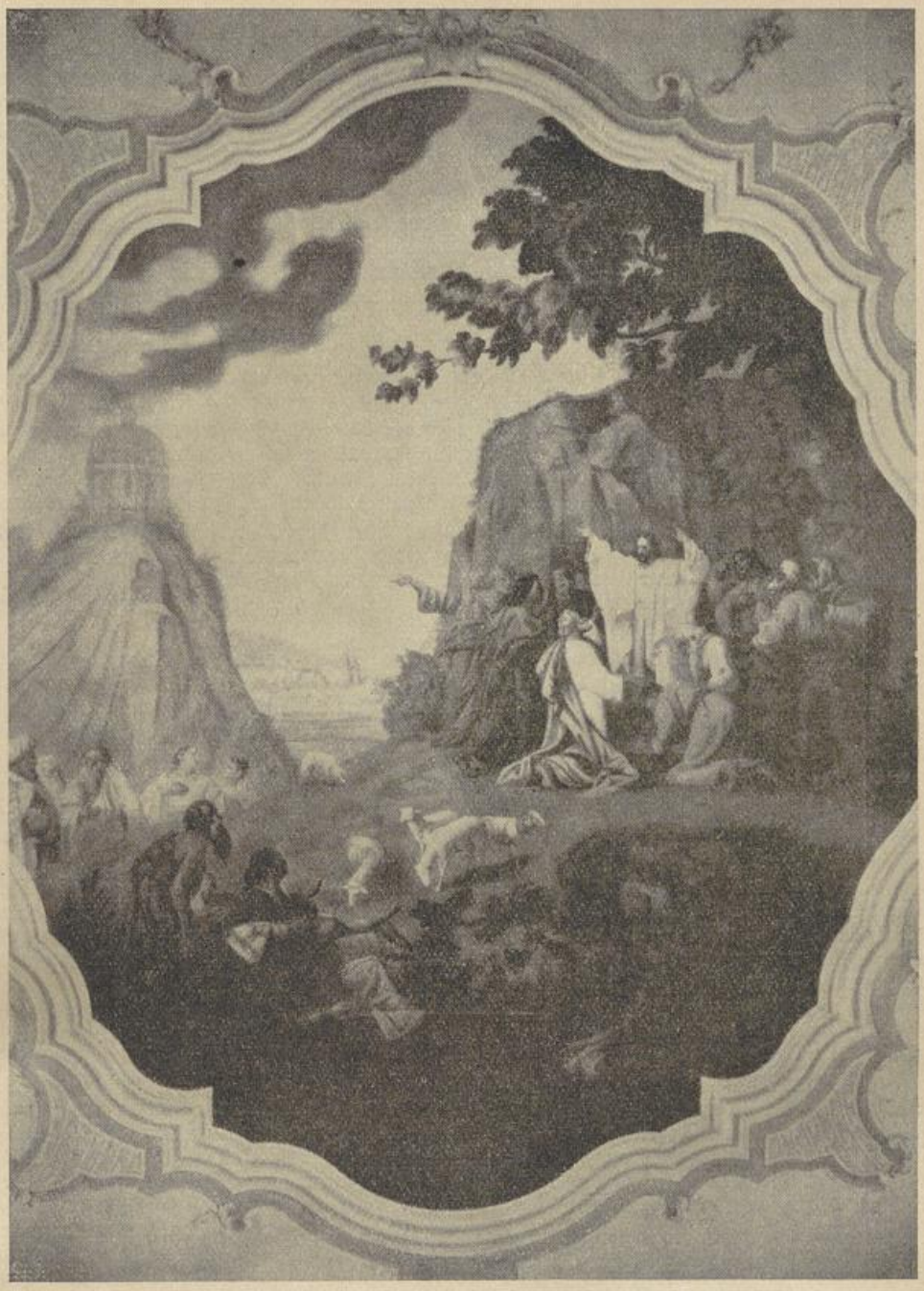
Die Berichte, die der Hauptausschuß der C. A. U. erwartet, sollen den Fortschritt in der Verständigung zwischen Schwarzen und Weißen systematisch darstellen und das Zusammengehen mit den kirchlichen und weltlichen Behörden. Um dies mehr zu verwirklichen, empfiehlt der Hauptausschuß den Führern der Zweigverbände Südafrikas, sich vertraut zu machen mit den Forderungen und Aufgaben des Tages und deren Entwirrung durch größeres Entgegenkommen ohne nationalistische Anwandlungen, die manchmal einseitig sein können.

Die Ausbreitung: Zu keiner Zeit in der Geschichte der eingeb. Katholiken Südafrikas zeigte sich eine solche soziale Entwicklung, wie im Jahre 1929. Es soll nur hingewiesen werden auf die vielen erfahrenen Schriftsteller und Anfänger, die Beiträge für „Umafrika" (Zeitung in Zulu) lieferten. Diese Mitteilungen brachten viele Städte, Dörfer, Landesteile zum Erwachen. So sind in der Kap-Provinz in den Bezirken Alival-Nord, Mariazell, Lourdes usw. große Fortschritte zu verzeichnen. Wir erinnern nur an Monsgr. Demont, an die Patres Beierle, Hanisch, Weinmann, Ruthig. Im Oranje-Freistaat, in Kronstadt, Bethlehem wird glänzend und vorbildlich gearbeitet. Im Ersteren ist die Emanzipation der Katholiken geradezu notwendig. Der eucharistische Kongreß in Durban (1930) führte zur Gründung eines starken Zweigvereins, der C. A. U. in Transvaal unter Führung Ramohanoe und Zulu. Sie hatten harte Kämpfe durchzumachen, bis sie sich durchsetzten.

Erwähnt soll noch werden Seine Gnaden, der Bischof O'Leary, der die Bemühungen der C. A. U. in seinem Vikariate gut geheißen hat; auch erwähne ich die beiden Patres Saccadas und Homerich O. M. I. Zum Abschluß dieses Abschnittes sei noch gesagt, daß Natal eine geschichtlich denkwürdige Tat vollbrachte in Durban, Mariannhill, Pietermaritzburg, Newcastle und Waschbank. Das Erscheinen der Hochwürdigsten Herren Bischöfe Fleischer und Delalle, und des Hochw. Herrn Präfekten Klerlein auf diesem sozialen Kursus sind von Bedeutung gewesen Die Anstrengungen und Bemühungen der Patres Huß, Kerautret, Sauter, Coupe sind allgemein bekannt, und auch die Leistungen der Herren Mtwa, Keswa, Zulu, Wesley, Ramohanoe, Mkulisi, Plaakie, Matebe, Made, Gumede verdienen Lob.

Die Bestrebungen: In allen Zweigvereinen, ob erwähnt oder nicht erwähnt, entstanden Volksbanken, z. B. die Mariannhiller Volksbank, Farmer-Vereine (C. F. U.), Mäßigkeitsvereine, Jungmänner- und Jungfrauenvereine,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Aussendung der Apostel
Deckengemälde im Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Arbeitsgemeinschaften, z. B. in Kronstadt. Neben diesen vielen Einrichtungen entstanden auch Versicherungs-Gesellschaften, z. B. in Transvaal.

Das Jahr 1929 ist ein Markstein in der angestrebten, aber noch nicht verwirklichten kath. Aktion, zu der man so oft auffordert. Zeugnis gibt die Leitung der Spalte in der „Umafrika" für die Lehrer durch S. Mkulisi, den Vorsitzenden der Lehrervereinigung. Und war es nicht ein Führertalent, das die „Tante Maria" inspirierte, die Leitung des Teiles für die Kinder zu übernehmen. Endlich beginnt auch die unverdrossene Arbeit des P. Huß, die er in den Vorträgen für das kath. Volk leistete, ihre Früchte zu tragen, da jetzt auch die kath. Eingeborenenführer in den Vordergrund rücken. Hinter den Kulissen arbeitet ein verborgener und einzigartiger Berater(reformer) — Hochw. P. Sauter. — Ohne Zweifel haben seine Anstrengungen im Verein mit denen vieler anderer Priester dort, wo sich die Interessen der Kirche und des christlichen Volkes so eng berühren, den rechten Weg gefunden und die Pflichten der Klugheit gelehrt. Diese Priester gingen unter das Volk und übten einen heilsamen Einfluß auf dasselbe aus, wobei sie sich seiner gegenwärtigen Lage anpaßten.

Anregungen und Entschließungen: 1. Da dem Hauptausschuß die Leitung aller Vereinigungen obliegt, so warnt er alle Töchtervereinigungen vor dem Übersenden irgend einer Entschließung an die Regierungsbehörde ohne Kenntnis und Zustimmung des Hauptausschusses oder des geistlichen Beraters.

2. Die Entscheidung des Hauptausschusses oder der Generalversammlung sind endgültig. Jeder und auch jede Vereinigung oder Gruppe soll beim Entscheid verharren, und die Vertrauensmänner werden von dem Hauptausschuß dem Generalrat oder der Generalversammlung über die Ausführung solcher Entschlüsse zur Rechenschaft gezogen.

3. Die Vertrauensmänner der verschiedenen Zweigvereinsvorstände der C. A. U. werden aufgefordert, gründlich das Wesen der C. A. U. zu studieren, um allen Mißverständnissen zuvorzukommen oder sie beizulegen. Sie sollen an den sozialen Kursen teilnehmen, und das Wissen, das sie dort erworben haben, auch andern mitteilen.

4. Beim Ausbau der C. A. U. sollen sich die Führer vor jeder unnötigen Feindschaft mit andern katholischen oder nichtkatholischen Organisationen hüten. Sie sollen sich von dem Motto leiten lassen: „Arzt heile dich selbst", bevor sie an die Regelung der Angelegenheiten anderer Leute gehen.

5. Die Führer der C. A. U. sollen besonders in kath. Zeitungen alle Artikel lesen, die die Organisation betreffen, damit sie ihren Pflichten gegen sich und andere kennen lernen. Dieses wird mit der noch so weithin herrschenden Unkenntnis und Selbstzufriedenheit, die bei unsern eingeborenen Führern so allgemein sind, aufräumen. Folgende Bücher werden empfohlen:

1.) P. Bernhard Huß. „Über die Landwirtschaft."

2.) „Der Papst und das Volk" (behandelt die Enzykliken Papst Leos XIII. über die Arbeit usw.).

3. „Das Weltproblem: Kapital, Arbeit und Kirche" von Joseph Hußlein S. J., Dr. phil., vor allen kath. Broschüren. „Der christliche Demokrat" von der Cath. social guild, dann einige andere Broschüren über kath. Organisation, deren Präsident Gilbert K. Chesterton ist. Diese sollten von jedem katholischen und nichtkatholischen Führer gelesen werden. Alle oben genannten Bücher und Schriften können durch den Hauptausschuß der C. A. U. bezogen werden.

Wenn wir diese lesen und die Belehrungen, die wir dort erhalten, anwenden, so werden wir dadurch — aber nur durch die C. A. U. — beitragen, daß die oft wiederholte Verleumdung, die Kirche sei weltfeindlich eingestellt, entkräftet wird und wir im Gegenteil beweisen, daß die kath. Kirche der bedeutenste Faktor im Fortschritt ist bei der Wiederherstellung der Gesellschaft auch heutzutage.

A. d. R. Von diesen Eingeborenen können europäische Christen noch manches lernen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Allerlei Vegetarisches aus Südafrika

Von einem Mariannhiller Missionsbruder

Südafrika ist ein Land, in welchem gar manches anders ist wie in Europa. Es ist jetzt nicht mehr wie vor 50 oder 100 Jahren, aber doch sind noch bedeutende Unterschiede vorhanden. Im Folgenden will ich einige davon berühren.

Klima: In Europa versteht man unter Südafrika meistens Siedafrika, d. h. man bildet sich ein, es herrsche dort eine unerträgliche Hitze das ganze Jahr hindurch. Ich selbst war dieser Ansicht, als ich von der Heimat fortging; da meinte ich, wollene Socken, warme Hemden oder gar ein Überzieher gegen die Kälte, das sei ein Unding in Südafrika. In der halbtropischen Zone mag man solche Sachen entbehren können, obwohl es auch dort noch Tage geben kann, an welchen man froh wäre, einen Überzieher zu haben. Ganz anders ist es im Binnenland, dort ist man während der Wintermonate nicht mehr bloß froh um warme Kleidung, dort braucht man sie. In den Drakensbergen und um sie herum kann es werden und wird es europäisch kalt. Schnee ist dort keine Seltenheit und während der Nachtzeit kann es sogar grimmige Kälte geben. Aus Gesagtem kann man ersehen, daß das Klima nicht gleich ist in Südafrika. Der Küste entlang ist halbtropisches Klima, landeinwärts verliert sich die tropische Vegetation schon mehr und mehr, bis sie sich ganz verliert. Man unterscheidet daher an der Ostseite von Südafrika (die Westseite kenne ich kaum) drei Abstufungen: das Küstenland, das Mittelland und das Hochland.

Küstenland: Das Küstenland ist nicht tropisch wie z. B. Zentralafrika. Es ist nur mehr halbtropisch, aber doch ist ein großer Unterschied zwischen ihm und dem Hochland, während in letzterem Klima und Vegetation fast europäisch genannt werden kann, ist sie in ersterem tropisch. An der Küste wird viel Zuckerrohr gepflanzt, sowie Baumwolle, Mais, Amadumbi (eine einheimische Knollenfrucht), Süßkartoffel, Orangen, Mangoes, Pineapples, Bananen und noch gar manches andere, über welches ich später noch Näheres erklären werde, wenn ich die einzelnen Sorten behandle.

Mittelland: Die Hauptfrucht, welche in dieser Lage gepflanzt wird, ist der Mais. Dazu kommt Amabele (eine Hirsenart), Kartoffel, Rüben, Bohnen, auch noch Amadumbi und Süßkartoffel. Es werden auch Futtergräser gepflanzt, wie Millet (eine kleine Hirsenart), Teffgras und andere Gräser, welche sich als Viehfutter eignen. An Obstbäumen finden sich noch Orangen, Loquats, Cherimoyer, Quavas und Persimons (dieses sind lauter subtropische Fruchtarten, gedeihen aber im Mittelland stellenweise noch sehr gut). Dann gibt es Apfel, Birnen, eine Unmenge von Pflaumen- und Pfirsichsorten, Mandeln, Aprikosen, Quitten, edle Kastanien, auch Beerenobst, wie Brom- und Himbeeren. Stachelbeeren und Johannisbeeren habe ich in Südafrika noch keine gesehen; Erdbeeren aber wachsen wild. Hier wird auch der Wattlebaum im Großen gezogen.

Hochland: In dieser Region wird vielfach Weizen gebaut; überhaupt, wie schon gesagt, es ist dort schon fast ganz europäisch. Bäume, wie Orangen, Loquats usw. sind hier nicht mehr zu finden, auch die Wattlebäume gedeihen dort nicht mehr, wenigstens nicht mehr die Sorte, deren Rinde als Lohe gebraucht wird, ja sogar für gar manche Sorten von Eucalyptusbäumen ist es schon zu kalt dort. Obwohl es an der Küste auch Vieh gibt, so scheint es doch, als tue es nicht so gut wie im Mittel- und Hochland. Schafe gibt es im Mittelland, aber deren eigentliches Heim ist das Hochland. Pferde sind genug im Lande; so auch Esel, Maulesel, Ziegen. Sie sind fast ausschließlich von Einheimischen gehalten. Im Folgenden will ich etwas näher die einzelnen Feldprodukte vorführen.

Zuckerrohr: Fangen wir mit dem Küstenland an. Zuckerrohr (saccharum officinarum) wird an der Küste viel gepflanzt. Viele gebrauchen selbiges als Viehfutter; in den besten hiezu geeigneten Gegenden wird es zwecks Zuckerbereitung gepflanzt. Zur Anpflanzung eines neuen Feldes werden Stecklinge verwendet. Ein Feld kann jahrelang abgeerntet werden ohne vorherige Anpflanzung, da der Wurzelstock immer wieder Schößlinge treibt. Natürlich muß gedüngt werden und den Feldern die nötige Pflege zuteil werden. In großen Zuckerplantagen werden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kleine Feldbahnen mit Lokomotive angelegt, womit das Rohr, oder besser die Stengel in die Zuckermühle befördert werden. Hier in Südafrika wird nur der sogenannte Sandzucker gemacht. Er ist nämlich wie kleiner, gesiebter Sand. Es gibt schneeweißen und dann alle Abstufungen von gelb bis zu dunkelbraun. Auch wird Träcle gemacht, eine Masse wie Kohlenteer, aber von brauner Farbe. Der braune Zucker und der Träcle sind die minderwertigsten Qualitäten von Zukker. Die Zuckerindustrie ist in Händen einer Gesellschaft, welche den Verkauf regelt; nicht der Einzelne darf verkaufen, sondern er hat zu tun, was die Gesellschaft vorschreibt. Der Zucker wird in Säcken von 100 Pfund in den Handel gebracht; ich habe noch nie einen Zuckerhut oder Würfelzucker in Südafrika gesehen. Die Schwarzen kauen auch die Stengel des Zuckerrohrs wegen ihres süßen Saftes. Hier im Oberland baut man auch eine Art Hirse, deren Stengel ebenfalls ein süßer Saft besitzt.

Mais: (Zea Mays). Der Mais gedeiht am besten im Mittelland, obwohl er auch an der Küste und im Hochland gepflanzt wird. Für die Schwarzen ist der Mais die Hauptfeldfrucht; der weiße Mann baut ihn nur für den Verkauf an Schwarze, für den Export oder auch für Viehfutter. Der Weiße allerdings erzielt weit bessere Ernten als der Eingeborene, da er seine Felder zu düngen und sie auch in manch anderer Hinsicht besser zu bearbeiten versteht. Der Eingeborene ackert einmal im Jahr, und das in der Regel schlecht genug, während der Farmer öfter und tiefer pflügt und als Düngemittel Kunstdünger anwendet. Doch regt es sich jetzt auch unter den Schwarzen. Viele von ihnen kaufen schon regelmäßig Kunstdünger und bemühen sich auch sonst, ihre Felder besser zu bestellen. Weitaus die meisten aber ernten nicht, was sie zu ihrem Bedarf nötig haben, obwohl sie viel mehr Land zur Verfügung haben als etwa ein kleiner Gütler in Europa. Obwohl die Missionare, vor allem P. Bernhard Huß, sich alle Mühe geben, ihnen eine bessere Ackerwirtschaft beizubringen, sind sie doch kaum aus ihrem Schlendrian herauszubringen. Der größte Übelstand ist wohl ihre Faulheit. Würden sie arbeiten wie ein deutscher Landwirt, der sich von früh bis abends abmühen muß, sie würden mit Leichtigkeit soviel aus ihrem Boden gewinnen, daß sie Überfluß an Nahrung hätten; aber es ist nun einmal ein angestammtes Gesetz: es darf nur einmal schlecht gepflügt werden, nur einmal gejätet, jeder Same ist gut genug und das Düngen ist etwas ganz Überflüssiges. Der Schwarze ist ein grundschlechter Landwirt. Für Viehzucht ist er eher zu haben, obwohl es auch da schlecht genug steht. Doch der Anfang ist gemacht; immerwährendes Drängen, die Not und die Zeit werden ihn hoffentlich eines Besseren belehren. —

Hier möchte ich einiges über Feldwirtschaft einfügen. Was jedem Neuankömmling auffällt, ist, daß in Südafrika fast kein Stalldünger verwendet wird. Der Schwarze ließ bisher diesen Dünger in der isibaya (Viehkraal) und war froh, wenn jemand kam und ihn wegholte. Jetzt endlich ist er soweit, daß er ihn auf die Felder führt. Doch der Eingeborene ist zu entschuldigen, wenn er die Nützlichkeit des Stalldüngers nicht einsieht; nicht so der weiße Farmer. Ein Düngerhaufen bei einem Farmer ist einfach ein Unding. Es kommt das daher, daß das Vieh fast Tag und Nacht auf der Weide ist; dennoch aber gibt es noch Dinge genug (Küchenabfälle, Unkraut usw.), die sich als Dünger verwenden ließen, wenn sich nur jemand die Mühe machte, sie zu Komposthaufen zusammenzutragen. Ein anderer Grund war bisher auch die Größe der Farmen. Es gab solche mit etwa 50 000 acres, ja manche besitzen noch größere Farmen. Ungefähr zweieinhalb acres sind ein Hektar. Jeder wird einsehen, daß bei so großen Länderstrecken an kein Düngen mehr gedacht wird und gedacht werden kann. Boden war da in Hülle und Fülle; war ein Feld ausgesaugt, so wurde ein anderes bebaut und zwar so lange als es Erträge lieferte. Diese Zeiten sind jetzt vorbei. Heutzutage ist eine Farm mit 1000 acres schon groß, und nahe der großen Städte muß man froh sein, wenn man noch 10 oder 20 acres Land bekommt. Solche kleine Plätze können dann auch viel besser bewirtschaftet werden und werden es in der Regel auch, andernfalls würde der Besitzer nicht genügend zum Leben herausbringen. Die Farmer verwenden gegenwärtig fast ausschließlich Kunstdünger für ihre Felder. Phosphorsäurehaltige Dünger sind vorherrschend. Stickstoffhaltige kommen an zweiter und die Potaschehaltigen an dritter Stelle. Es kommt dies daher, weil der südafrikanische Boden arm ist an Phosphor. Kalidünger und Thomasschlacke sind kaum bekannt, da der Transport zu viel kostet. Superphosphat, Ammoniak, Knochenmehl, Guano, Blut-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Speisesaal (zugleich Festsaal) im Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen

mehl (von Walfischen und Schlächtereien) sind die gebräuchlichsten Düngemittel. Die mehr fortschrittlichen Farmer betreiben eine Wechselwirtschaft (rotation), durch welche die Fruchtbarkeit des Bodens länger erhalten wird und diese auch besser ausgenützt werden kann. Auch Gründünger wird vielfach angewandt; hauptsächlich wird hierzu cowpeas verwendet, eine wilde Bohnenart; aber auch andere stickstoffsammelnde Pflanzen werden dazu verwendet.

Eigentliche Wiesen gibt es in Südafrika noch nicht, es werden wohl Futtergräser gepflanzt, diese werden aber nach Art unserer Kleefelder behandelt. Klee kennt man hier nicht, weil er nicht gedeiht. Die Weideflächen sind dieselben, wie vor 100 Jahren; sie werden nicht gedüngt, sondern sind einfach sich selbst überlassen. Jährlich werden sie abgebrannt, wodurch das alte, harte Gras beseitigt wird; die Asche aber zugleich als Dünger wirkt. Dieses Grasbrennen hat aber auch seine Schattenseiten. Durch das Feuer werden nämlich die zarteren Sorten des Grases nach und nach ausgerottet und es bleiben nur mehr die widerstandsfähigeren aber auch minderwertigeren übrig. Im Ganzen ist an der Küste das Gras am schlechtesten, im Mittelland schon um vieles besser, das Beste aber im Hochland. Ein großes Übel der Ackerwirtschaft ist die Wegwaschung der Ackererde durch die starken tropischen Regengüsse. Da Südafrika stellenweise sehr hügelig ist und der Regen oft in sehr starken Schauern niederstürzt, werden ganze Schichten guter Erde bei einem einmaligem Schauer weggeschwemmt. Ferner bilden sich dongas (Schluchten), welche bis zu 100 Meter breit werden können und so tief, daß man einen Kirchturm hineinstellen könnte.

In Europa würde man einem solchen Übelstande schnell abhelfen; der Schwarze aber hat kein Verständnis dafür und der Weiße gibt sich auch keine Mühe; Land ist ja genug da und so läßt man die Sache laufen wie sie eben läuft. Doch werden schon energische Schritte getan, um die Bevölkerung auf diesen Mißstand aufmerksam zu machen und auf die Folgen, welche daraus entstehen, wenn keine Abhilfe geschafft wird.

(Fortsetzung folgt)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Auge der Ewigkeit

Nach wahren Begebenheiten
erzählt von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Als ich noch unter den Waldleuten lebte, kam an stillen Feierabenden, wenn die Nachbarn in den Winterstuben beisammen saßen, das Gespräch sehr häufig auf dunkle Begebenheiten, die sich im Waldland zugetragen haben sollen. Himmelszeichen und andere übersinnliche Erscheinungen, die sich die Leute nicht zu deuten wußten, spielten dabei eine große Rolle.

Aus der Fülle dieser Begebnisse sind mir besonders zwei in Erinnerung geblieben, die sich erst in jüngster Zeit begeben hatten und von den Erzählern selbst erlebt wurden, wobei jedesmal glaubwürdige Männer als Miterlebende den Sachverhalt bezeugten, sodaß an der Tatsächlichkeit der Berichte wohl nicht zu zweifeln ist.

Außerdem stimmen beide Erzählungen hinsichtlich der Erscheinungsformen und der näheren Umstände so auffallend überein, daß ich sie schon deshalb für keine bloßen Sinnestäuschungen oder Phantasiegebilde halte. Brave, biedere Männer haben die Erscheinungen so erlebt, wie sie von ihnen erzählt und von Miterlebenden bezeugt wurden.

Ein weiterer Prüfstein dieser Begebnisse ist die innere Wahrheit, die sie erfüllt und glaubhaft macht. Nichts geschieht von ungefähr und jedes Ding, besonders aber eine übersinnliche Erscheinung muß einen zureichenden Grund haben, der sie erklärt und damit unser menschliches Gerechtigkeitsgefühl befriedigt.

Das erste Begebnis:

Der Bauer auf dem Schartenhof war mit seinen Nachbarn auf dem Heimweg vom Wirtshaus auf der Hohentann, einem lieblichen Hochgefilde mit weitem Rundblick über das Waldland. Es war Kirchweih gewesen in dem sonst so stillen Weiler, der nur aus dem besagten Wirtshaus, einem uralten Wallfahrtskirchlein und dem Hause des Frühmessners bestand.

Es war gerade Mitternacht, als die Männer vom lärmenden Gelage aufbrachen und ihren unweit gelegenen Gehöften zustrebten.

Auf dem Heimwege frischten sich die Männer ein trauriges Erlebnis auf, das sich gerade vor einem Jahre auf der Hohentanner Kirchweih zugetragen hatte: wie der Brenninger Peter, ein jähzorniger Bauer, von den bösen Geistern des Bieres voll, einen Widersacher mit gezücktem Messer angeht. Der Widersacher weicht aus, der Stich geht daneben und — wie es sein will — das Messer, wuchtig geführt, saust dem Brenninger selbst in den Schenkel und zerschneidet ihm die Schlagader.

Innerhalb drei Minuten war der Mordlustige, der einen andern „kalt machen wollte", selber eine Leiche — starr und steif wie ein gefrorener Baumstrunk.

Mit Schaudern gedachten die Männer dieser Begebenheit, die sich gerade heute jährte.

Da — was ist das?

Der Bauer auf dem Schartenhofe sieht es zuerst: ein gespenstisches Licht, so groß wie eine Kegelkugel, geistert hoch auf dem Wipfel einer Föhre, die hart am Wege steht. Dazu ist ein Sausen in den Lüften, wie das Gejohle der wilden Jagd, und Wehrufe gellen durch die Nacht hin, daß den beherzten Männern die Haare zu Berge stehen.

Das gespenstische Licht steht immer noch unbeweglich auf dem Föhrenwipfel wie ein wildloderndes, unheimliches Auge der Nacht.

„Das ist nichts Rechtes mehr", meint einer fröstelnd, von Grauen überjagt.

„Das kann nur der Brenninger Peter sein, den wir durch unser Erinnern vorhin herbeschworen haben", mutmaßt der Bauer auf dem Schartenhofe. „An Jahrtagen können die Geister der Verstorbenen erscheinen; das hat mein Ahne immer behauptet . . ."

In diesem Augenblicke fährt die Lichtkugel mit Ächzen und Stöhnen auf den untersten Ast der Föhre nieder und wiegt sich über den Häuptern der Heimkehrenden, denen der Angstschweiß schon kalt von den Stirnen tropft. Denn in der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lichtkugel funkelt ein Auge so grimmig und wild wie vor Jahresfrist der Brenninger, als er das Mordmesser schwang.

„Alle guten Geister!" beschwört der Bauer auf der Scharten. „Brenninger bist du's oder bist du's nicht?"

Wie zur Antwort schnellt die unheimliche Lichtkugel dreimal auf und nieder, indes der Wald von Stöhnen und Heulen erfüllt wird wie bei einem Windbruch und die Zeugen dieses Schauerlichen vor Zagheit schier zergehen möchten.

„Gott sei deiner armen Seele gnädig — und uns auch!" stammelt der Bauer auf der Scharten. „Und wenn du der Brenninger Peter wirklich bist, so flieg jetzt heim auf deinen Hof, damit wir Gewißheit haben."



Winter in den Alpen: Unterkunftshütte im Schnee

Allsogleich erhebt sich die Geisterkugel und fliegt als feuriger Ball auf den Hof zu. Dort geistert sie noch eine Weile über den Dächern, bis sie plötzlich wie ein Nichts verschwindet.

„So inbrünstig und andächtig hab' ich all mein Lebtag nicht gebetet", meint der Bauer auf der Scharten zum Beschlusse seines Berichtes, „wie damals in derselbigen Nacht für die arme Seele des Brenninger Peter."

Der zweite Bericht:

Dem Schloßherrn auf dem Reckenstein, dessen Zinnen im Sonnenleuchten über die Waldwipfel in die Weiten winken, ist seit der wilden Sommeschlacht ein Sohn verschollen.

Die Ungewißheit, ob der Vermißte noch lebt oder schon zu den Toten zu zählen ist, bleicht dem braven Edelmann das helle Haar und meißelt herbe Runen in seine Züge.

Um diese Zeit hat er in seinen Wäldern einen starken Hirsch aufgestöbert, der aus den böhmischen Urwäldern herübergewechselt war. Es war schon Frühschnee gefallen, in dem die Spuren des Hochwildes deutlich zu sehen waren.

Da lud der Schloßherr die benachbarten Bauernjäger zur Pirsch ein, auch den Bauern vom Schartenhofe, mit dem er besonders gute Freundschaft hielt.

Als sie den Hirsch erlegt hatten, gab ihnen der Schloßherr auf seiner Jagd-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hütte ein Weidmannsmahl, bei dem es fröhlich herging wie immer unter Jägern. Nur der Schloßherr selber war ernster als sonst und äußerte zuweilen: „Ich weiß nicht, was das heute ist. Mir kommt es gerade vor, als ob mir heute noch etwas Sonderbares begegnen soll."

Als die Jagdgesellschaft aufbrach, war die frühe Winternacht schon heraufgekommen mit ihren unzähligen Sternen am kaltklaren Himmel, und der Vollmond gab so gutes Licht auf die bleichen Schneegefilde, daß man Dörfer und Höfe auf Stunden weit erkennen konnte.

„So klar ist es", meinte der Bauer auf der Scharten zum Schloßherrn, „daß man die Zinnen auf dem Reckenstein zählen kann."

„Wunderbar schön ist es", sagte der Edelmann, „so schön, daß ich wünschen möchte, mein kriegverschollener Sohn wäre da und könnte das wunderbare Waldland in seiner Winterpracht noch einmal überschauen. Er hat ja die Heimat so sehr geliebt, daß der erst Siebzehnjährige freiwillig auszog, sie mit dem Schwerte zu schützen. Und seitdem ist er verschollen, vermißt. Wie gern wüßte ich, ob er noch am Leben ist oder . . ."

Hier bricht der Schloßherr plötzlich ab und weist mit der Hand in Richtung der alten Waldstraße, die verschneit im Grunde liegt: „Was ist denn das für ein merkwürdiges Licht? Wie der Scheinwerfer eines Kraftwagens . . ."

„Ich seh's schon lange", bescheidet der Bauer auf der Scharten. „Kommen Sie, Herr Baron, das Licht müssen wir uns ansehen. Es scheint, es sucht uns . ."

Schon schreiten die beiden Männer der seltsamen Erscheinung zu. Auch die übrigen Jagdgäste sind aufmerksam geworden und folgen den Voranschreitenden in einiger Entfernung.

Der helle Lichtkegel steht noch eine Weile wie suchend auf der nachtstillen Waldstraße, die vom Schloßberg herab in den Talgrund mündet. Dann aber hebt es sich mannshoch über das Schneegefild und kommt den Männern über die verschneiten Fluren entgegen.

„Der Schein eines Kraftwagens kann es nicht sein", sagt jetzt der Schloßherr. „Was mag es aber sonst bedeuten? Ein Irrlicht? Eine arme Seele, die erlöst sein will?"

„Oder ein kriegverschollener Sohn, der den Vater sucht und ihm ein Zeichen geben will, daß es ihm gut geht drüben im Lande der Ewigkeit", bescheidet der Bauer auf der Scharten. „Es ist nicht das erste Mal, daß ich solches erlebe. Nur ist diesmal das Licht tausendmal heller und friedsamer wie weiland auf dem Heimweg von der Hohentanner Wallfahrtskirchweih. Schier heilig kommt mir diese Lichtkugel vor."

„Ach, darum habe ich heute immer so seltsame Ahnungen gehabt", meint der Schloßherr, während die Lichtkugel geradewegs auf ihn zukommt und zwei Armlängen vor ihm stille hält.

Von Schauern überrieselt stehen auch die Männer, denn in der Lichtkugel, die einen wunderbaren Schein verbreitet, gewahren sie die Iris eines aus Seelentiefen blickenden Auges.

„Es ist das Auge meines vermißten Sohnes", flüstert der Schloßherr dem Bauern auf der Scharten zu. „Nun weiß ich, daß er gefallen ist."

„Und dennoch lebt — im ewigen Frieden", bescheidet der Schartenbauer.

Wie zur Bestätigung dieser Worte hebt sich die Lichtkugel über die Häupter der Männer und schwebt vor ihnen her in Richtung des Schlosses, wo es noch eine Weile über dem Wappen am Torbogen schwebt und verschwindet, als wäre es ein Nichts gewesen.

„War das nun Wirklichkeit oder Traum und Täuschung?" wendet sich der Schloßherr an seine Jagdgäste.

„Es war wunderbarste Wirklichkeit", bestätigten diese. „Wir alle haben es gesehen — das Auge der Ewigkeit."

„Dann", fährt der Schloßherr ergriffen fort, „habe ich Gewißheit, daß mein Sohn nicht mehr am Leben ist, sondern als ein junger Held bei den himmlischen Heerscharen eine ewige Heimat hat. Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gelobt."

„In Ewigkeit, Amen", murmeln die Jäger in ihre vereisten Bärte und gehen still in ihre Dörfer zurück, ein neues Wissen im Herzen: das Wissen vom Auge der Ewigkeit."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geisterglaube und Ahnenkult der Neger Südafrikas

Von P. Joseph Schwemmer, RMM.

Die südafrikanischen Neger haben einen allgemeinen Glauben an die Existenz eines höchsten Wesens, eines Schöpfers. Aber einen weiteren Kult erweisen sie diesem höchsten Wesen nicht. Die Hauptrolle in der religiösen Betätigung der Neger kommt dem Animismus zu, d. h. dem Glauben auf den Einfluß der Geister der Verstorbenen (amadhlozi, amatongo). Der Schwarze schlägt einen ehrfurchtsvollen Ton an, sobald er von den Geistern der Verstorbenen spricht. Besonders tief ist die Idee in seinem Herzen eingegraben, daß die Vorfahren in Gestalt von Schlangen wiedererscheinen. Die soziale Stellung des einzelnen im Leben bedingt auch die Einwohnung in eine ganz bestimmte Schlange. So glaubt man, daß die große grüne Mamba einst ein mächtiger Herrscher gewesen sei, die indhlondhlo, (cerastes caudalis) eine mit einer Kappe geschmückte Mamba muß zum mindesten ein Häuptling gewesen sein. Die langen grünen oder braunen Schlangen haben die Geister gewöhnlicher Männer. Die Eidechsen und Leguane sind sicher alte Weiber gewesen. Kommt eine Schlange von bestimmter Gestalt in den Kraal, so wird sie mit dem Ehrennamen „Vater" begrüßt. Sofort wird ihr Milch angeboten, oder auch Fleisch, so daß die Schlange sich in den hinteren Teil der Hütte begibt.

Dieser ziemlich realistische Geisterglaube erregt bei den Negern mehr Furcht als Liebe. Natürlich erhebt sich auch der Gedanke an Opfer, um Unglücksfälle und schlimme Heimsuchungen abzuwenden und die Gunst der Ahnengeister sich zu erwerben. Am wirksamsten sind die blutigen Opfer, da sie sühnenden Charakter haben. Der Opfernde ist gewöhnlich der „Priester" (umngoma), ausgenommen bei Familienopfern, wo das Kraaloberhaupt als Opfernder auftritt. Die gewöhnlichen Opfertiere sind Ochsen und Ziegen, seltener Schafe. Die bei der Opferfeier zu beachtenden Zeremonien sind sehr zahlreich und auch nicht überall einheitlich. Bei den Zulus gelten etwa folgende Zeremonien und Maßregeln. Das Blut darf nicht zur Erde fließen, sondern es muß in einem eigenen Gefäße aufgefangen werden. Knochen werden, nachdem das Fleisch verzehrt ist, verbrannt. Dem eigentlichen Opferakt gehen Gebete und Anrufungen voran. Man dankt den Geistern der Verstorbenen für die empfangenenen Wohltaten, für allen Schutz und jegliche Obsorge in der Vergangenheit. Daran schließen sich Bitten um fernere Gunst, wobei in rührender Weise der eigenen Unwürdigkeit und der Hilfsbedürftigkeit gedacht wird. Diese Gebete werden meist vom Familienoberhaupt gesprochen, worauf er einem aus dem Gefolge den Opferspeer (Assagai) überreicht, damit dieser dem Opfertier den Todesstoß versetze. Der Stoß wird in die Schultergegend geführt nach der rechten Seite zu. Einer der jungen Männer fängt das Blut auf. Einzelne, besonders gute Fleischstücke werden am Feuer etwas angeröstet und von Hütte zu Hütte getragen als Brandopfer für die Ahnengeister. Diese Zeremonie steht ausschließlich dem Familienoberhaupte zu, welches an den einzelnen Hütten ein besonderes Gebet betet, um von den Ahnengeistern Friede, Glück und Wohlergehen für die Bewohner zu erflehen. Ein Schulterstück wird von den Knaben im hintersten Teile der Haupthütte am offenen Feuer gebraten und dann vom Kraaloberhaupt verzehrt. Ein zweites Stück wird besonders hervorragenden Männern gereicht. Eine besondere Heilkraft soll der Galle innewohnen. Mit ihr besprengt der Familienvater unter beständigen Gebeten sowohl sich selbst, als auch alle anderen Kraalbewohner, selbst die Kinder.

Die übrigen Fleischstücke werden im hintersten Teile der Haupthütte aufbewahrt und mit der Haut des Opfertieres bedeckt. Es sollen nämlich während der Nacht die Ahnengeister kommen und sich ihren Anteil nach Belieben holen. Sie geben sich aber zufrieden mit dem Duft des Fleisches und so fällt das Fleisch am andern Morgen den Kraalbewohnern zu.

Der tiefeingewurzelte Glaube an die Ahnengeister spielt im sozialen und häuslichen Leben der Schwarzen eine große Rolle. Ohne den Geistern Opfer dargebracht zu haben, zieht man niemals in den Kampf. Ihrer gedenkt der Häupt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

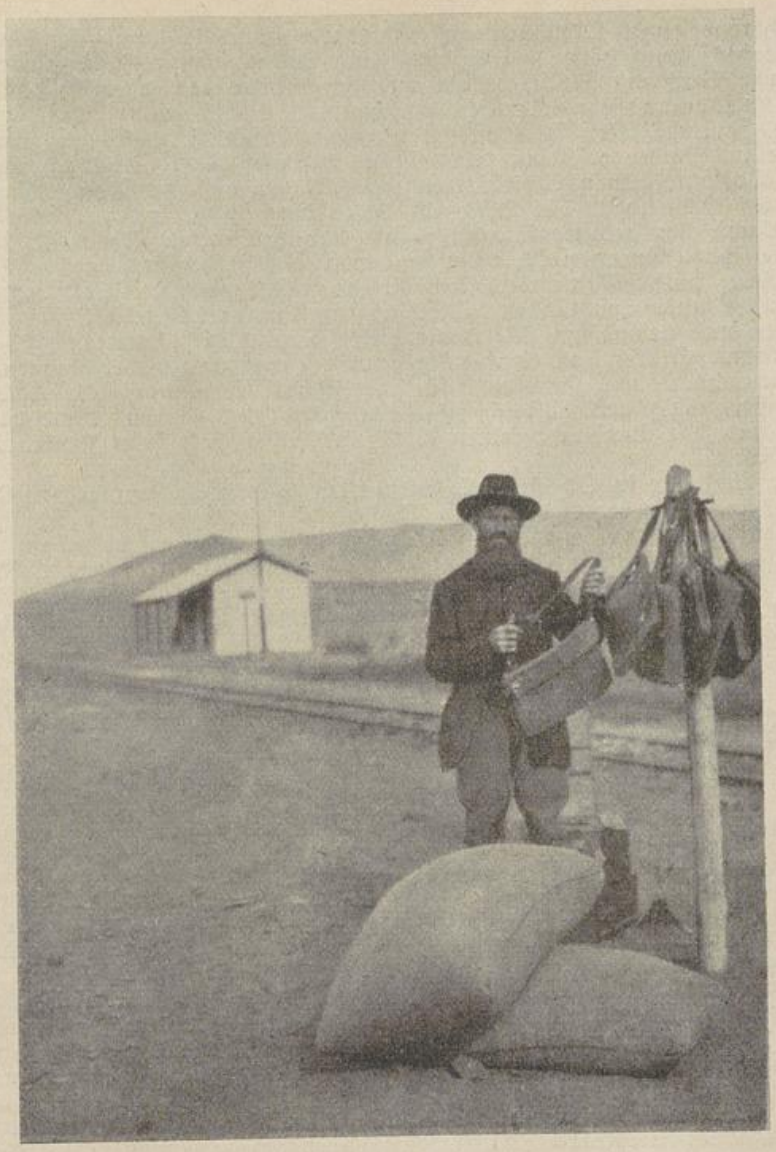
ling bei allen möglichen Anlässen. Was immer der Christ in die Hand der göttlichen Vorsehung legt, und als höheres Geschick von oben betrachtet, das mißt der Schwarze dem Einflusse der Ahnengeister zu. Sie haben Macht über Haus und Hof, Nachkommenschaft und eigene Person im Guten wie im Bösen. Sie werden als die geistigen Beherrscher des Lebens angesehen. So ist es auch begreiflich, daß das Andenken an eine verstorbene Person sehr stark im Gedächtnis der Kraalbewohner eingewurzelt ist. Wenn der Tote begraben ist, dann hofft man so halb und halb, ihm am andern Morgen zu begegnen. So kann es vorkommen, daß für Halluzinationen besonders veranlagte Personen, meist Mädchen oder Frauen, den Verstorbenen in „Wirklichkeit" sehen. Zudem bringt der Neger jedes Vorkommnis von größerer Bedeutung, das in nächster Zeit nach dem Tode des betreffenden passiert, mit diesem in Verbindung. Man glaubt, daß der Tote noch auf irgend eine Weise noch mit dem Schicksal seiner Angehörigen verbunden ist, ja daß er sogar noch im Geiste unter ihnen weile. So besteht der Glaube, daß der Geist besonders unter dem Baume zugegen sei, unter welchem der Leichnam begraben ist, oder auf den Steinen, die auf dem Grabe aufgehäuft wurden. Alle ihre Freude, all ihr Hoffen und Sorgen bringen sie mit dem Toten in Beziehung. So glaubt man auch, daß der Verstorbene das gute Wetter schicke, eine gute Ernte verursache usw. Wenn ein Unglück passiert, dann ist der Tote nicht zufrieden mit seiner Sippe. Der Verstorbene, besonders wenn es ein alter Mann war, ist mehr oder weniger verantwortlich für alle Vorkommnisse im Kraale.

Da kommt nun der neugierige Europäer daher und belästigt den Neger mit der bekannten Frage: „Warum geschieht das, weshalb tust du jenes?" — „Was tut der Mann, der gestorben ist?" — „Ist er glücklich?" — „Hat er viel zu essen und zu trinken?" — „Hat er Ochsen, Hunde, Schafe und Weiber, die ihn bedienen?" — Solche Fragen, direkt an den Neger gestellt, beantwortet er meist ungern. Er denkt sich einfach: „Wenn du, weißer Mann, mich zum antworten zwingst, dann sage ich eben zu allen Fragen „Ja und Amen" und ich habe wieder meine Ruhe." Auf diese Weise etwas vom Schwarzen erfahren zu wollen, führt nie zum Ziel. Man spricht nun von Verehrung der Ahnengeister bei den Schwarzen. Aber was stellt sich denn ein Neger unter einem Geiste vor? Auf jeden Fall ist der Begriff „Geist" beim Schwarzen nicht immer das Gleiche als wir uns von einer Seele oder einem anderen Geiste, etwa einem Engel, machen. Man kann vereinzelt die Ansicht treffen, daß der Geist eines Verstorbenen im Dache der Hütte lebe. Nun kann doch kein theologischer „Geist" auf dem Dache wohnen. Andere wieder behaupten, daß Seele oder Geist gleich sei mit dem Schatten eines Menschen. Man glaubt, daß der Schatten eines Menschen entweder wächst oder langsam kleiner wird beim Tode des Menschen. Das letztere ist ganz leicht begreiflich; denn der Körper des Menschen wirft am Boden liegend einen ganz anderen Schatten als der aufrechtstehende Mensch. Der Schatten ist mit dem Menschen enge verbunden und gibt für das primitive Denken einen guten Anhaltspunkt, um zum Geist zu gelangen. Der Schwarze glaubt auch, daß dieser Schatten oder Geist den Körper beim Schlafe verlasse, und daß er jene Plätze besuche, von denen der Mensch träumt. Wenn jemand träumt, daß eine andere Person ihn besuche (auch wenn der Besucher schon eine verstorbene Person wäre), dann glaubt er, daß der Schatten oder Geist dieser Person als sog. Emanation zu ihm gekommen sei. Wenn aber so etwas beim Schwarzen möglich ist, warum sollte der Geist auch nicht gegen den Tod gefeit sein?

Manche Neger befestigen auch Ochsenhörner am Dache in dem Glauben, daß der Geist des verstorbenen Häuptlings in diesen Hörnern Wohnung nehme und die Hütte beschütze. Nebenbei sollen diese Hörner auch ein Schutz sein gegen Blitzgefahr. Ob aber der Blitzschutz mit dem Geiste des Häuptlings zusammenhänge, ist fraglich.

Die Verbindung zwischen Schatten und Person des Menschen wird so fest geglaubt, daß die Weiber sogar die Matten der Männer aufhängen, wenn diese in den Krieg gezogen sind. Wenn der Schatten nun kleiner wird infolge des Neigungswinkels der Sonne, und schließlich ganz klein wird, dann glauben die Weiber, daß der Mann tot sei. Wenn der Schatten aber seine gewöhnliche Größe beibehält, dann ist der Mann noch heil und gesund. Viele Schwarze sehen es nicht gern, wenn man in ihrem Schatten steht; denn sie glauben, daß sie dadurch übel beeinflußt werden könnten. Der oben erwähnte Schlangenkult besteht nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Südafrikanische Poststation mit Bahnhof
Ein Missionsbruder der Mariannhiller holt die Post
für seine Station

nur in Südafrika, er kommt auch in anderen Erdteilen vor. Doch sind die Gründe bei den verschiedensten Völkern abweichend. Für die afrikanischen Neger ist folgende Erklärung des Kultes maßgebend:

Die Leute bemerken, daß die Schlangen aus dem Gebüsch kommen, das den Viehkraal umgibt. Im Viehkraal wurden aber die angesehenen Kraalmitglieder begraben. So konnten die Neger leicht auf den Gedanken kommen, daß die Schlangen aus den Gräbern der Vorfahren kommen. Das gibt zugleich eine Erklärung für die Tatsache, daß der Schwarze jede Schlange auf freiem Felde tötet, wenn er dort eine sieht. Er glaubt nämlich, daß sein Ahne sich nicht soweit von seinem Heimatkraale entferne. Im Kraal wird auch nur jene Schlange als Trägerin eines Ahnengeistes angesehen, deren Kommen und Gehen nicht bemerkt wird. Wenn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Schlange einen Menschen angreift, dann kann sie unmöglich einen Geist in sich haben; denn dieser würde doch seine Verwandten nicht angreifen, welche ihm immer Bier und Fleisch opfern und ihn preisen und loben, so daß er nicht aus der Erinnerung der Menschen verschwindet. So ist jeder Mensch im Recht, der eine Schlange tötet, falls er sich von ihr bedroht sieht. Wenn nun so eine Schlange im Kraale erscheint, dann ist alles voller Freude. Man glaubt eben, daß der Vorfahre seinen Angehörigen einen Besuch abstatte. Nach altem Brauch mußte dem Geist sogar ein Ochs als Opfer dargebracht werden. Die Schlange wird bewacht, um herauszufinden, welcher von den vielen Ahnen in ihr stecke. Wenn sie schnell herumkriecht, dann sagt man, das ist der und der, welcher einen eiligen Gang hatte. Dann wird das Erkennen dadurch erleichtert, daß nur die angesehensten unter den Ahnen in Schlangengestalt zurückkehren können. Die Eigenschaften und besonderen Merkmale dieser berühmten Ahnen sind aber jedem Kind bekannt. Geister von Kindern gehen in ganz harmlose Schlangen. Solche werden manchmal von Zauberern für ihre Zwecke benützt. Solche Kindergeister sollen recht gnädig und hilfreich sein. Ein Weib, das keinem Kinde das Leben geschenkt hat, hat überhaupt keinen Geist und daher auch kein Fortleben in der anderen Welt.

Aber nicht nur in Schlangen leben Geister, sondern auch unter der Erde, auf der Erde, und über der Erde in den Wolken. Die unter der Erde lebenden Geister hausen dort genau so wie sie auf Erden zu Lebzeiten gelebt haben. Sie sind dort glücklich, haben viele Weiber und es gibt dort keine Rinderpest. Nach dem Glauben der Neger ist die Erde mehr mit Geistern bevölkert als mit Menschen, da die Geister auch in Bäumen und Flüssen, kurzum überall sich aufhalten. Das Säuseln des Windes in den Baumkronen bei Nacht halten die Schwarzen für die Sprache der Geister.

Nach dem Glauben der Neger ist es nicht unbedingt gegeben, daß diese Geister ewig leben, d. h. nicht sterben. Sie glauben vielmehr, daß die Geister allmählich verschwinden. Dieses Verschwinden ist davon abhängig, wie lange das Volk oder die Anverwandten sich an einen Verstorbenen erinnern. Sobald die Großtaten des Verstorbenen und seine Ehrennamen in Vergessenheit geraten sind, verschwindet auch der Geist, d. h. er hört auf zu sein. So ist das Fortleben eines Geistes abhängig von der Verehrung der Lebenden. Wenn die Lebenden nicht genug tun in dieser Verehrung, dann sind die Geister unwillig und verursachen mancherlei Unglück: Trockenheit, Krankheit, Tod eines Familiengliedes, Rinderpest usw. Nur durch ein entsprechendes Opfer und durch Lobpreisungen können die Geister wieder besänftigt werden. Bei einem Opfer werden etwa folgende Gesänge gesungen: „Rufe es aus, Ochs (Opfertier) des N. N.! Neige dein Ohr zu uns nieder, N. N.! Wir loben und preisen dich mit allen Ehrennamen, die wir von dir wissen! Wir reden von all deinen Heldentaten! Sei uns nicht mehr böse! Siehst du denn nicht, daß das dein Ohr ist? Beschuldige uns nicht, daß wir dich vernachlässigt hätten. Wann haben wir aufgehört, dich zu preisen? Erinnere dich daran, daß hier ein fetter Ochs ist, der dir geopfert wurde."

Nur Männer dürfen vom Opferfleische essen und zwar muß das Opfermahl in der Nähe des Viehkraales stattfinden. Opferfleisch geheim essen, würde einem Anschuldigung auf Zauberei eintragen. Falls der Zauberer das Opfer darbringt, nimmt er schlauerweise das beste und schönste Stück für sich. Er allein kann es wagen, das Fleisch in seine Hütte mitzunehmen, da er mit den Geistern auf gutem Fuße steht. Wenn aber trotz des Opfers das eingetretene Unglück nicht weichen will, dann wird der Neger auch unwillig und er wendet sich in etwas ungehaltener Weise an die Geister: „Wann haben wir je aufgehört, euch zu Ehren Ochsen zu opfern? Wann haben wir uns geweigert, euch zu loben und zu preisen? Warum behandelt ihr uns so? Wenn ihr euch uns gegenüber nicht besser benehmt, dann werden wir euren Namen der Vergessenheit anheimfallen lassen und dann, was wollt ihr machen, wenn wir euch nicht mehr ehren und loben? Was hat es denn für einen Zweck, daß wir euch zu Ehren Ochsen schlachten und euch Loblieder singen? Ihr helft uns nicht, ihr gebt uns keinen Regen, kein Getreide, ihr laßt unser Vieh an der Rinderpest sterben, die Kranken sterben dahin. Ihr zeigt keinerlei Erkenntlichkeit gegen uns. Wir werden den anderen Leuten sagen, daß wir keine Ahnengeister mehr haben und das wird euch zur Schande gereichen. Wir sind sehr unzufrieden mit euch. Bessert euch!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vielfach findet man auch den Glauben, daß einzelne Geister auch im Flusse hausen. Auch diesen Geistern wird geopfert, da der Neger glaubt, daß die Flußgeister die Macht haben, einen Menschen beim Überqueren eines Flusses zurück zu behalten und ihm das Gleichgewicht beim Balanzieren zu nehmen. Auch das Spiegelbild der eigenen Person im Wasser gesehen, gilt als etwas geisterhaftes, worüber sie heillosen Respekt haben.

Das Lob der Geister ist sehr wichtig, mindestens so wichtig wie das Opfer selber. Die Schwarzen stehen im Leben den Weißen nicht nach im Ehrgeiz und sie sind sehr erpicht auf Lob und Ehren. Natürlich ist das auch den Geistern höchst angenehm. In Vergessenheit geraten und nicht mehr beachtet werden ist das ärgste Schicksal für einen Geist, da er dadurch ja dem Verschwinden überliefert ist. Deswegen sorgt auch jeder Häuptling schon, daß sein Lob zu Lebzeiten seinem Volke gut eingeprägt werde, indem er immer einen Ausrufer bei sich hat, der sein Lob allen Menschen zum Bewußtsein zu bringen hat.

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Zwei Matrosen gingen nach achtern, um den Hungernden das Essen zu reichen. Ein Eimer Reis, einer mit Wasser und ein Korb Zwieback. Jeder erhält eine Handvoll Reis, die er sofort in den Mund stopft und verschlingt, dazu einen Zwieback, den er im Wasser aufweichen kann. Die meisten greifen gierig nach dem Dargereichten und schauen sehnsüchtigen Blickes nach Korb und Eimer, ob nicht vielleicht noch etwas für sie abfällt. Die Schlafenden werden durch einen Fußtritt geweckt. Sie lassen es sich gern gefallen; es gibt ja zu essen.

Der Greis am Heck achtet nicht auf das, was um ihn vorgeht. Fort und fort wiegt er sich nach rechts und links und summt seine traurige Weise. Er streckt die Hand nicht aus, um seine Zehrung in Empfang zu nehmen. Der Matrose wirft ihm den Reis mit einem derben Fluch ins Gesicht. Die zunächst Sitzenden greifen hastig zu und sammeln jedes Körnchen, das auf Deck gefallen ist.

Das „Mahl" ist zu Ende, kaum daß es begonnen. Wieder breitet Hunger und Elend seine dunklen Flügel über die braunen Leute, und weiter brüten sie vor sich hin, wie Menschen, hinter denen alle Brücken abgebrochen sind, die ihre Zukunft dem Schicksal überlassen. . . .

Der Kapitän verließ die Kajüte. Sein gebräuntes Gesicht, umrahmt von einem rabenschwarzen Vollbart, kennzeichnete den Südländer. Die breiten Schultern fanden kaum Platz in der goldbetreßten Uniform. Im übrigen stand ihm der Anzug tadellos. Unter der breiten Krempe des grauen Filzhutes schimmerte eine weiße Mullbinde hervor, die um den Kopf gebunden war. Über dem linken Auge war sie rötlich angelaufen. Wuchtigen Schrittes begab er sich nach Backbord, wo unter dem Fallreep das Boot schaukelte. Dort stand der erste Offizier der „Barcelona", ein langer, dürrer Mensch mit dem Gesicht eines Raubvogels.

„So, Kapitän, nun mutig in den Rachen des Löwen hinein."

„War schon oft drin, ohne Schaden zu nehmen. Doch ich gestehe, ganz einerlei ist mir die Sache heute nicht. Wär' mir schon lieber, die Kerls säßen auf dem Mond."

„Vergeßt nur Euer Sprüchlein nicht!" mahnte der „Erste."

„Werde nicht. Aber halt du auch die Augen offen. Du weißt ja für alle Fälle Bescheid."

„Keine Angst, Kapitän. Ich bin auf dem Posten. . . . Der schwarze Bart steht Euch aber gut."

„Will ich meinen", gab der andere geschmeichelt zurück, indem er langsam die Treppe hinabstieg.

„Nehmt die Farbe von der Bordwand nicht mit!" rief der „Erste" ihm nach. „Sie ist da nötiger als auf Eurem Rockärmel."

Der Kapitän lachte. Mit einem flinken Satz sprang er ins Boot. Er setzte sich, entrollte die Kapitänsflagge und befestigte sie am Heck. Dann ergriff er das Steu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

er und gab das Zeichen zur Abfahrt. Fünf Paar kräftige Arme legten sich in die Riemen, daß sie in den Dollen knarrten, und das kleine Fahrzeug wandte sich, hüpfte von Welle zu Welle und strebte eilig dem Kreuzer zu, dessen Geschützrohre drohend über die See hinausblickten.

— — — — — —

Am Fallreep der „Mew" stand die Backbordwache und der Obermatrose vom Dienst. Als Johnson die Kajüte des Kommandanten verließ, stürzte ihm der Wachthabende hastig entgegen und meldete in abgerissenen Worten, daß sie ein Sklavenschiff vor sich hätten; man könne die Neger deutlich sehen.

„Boot kommt längsseits!" rief der Posten auf der Back. Johnson stand schon mit einem Fuß auf der Treppe. Nun schwenkte er nach Backbord hinüber. Er mußte dem Obermatrosen erst Bescheid geben.

„Den Kapitän der „Barcelona" werden Sie zum Herrn Kommandanten führen."

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant", schnarrte der Obermatrose, während der „Erste" in Riesenschritten treppauf ging, um sich von dem Unglaublichen zu überzeugen.

„Kinder, Kinder, nun schlägt's Dreiviertel!" rief er erstaunt, sobald er die Gruppe der Farbigen erschaut hatte. „Hab' ich's nicht gesagt, das ist unser Freund von vorgestern? Ein alter Seekadett Ihrer Majestät läßt sich durch alle Mars- und Gaffelsegel der Welt nicht irreführen. . . . Der Kerl hat wirklich den Teufel im Leib. Kommt uns mit seinem Raub direkt vor die Kanonenrohre. Habt ihr jemals solche Frechheit gesehen? Und macht dem Kommandanten Besuch in höchsteigener Person. . . . Vielleicht will er sich auf Gnade und Ungnade ergeben. . . . Nicht denkbar! . . . War ja fein ausgerissen. Donner und Hagel, mir platzt die Galle. . . . Aber dem ‚Alten' muß ich wenigstens eine Kerze aufstecken."

Ebenso eilig, wie er gekommen, verließ er die Kommandobrücke.

Die Unterhaltung in der Kapitänskabine war im besten Gang. Der Kapitän der „Barcelona" schien in heiterster Laune zu sein. Johnson hörte ihn lachen. „Hm", brummte er, „haben sich ja schon riesig angefreundet. Na, warte!" Er winkte einen Signalgast herbei und schickte ihn zum Kommandanten, um ihn in wichtiger Angelegenheit herauszubitten. Raffles kam sofort.

„Nun, mein lieber Johnson, was gibt's?"

„Herr Kommandant", sagte der „Erste" mit unterdrückter Stimme, aber mit einer Betonung, die den Sturm in seinem Innern verriet, „die ‚Barcelona' ist dasselbe Schiff, das uns vorgestern entwischte. Ein Irrtum ist so gut wie ausgeschlossen. Daß sie Sklaven an Bord hat, kann man mit bloßen Augen sehen. . . ."

Der Kommandant hatte mit überlegener Miene zugehört. Ein-, zweimal zuckte es um seine Mundwinkel. Dann konnte er sich nicht mehr halten und platzte in helles Lachen aus. „Hahaha, bravo, bravissimo! Das ist lustig. Doch kommen Sie. Sie müssen selber hören, was der Spanier eben erzählt." Damit schob er den verdutzten Johnson in die Kabine hinein.

„Herr Barnill, Padrone der ‚Barcelona', der aber famoses Englisch spricht, — Herr Johnson, Kapitänleutnant der ‚Mew'", stellte er vor. Die beiden verneigten sich, Barnill mit freundlicher Vertraulichkeit, Johnson zurückhaltend höflich. „Bitte, nehmen die Herren Platz. Und jetzt, Padrone, erzählen Sie mal im Zusammenhang, wie die Geschichte verlief. . . . Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten? Ein Glas Rheinwein, deutschen Wein?"

„Danke, nein, Herr Kommandant! Dafür ist es zu heiß. Wenn ich um ein Glas Mineralwasser bitten darf?"

„Sehr gern!" Ein Signalgast erhielt den nötigen Auftrag und kam bald mit dem Bestellten zurück. Unterdessen erzählte der Padrone sein gestriges Abenteuer. Johnson saß da wie ein Gerber, dem die Felle wegschwammen. Er wußte nicht, ob er wachte oder träumte. War das alles Wirklichkeit oder nur Theater? Die Umstellung, die er in seinem Hirn vorzunehmen hatte, ging langsam vonstatten.

„Ich komme vom Kongo", so begann der Spanier. „Habe Mahagoni und Elfenbein geladen für die Reederei Gebrüder Domenico und Taddeo Bartoldi in Cadiz . . ."

„Viel Ladung scheint die ‚Barcelona' nicht zu führen", warf Johnson dazwischen. „Sie geht nicht eben tief." Der Kommandant blickte forschend auf den Sprecher. Wahrhaftig, der „Erste" hatte den Gedanken an den Piraten noch nicht überwunden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Die hohe Bordwand täuscht, Herr Kapitänleutnant", belehrte Barnill. „Die ‚Barcelona' ist zwar schmal, aber sehr tief gebaut. Wir hatten", fuhr er in seiner Erzählung fort, „gute Fahrt, die Hitze ausgenommen, bis der Sturm in der vorigen Nacht uns bedeutend im Kurs aufhielt. Wir haben kaum fünf Knoten gemacht; sonst kommen wir ganz gut auf sieben in der Stunde."

Ich hätte gewettet, dachte Johnson, daß sie mit Leichtigkeit neun Knoten macht, im Notfall auch zehn. Zu sagen wagte er es nicht, weil er sah, wie aufmerksam sein Vorgesetzter dem Erzähler lauschte.

„Ich stand die ganze Nacht selber auf der Brücke", berichtete der Padrone. „Wie sich der Sturm gegen Morgen legte, stieg ich in meine Kajüte hinab, um die verlorene Nachtruhe nachzuholen. Der ‚Erste' übernahm die Wache. Ich bin aber kaum in der Koje, da ruft die Wache vom Topp herab: „Schiff in Sicht!" und gleich darauf ruft, schreit, brüllt alles durcheinander. Was mag los sein? denke ich und springe hinaus.

Ich bin nicht abergläubisch, doch im ersten Augenblick dachte ich, der Fliegende Holländer käme uns leibhaftig auf den Hals. Alle Lichter abgeblendet, huschte er auf kaum zwei Schiffslängen Entfernung an uns vorbei. Der Kerl wäre uns wahrhaftig in den Bug gefahren, wenn der Steuermann nicht noch im letzten Augenblick Ruder hart back gelegt hätte. Daß da nicht alles in Ordnung war, lag auf der Hand. „Es ist ein Sklavenschiff", rief mein „Erster" mir entgegen, als ich auf die Brücke kam, „das Deck wimmelt von Schwarzen."

Warte, denk' ich, wir müssen dem Herrn einen kleinen Schrecken einjagen. Ich lasse kurz entschlossen wenden. Signalkanone geladen! Habe einen schönen Dreizöller an Bord. Der Zimmermann hatte leider nur Pulver zur Hand. Aber der Schreckschuß hatte Erfolg. Noch war er nicht verhallt, da flogen wohl ein Dutzend Schwarze über Bord, immer mehr folgten nach."

„Famos, famos!" rief der Kommandant und rieb sich die Hände.

„Natürlich dachte ich, die Schwarzen hätten die gute Gelegenheit zum Ausreißen benützt. War aber nicht so. Der Pirat selbst warf sie hinaus, um uns aufzuhalten und auf diese Weise zu entkommen."

„Der Halunke ist in allen Wassern gewaschen", meinte Raffles und nickte bedächtig das schon ergraute Haupt.

„Bei uns hieß es jetzt: Leute in Seenot! Stoppen! Boote herunter! Aber es ging alles viel schneller, als ich es erzählen kann. Ich selbst war an die Reling gerannt, um beim Klarmachen zu helfen, da schlug ein Riemen aus dem Boot, mir gerade auf den Kopf. Ein Glück, daß er so fest ist. Einen tüchtigen Schmarren habe ich mir trotzdem geholt. Im Augenblick wurde es mir grün und gelb vor den Augen. Ich wäre glatt auf Deck gestürzt, wenn mich nicht einer von den Bootsleuten aufgefangen hätte.

Als ich wieder recht zur Besinnung kam, schaukelten die Boote schon auf den Wellen, und meine Matrosen zogen Mann für Mann heraus. Achtzehn Leute wurden gerettet. Die Schwarzen von der Küste sind ja fast ausnahmslos gute Schwimmer. Trotzdem haben sich manche nicht aus dem Kielwasser herausarbeiten können.

Als das Rettungswerk beendet war, hatte sich der Pirat längst aus dem Staube gemacht. Ihn einholen war unmöglich, er fuhr ja mit vollen Segeln. War auch unnütz, hätte ihm doch nichts tun können."

„Nun, ich gratuliere", sagte der Kommandant, als der Spanier geendet hatte. „Sie haben mehr Glück gehabt als ich."

„Gestatten Sie eine Frage, Herr Kapitän", erlaubte sich Johnson in das Gespräch einzugreifen. „Wo ist die ‚Barcelona' erbaut worden?"

„In Cadiz", entgegnete Barnill, „auf unserer eigenen Werft."

„Das Sklavenschiff ist der ‚Barcelona' zum Verwechseln ähnlich", meinte der „Erste" trocken. Aber seine Lippen bebten. Wenn Blicke töten könnten, wäre Barnill unfehlbar zu Boden gesunken.

„Du lieber Himmel, Johnson, ich bitte Sie!" rief der Kommandant. Dem Spanier flimmerte es vor den Augen. Nur einen Augenblick.

„Wie merkwürdig!" sagte er. „Sollte es möglich sein? Das Schwesterschiff der ‚Barcelona', die ‚Valparaiso', die sich auf der Fahrt nach Südamerika befand, war schon acht Tage überfällig, als ich Cadiz verließ. Sollte die Mannschaft gemeutert haben? Ist das Schiff einem Piraten in die Hände gefallen?"

„Darüber wollen wir uns nicht vorzeitig den Kopf zerbrechen, Padrone", beruhigte Raffles. „Acht Tage will noch viel heißen bei einer solchen Reise. Aber eine Frage, die viel näher liegt: Wo werden Sie die Geretteten lassen?"

„Ja, Herr Kommandant, das ist der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zweite Teil. Die Heimat der einzelnen läßt sich nicht bestimmen. Sie wollen wohl auch nicht zurück. Ich gedachte sie bis Cape Castle mitzunehmen und unter englischen Schutz zu stellen. St. Isabel laufe ich gar nicht an. Da ich Sie aber hier getroffen habe, wollte ich Sie bitten, — erschrecken Sie nicht, Herr Kommandant! — mir die Leute abzunehmen. Mein Proviant ist für so viele Köpfe nicht berechnet. Diese Neger sind schrecklich ausgehungert. Wenn ich ihnen gebe, soviel sie wollen, lange ich nicht für den halben Weg. Alles, was sie essen, muß meinen Leuten abgezogen werden. Daß die unwillig darüber sind, ist begreiflich."

Der „Alte" kratzte sich hinter den Ohren.

„Sie tun ein gutes Werk, Herr Kommandant", fuhr der Padrone mit Wärme fort. „Bei mir müssen die armen Leute beinahe verhungern. Ein paar Zwiebäcke und eine Handvoll Reis für den Tag, mehr habe ich nicht. Und was ist das für einen Negermagen?"

„Hm", machte Raffles, „das ist wahr. Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig. Doch", er sann einen Augenblick nach, „es gibt noch eine andere Lösung. Daß ich Ihnen mit Proviant aushelfe. Was meinen Sie, Johnson, ein paar Faß Zwieback können wir wohl noch abgeben, wie?"

„Ganz gewiß, Herr Kommandant", beeilte sich der „Erste" zu versichern. Er war nun ganz fest davon überzeugt, daß er sich in dem Spanier geirrt hatte. Barnill wollte ja die Neger gern los sein. Das zerstreute alle seine Bedenken.

„Mit drei Faß wäre Ihnen wohl gedient?" fragte der Kommandant.

„Wenn Sie so gütig sein wollen; ich hoffe, ja!" erwiderte der Padrone.

„Nun, dann ist der Fall erledigt. Johnson, wollen Sie eben mal dem Verwalter den Auftrag zukommen lassen?"

„Jawohl, Herr Kommandant!" Johnson erhob sich, grüßte und ging.

„Sie sind so freundlich und nehmen die Fässer gleich mit, Padrone."

„Sehr gern, Herr Kommandant, das Boot ist groß genug, und . . . es geht schneller so."

„Wissen oder ahnen Sie, wohin sich der Pirat gewandt haben mag?"

„Wird wohl weiter nach Süden ausgerissen sein. Ich glaube übrigens, daß er nach St. Thome liefert."

„Da können wir ihm vielleicht den Weg verlegen. Muß zwar bald an die Heimreise denken, aber auf ein paar hundert Seemeilen kommt es mir nicht an."

„Da wünsche ich Ihnen viel Glück, Herr Kommandant." Der Padrone trank sein Glas leer und erhob sich. „Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, Herr Kommandant", sagte er und schüttelte Raffles die Hand.

„Es freut mich, daß ich Ihnen bei dem Rettungswerk wenigstens noch nachträglich helfen kann."

Raffles begleitete seinen Gast hinaus. Williams und Brown standen an der Treppe, die zur Kommandobrücke führte, und unterhielten sich. Als die Herren vorübergingen, traten sie grüßend zur Seite.

— — — — — —

Die Nachricht des wachthabenden Offiziers, daß die „Barcelona" ein Sklavenschiff sei, war wie im Fluge durchs ganze Schiff geeilt. Begreiflicherweise geriet die Besatzung darob in Aufregung. Alles war auf den Ausgang gespannt. Überall bildeten sich Gruppen, die den Fall nach allen Seiten erwogen. Die Verhandlung beim Kapitän dauerte entsetzlich lange. Man hätte so gern etwas Genaues gewußt.

Die dienstfreien Offiziere hatten sich auf der Kommandobrücke zusammengefunden. Ihre Ansicht stimmte mit der ihres „Ersten" vollständig überein. Die Tatsachen lagen ja offen auf der Hand. Dann tauchte endlich Johnson wieder auf. Er stand am Fallreep. Der Zwieback wurde verladen. Das war ein neues Rätsel.

Die beiden Freunde, Brown und Williams, verließen die Brücke. Sie wollten mit Johnson reden. Der mußte doch wissen, was eigentlich im Gange war. Da kam der „Alte", mit dem Spanier gar freundlich plaudernd, aus der Kabine. Ihre Hoffnung erhielt einen weiteren Stoß. Also war doch alles Irrtum und Mißverständnis? Mit enttäuschten Gesichtern blickten sie dem vermeintlichen Sklavenjäger nach.

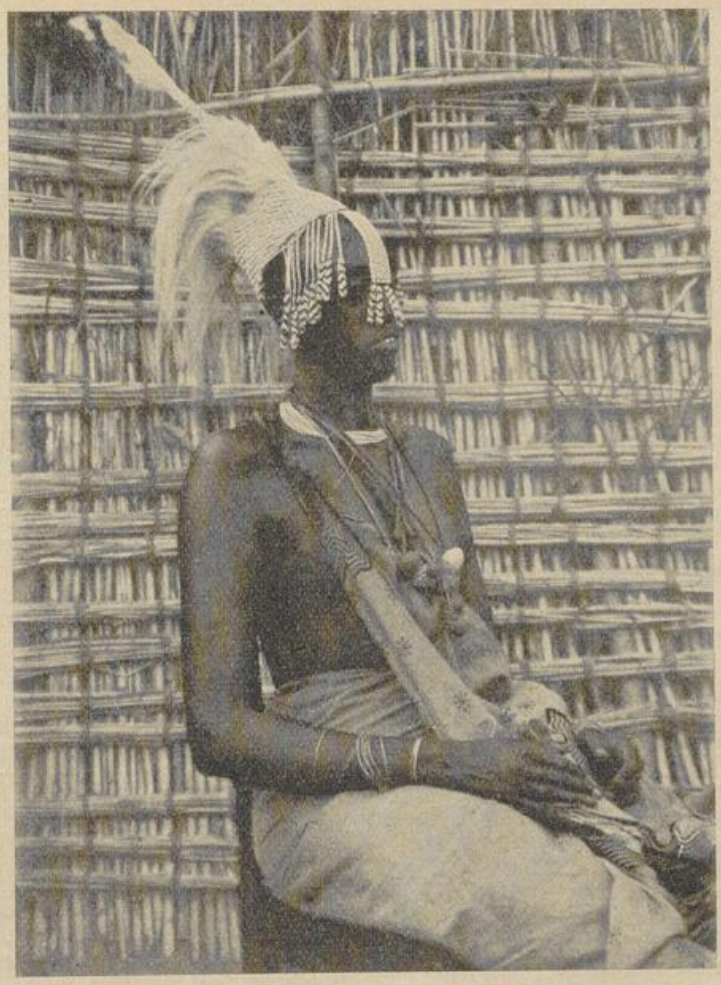
Der Padrone verabschiedete sich am Fallreep. „Adieu, Herr Kommandant, nochmals herzlichen Dank."

„Gute Fahrt, Padrone!"

Der Spanier stieg die Treppe hinab.

Am Zwischendeck standen einige Leute von der freien Heizwache in der Nähe der Kombüse. Sie hatten zu Mittag gegessen u. verdauten nun, ein Pfeifchen schmauchend, sich unterhaltend. James Neigbour belustigte die ganze Gesellschaft durch seine neuesten Scherze. Als er des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Mussinha mit Krone

Padrone ansichtig wurde, stieß er den zunächst Stehenden in die Seite.

„Da, guck mal, Nillbars, hat der Kerl nicht das reinste Verbrechergesicht?“

Der Angeredete wandte sich und schaute dem Padrone gerade in die Augen. Plötzlich ging ein Zittern durch seinen Körper. Sein Gesicht ward bleich wie frisches Linnen. Die Hände hoben sich, um die Reling zu fassen, aber schlaff glitten die Arme wieder herab. Mit den verglasten Augen eines Sterbenden starrte er auf den Kapitän. „William!“ schrie er auf und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Der Padrone zuckte zusammen. Beinahe wäre er auf der Treppe gefallen, da er eine Stufe übersehen hatte. Rechtzeitig hielt er sich noch am Geländer fest und erreichte glücklich das Boot. Noch einmal winkte er den oben Stehenden zu. Das Boot stieß ab.

Die „Mew“ nahm ihren Kurs nach Südwest mit Volldampf wieder auf. Der Kommandant rief Johnson in seine Kabine und teilte ihm seine Pläne mit. Auf der Linie Kongo—St. Thome wollten sie einige Tage kreuzen, um des Piraten vielleicht doch noch habhaft zu werden.

Leutnant Williams hatte den Schrei des Heizers auch gehört. Er glaubte sich gerufen und ging ins Zwischendeck. Der Koch stand vor der Kombüse.

„Hat nicht jemand nach mir verlangt?“ fragte er ihn.

„Ich habe keine Ahnung, Herr Leutnant.“

„Es war aber doch vorhin eine gewisse Aufregung hier unten.“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ach ja! Dem Heizer Nillbars ist eben schlecht geworden. Man hat ihn schon ins Lazarett getragen."

Zwei Minuten später betrat Williams das Lazarett. Der Kranke lag schon zu Bett. Der Arzt bemühte sich um ihn. Sechs Betten standen in dem langen, schmalen Raum. Alle mit weißem Linnen frisch bezogen, jederzeit zur Aufnahme eines Kranken bereit.

In der hintern Ecke lag der Oberbootsmannsmaat Tailor, der vor einigen Tagen plötzlich unter heftigen Anzeichen einer Vergiftung erkrankt war. Daraufhin hatte Raffles eine sorgfältige Prüfung aller Konserven vorgeschrieben, die zum Verbrauch kamen, und Dr. Fox unterzog sich dieser Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit. Jede Konservendose, die nicht ganz einwandfrei war, wanderte über Bord. „Es ist leichter, eine Krankheit zu verhüten, als sie zu heilen", meinte der Arzt, „und das Leben eines Menschen ist mehr wert als hundert Konserven."

Tailor hatte die Gefahr glücklich überstanden. Als Leutnant Williams eintrat, erwiderte er seinen stummen Gruß durch freundliches Nicken. Auch die Gesichter der beiden Matrosen, die, unter schweren Decken verpackt, ihr Fieber ausschwitzten, hellten sich auf, als sie ihres liebsten Vorgesetzten ansichtig wurden.

Der freundliche, stille Mensch, der erst kurze Zeit an Bord war und seine erste größere Reise machte, hatte sich alle Herzen erobert. Zuvorkommend und gefällig gegen die andern Offiziere, kam er seinen Untergebenen immer kameradschaftlich entgegen. Kein Wunder, daß man ihn deshalb stets ins Vertrauen zog und sich in allen Anliegen gern an ihn wandte. Und Williams half jedem, wenn er es konnte. Den Kranken nahm er sich in besonderer Weise an. Ihnen durfte nichts abgehen. Der „Erste" war stets beruhigt, wenn er sie in der Obhut seines „Benjamin" wußte.

Williams hätte gerade so gut Arzt oder Priester sein können. Er besaß großes Geschick, mit Kranken umzugehen. Das war allgemeine Ansicht an Bord. Er schien den schneidigen Offizier ausgezogen zu haben, wenn er das Lazarett betrat. Im Dienst war er gewissenhaft und peinlich genau. Aber er hatte selten nötig, zu tadeln oder gar zu strafen. Selbst die als „Drückeberger" bekannten Leute wurden eifrig, sobald sie seinem Kommando unterstellt waren. Niemand brachte es übers Herz, das Mißfallen des leutseligen Mannes durch Nachlässigkeit wachzurufen.

Nillbars war noch nicht zum Bewußtsein zurückgekehrt. Stoßweise hob und senkte sich seine Brust. Hin und wieder ging ein leises Zucken über sein Gesicht. Dann öffneten sich die Augenlider, und der Kranke starrte eine Zeit lang in die Ferne. Aber er sah nichts und erkannte auch niemand. Dr. Fox winkte Williams ans Krankenbett.

„Kommen Sie, Herr Leutnant. Der Kranke hat nach Ihnen verlangt. Vielleicht erkennt er Sie, sobald er Sie sieht oder hört. Reden Sie ihm einmal freundlich zu."

„Wie ist denn das eigentlich so plötzlich gekommen?" fragte Williams teilnehmend.

„Kann ich auch nicht mit Bestimmtheit sagen. Vielleicht ist die Überarbeitung im Heizraum schuld. Ich habe nie etwas von Herzschwäche an ihm bemerkt. Und doch scheint das Herz vor allem angegriffen."

„Wenn ich nicht irre", sagte Williams, „stand er vor zehn Minuten noch im besten Schwatz vor der Kombüse. Wissen Sie nicht, was da los gewesen ist?" wandte er sich an James Neighbour, der den Kranken vorher hatte heruntertragen helfen. „Sie waren doch auch da oben."

„Jawohl, Herr Leutnant! Wir haben uns ganz gemütlich unterhalten, und da bekam er den plötzlichen Schrecken, als gerade der Kapitän der „Barcelona" wegging. Ich sagte noch, schau mal her, sagte ich, hat der Kerl nicht das reinste Verbrechergesicht? Da war es aus. Aber mir kam . . ."

„Pst!" machte der Arzt. Der Kranke wurde unruhig, wand sich, wie von innerem Schmerz gefoltert, rang die Hände, murmelte unverständliche Worte zwischen den Zähnen. Eine kleine Weile lag er wieder ruhig. Dann raffte er sich unversehens auf, starrte die Anwesenden mit dem Ausdruck des größten Schreckens an. „Will . . .! Es ist nicht wahr", schrie er laut, hob abwehrend die Hände und sank erschöpft in die Kissen zurück. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte den gequälten Leib.

Dr. Fox fühlte den Puls des Kranken und nickte befriedigt. „Der erste Anfall ist glücklich überstanden", sagte er. „Jetzt ein gesunder Schlaf, dann ist kaum noch Schlimmes zu befürchten. . . Sie können gehen", wandte er sich an den Heizer. „Herr Leutnant, wenn der Kranke wieder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nach Ihnen verlangen sollte, darf ich Sie rufen lassen?"

„Gewiß, Herr Doktor! Ich will ohnehin noch etwas hier bleiben. Habe Zeit bis vier Uhr. Hoffentlich erholt sich der arme Kerl bald wieder."

Williams ging zu den Betten der beiden Matrosen. „So, Jungens, jetzt mal ordentlich geschwitzt", sagte er lachend. „Ein paar Stunden aushalten, dann ist das Fieber wieder heraus. Keine angenehme Sache, was? Hab's vor drei Wochen selber mitgemacht, bin aber wieder tadellos auf dem Damm. Und daß ihr mir die Decken fein zulaßt. Genügend mit Tee versehen?"

„O, mehr wie genug, Herr Leutnant."

„Trinkt, was das Zeug hält, damit die Leber nicht trocken wird. Schwitzt mir gründlich, sonst laß ich euch Kanone schwingen, bis ihr naß seid wie begossene Pudel."

Die beiden lachten. Sie wußten, wie das gemeint war. Bill Barker, der in der Woche vorher Fieber gehabt, hatte bis dahin keine Hand im Dienst gerührt. Als er sich bei Williams meldete, hatte ihn der Leutnant mit erkünstelter Grobheit angefahren: „Was? Sie wollen Dienst tun? Junge, Sie können ja kaum gerade stehen. Was denken Sie sich denn unter Dienst? Da setzen Sie sich mal hin und passen Sie auf, wie das gemacht wird. Sie werden wohl samt dem Fieber auch alles Exerzieren ausgeschwitzt haben. Na, sitzen Sie noch nicht? . . Sogar das Gehorchen hat der Mann verlernt!" So war Williams.

„Nun, Obermaat, bald die faulen Fische verdaut? Sie, ein alter Seebär, machen solche Geschichten! Wo bleibt da das Beispiel für die Jugend? Der Doktor wird Ihnen das austreiben. In Zukunft können Sie sich Fische denken. Sie bekommen keine mehr."

„O, Herr Leutnant, ich habe auch kein Verlangen danach. Der Appetit ist mir vergangen."

„So ist's recht. Sie sind ein folgsamer Patient. Wie lange müssen Sie noch im Bett bleiben?"

„Ich hoffe in den nächsten Tagen wieder aufstehen zu dürfen."

„Freut mich. Das Rumliegen ist langweilig. Haben Sie nichts zu lesen da?"

„O ja, ich habe schon angefangen, wurde aber bald müde davon."

„Kein Wunder, wenn man so nach allen Regeln der Kunst ausgepumpt ist."

Der Arzt hatte sich überzeugt, daß Nillbars ruhig schlief. Er verließ das Lazarett. Ein Wärter hatte sich neben sein Bett gesetzt und beobachtete den Kranken.

Tailor deutete auf einen Stuhl. „Herr Leutnant, wollen Sie nicht ein wenig Platz nehmen?" Williams kam der Aufforderung nach. Sie plauderten von diesem und jenem, vom Dienst, von der Reise, von den Aussichten, von der Heimfahrt. Wenn Williams bei den Kranken war, konnte er reden wie ein Buch. Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein. Da wurde leise die Tür geöffnet. Neighbour trat ein.

„Entschuldigen Sie, Herr Leutnant, ich wollte bloß mal nach meinem Landsmann sehen. Und da der Herr Leutnant noch da sind, hätte ich dem Herrn Leutnant noch was zu sagen."

„Gut, aber kommen Sie näher, damit Sie nicht so laut zu reden brauchen. Sie könnten Ihren Landsmann aufwecken. Was haben Sie auf dem Herzen?"

„Ja, sehen Sie, Herr Leutnant, ich habe um acht Uhr wieder Heizwache. Und da sagte ich mir, James, sagte ich, leg dich hin und schlaf dich aus. Dem Nillbars helfen kannst du doch nicht. Also legte ich mich aufs Ohr. Aber mit dem Schlafen wurd' und wurd' das heute nichts. Sowie ich die Augen zumachte, immer wieder sah ich das Gesicht von diesem Kerl, verzeihen Sie, Herr Leutnant, von diesem Kapitän der „Barcelona."

Den mußt du doch kennen, dachte ich; James, wo hast du den nur schon gesehen? Ich konnte mich nicht besinnen. Da stellte ich mir vor, ich ginge ganz nahe an ihn heran und nähme ihm den Verband weg, den er um den Kopf hatte. Nun war mir, als sähe ich eine lange Narbe auf seiner Stirn. Sein Gesicht wurde mir bekannt. Himmel, entfuhr es mir ganz laut, Himmel, der William, der tolle William Nillbars. Der war es und kein anderer!

Sehen Sie, Herr Leutnant, ich habe den Burschen von Jugend auf gekannt. Wir sind aus demselben Dorf. Ein Tunichtgut, sag' ich, von Kindsbeinen an. Später traf ich ihn in Newcastle. Die Narbe stammt von einem Bierkrug. Und heute, das war er wieder. Genau wie früher sieht er aus. Nur der Bart ist schwarz; der war damals rot. Und der da", er wies nach dem Bette Nillbars, „das ist sein Bruder. Der muß ihn auch erkannt haben. Das hat ihn so erschreckt."

Neighbour hatte sich in Feuer geredet, die letzten Sätze waren laut gesprochen. Der Kranke regte sich. Williams hatte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich erhoben. „Mann, täuschen Sie sich nicht?“

„Gar nicht, Herr Leutnant, nur wegen des Bartes bin ich im Zweifel.“

„Einen Bart kann man färben.“

„Dann laß ich mich hängen, wenn es nicht der Bruder von dem da gewesen ist.“

Der Kranke murmelte im Schlaf. Leutnant Williams näherte sich leise dem Bett und lauschte. Es war kein Sprechen, nur wie ein Hauch kamen die Worte von den Lippen. Er mußte die Hälfte erraten. Aber was er hörte, war genug.

„William! . . . Die Mutter . . . sie weint um dich. . . .“ Er schluchzte auf. Tränen rannen über seine Wangen.

Einen Augenblick stand Williams in Gedanken versunken. Barnill — Nillbars — Himmel, wie war es möglich, daß er das nicht gleich gemerkt hatte! Derselbe Name, die Silben vertauscht. Weiterer Beweise bedurfte es nicht. Ohne Gruß glitt er zur Tür hinaus, die Treppe hinauf. Zum Kommandanten.

Raffles hatte sich in seiner Koje zur Mittagsruhe etwas niedergelegt. Williams horchte an der Tür. Auf sein Klopfen erhielt er keine Antwort. Er stürmte davon. Jede Sekunde war hier kostbar. Er wollte zur Brücke hinauf. Was er da wollte? Er wußte es nicht. Da kam ihm der „Erste“ entgegen.

„Nanu, wohin in solcher Eile?“

„Wir müssen Kurs ändern, sofort, sofort. Er entkommt uns sonst.“

„Wer denn? Was denn? Kind, Sie sind ja ganz aus dem Häuschen!“

„Kurs ändern! . . . Der Pirat . . . . Er war es doch . . . Ich wußte es ja, daß wir ihn fangen.“

Johnson faßte seinen „Jüngsten“ bei den Schultern. „Sie haben sich wohl an mir angesteckt, Kleiner? Kommen Sie zu sich. Ich habe mich geirrt.“

„Es war kein Irrtum, Herr Kapitänleutnant. Der Mann hieß nicht Barnill, sondern Nillbars. Neighbour hat ihn erkannt, und der Heizer Nillbars phantasiert beständig von ihm.“

„Wo ist Neighbour?“

„Soeben war er im Lazarett.“

„Kommen Sie!“ Johnson ging mit langen Schritten voran.

„Und der Kurs?“ fragte Williams schüchtern.

„Kleiner, seien Sie still; mir platzt der Kopf. Noch einmal möchte ich mich nicht vor dem „Alten“ blamieren.“ . . .

Nillbars war aus seiner Betäubung erwacht. Neighbour und der Krankenwärter standen an seinem Bett.

„Wie steht's?“ fragte Johnson, als er mit Williams das Lazarett betrat.

„Ich wünschte, ich wäre gestorben“, antwortete der Kranke müd.

„Leutnant Williams sagte, Sie hätten in dem spanischen Kapitän einen Bekannten gesehen.“

„Meinen Bruder!“ sagte er tonlos.

„Und Sie können das bestätigen?“ wandte sich der „Erste“ an Neighbour.

„Jawohl, Herr Kapitänleutnant, er war es.“

„Ist zwar eine traurige Sache, aber, Nillbars, nehmen Sie es nicht zu sehr zu Herzen. Sie können nichts dafür. In den besten Familien gibt's mal 'nen Taugenichts. Wir wissen trotzdem, was wir an Ihnen haben. Waren immer ein braver Kerl.“ Er schüttelte ihm die Hand. „Neighbour, kommen Sie. Der Mann muß Ruhe haben.“

Als sie draußen waren, sagte er: „Kommen Sie mit hinauf. Wahrscheinlich wird der Herr Kommandant mit Ihnen reden wollen. . . . Und Sie, Williams, natürlich auch.“

(Fortsetzung folgt)

Lehr- und Erziehungsinstitut
der Franziskanerinnen Lohr a. Main

Höhere Mädchenschule, Mädchen-Mittelschule
Herrliche gesunde Lage, billige Pension.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sind." Da gibt es Halsbänder aus Rinds- und Blankleder, aus Saffianleder, mit großen bunten Steinen besetzt, „wie die Halsketten schöner Frauen aussehen", ferner Halskrausen aus Dachshaar, feine Brustgeschirre usw.

„Modehund dieses Winters ist der Foxterrier. . . . Die Garnituren für diesen Hund, bestehend aus Leine, Halsband und Peitsche, werden meistens aus rotem Saffian gearbeitet, aber es gibt viele Damen, die sich, in der Farbe zu ihren eigenen Toiletten passend, mehrere Garnituren für ihren Foxl machen lassen." So geht es weiter. Es gibt Hundemodegeschäfte, in denen man auch „Petit Riens" für Hunde kaufen kann: Ledertaschen, Halsbänder mit silbernen Glöckchen, Kapuzen, Ohrenschützer, Gummigaloschen, Lederschuhe, ja sogar Autobrillen. . . ."

Wie man hört, werden Pudel die Modehunde von 1932 werden. In der Modeindustrie für Hunde zerbricht man sich den Kopf, um Neuheiten für den künftigen Favorit zu erfinden." Und dieser bösartige Unfug findet das Wohlwollen einer Presse, die sich offenbar keine Gedanken darüber macht, wie die Kontraste zwischen derartigem Übermut und bitterer Not heute wirken müssen!

Der hl. Augustin über Geldgier und Wucher. In unserer Zeit maßloser Überbewertung der irdischen Güter und Machtmittel ist es gut, bisweilen auf die Strenge hinzuweisen, mit der die Kirchenväter über Reichtum und Wucher geurteilt haben. Es wird uns dann deutlich, um wie viel milder wir heute in unserem Urteil sind — oft sehr zum seelischen und moralischen Schaden derer, die nicht mit irdischen Gütern gesegnet sind und gerade von katholischer Seite eine schärfere Stellungnahme gegenüber wucherischem und geldgierigem Treiben mit Recht erwarten dürfen. Unter den Kirchenvätern hat sich besonders St. Augustinus, dessen 1500-Jahr-Gedächtnis die katholische Welt im vorigen Jahre feierte, mit dem Problem Reichtum und Wucher vom seelsorgerlichen und allgemein-kulturellen Standpunkt aus beschäftigt.

„La Civilta Cattolica" bringt eine interessante Blütenlese aus den augustinischen Urteilen. In seinen Sermones erklärt Augustinus: „Es ist wahrhaftig eine schwere und schreckliche Sache, sich an die Erde anzuklammern, während wir zu Gott sprechen: Vater unser, der du bist im Himmel — zu Gott, vor dessen Angesicht die Dinge hienieden so erbärmlich sind. . . . Sie sollen uns dienen für die notwendigen Bedürfnisse, nicht aber, um unsere Anhänglichkeit an die Erde zu verstärken. . . ."

An anderer Stelle sagt er: „Die Liebe gibt uns Flügel, die Gier beschneidet sie uns. Die Gier ist der Vogelleim für unsere Federn. . . ." „Fliehe mit dem Herzen das Geld und du wirst es als Diener haben; indessen wirst du sein Sklave sein, wenn du es nicht zu fliehen vermagst", heißt es in den Sermones. Durch sein eigenes Beispiel gab Augustinus die beste Lehre; er nahm selbst für seine Kirche in Hippo nur dann Schenkungen an, wenn der Schenker keine Erben hatte und daher keine Benachteiligung besser Berechtigter zu befürchten war. Mit eiserner Strenge und oft bitterer Ironie geißelte St. Augustinus die Habsucht. Er nennt sie ein ungeheures Maul, das sich beim Hineinströmen des Goldes nicht schließt, sondern noch immer mehr öffnet; auch Ausdrücke wie Wahnsinn, Verbrechen, Götzendienst verwendet er für die Geldgier, wobei er oft darauf verweist, daß der Habsüchtige dem Armen das nimmt, was dieser nötig braucht. Die gerechte Verteilung der Erdengüter wird dadurch verhindert. Sogar der Geburtenrückgang ist nach St. Augustinus Meinung zum Teil durch die Habgier bedingt. Vom Wucherer schreibt der hl. Kirchenvater in seinen Epistulae, er sei grausamer als einer, der einem Reichen etwas raubt, weil er sich die Not des Armen ausbeuterisch zunutze macht. Gegen verschwenderische und unsinnige Verwendung des Reichtums findet er harte Worte des Tadels. Er erwähnt jene Reichen, die sich Tierzwinger anlegen und ihren Überfluß den Tieren zukommen lassen, während „Christus in den Armen Hunger leidet."

Gebetserhörungen

L. D. Columbus, Ohio: Hiermit sende ich . . . Dollar für Antoniusbrot zum Dank für erhörte Bitte.

Nebraska, City: Sende ihnen Almosen als Dank dem hl. Joseph und hl. Antonius für erlangte Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

Annaheim, Calif.: Hiermit sende ich . . . Dollar zu Ehren des hl. Joseph für Hilfe.

Augsburg: A. A. Die armen Seelen und der sel. Br. Konrad haben geholfen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eisental: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für wunderbare Hilfe.

Eppingen: Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Anliegen.

Trautenau: Der lb. Gottesmutter und dem hl. Antonius innigen Dank für rasche Hilfe.

L. K.: Ich litt jahrelang an einer häßlichen Flechte, die trotz aller ärztlichen Behandlung nicht besser werden wollte. Da habe ich in meiner Not den hl. Jud. Thaddäus angefleht und mein Gebet wurde erhört.

N.: 21 Mark für ein Heidenkind „Josef" als Dank mit der Bitte um weitere Hilfe.

Herb: Sende . . .Mk. als Dank dem hl. Antonius für Hilfe in schweren Anliegen.

Leutkirch: Dank für Hilfe.

Mehlmeisel: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der hl. Gertrud, hl. Marg. Alacoque, hl. Theresia, der Dien. Gottes Maria Selina für Hilfe in einem zeitlichen und seelischen Anliegen.

Innigsten Dank der lb. Gottesmutter v. d. immerwährenden Hilfe und dem hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen.

Roßbach: A. B. Dank der lb. Gottesmutter, der hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen für Hilfe in Krankheit.

Ungenannt: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der hl. Familie, dem hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia für Erhörung in verschiedenen Anliegen. Anbei . . . Mk. für 1 Heidenk.

Merzdorf: Dank für gewährte Hilfe dem hlst. Herzen Jesu, der Unbefl. Empfängnis, hl. Antonius, sel. Br. Jordan Mai, sel. Br. Konrad und den armen Seelen.

Ungenannt: . . . Mk. zu Ehren der lb. Mutter Gottes, der hl. Theresia v. K. J., des hl. Antonius für erhörte Bitte.

N. N.: Innigen Dank der lb. kleinen hl. Theresia für ihre liebevolle Fürbitte und die so auffallende Hilfe mit der Bitte um weitere Hilfe.

Forchheim: Eine Leserin sagt Dank für erlangte Hilfe.

A. A.: Dem hlst. Herzen Jesu, dem unbefleckt. Herzen Mariä und dem hl. Joseph innigen Dank für erlangte Hilfe in Krankheit.

Gebetsempfehlungen

Breslau: Bitte ums Gebet um eine Stellung und Vermeidung einer Operation.

A. A. bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia und zum hl. Jud. Thaddäus um Sinnesänderung, um Befreiung von schweren Seelenleiden und anderen Anliegen.

Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Rita um Sinnesänderung ihres Schwiegervaters und anderen Anliegen.

K. Ein Abonnent bittet um eine Novene um Hilfe in schwerer Krankheit. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Elsendorf: Bitte ums Gebet in schweren Anliegen zum hlst. Herzen Jesu, zur schmerzhaften Mutter, zur hl. Theresia, hl. Rita, zum hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, sel. Br. Konrad, zu den hl. 14 Nothelfern und zu den armen Seelen.

Horb: Eine Witwe bittet um das Gebet in einem schweren Anliegen.

Hohenzollern: Eine Witwe bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes von Einsiedeln, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus, hl. Anna, hl. Joseph und zu den armen Seelen um eine glückliche Heirat, in Geschäfts- und Wohnungssachen und um Gesundh.

Waldenburg: Bitte um das Gebet zur immerwährenden Hilfe Maria, zur hl. Theresia und zum hl. Antonius für einen kranken Schwager.

Augsburg: Eine Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und sel. Br. Konrad wegen Geldnot.

Breslau: A. B. Bitte um das Gebet zum hl. Judas Thaddäus um Verhinderung einer Mischehe des Sohnes und Sinnesänderung meines Mannes. Anbei der Betrag zur Taufe eines Heidenkindes und Almosen.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zur allersel. Jungfrau Maria, zum hl. Joseph und hl. Judas Thaddäus in schwerer Not.

Ungenannt: Zwei Abonnenten bitten um eine 9tägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thadd., hl. Antonius, zur hl. Theresia und den armen Seelen um Erhörung in einer Ehesache, Krankheit, Arbeit und noch verschiedenen Anliegen.

Waldenburg: Bitte um das Gebet in Heiratsangelegenheit.

Bitte um das Almosen des Gebetes und um die Gnade der Beharrlichkeit und verschiedenen Anliegen.

Kunzendorf: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zu den hl. 14 Nothelfern und zur hl. Theresia v. K. J. in schweren Anliegen.

Oberhausen: Eine Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia um Hilfe in einer schweren Krankheit. Almosen wird versprochen.

K. Th. P. Eine eifrige Förderin bittet um das Gebet um baldige Genesung von einer Krankheit.

Fr. B. B. v. H. bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und hl. Antonius in schweren Anliegen.

Mainburg: Eine Witwe mit 9 Kindern bittet um das Gebet in großer Geldnot.

Straßburg: Eine Familie bittet ums Gebet zu Maria, der immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Hilfe und Erhörung in mehreren schweren Anliegen Bei Erhörung ist ein Almosen versprochen.

Thalheim: Bitte um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter Gottes v. Altötting, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zum sel. Br. Konrad um baldige Regelung einer Heiratsangelegenheit.

Schramberg: Eine Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zum unbefl. Herzen Mariä und zum hl. Jud. Thaddäus in gr. Not.

Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Anna um Kindersegen.

Es starben im Herrn

In Przemysl starb der Hochw. Herr Prälat Dr. Adalbert Galant, ein großer Wohltäter und Freund unserer Mission. Er war seit vielen Jahren der Übersetzer des polnischen „Vergißmeinnicht" und erwarb sich dadurch viele Verdienste für unsere Mission. Er möge ruhen im Frieden!

Altschalkowitz: Jungfrau Maria Wrzod, eine eifrige Förderin unserer Zeitschriften.

Kansas, Richard Möder. Cleveland: Elisabeth

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Diersen. Chicago: Anna Maria Engels. Junction City, Ky.: John Nosko, Katharine Johnson. Wynot, Nebraska: Friedrich Stratmann. Lindsay, Nebr.: Anna Maria Högerl.

Altötting: Theresia Graf. Ravensburg: August Müller. Reischach: Josef Strasser, Barbara Obereiter. Erbach: Josef Schick. Hörzhausen: Johann Triebenbacher. Pittarn: Johann Weiß. Sternberg: Josefa Karger. Asenkosen: Barbara Paintner. Landskron: Anna Klaschka. Orzegow: Josef Foitzig. Rokittnitz: Monika Dyllus. Orzegow: L. Pietzka. Holzkirchhausen: Maria Volk. Budapest: Katharina Schlegl. Mömbris: Elisabeth Paulina Schachner. Theilheim: Martin Henig. Madlas: Adelheid Klug. Tiefenstockheim: Josef Röllinger.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

Unser Glück. Ein Büchlein vom freudevol. Einssein mit Christus. 32 S., 8 Kupfertiefdruckbilder. Preis 40 Pfg. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 23.

Wieder ein schlichtes, doch gedankenvolles und herzinniges Büchlein. Es schöpft aus dem Born der Glaubensquellen und der heiligen Wissenschaft. Möge es Licht, Liebe und Freude tragen in recht viele Seelen!

Kleine Bibel für Kranke und ihre Freunde. Von Bischof Johann Michael Sailer. 256 Seiten mit 15 Bilder. In Leinen Mk. 3.60. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.

Kernig und gehaltvoll sprechen die biblischen Gedanken und Erzählungen jeden an, der in Tagen der Krankheit oder in Todesnähe sich nach geistigen Stützen umsieht. Kaum ist für die Hand der Leidenden Besseres geschrieben worden. Das Büchlein sollte sich für die Tage, wo man seiner bedarf, in dem kleinen Bücherschatz des Hauses finden und edle Christen können nicht leicht einen schöneren Blumenstrauß als diesen geistlichen ans Bett der Leidenden bringen.

Heute ist diesem Hause Heil widerfahren. Handbüchlein der feierl. Familienweihe an das göttliche Herz Jesu. Von Dechant Josef Münichthaler. 48 S., 8 Bilder. Preis 40 Pfg. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.

Durch alle Lande fliegt der Ruf: Auf zur feierlichen Herz Jesu-Thronerhebung! Allüberall findet er freudigen Widerhall. Nimm und lies das Büchlein! Vielleicht kommt dir dann Lust, das Bäumchen, das im Paradiesesgarten des göttl. Herzens Wurzel faßte, auch in deine Familie zu verpflanzen. Hat es aber schon in deiner Familie Wurzel geschlagen, dann möge es dich ermuntern, das Bäumchen sorgsam zu pflegen, damit du seine Früchte erntest!

Die Missionärin der Gottesliebe. 3. Bd. Von Annette di Rocca. 156 S., geb. Mk. 2.—. Kanisiuswerk Freiburg, Schweiz.

Der billige Preis ermöglicht der „Missionärin" den Eintritt in jede Familie und Gemeinschaft, wo sie durch die tiefen, ergreifenden, ja oft erschütternden Selbsterlebnisse reichlichen Stoff zu gesunder, kraftvoller Lektüre geben möchte.

Kleine Wegweiser. Für Heiratslustige und andere. Von A. Andres. 52 S., 40 Pfg. Kanisiuswerk Freiburg, Schweiz.

Mit seinen kurzen, kraftvollen Kapitelchen, dem ansprechenden, sehr deutlichen Druck und seiner kräftigen Sprache soll das Büchlein vielen ein Wegweiser zu wahrem Eheglück werden.

Maria und der Jüngling, der Priester werden will. 48 S., 15 Pfg. Kanisiuswerk Freiburg.

Die Seminarien und Konvikte, auch die Marian. Kongregationen u. Jünglingsvereine sollten diese auserlesene Geisteskost jedem Jüngling zur Lesung und Beherzigung verschaffen.

Die hl. Margareta Alacoque. Kleine Lebensbilder. 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Freiburg.

Das Bändchen gibt Aufschluß über das Opferleben einer von der Welt nicht beachteten, aber von Gott mit zahlreichen Liebesbeweisen ausgezeichneten Nonne aus dem Orden der Heimsuch. Dem schmucken Bändchen ist eine glückliche Weltreise zu wünschen.

Die Tiefen der Seele. Moralpsychologische Studien von Prof. Dr. J. Klug. 453 S. Preis Mk. 8.50. Verl. Ferd. Schöningh, Paderborn.

Es ist das bedeutendste Buch dieser Art vom Standpunkt kathol. Weltanschauung aus. Sein Reichtum und seine seelsorgerliche Wärme fesseln auch den anders eingestellten Leser.

Wehrlos. Das Erlebnis einer Kriegsgefangenschaft. Von Josef Wilke. 160 S., geb. Mk. 4.50. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Das Buch bringt Beweise persönlichen Wagemuts, der Zähigkeit und Verschlagenheit des sich bis zum letzten Ende nicht besiegt geben wollenden deutschen Soldaten. Es erzählt von Selbsthilfe in Not und Gefahren, von Fluchtversuchen und der endlichen Heimkehr ins Vaterland und — zu Gott.

Die glückliche Ehe. Von Dr. F. E. May. 193 S. Geb. Mk. 5.50. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Dr. May hat uns wirklich ein modernes Ehebuch geschenkt. Mögen vor allem unsere Frauen das ihnen besonders gewidmete Werk zum eigenen Nutzen wie zum Segen des Volkes fleißig zur Hand nehmen und auswerten.

Mehr Sonne. Ein Buch der Lebensfreude. Mit 11 Bildern. Von Dr. F. E. May. 135 S. In Leinwand Mk. 5.—. Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn.

Wir brauchen die „Schule der Freude", in der nicht auf „junge Leiber alte Köpfe" gesetzt werden. Seelenbildner, Pädagogen vermögen überreiche Werte aus dem Buche schöpfen. Das Werk ist der freudesuchenden Menschheit gewidmet. Möge es allen Freudesuchern, jung und alt, in die Hand kommen.

Neues Testament. Von P. Rösch. Gewöhnliche Ausgabe Mk. 2.—; bessere Ausg. Mk. 3.— und 4.50; Großdruck Mk. 7.50. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Ein besseres und gediegeneres Geschenk als dieses „Buch der Bücher" kann es nicht geben. Es ist für jedermann bei treuer Benutzung der sicherste Führer und Ratgeber.

Theresien-(Rosenhain)-Kalender 1931. Für die Verehrer der hl. Theresia. Von D. W. Mut. Preis 60 Pfg. Salesianerverlag München

Ein wahrhaft theresianisches Handbuch für innerliche Seelen in Wort und Bild. Ganz dem Wunsch des Papstes entsprechend ist er für die Front der Missionen und der katholischen Aktion.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher durch den St. Josephs-Verlag

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu

Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut

352 Seiten; Preis Leinen gebunden Mk. 4.80

Das ist keine einfache Lebensbeschreibung, sondern hier wird klarzulegen versucht, wie Theresia von Jugend an nach Heiligkeit strebte, was sie von Jahr zu Jahr erreicht hat, bis wir sie als Heilige sehen. Das Buch gilt als eines der besten über die liebe Heilige und wird sicher viel beitragen zur besseren Kenntnis des Weges, den die hl. Theresia gewandelt, es wird das Mißtrauen mancher zerstören, die diesen Weg unterschätzen, aber auch mit viel Ungesundem und rein Äußerlichen aufräumen.

Das hl. Leichentuch und das hlst. Antlitz

unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut

96 Seiten auf Kunstdruckpapier, 27 Bilder; Preis Mk. 2.—

Dieses Buch soll den Gläubigen Aufklärung bringen über das in Turin aufbewahrte Leichentuch und dazu beitragen, daß auch in Deutschland sowohl das hl. Leichentuch als auch das hlst. Antlitz mehr und mehr innigere Verehrung finde. Der dritte Teil des Buches enthält Gebete zum hlst. Antlitz.

Meßopfer und Kommunion

die größt. Gnadenquellen der kath. Kirche

Von einem Mariannhiller Missionspriester. 96 S., in Rotschnitt 80 Pfg., mit Kunstledereinband Mk. 1.—, in Kunstleder mit Goldschnitt Mk. 1.20, in Kunstleder mit Goldschnitt in besonders feiner Ausführung Mk. 1.40.

Mit dem Neuerscheinen dieses äußerst geschätzten und vielbegehrten Gebetbüchleins kommt der Verlag dem Wunsche vieler gerne entgegen.

Monatliche Geisteserneuerung

und Vorbereitung auf den Tod

Von P. Ephrem Roth, RMM. 80 Seiten; broschiert 50 Pfg.

Dieses Büchlein gibt eine kurze Anleitung für die monatliche Einkehr und die Behebung der täglichen Fehler und Nachlässigkeiten und erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission



Nummer 3 März 1931 49. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Märzheftes:

Gottergeben! Von Else Budnowski 65
St. Joseph, der große Schweiger. V. P. Dom. Sauerland, RMM. . . 66
Zu Ehren des hl. Joseph 67
Achtung! Hier Berufsberatungsstelle! 70
Unsere neue Mission Bulawayo . . 72
Antichristliche Propaganda der Kommunisten in Südafrika (J. C. U.) 74
Engelsgruß 75
Der Sohn. Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof . . 76
Missionspost. Von P. Solanus Peterek, RMM. 83
Allerlei Vegetarisches aus Südafrika. Von einem Mariannh. Bruder . 84
Im Banne der Agil. Von Hermann Skolaster. 87

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Der Heiland ruft zur Ernte!

Knaben und Jünglinge

vom 14. Lebensjahre an, welche noch die Gymnasialstudien zu absolvieren haben, sich aber auf den hohen Beruf eines Missionspriesters der Mariannhiller vorbereiten wollen, finden Aufnahme im
Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, bayr.-Schwaben
Auskunft erteilt der H. P Direktor des Seminars. Für Schlesien u. Ostpreußen:
Missionshaus v. hist. Herzen Jesu, Langenbielau, Schlesien

Knaben

von 11 Jahren an, welche in die erste Gymnasialklasse eintreten und die Lust und Liebe zum Missionspriesterstand in sich fühlen, wenden sich an
H. P. Direktor des Aloysianums, Lohr am Main,
der jede erbetene Auskunft gibt.

Knaben

welche als Laienbrudermissionar sich dem Werke Gottes widmen wollen, erhalten vom 14. Jahre (Schulentlassung) Aufnahme im
Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (bayr.-Schwaben)
Auskunft erteilt H. P. Rektor des Missionshauses.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Deutschland. Wie das Lokalkomitee des deutschen Katholikentages verlautbaren läßt, besteht die Absicht, die 70. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Nürnberg in der Zeit vom 26.—30. August 1931 abzuhalten.

Das religiöse Bekenntnis der deutschen Volksvertreter. In einer Versammlung der Münchener Katholischen Aktion machte Generalsekretär Dr. Hundhammer folgende Mitteilung: „Deutschland hat unter seinen Bewohnern 64,1% Protestanten, 32,4% Katholiken, 0,9% Juden, 2,6% Dissidenten, Religionslose und Leute, die ihre Religion nicht bekennen; unter seinen Volksvertretern hingegen 36% Protestanten, 23% Katholiken, 1% Juden, 40%, die sich als Dissidenten und religionslos bezeichnen oder ihre Religion nicht bekennen." (Unter „Juden" sind hier offenbar nur jene Volksvertreter verstanden, die sich ausdrücklich zur mosaischen Religion bekennen; die Zahl der Rassejuden ist natürlich größer; diese bezeichnen sich zum größten Teil wohl als Dissidenten oder Religionslose.)

Für den neuen deutschen Reichstag ergibt sich auf Grund der von den einzelnen Abgeordneten gemachten persönl. Angaben folgende Gesamtübersicht: Sozialdemokraten (143 Abgeordnete): 7 Katholiken, 10 Evangelische, 2 Juden, 6 Freireligiöse, 6 „Religionslose"; 28 „Konfessionslose", 55 „Dissidenten"; Nationalsozialisten (107): 27 Katholiken, 75 Evangelische, 1 „Freireligiöser", 1 „Konfessionsloser"; Kommunisten (77): 10 „Religionslose", 9 „Konfessionslose", 43 „Dissidenten"; Zentrum (68): 68 Katholiken; Deutschnationale (41): 5 Katholiken, 36 Evangelische; Deutsche Volkspartei (30): 1 Katholik, 27 Evangelische; Wirtschaftspartei (23): 7 Katholiken, 13 Evangelische; Deutsches Landvolk (22): 2 Katholiken, 20 Evangelische; Christlichsozialer Volksdienst und konservative Volkspartei (21): 21 Evangelische; Bayerische Volksparteil (19): 19 Katholiken; Deutsche Staatspartei (14): 12 Evangelische; Deutsche Bauernpartei (6): 6 Katholiken; Volksnationale Vereinigung (6): 1 Katholik, 5 Evangelische.

Von den 575 deutschen Reichstagsabgeordneten sind also 143 katholisch, 219 evangelisch, 2 mosaisch und 7 freireligiös. Die Angabe der Religionszugehörigkeit verweigerten 29 Sozialdemokraten, 3 Nationalsozialisten, 15 Kommunisten, 2 deutsche Volksparteiler, 3 Wirtschaftsparteiler. Die übrigen bezeichneten sich als „Dissidenten", „Konfessionslose" und „Religionslose."

Die zahlenmäßige Macht der Bolschewisten in Europa wurde von Univ.-Prof. Dr. Karl von Englisch auf Grund amtlicher sowjetrussischer Quellen in der Wiener „Reichspost" dargestellt. Die Gesamtzahl der organisierten Kommunisten in Europa beläuft sich danach auf rund 7 475 000, davon 1 300 000 in Rußland, 1 100 000 in Frankreich, 3 300 000 in Deutschland, 110 000 in der Tschechoslowakei, 60 000 in Jugoslawien, je 25 000 in Italien und Ungarn, 17 000 in Polen und ungefähr 8000 in Österreich. Neben der Partei wurde im Laufe der letzten 8 Jahre eine Reihe besonderer Kampf-Internationalen ins Leben gerufen, deren bedeutendste sind: die Internationale der Kooperativen, die Internationale der Roten Hilfe, eine Internationale der Intellektuellen (die sog. „Freunde Sowjetrußlands"), eine Internationale des Arbeitersports und die Grüne Bauerninternationale (Krestintern).

In der von Moskau direkt abhängigen Roten Kooperativen-Internationale sind bereits 16 953 000 Kommunisten gegenüber 13 494 000 sozialdemokrat. Parteimitgliedern organisiert. Als eigentlicher Angriffstrupp des Bolschewismus hat die Rote Armee zu gelten, für die annähernd 12 Millionen Ausgebildete bereitstehen. Der jährliche Präsenzstand beläuft sich auf 562 000 Mann in den sog. Kaders, die den Grundstock der Armee bilden; ferner werden jährlich 1 200 000 Mann einberufen, von denen 900 000 neu geschult werden. Dazu kommen die Polizeitruppen der O. G. P. U. mit etwa 250 000 Mann. Eine 30%ige Erhöhung des Standes dieser verschiedenen Soldatenklassen ist beschlossen.

Für die Gaskriegsausbildung sind bisher 2 950 000 Mann herangezogen worden; geplant ist ein Stand von 16 Millionen. Die Studierenden der Universitäten und Mittelschulen werden im Rahmen der Studienordnung zur militärischen Ausbildung herangezogen. Sie brauchen nicht mehr zu den einzelnen Regimentern einrücken. Zur Sicherstellung der industriellen Mobilisierung im Kriegsfall wurde eine „militärische Produktionspflicht der Fabrikarbeiter" in den Betrieben der chemischen Industrie und der Metallverarbeitung eingeführt.

Die sowjetrussische Luftflotte zählt bereits 1200 Flugzeuge. Die Kriegsindustrie hat ihre Hauptproduktionsstätten in Tu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

la, Kowrowsk, Iljew, Briansk, Podolsk und Rastiapino.

Der Heroismus katholischer Priester im Urteil einer liberalen Londoner Zeitschrift. Der „Osservatore Romano" druckt einen Aufsatz der weitverbreiteten liberalen englischen Zeitschrift „John Bull" ab, in dem es u. a. heißt:

„Es gibt auch heute noch Heilige. Es sind dies die schweigenden Helden der römisch-katholischen Kirche, die auf alles verzichten und ein Leben der Armut und des demütigen Opfers führen in den Elendsvierteln unserer großen Städte. Männer wie der Dekan Ring, P. Higley, P. Reardon erwecken die Bewunderung und die Liebe von Katholiken und Protestanten. Und das ist sehr natürlich, weil diese Priester, die in East End (den östlichen Vororten) Londons arbeiten, das Siegel einer außergewöhnlichen geistlichen Schönheit in ihren aszetischen Zügen tragen. . .

Ein Besuch von einem Pfarrhof von East End ist wie eine Offenbarung. Ein Tisch, ein paar Sessel, einige wenige theologische Bücher sind alles, was ein solcher Pfarrer besitzt. Für ihre Person sind diese Pfarrer außerordentlich ärmlich, weil sie ihre mageren Einkünfte nicht für sich, sondern für ihr Volk verwenden. Einige kümmern sich so wenig um ihre eigenen materiellen Bedürfnisse, daß sie, ohne es zu wissen, an Unterernährung zugrunde gehen.

Da ist z. B. einer dieser Priester von East End, der seit 15 Jahren seine ärmliche Pfarre nicht mehr verlassen hat. Er gestattet sich nicht einmal ein Minimum an Bequemlichkeit und hat sogar das Rauchen aufgegeben, um zur Linderung der furchtbaren Not, die ihn umgibt, mehr Geldspenden aufbringen zu können. Vor kurzem verkaufte er die einzige Bequemlichkeit, die ihm noch geblieben war, seinen Fauteuil, um Nahrungsmittel für eine arme hungernde Familie kaufen zu können. Während des Winters verschenkte er seinen Ofen, weil es Frauen und Kinder gibt, die leben müssen, ohne daß ein Ofen ihnen Wärme spendet. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht steht er zur Verfügung für alle jene, die seiner Hilfe bedürfen. Er achtet nicht darauf, ob es sich um Katholiken, Protestanten, Juden oder Ungläubige handelt.

Viele Frauen, ledige Mütter, verheiratete Frauen, die Furcht vor ihren brutalen Männern haben, klopfen an seine Pforte und verlangen von ihm Rat und Hilfe. Niemals kommen sie vergeblich. Wie viel unglückliche Seelen wurden durch ihn schon davor bewahrt, den Tod in den Wellen der Themse zu suchen!"

Die größte Christenmetzelei der Geschichte. Die Christenverfolgungen in Rußland, die wir heute erleben, haben an Grausamkeit und Umfang jene der römischen Kaiserzeit übertroffen, aber sie dürften durch die furchtbare Abschlachtung eines Kulturvolkes durch die Türken in den Schatten gestellt worden sein. Was weiß heute der Deutsche von den Schreckensvorgängen des Jahres 1915, von jenen grausigen Ereignissen in Armenien, die den Atem anhalten lassen und in ihren Scheußlichkeiten ihresgleichen nicht haben in den Blutgreueln vergangener Jahrtausende.

Das deutsche Volk ist auch hier über die Vorgänge auf den Fronten des Weltkrieges in Unwissenheit gelassen worden, aus übertriebenen Rücksichten auf den Verbündeten. Die öffentliche Meinung Deutschlands wurde ja während des ganzen Krieges von dem besonderen Freunde Ludendorffs, dem Obersten Nicolai, gemacht. Der Presse wurde aufgetragen, über die Armeniergreuel hinwegzugehen, da diese „innere türkische Verwaltungsangelegenheit" (so in der Pressekonferenz vom 7. Okt. 1915) unsere freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei nicht gefährden dürfe.

Den obigen furchtbaren Ausspruch über die Lösung der armenischen Frage hat ein Minister unter Abdul Hamid getan. Am 31. August 1915 konnte bereits der Innenminister der Türkei Talaat dem deutschen Botschafter erklären: „Die armenische Frage besteht nicht mehr!" . . . An den Wänden des Ararat gellte in den Sommertagen des Jahres 1915 der millionenfältige Schrei eines sterbenden Volkes wider, kroch der Pesthauch ungezählter Tausende verwesender Menschenleiber.

Im Juni 1915 gab Talaat den Zivilbehörden die Anweisung, die „Deportation" der Armenier nach Mesopotamien zu beginnen. Man verstand, was damit bezweckt war. Allgemein wurden die Städte und Dörfer umzingelt und die Menschen fortgeschleppt. Ungezählte Tausende sind zu Tode gepeinigt worden. In Trapezunt wurden die Männer auf Schiffe geladen, die dann nach einigen Stunden leer zurückkehrten. Die Deportierten aus den Wilajets Trapezunt und Erzerum wurden durch das Euphratal getrieben bis in die Kemachschlucht. Diese ist ein besonders tiefer, steil abfallender Einschnitt ins Gebirge, wo sich das Wasser zu Stromschnellen verwandelt. Was

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 3 März 49. Jahrgang

Gottergeben

Dein Ruf allein erfüllte mich mit Wonnen.
So wartet Winterland auf Märzenstürme . . . .
Ich schaute jubelnd Deiner Zinnen Türme
Und stieg hinab in Deine tiefsten Bronnen.

Und war nicht mehr als eine Knospenblüte
Im Dunkel noch und warm und weich umfangen.
Nun ist mir erst ein Ahnen aufgegangen
Von Deiner Bindung wundersamer Güte . . . .

Und lautlos sinke ich in Dich hinein,
So wie ein Stein hin auf des Stromes Grunde,
Der tief und tiefer sich im Sand verscharrt —

Und über meines Lebens schwaches Sein
Spült Deiner Gnade sonnenlichte Stunde,
Durch die ich Dir erst ganz gegeben ward.

Else Budnowski

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

St. Joseph, der große Schweiger

Von P. Dom. Sauerland, RMM.

Wir leben in einer Zeit der ausgesprochensten Redesucht. Zu keiner Zeit im Verlauf neuerer Geschichtsepochen ist über die Menschheit ein solcher Schwall von Reden hineingebrochen wie gerade nach dem Kriege. Was da zu Recht oder Unrecht an sog. Problemen in Politik, Gesellschaft, Wissen aufgerollt und zerredet wurde und wird, ist von einem solchen gießbachartigen und regenschauermäßigen Ausmaße, daß man seinen eigenen Gedanken kaum nachzuhängen vermag. Das prasselt herab in Ansprachen, Erklärungen, Ausführungen, Vorträgen, Äußerungen, in Programmreden, Manifestationen, Resolutionen, Demonstrationsreden, Wahlreden, Reklamegeschrei und Sensationslärm, das rauscht im Blätterwalde der tonangebenden Presse, das tobt sich aus in Parlamenten, Kongressen, Versammlungen, Vereinen, Zirkeln und Stammtischen, das schreit von Kathedern und dröhnt von Megaphonen und kracht und pfeift durch Radio in die fernsten Schlupfwinkel der Menschen, daß man sich verzweifelt auf eine Insel der Seligen wünscht, vergebens „Ferien vom ich" zu nehmen sucht und mit Schiller jammert, daß es wohl auf der ganzen Erde für fünf Glückliche keinen Raum mehr gibt. Muß wohl schon in der Öffentlichkeit geredet werden, muß man wohl der Gewalt der Sprache ihre berechtigte Stellung einräumen, da die Beredsamkeit die vornehmste Stelle unter den Künsten einnimmt, so ginge es noch an. Und könnte man doch diejenigen Redepulttrompeter und Mundathleten zum Schweigen bringen, die trotz des lauten Schalles ihres Sprechorgans der Menschheit doch nichts zu sagen vermögen, dann könnte man noch zufrieden sein. Es ist aber nun einmal das Bestreben einer gewissen Menschheit, etwas zu gelten, zu reden, sich selber gern reden zu hören, von sich reden zu machen und im Besitze der ersten Plätze dem Kult des heiligen Ich, dem sacro Egoismo, zu opfern. Alles wird und muß in die Öffentlichkeit gezogen werden, muß „besprochen" werden, muß dazu „beachtet" werden, muß „erörtert" werden. Heroisches und Niedriges! Seien es echte Taten, die wirklich große Worte verdienen, Ausstrahlungen des Wissens und der Tugend, des Wertes und der Kräfte, sei es pharisäische Scheingröße im Tugendleben, Gesellschaftsleben, Staatsleben, sei es, und das bei weitem mehr, das Huldigen vor dem Sündhaften und Lasterhaften, das Breittreten der Verbrechen und des Perversen. Was muß nicht alles gefeiert werden, wirkliche Größen und Scheingrößen, die bei näherer Beleuchtung sich als Bluff erweisen oder wenigstens als außerordentlich klein, ja oft noch erschreckende Schwächen aufweisen.

Und all diesem Taumel gegenüber steht das große, heilige Schweigen; die große, stille Pflichterfüllung des wahrhaft großen Nährvaters Jesu, des heiligen Joseph, als bewußter Gegensatz von der hl. Kirche der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zu Ehren des hl. Joseph / Kölner Messe-Sequenz 1498



Hans v. Kulmbach Hanfstaengel, München

St. Joseph

Christ, der Seele Bräutigame
So verborgen zu uns kame,
Daß die Welt es nicht gewahrt.
Wollt vom Weib geboren werden
Als er stieg auf diese Erden,
Nicht gezeugt von einem Mann.

Joseph wußt nichts von dem Plane
Und erschrack im falschen Wahne,
Als die Jungfrau Mutter ward.
Doch im Schlaf wird er belehret,
Daß das Leid so ihn beschweret
Werk des Heil'gen Geistes sei.

Der Gerechte nun zufrieden
Glaubet was ihm ist beschieden
Freudig und gehorchet gern.
Seine Braut hält er in Ehren
Und dem Bösen tät er wehren,
Übt Geduld in aller Not.

Wie wir in den Schriften lesen
Hielt sein Herz er frei vom Bösen,
Lebt in heil'ger Unschuld rein,
Ob der Sorge um den Knaben
Den er durfte um sich haben,
Dem er durfte Vater sein.

Großes Lob dem Mann gebühret
Der ein solches Leben führet
Voll Verdienst und wunderbar.
Jesus ist ihm untergeben,
Mit ihm gehet er durch's Leben
Wie ein Vater mit dem Kind.

Joseph, du der Jungfrau Schirmherr
Rettest Jesum vorm Verfolger,
Treuester der Menschen du.
Niemals warest du verdrossen,
Nie ein böses Wort entflossen
Ist dem keuschen, reinen Mund.

Glücklichstes Familienleben
Wo der Tugend höchstes Streben
Uns zum Vorbild ward gegeben
Und zu unsrer Richtschnur wird.
Der Gehorsam sie umschlinget,
Gotteslob gen Himmel dringet,
Joseph und Maria bringet
Ihre Lieb' dem Heiland dar.

Joseph strahlt am Gottesthrone
Auf dem Haupt die Ehrenkrone
Ihm geschenkt vom Pflegesohne
Glänzt er in der Sel'gen Schar.
Bitte du, der stets ihn pflegte
Mit der Mutter, die ihn hegte,
Daß dem armen Volk er brächte
Himmels Glück und Seligkeit.

(frei nach dem latein. Text von P. Dom.)

Menschheit zum Vorbild dargestellt neben der im Sonnenglanze höchster Gnaden thronenden Gnadenmittlerin, der Gottesmutter, die uns das Heil geboren.

So steht er vor uns im Glanze wahrer Würde, im Glanze seiner Tugenden, groß als Mensch und Mann und groß in seiner Rolle als der große Schweiger.

Nach der Stellung, die ihm Gott gewiesen, muß er ein hervorragend großer Mensch gewesen sein. Uns ist er bekannt als ein verarmter Adelssproß, der sich von seiner Hände Arbeit nährte. Ein Edelmensch von Charakter, rein, gerecht und tugendhaft. Kein Wort hat er von sich uns überliefert, aber auch nichts nachteiliges haben die von ihm geredet, die seinen göttlichen Pflegling schmähten und bedrohten. In schwersten politischen Zeiten und sozialer Not, der Feind herrschte im Lande, Parteikämpfe tobten, die Priesterschaft und Führerschaft versagte, erfüllte er in loyaler Weise seine bürgerlichen Pflichten und kein Wort des Tadels, des Unmutes, des Auflehnens hören wir aus seinem Munde. Er schweigt. Er hadert nicht mit Gott in allen seinen schweren und schwersten Prüfungen und fromm und anspruchslos dient er seiner Religion, deren Hüter ihm oft zum Anstoß gereichen mußten. Kein Wort sog. berechtigter Kritik. Er kannte seine Bestimmung, seine Aufgabe, die ihm von Gottes Vorsehung gewiesen und führte sie durch, schweigsam, voll hohen Mutes, Unverdrossenheit, Entschlossenheit, stets opferbereit. Er bemängelt nicht, klagt und murrt nicht, auch als er arbeitslos und brotlos wurde. Er protestiert nicht, als er Heim und Haus und Herd und Hof verlassen mußte, als er Geschäft und Existenz vernichtet sah. Er blieb seiner ihm anvertrauten Familie treu und gründete sich nach mühevoller Wanderung im fremden Land unter Opfern, Sorgen, Not und Mühen eine neue Existenz. Und auch diese gab er auf, als der Ruf ihn heimwärts beorderte und er tat es schweigend. Baut wieder auf und wünscht nicht über die kleinen Verhältnisse hinauszuwachsen, die ihm ein kümmerliches Leben bietet. Er sucht nicht die Großstadt auf um sich voranzubringen und seinem Pflegesohne den Weg zu einer glänzenden Laufbahn zu ebnen. Wir hören ihn nicht debatieren, sich nicht beteiligen an den Unruhen und Bewegungen, die zur Befreiung seines Landes führen sollten.

Und doch lag das Geschick und das Glück seines geknechteten Volkes ihm wie keinem anderen am Herzen. Wußte er doch, daß in seinem stillen Kreise der heranreifte, der das Volk Israel und die ganze Menschheit dereinst durch eine unerhörte, wahrhafte Gottestat erlösen sollte, zwar nicht von den kurzzeitigen Fesseln eines Usurpators im engeren Vaterlande, nicht von dem Imperialismus der weltbeherrschenden Roma, sondern von den Sklavenketten der Sünde, die allein den Weg zum Paradiese verbaut. So erkennt er seine Rolle als des schweigenden Mitarbeiters einer kommenden großen Zeit. Er spricht nichts, er arbeitet. Er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Nazareth: Verkündigungskirche
Mittelschiff, Chor und Hochaltar, unter dem sich die Krypta befindet, zu der 15 Stufen aus weißem Marmor hinabführen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lebt seinem Berufe, seiner Familie. Er widmet sich seiner Erziehungsaufgabe und prahlt nicht mit seinem Schatze, den er an seinem Herzen bergen darf, dem Gottessohne. Sein Gottesglaube ist die Wurzel aus denen er seine Zufriedenheit sog, ist die Quelle, aus der er immer neuen Lebensmut und Kraft gewann. Er lebte für Gott und dessen Werk und kannte keine Bedenken. Sein fester Wille stellte sich bereitwillig Gott zur Verfügung. Alle Lasten und Mühen hat er wortlos des Jesusknaben wegen auf sich geladen, hat Jesus an die Grenze des Jünglingsalters geführt, ihn dem Mannesalter und seiner Aufgabe entgegenwachsen sehen. Und trat ab von der Bühne des Lebens, still und bescheiden, ohne letztes Wort und Testament. Seine Aufgabe war es ja, Jesum zu verbergen, seine Entwicklung zu verfolgen, ohne sich im Glanze des gewaltigen Geschehens, was da kommen mußte, zu sonnen. So war er Hüter der Heiligkeit der Familie, der Mutter, des Kindes, des christlichen Hauses; so war er der echte, feste Kern jener Zelle, auf der sich Gesellschaft und Staat aufbaut.

So steht er nun als Schutzherr der Kirche, in der er ebenfalls lange geschwiegen, mit Recht als Gegenpol dem lauten Treiben der Welt gegenüber, bewußt gegenüber als der große Schweiger und große Pflicht- und Tatmensch. Nicht umsonst ist er der Vater der Armen, der Patron des werktätigen Volkes geworden, ja immer gewesen. Möge wenigstens den besinnlichen Seelen heutzutage die stille Größe des schweigsamen Heiligen etwas zu sagen haben. Der katholischen Jünglings- und Manneswelt hat er etwas zu sagen. Nicht das laute Treiben und uferlose Gerede bringt Seelenfrieden und Heilung, sondern das Wandern auf der Bahn göttlicher Gebote und deren treuer Befolgung, die Stetigkeit des Tugendwandels und felsenfester Glaube, auch in den verworrensten und verwickelsten politischen und sozialen Verhältnissen und die dadurch gegebene Zufriedenheit mit Stand, Beruf und Schicksal.

Achtung! Hier Berufsberatungsstelle!

Was treiben die Buben im Missionsseminar?

Wer es gerne wissen möchte, den lade ich heute zu einem Rundgang durch das „Aloysianum" ein.

Es ist noch ganz früh am Morgen. Lautlose Stille in den großen Sälen und langen Gängen. Nur in der trauten Barockkapelle brennt schon lange das Licht. Die ehrwürdigen Brüdern und Schwestern beten bereits einen Teil ihres täglichen Offiziums. Durch den oberen Gang geht eine dunkle Gestalt im langen Talar, der Pater Präfekt. Sein Schlafzimmer liegt zwischen den beiden großen Schlafsälen der Studenten. Jetzt schlägt die Uhr halb 6 Uhr. Da flammt das helle elektrische Licht auf und laut schallt die Glocke durch das ganze Haus: „Brüder, es ist Zeit, vom Schlafe aufzustehen!" Hei, wie es jetzt lebendig wird zwischen den langen Bettreihen! Da schlupft ein Eifriger schon in Strümpfe und Hose. Ein anderer blinzelt noch verschlafen ins Licht. Aber er besinnt sich nicht lange. Der P. Präfekt steht schon im Schlafsaal und würde sich sicher teilnehmend nach seinem Befinden

erkundigen, stünde er jetzt nicht auf. In den Waschbecken rauscht und braust das frische Wasser und spült den letzten Schlaf aus den Augen. Kaum sind 20 Minuten verflossen, da läutet es schon zum zweiten Male. Jetzt sagt der Glockenklang: „Wir wollen hintreten zum Altare Gottes!" Die Bänke in der Kapelle füllen sich, ein jeder kennt seinen Platz und nun tönt es frisch und froh durch den heiligen Raum: „Herr, öffne meine Lippen, und mein Mund wird Dein Lob verkünden."

Die Sakristeiglocke schellt. Der P. Direktor und die Präfekten treten an die Altäre. In schöner Abwechslung nehmen die Zöglinge am hl. Opfer teil. Unsere trauten deutschen Meßgesänge wechseln mit Hochämtern und der sogenannten liturgischen Messe, und jeden Samstag wird zu Ehren unserer himmlischen Schutzherrin der Rosenkranz gebetet. Wenn die Ministranten zum „Domine, non sum dignus" schellen, dann reiht sich Schar an Schar an der Kommunionbank zur Freude des Priesters. Denn das Studentlein, der künftige Priester und Missionar, bedarf der Kraft des Himmelsbrotes mehr als andere junge Menschenkinder.

Die heilige Stunde ist vorüber. Laut klingt noch von allen Lippen das Weihegebet zum hlst. Herzen Jesu, dann geht es in die Studiersäle. Recht praktisch ist es, vor dem Unterricht noch einmal das Tagespensum durchzugehen und Lücken auszubessern. Lange dauert es ja nicht, bis die Glocke zum Frühstück ruft. Und nun lösen sich die Zungen, die seit dem Abendgebet sich nur zum Lobe Gottes öffnen sollten. In schöner Ordnung werden noch die Betten hergerichtet. Hier heißt es: Selbst ist der Mann! Bei gutem Willen und einiger Übung bringen auch die Kleinen dieses Geschäft fast so gut fertig wie die Mutter daheim. Nun wird es Zeit zum Schulgang. Schnell wird der Mantel angezogen, die schwarzsamtne Studentenmütze aufgesetzt und nun steht die ganze muntere Schar in Reih und Glied auf dem Hof zum Abmarsch bereit. Noch einmal mustert der P. Präfekt seine Sorgenkinder: Sind die Schuhe auch blitzblank, die Anzüge ordentlich und sauber? Dann nur zu, in Gottes Namen! Der morgendliche Zug zum Gymnasium gehört seit langem zum Stadtbild von Lohr.

Im Aloysianum aber hebt jetzt ein geschäftiges Treiben an. Fleißige Schwesternhände putzen Gänge und Säle und Treppen. Bis die Studenten am Mittag zurückkehren, glänzt das Haus in schönster Sauberkeit. Je näher es gegen Mittag geht, desto lebendiger wird es in der großen Küche. Es ist ja auch wirklich keine Kleinigkeit, diese jungen Helden zu füttern. Nicht umsonst redet das Sprichwort von den allzeit hungrigen Studentenmägen.

Vor dem Mittagessen besuchen die Zöglinge ihren göttlichen Meister im Tabernakel, beten den Angelus und drei Vater unser und Ave Maria für die Wohltäter. Noch einmal so gut schmeckt nun das Mittagsmahl, gewürzt durch eine interessante Lektüre, oder, an Sonn- und Feiertagen, durch heiteres Geplauder.

„Nach dem Essen sollst du steh'n oder tausend Schritte geh'n", sagt ein kluges Sprichwort. Dieser Rat wird auch im Missionsseminar befolgt. Nach Tisch wird die Arbeit verteilt und Groß und Klein sucht sich für ein Stündchen in Haus und Garten nützlich zu machen. Wer keine Arbeit hat, tummelt sich in fröhlichem Spiel auf dem Hof.

Ja, Spiel und Sport! Das gehört für das junge Geschlecht von heute zum täglichen Brot. Deutschball, Barlauf, Handball, Faustball, Fußball, alles wird mit Begeisterung geübt. Oft ist der Seminarhof der Schauplatz heißer Wettkämpfe zwischen den einzelnen Klassen. Meistens ist das Spiel gerade im schönsten Zug, die Wangen glühen, die Pulse hämmern, da schlägt die Uhr dreimal und unbarmherzig ruft die Glocke zum Studium.

Die eifrigen Spieler und Arbeiter sitzen nun in den Studiersälen hinter Bücher und Heften. Sie geben sich Mühe, hier ebenso ihren Mann zu stellen wie auf dem Spielhof. Doch dauert es nur eine Stunde. Um 4 Uhr wird im Speisesaal eine Stärkung genommen und wieder lockt das freie Spiel auf den Hof hinaus. Von 5 bis halb 7 Uhr legt die Pflicht des Studiums abermals großes Schweigen über das ganze Haus.

Nur in dem Flügel, der die Musikzimmer enthält, geht es ständig aus und ein. Dort gibt der Musiklehrer Unterricht in der Instrumentalmusik. Um halb 7 Uhr ist der Abendtisch bereitet, dann ist wieder längere Erholungszeit. Gegen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schluß derselben werden in der Schuhkammer des Erdgeschosses die Schuhe geputzt und dann kommt als letzte Übung des Tages das gemeinsame Abendgebet vor dem Allerheiligsten. Mit dem feierlichen Gesang des Salve Regina wird der Tag beschlossen. Noch ein kurzes Hin und Her auf den Gängen und bald ist vollkommene Ruhe im ganzen Haus.

Das ist ein Werktag im Seminarleben, ein anderes Gesicht hat der Sonntag. Nach der Kommunionmesse im Seminar und dem Frühstück besuchen die Zöglinge den Gymnasialgottesdienst in der Stadtpfarrkirche, wo der Religionslehrer seine stets gern gehörten Predigten hält. Der Nachmittag wird mit Spaziergängen und Spielen ausgefüllt. Am Abend sammeln sich alle Bewohner des Hauses zum feierlichen sakramentalen Segen in der Kapelle.

Am Mittwoch Abend halten die Patres des Hauses den Zöglingen eine religiöse Ansprache, und der Samstag Abend ist mit einer Andacht der lieben Gottesmutter geweiht. Reichere Abwechslung bringen die Festtage, besonders das Fest des hl. Aloysius, des Schutzheiligen des Seminars, das Fest Mariä Empfängnis, das Titularfest unserer Marianischen Studentenkongregation, der Namenstag des P. Direktors und ganz besonders die Ausflugstage, wo wir unter den schneidigen Marschklängen der Blechmusik durch die herrlichen Wälder des Spessarts wandern. Ein Lieblingsplätzchen aller Studenten ist im Sommer unser Privatbad am Main, der sich nur wenige Schritte vom Hause durch das Tal schlängelt.

So verfließen im raschen Lauf die Tage, Monate und Schuljahre, die Ferien verfliegen ja ohnehin schon zu rasch, und noch jeder, der am Ende seiner Gymnasialstudien das Aloysianum verließ, versicherte, das Missionsseminar sei ihm eine zweite Heimat geworden.

Und nun wer glaubt, diese Zeilen seien auch für ihn geschrieben, auch er könne sich im Missionsseminar glücklich fühlen und seinem Beruf entgegenreifen, der schreibe recht bald einen Brief an den

Hochw. P. Direktor des Missionsseminars Aloysianum, Lohr a. M.

Unsere neue Mission Bulawayo

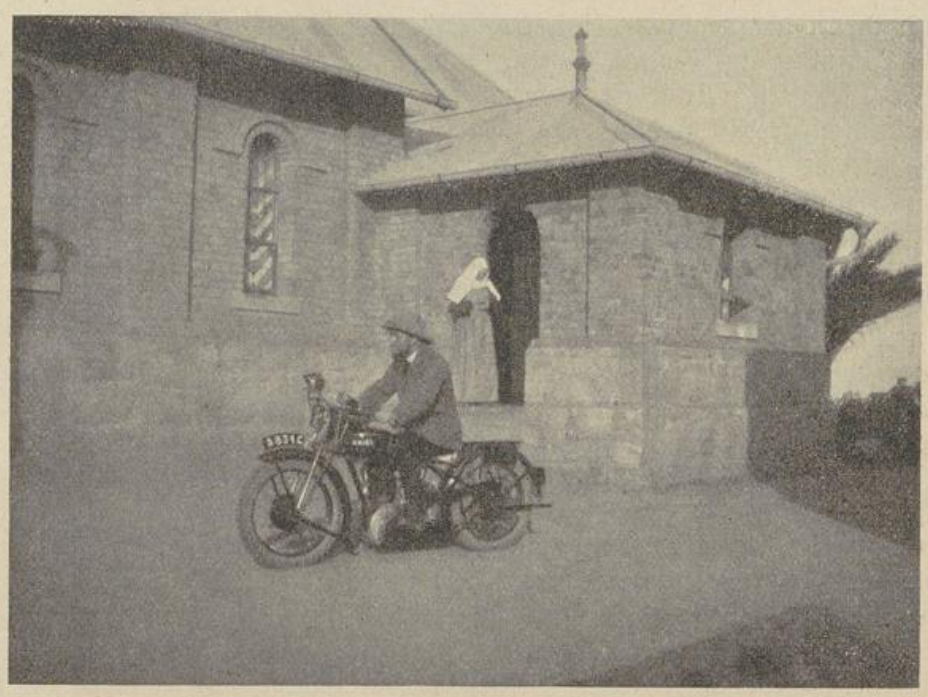
(Betschuanaland)

Unter dem 23. Dezember vorigen Jahres wurde das neue Missionsgebiet Bulawayo (siehe Vergißmeinnicht Jahrgang 1929 S. 228) vom Hl. Stuhl den Missionaren von Mariannhill übertragen mit einem Teil der Apostolischen Präfektur von Salisbury. Dieses neue Missionsgebiet ist ein liebes Weihnachtsgeschenk gewesen, das der große Missionspapst Pius XI. uns Mariannhillern spendete und wir sind gewiß, daß auch unsere Freunde und Förderer sich mit uns freuen. Das liebe Christkind ist ja für alle Menschen gekommen und vor allem auch für die Heidenwelt. Es ist keine leichte Bürde, die das Vertrauen des Hl. Vaters auf die Schultern unserer Missionare gelegt hat. Das neue Gebiet ist ein weites, steiniges Ackerfeld und verlangt viel Sorge, Mühe und Schweiß.

Schon im Jahre 1925 hatten im Auftrage des Apostolischen Delegaten von Südafrika zwei Mariannhiller Patres dieses große Gebiet bereist um Möglichkeiten zu erforschen, wie die Mission dort Eingang finden könnte. Dieses Gebiet steht nämlich seit 60 Jahren unter dem Einflusse der Sendboten der englischen Hochkirche. Ihr Ansehen unter den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Häuptlingen, besonders im Betschuanalande, ist außerordentlich groß und sie dulden kaum andere Missionare. Eine ganze Reihe, auch höhere Schulen, haben diese Missionare bereits gegründet bezw. errichtet und mit eingeborenen Lehrkräften besetzt. Was das Klima betrifft, so ist es nicht ungünstig, wenigstens teilweise, sonst herrscht Dürre und oft große



Hochw. P. Kammerlechner auf seinem Benzinroß in Südafrika

Regenlosigkeit. Malariafieber ist auch keine Seltenheit und fordert wohl Opfer. Löwen und Leoparden sind dortzulande noch keine Seltenheiten geworden und mit ihrer unliebsamen Bekanntschaft darf der Missionar wohl rechnen. Die Mariannhiller Missionare aber vertrauen auf den lieben Heiland, der ihnen jetzt diese Völker anvertrauen will. Er wird sein erbarmendes Herz auch ihnen öffnen und sie an sich ziehen. Die Mission ist sich bewußt, daß sie mit Übernahme dieses ausgedehnten Gebietes, das in seiner Ausdehnung nahezu den größten Teil Deutschlands ausmacht, große Opfer an Gut und Blut wohl bringen muß. Sie weiß aber auch, daß die Missionsfreunde sie nicht verlassen werden und ihr mithelfen durch kleine und kleinste Unterstützung. Insbesondere aber hofft die Mission, daß der göttliche Gnadenruf an manches Jünglings- und Jungmannsherz dringt und ihn ermuntert seine Kräfte, Wissenschaft und Werktätigkeit in den Dienst der Mission zu stellen. Gerade gegen Ostern sieht sich mancher Knabe und Jüngling vor Berufsentscheidungen gestellt. Für Missionspriester und Missionsbrüder gibt es keine Ar-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beitslosigkeit. In diesen Berufen herrscht keine Konkurrenz. Zwar werden Fähigkeiten und gewisse Eigenschaften verlangt, die aber ein charakterfester, christkatholischer Knabe, Jüngling und Jungmann unter normalen Umständen wohl besitzen kann. Es gilt zwar nicht Geld und Gut nachzujagen, es gilt mehr, es gilt Gottes Reich auf Erden zu mehren, christliche Kultur und damit Seelenfrieden verlorenen Völkern zu bringen und ihnen den wahren Sinn des Erdenlebens zu erschließen. Mit fester Hoffnung auf Gottes Segen, Gottes Werk ist es ja und festen Vertrauen auf Mitarbeit unserer Freunde, Förderer und Wohltätern beginnt die Mission das neue schwere Werk der Seelenrettung bei den Völkern des Betschuanalandes.

Vielleicht dürften wir gerade den Herzenswunsch eines Betschuana-Missionars, des Hochw. P. Atzwanger aus Embakwe den Freunden unserer Mission verraten. Der Hochw. Pater hat bereits sein ausgedehntes Gebiet übernommen und muß große Touren machen zu denen ihm ein altes Fahrrad zur Verfügung steht. Seine Reisen sind nicht ganz ungefährlich, führen sie doch durch Landschaften, wo es noch zahlreiche Löwen und Leoparden gibt. Aus mancherlei Gründen wäre ihm mit einem Motorrad sehr geholfen, zunächst eine größere Zeitersparnis und erhöhte Arbeitsleistung und dann eine verminderte Gefahr durch wilde Tiere, denen ein Motorradfahrer leichter entgehen kann als ein Radfahrer, der mühsam über Berg und Tal sich abplagen muß. Ein Motorrad wäre also ein sehr gutes Werk und Wohltat zugleich. Kleine auch kleinste Beiträge werden am besten an unserer Missionsvertretung, Würzburg, Pleicher Ring 3, angenommen, von wo alles weitere besorgt wird. Für die edlen Geber aber beten Missionare und die dankbaren eingeborenen Christen und Gottes Segen wird nicht ausbleiben. P. Dom.

Antichristliche Propaganda der Kommunisten in Südafrika (J. C. U.)

Im Folgenden eine Zuschrift eines Oblatenpaters aus Südafrika:

An den Schriftleiter der „Umafrika"!

Auf meinem Wege vom Gottesdienst, den ich im Gefängnis am Point und im Staatsgefängnis am letzten Sonntag gehalten hatte, kam ich zufällig in die Nähe von Cartwright Flats, wo die J. C. U. eine Versammlung hielt. Ich gedachte nun einmal da hineinzugehen und diesen „Führern" der Eingeborenen zuzuhören. Ich konnte nur einen von ihnen hören, doch das war mehr als genug, um mich zu überzeugen, daß solche Leute wie diese äußerst gefährlichen Menschen nur darauf aus sind niederzureißen, nicht aufzubauen. Sie behaupten mit fluchwürdiger Unverschämtheit Dinge von denen sie wissen sollten und wirklich auch wissen, daß sie allesamt gemeine Lügen sind. Was aber das schlimmste von allem ist, sie verspotten und verlästern mit trivialen Ausdrücken alles, was auch selbst dem laueſten unter den Christen heilig ist. Von Begründung und Folgerichtigkeit in diesen Auslassungen ist darin natürlich keine Spur. Der Redner, den ich da hörte (man sagte mir, es sei ein Eingeborener aus Kapstadt), begann mit der Fest-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Albrecht Dürer Hanfstaengel, München

Madonna

Engelsgruß

Was einst der Engel dir vertraute,
Wohl war's, Maria, wunderbar;
Doch auch was er in dir erschaute,
Ein Wunder war es, süß und klar.

Er sah in deinem Innern offen
Der Gnade tiefsten Lebensgrund,
Von keiner Sünde Fluch getroffen,
Und nicht vom Weh der Erde wund.

Kein Makel trübte jenen Spiegel,
Worin der Gottheit Bild sich malt;
Auf deinem Herzen lag das Siegel,
Von dem des Höchsten Name strahlt.

Ein Goldgefäß war dein Gemüte,
Bereitet für der Rose Duft,
Ein Hain in voller Frühlingsblüte,
Aus dem der Liebe Stimme ruft.

Du glichst des Mondes sanftem
[Scheine,
Der von der Sonne nimmt sein Licht;
Du warst die Lilie, die reine,
Vor Gottes heil'gem Angesicht.

So knietest du, Gebenedeite,
Als dich der Hauch des Herrn umweht;
So weilst du an des Sohnes Seite
Noch jetzt versunken im Gebet.

Und wie ein Stern auf ödem Meere,
Des Schiffers irre Pfade lenkt,
So führst du mütterlich, o Hehre
Wer frommen Sinnes dein gedenkt.

Und auch zu uns wohl spricht der
[Engel
Den Himmelsgruß dann klar und süß,
Und führt uns mit dem Lilienstengel
Hin zu der Freude Paradies.

stellung, daß Gott Europa für die Europäer, Indien für die Indianer und Afrika für die Afrikaner geschaffen habe. Was haben also die Europäer und was hat ihre Religion in diesem Lande zu tun?

Um seinen Angriff auf das Christentum durchschlagender zu gestalten, begann dieser Mann dessen verehrungswürdigen Gründer Jesus Christus zu verspotten und zu verlästern. „Was habe ich mit Jesus Christus zu schaffen", schrie er in die Menge, „was tat er für mich, was tat er für euch? Er war ein Europäer, in Europa geboren und von seinen europäischen Brüdern zum Tode geführt für die Europäer allein. Was kümmert sich Jesus Christus um euch Afrikaner? Ist er jemals nach Afrika gekommen? Und was haben wir mit den Religionsdienern Jesu Christi zu tun? Brechen sie nicht das Gebot ihres Meisters und langen mit ihren Händen in eure Taschen um euer Geld zu nehmen. Wo ist der Religionsdiener, der die Kranken pflegt, wo ist einer, der die Gefangenen besucht, den Armen hilft?" usw.

Lügen und Fehler auf geographischem, auf ethnologischem und historischem Gebiet, so z. B. schreibt er Jeremias dem Propheten die Worte aus dem Vater unser zu: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden." All dieses ergoß sich über die Hunderte von eingeborenen Zuhörern mit dogmatischer Bestimmtheit. — Ja, würde nicht Gott dadurch gelästert und der Geist der Eingeborenen vergiftet, so könnte man die ganze Sache als einen Scherz auffassen. Doch leider konnte man fühlen, daß der Redner eine große Zahl der Zuhörer auf diese Weise für sich gewonnen hatte; denn sie antworteten mit wildem Geschrei: „Weg mit den Weißen! Weg mit den christlichen Religionsdienern!"

Da der Geist dieser Führer ein solcher ist, so sage ich, daß es ernste Pflicht eines jeden Christen ob schwarz oder weiß sein muß, mit der J. C. U. aufzuräumen."

Ihr in Christo ergebener P. Leo Vouger, O. M. I.

Der Sohn

Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Der Söldenwalburg letztes Stündlein war herangekommen. Sie fühlte das wohl und ließ ihren Sohn holen, der bei einem Bauern im Dorfe als Knecht diente.

Mit einem Blick, in dem alle Liebe Milde und Erbarmnis eines Mutterherzens aufblühte, umfing sie den Eintretenden. Denn er war ihr Einziger, an den sie alle ihre Sorge und Mühe eines einsamen, kummerreichen Lebens verschwendet hatte, ein Sohn der Magd, der keinen Vater hatte. . .

Nun aber, in ihrem letzten Stündlein, mußte sie den Schleier des Geheimnisses lüften, der auf ihrem und seinem Leben lag.

Sie hieß den Sohn sich an den Bettrand setzen und nahm seine blutwarmen Knechtshände in ihre welken zittrigen Finger.

„Mein Bub, ich hab' dich holen lassen, denn der Mensch weiß nicht, wann sein letztes Stündlein schlägt. Ich muß dir noch etwas sagen, was ich dir bis jetzt verschwiegen hatte. Du hast wohl schon oft darüber nachgedacht, wer dein Vater gewesen sein mag. Heute sollst du alles erfahren, vielleicht zu deinem Glück. Denn dein Vater lebt noch und weiß nicht einmal, daß du sein Sohn bist. Ich habe das Geheimnis meines Lebens sowohl vor dir wie auch vor ihm gehütet, aber gebetet habe ich lebenslang, Gott möge dich zu deinem Vater führen, daß er dich als Sohn aufnehme, wenn du mich und sonst auch niemand mehr haben wirst auf Erden. . .

Ich will dir sagen, wie es damals zugegangen, daß ich deine Mutter wurde. Ich war Magd auf dem Hartmannshofe, der über den Sonnwald hin liegt, wohl drei Stunden weit von hier. Du wirst ihn leicht erfragen, wenn es an der Zeit ist. Auf diesem Hofe war ein einziger Sohn, der Peter, der jetzige Hartmannshofer. Wir hatten uns lieb und er wollte mich heiraten. Aber seine Eltern duldeten es nicht. Ich war armer Leute Kind. Sie wollten eine reiche, ebenbürtige Bauers-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tochter für ihren Sohn haben. Als ich merkte, wie ich daran war, ging ich, ohne jemand ein Wort zu sagen, von dem Hofe fort und erwarb mir hier mit meinen Spargroschen diese Sölde, damit du wenigstens ein kleines Heimatlein hättest.

Ich schämte mich, deinem Vater zu sagen, wie ich daran war. Unsere Liebe sollte ihm keine Last für sein späteres Leben sein. Weißt, Bub, wenn man einen Menschen so aus ganzem Herzen gern hat, dann ist kein Opfer zu schwer. . . So habe ich diese Sünde allein gebüßt — und du mit mir. Verzeih mir, Bub! Ich will mit reinem Gewissen in das Land reisen, wo alle Not ein Ende hat.



Hochw. P. Urban Staudacher RMM., **St. Barbara**
Rhodesia-Mission der Mariannhiller

So weiß dein Vater heute noch nicht, daß er einen Sohn hat. Aber er hat mir im Herzen die Treue gehalten, die er mir damals gelobt hatte, und hat nicht geheiratet. Als lediger, einschichtiger Mann bewirtschaftet er seinen Hof, der, so Gott es will, einst d e i n Hof sein wird, mein Bub.

Dein Vater weiß nicht einmal, ob ich noch lebe oder schon gestorben bin. Ich habe mich von ihm nie mehr sehen lassen, obwohl er selber oft nach mir geforscht hat, wie ich wohl erfahren habe. Er hätte mich gewiß nach dem Ableben seiner Eltern geheiratet, gar erst, wenn er gewußt hätte, daß ich dich als Sohn von ihm habe. Aber ich habe das nicht gewollt. Denn ich hätte lebenslang das peinigende Bewußtsein nicht losgebracht, als täte er solches mehr als Pflichtgefühl als aus Liebe, die oft aufbraust wie ein Feuersturm, oft aber auch so rasch verglost wie ein brennender Strohwisch.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn ich aber einmal nicht mehr bin, liegen die Dinge anders. Dann sollst du deinen Vater haben, damit du nicht ganz allein auf dich selbst gestellt bist und jemand hast, der dir in Treuen zugetan ist wie eben ein Vater. Aber aufdrängen sollst du dich ihm nicht. Du verdingst dich als Knecht auf dem Hartmannshof und überläßt alles Weitere der Fügung Gottes.

Dein Vater wird dich, so hoffe ich, alsbald erkennen und dich als Sohn aufnehmen. Denn du bist ihm ja aus dem Gesicht geschnitten, so groß ist die Ähnlichkeit zwischen dir und ihm.

Und sieh, hier gebe ich dir einen Talismann, auf daß du einen Beweis hast für deine Sohnschaft, wenn es einmal soweit ist. Nimm diesen Ring, den mir dein Vater damals gegeben, als er mir Ehr' und Eh' versprochen, und diese Photographie, auf der wir zusammen abgebildet sind. Verwahre diese Dinge wohl in deinem Kasten und zeige sie deinem Vater erst, wenn die rechte Stunde gekommen.

Nun sei Gott mit dir — und mit deinem Vater!"

— — — — —

Der Mutter Vermächtnis war dem Sohne heilig.

Als sich der Hügel im Heimatfriedhof über der Leidgeprüften wölbte, zog Peter Söldner, der Niemandssohn, durch den Sonnwald hin dem fernen Hartmannshofe zu, um sich dort als Knecht zu verdingen.

Das Leid um die unvergeßliche Mutter und die aufkeimende Liebe zu dem unbekannten Vater vermischte sich seltsam im Herzen des einsamen Wanderers. Dazu gesellte sich das sonnenhafte, ahnungsreiche Wesen des Vorfrühlings, der jedes junge Herz höher schwellen läßt und in seinen Zauber zieht.

„Was wird noch alles werden?" dachte Peter, als er durch den morgenstillen Sonnwald wanderte und weither von einem Hügel der Hartmannshof im Geflimmer der Frühlingssonne grüßte.

„Gott wird alles zum Guten wenden", tröstete er sich weiter im Gedenken des Mütterleins, das von diesem Hof her soviel Liebe und Leid in ihr einsames, sorgenreiches Leben getragen.

Als Peter den Hartmannshof herankam, stand ein Dirnlein am Brunnen, lachend und blühend wie der junge Frühlingstag.

„Braucht man hier keinen Knecht?" fragte Peter nach kurzem Gruß.

„Wohl!" erwiderte das junge Ding. „Wir suchen einen. Wart' ein Weilchen, ich will's dem Vetter sagen."

„So, ist der Hartmannshofer dein Vetter?"

„Ja, aber weitschichtig, von der letzten Schüssel der letzte Löffel voll, wie man so sagt." Lachend und leichtfüßig entschwand das Dirnlein ins Haus.

„Aha", dachte Peter in ahnungsvollem Erraten der Zusammenhänge, „dieses Dirnlein hat der Hartmannshofer ins Haus genommen als Vertrauensperson und vielleicht als künftige Hoferbin. Umsomehr will ich mein Geheimnis hüten, um die Hoffnungen des Dirnleins, die sie vielleicht um den Hof hegt, nicht zu enttäuschen. Ich kann ja auch wieder gehen, denn ich habe meine Sölde daheim und meine gesunden Arme. Ich bringe mich überall durch. Ein Erbschleicher ist der Peter Söldner nicht, der Niemandsohn. . ."

Schon kam der Bauer aus dem Hofe.

„Das also ist mein Vater", dachte Peter und das Herz tat einen gewaltigen Schlag gegen seinen Brustkasten. Er meisterte sich aber und umfaßte die Gestalt des Vaters mit scheuem Blick: ein aufrechter, hartsehniger Mann, in frühem Kummer ergraut, mit unbeweglichen Zügen, wie es schien. Aber die Augen des Alternden leuchteten Milde und Güte. Dies nahm Peter mit besonderem Wohlgefallen wahr.

Im Herschreiten musterte der Hartmannshofer auch den Fremdling. Dann standen sie ebenhoch, gleich an Wuchs und Gestalt, beisammen. Das Dirnlein wunderte sich vom Brunnen her: Die zwei sehen sich aber gleich! Grad wie Vater und Sohn. . .

„Ich suche einen g u t e n Hof", begründete Peter sein Vorhaben, „einen Hof, wo man auf Ordnung hält. Da ist mir der eure empfohlen worden. Hätt' selber ein kleines Eigen und könnte tausend Plätze haben. . ."

„Hast du Papiere?"

„Wohl. Mein Wanderbüchlein. Hier!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Hartmannshofer nahm es und las, daß Peter Söldner bisher nur eine Dienststelle gehabt habe, auf der er sieben Jahre mit aller Treue und mit allem Fleiße gedient und wie man ihn aus dieser Stelle nur ungern habe scheiden lassen.

Bei dem Namen Söldner durchzuckte den Hartmannshofer ein schmerzliches Erinnern an eine Magd gleichen Namens, die einst auch auf dem Hartmannshofe gedient hatte, und die ihm mehr gewesen als nur eine Magd. . . Aber wie hätte der Bauer ahnen können, daß der Knecht, der vor ihm stand, der Sohn dieser Unvergessenen sei — und er sein Vater?

„Du bist gedungen!"

Mit dem üblichen Handschlag bekräftigten Herr und Knecht den Dienstvertrag.

„He Liesel!" rief der Bauer dann dem Dirnlein am Brunnen. „Führ' den Peter in seine Kammer. Und dann zeigst du ihm Hof und Ställe, und führst ihn in der Gemarkung herum, damit er Bescheid weiß."

Und zum neuen Knecht gewendet: „Heut hast noch Feierabend. Schau dir alles genau an, damit du morgen als Großknecht den Dienstleuten richtig vorstehen kannst."

— — — — —

Liesel, des Hartmannshofers weitschichtiges Bäslein, ließ sich die Einweisung des neuen Großknechtes in seine Obliegenheiten nicht zweimal schaffen.

Sie führte ihn zunächst in seine Kammer und tat seine Siebensachen in seinen Kasten, jedes an seinen Platz. Dabei war sie munter und zutunlich, als wären sie alte Bekannte und längst vertraut. Dieses muntere Wesen des Dirnleins bewirkte, daß sich Peter gleich heimisch fühlte. Seine Gedanken aber weilten immer wieder bei seiner guten Mutter, die voreinst in diesem Hause als Magd gewaltet und Lieb und Leid davongetragen in ihr ferneres Leben. Die Geister der Vergangenheit umschauerten den neuen Knecht, und oft war es ihm, als spüre er Atem und Anhauch der Verewigten. Auf diesen Fließen war ihr Fuß gewandelt, auf dieser Klinke hatte ihre Hand geruht, auf dieser Bank hatte sie beim Spinnrad gesessen, als sie ein Dirnlein war wie die geschäftige, sorglose, muntere Liesel, die ihn schier mütterlich betreute.

Nach Art der harmlosen Landkinder hatte sie zu dem großen, gutmütigen Burschen gleich ein herzliches Vertrauen gefaßt, das nicht unerwidert blieb. Peter sah von Anfang an in der kleinen, klugen Liesel den guten Geist des Hartmannshofes auf dem sonst ein wortkarges, gedrücktes Wesen herrschte.

Der Bauer sprach keine Silbe mehr, als unbedingt nötig war. Seine Züge hatten stets den gleichen, herbverschlossenen Ausdruck. In seinen guten Augen spiegelte sich die Trauer um ein verlorenes Lebensglück, von dem niemand wußte als der Peter, der Großknecht, sein Sohn. . .

Der aber hütete sein Geheimnis und wollte nichts sein als Knecht auf dem Hartmannshofe, wie ihm sein Mütterlein aufgetragen.

Das Bild und den Ring, die er als Vermächtnis und Ausweis für seine Sohnschaft mitbekommen, verwahrte er in einem Schubfach seines Kleiderschrankes. Nur abends vor dem Schlafengehen nahm er seine Kleinodien heraus und sprach davor sein Nachtgebet.

Seine Freundschaft mit der klugen, munteren Liesel nahm immer festere Formen an. Die jungen Leute wurden sich von Tag zu Tag mehr zugetan. Eines suchte die Nähe des andern, und keinem war wohl, wenn sie bei der Arbeit nicht beisammen sein konnten.

Dafür entschädigten sie sich an den Nachmittagen der Feiertage, wenn der Bauer ins Dorf ging zur Gemeindesitzung und die Dienstboten ihre Heimleute aufsuchten.

Da saßen Peter und Liesel auf der sonnigen Steinbank vor dem Hause und hielten trauliche Zwiesprache. Liesel hatte meist eine Näharbeit vor sich und Peter spielte auf der Mundharmonika die lustig traurigen Heimatweisen, daß der Liesel das Herz im Leibe hüpfte vor Wonne und Weh.

Und einmal ward sie von der Übermacht ihrer Gefühle so sehr überwältigt, daß ihr die hellen Tränen ausbrachen. Sie warf ihre Näharbeit weg und fiel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Peter um den Hals, lief weg und ließ sich den ganzen Abend nicht mehr sehen.

Peter aber ging überselig in seine Kammer, suchte seine Kleinodien aus der Lade und lachte und weinte davor.

So war Ostern herangekommen.

Nach altem Brauch erhielt jeder Hausgenosse zu den sonstigen Festgeschenken ein Dutzend rote Eier.

Nun begab es sich, daß der Hartmannshofer nach der Beschenkung die Liesel vornahm und zu ihr sprach: „Weil ich mit dem neuen Großknecht, unserm Peter, so zufrieden bin, soll er ein zweites Dutzend rote Eier haben. Nimm sie und tu sie ihm in das Schubfach seines Schrankes, aber heimlich, damit es ihm eine Überraschung ist."

Liesel, der das Feuer der Freude über das gute Gesicht fuhr, vollführte den Auftrag sogleich. Denn Peter war gerade im Stall bei den Rossen. Sie konnte ihm also die Eier ungesehen in die Lade legen.

Liesel wollte es schleunig machen und zog das Schubfach rasch heraus. Da sah sie das Bild und den Goldreif, Peters Kleinodien.

Weil es aber das nämliche Bild war, wie auch der Hartmannshofer eines im Glasschrank in der guten Stube verwahrt hielt, befiel sie eine Schwäche, und sie tat einen hellen Schrei im fraulichen Erraten der Zusammenhänge. Denn die große Ähnlichkeit zwischen Peter, dem Bauern und Peter, dem Knecht, war ihr schon von aller Anfang an aufgefallen.

Jetzt wußte sie gewiß, daß ihr Herzallerliebster der Sohn des Hartmannshofers war.

Und darum die Schwäche und der Schrei aus jubelnder Herznot.

Der Bauer erschrack über den Schrei und stürmte aus der Stube in die Kammer, vermeinend, dem Dirnlein wäre ein Unfall zugestoßen.

Er fand sie aber knieend vor dem Bilde und dem Goldreif, und ihre Zähren fielen über das Körbchen mit den roten Eiern, die sie Peter in die Schublade seines Kastens legte.

„Was gibt's denn?" fragte der Bauer barsch, als das Dirnlein tränend, aber wohlbehalten vor dem Schranke des Großknechtes stand.

Wortlos wandte sich Liesel ab und ging, mit leichtem Kopfnicken auf das Bild und den Goldreif weisend.

Nun war der Bauer allein bei den Kleinodien des Knechtes. Er wußte erst nicht, was er von dem seltsamen Funde in der Schublade halten sollte. Wie kam der Großknecht zu dem Bilde, das ihn, den Bauern mit seiner verschollenen Braut vorstellte, und wie zu dem Ringlein, das er voreinst der Annemarie Söldner als Angebind gegeben?

Eine dunkle, dumpfe Ahnung trieb dem Hartmannshofer das Blut zum Kopf. In seine sonst unbewegten Züge kam zuckendes Leben. Schmerzlich starrten seine Augen auf das Bild. Mit zitternden Händen nahm er das Ringlein auf und führte es an die Lippen.

War der Knecht der Annemarie Söldner Sohn? Seiner Braut, weil er Söldner hieß wie sie?

Und woher die große Ähnlichkeit mit Peter, der in Aussehen und Wesen ganz seiner Art war, so, als wäre er sein leiblicher Sohn?

Der Hartmannshofer mußte Gewißheit haben.

Er rief den Knecht in die Kammer.

Peter machte große Augen, als er den Bauern vor seiner Schublade mit den wohlgehüteten Kleinodien fand.

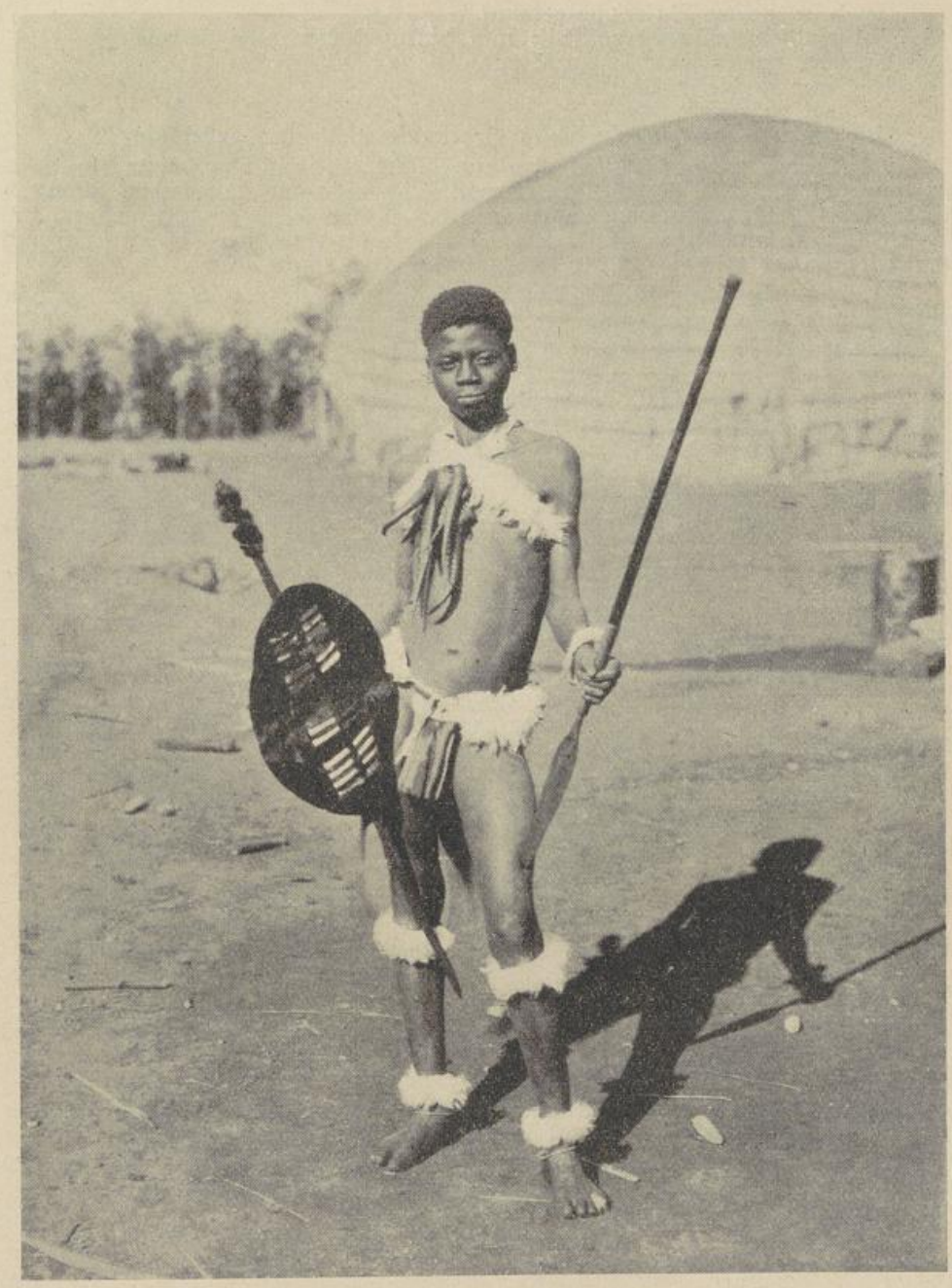
Erklärend hob der Bauer an: „Zum Lohn deines Fleißes sollte dir Liesel noch ein Dutzend rote Eier in die Lade legen. Es sollte eine Überraschung sein für dich, darum brachte sie die Eier heimlich herauf. Nun fand sie in der Lade dieses Bild, und diesen Ring. Wie kommst du zu diesen Sachen?"

„Es sind die Kleinodien meiner Mutter gottselig, die sie mir auf dem Sterbebette mit ins Leben gegeben."

„Und wie hieß deine Mutter?"

„Annemarie Söldner."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Zulujüngling in Kriegsrüstung
Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Und dein Vater?"
„Ich habe meinen Vater nie gekannt."
„Hat dir deine Mutter gottselig auch seinen Namen nicht verraten?"
„Ja, aber erst in ihrer letzten Stunde."
„Und wer ist dieser Vater?"
„Er steht vor mir."
„Und warum hast du mir dieses Geheimnis nicht eher anvertraut?"

„Auf Geheiß meiner Mutter. Nur ein Zufall, eine göttliche Fügung sollte es an den Tag bringen. Meine Mutter wollte dir nicht zur Last fallen. Auch ich nicht. Und so haben wir beide geschwiegen, bis es von selber offenbar würde. . ."

Erschüttert sank der rauhe Hartmannshofer in die Knie, zog Peter an sich und stammelte immer wieder: „Mein Sohn, mein Bub, mein Peterle!"

Und dann, in einer stillen Stunde, mußte Peter alles erzählen, was er von seiner Mutter und ihrem kummerreichen Leben wußte.

„Sie war eine Heldin!" rief der Hartmannshofer. „Und morgen, Peterlein, fahren wir zwei in aller Herrgottsfrühe wallfahren an ein Grab — drei Stunden weit da draußen über dem Sonnwald. Ich muß der Verewigten alles Leid abbitten, das durch mich auf sie gekommen. Und was ich an ihr nicht mehr gutmachen kann, das werde ich dir vergelten, Peterl, mein Bub. . ."

— — — — —

Es war ein großes Wundern unter den Leuten, als am nächsten Morgen der Hartmannshofer mit seinem Großknecht in die Weite fuhr.

Am meisten aber wunderte sich die kluge, kleine Liesel, als ihr der Hartmannshofer nach der Heimkunft von dieser Ausfahrt und in Gegenwart Peters die Eröffnung machte „Liesel, morgen muß ich wieder ausfahren, nämlich zum Notar in die Stadt. Ich muß ein Testament umstoßen. . ."

„Ein Testament?"

„Jawohl, ein Testament. Ich hatte dich nämlich ohne dein Vorwissen zur Erbin meines Hofes eingesetzt, weil du mein letztes weitschichtiges Bäslein warst. Nun hat sich aber ein Erbe gefunden, dem ich den Hof nicht gut versagen kann. Ist es dir recht, wenn ich diesem Peter da, meinem leiblichen Sohne, den Hof verschreiben lasse?"

„Tausendmal recht ist mir's", jubelte Liesel, „aber unter einer Bedingung."

„Nämlich?"

„Das muß ich dem Peterl unter vier Augen sagen, Vetter. Sei so gut und geh ein wenig aus der Stube!"

Der Bauer folgte dem sonderbaren Ansinnen und ließ die beiden allein. Er lugte aber durch das Schlüsselloch und sah ein einziges, wortloses Umhalsen.

Und als er wieder hereinkam, stellten sich Peter und Liesel als Braut und Bräutigam vor und baten um den Segen des hocherfreuten Vaters.

Am nächsten Tage fuhren sie selbdritt zum Notar und machten alles richtig.

Es währte nicht mehr lange, da waren Peter und Liesel ein glückstrahlendes Paar, das den alternden Vater mit aller Liebe und Sorge umhegte.

Am Lebensglück seines so seltsam gefundenen Sohnes erblühte auch ihm noch eine wärmende Sonne für seinen Lebensabend.

Gar oft sah man die Hartmannshoferischen noch selbdritt durch den Sonnwald fahren an das ferne Grab einer Verewigten, die durch ihr heldenhaftes Entsagen den Grund zu diesem Glücke gelegt hatte.

Lest den Mariannhiller Missionskalender!

Haltet für eure Kinder das reich illustrierte Missionsglöcklein,

es hält ab vor Schundliteratur

Missionspost

Von P. Solanus Peterek, R. M. M.

Die Gehässigkeit der Heiden

Und deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst", sagte der göttliche Meister. Dieses Gebot macht dem Schwarzen viele Schwierigkeiten. Die Schwarzen, besonders die Heiden, halten an dem Grundsatz fest: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Versetzt jemand einem Heiden einen Hieb, dann bekommt man nicht etwa zwei, sondern zehn Hiebe zurück.



Palmenprozession in Südafrika, Mariannhill

Unlängst erst, da war ein Biergelage und Tanz in der Nähe unserer Missionsstation. Ich schickte meinen Katecheten hin, damit er über Zucht und Ordnung wache. Der Katechet kam hingeritten, wo der Tanz und der Lärm schon sehr stark war. Die Schwarzen haben bei ihrem Tanz keine Musikkapelle, sondern singen Tanzlieder, schlagen den Takt mit den Stöcken und stampfen mit den Füßen. Der Katechet hatte ein junges Reitpferd, das noch ziemlich störrisch war. Dieses Pferd wurde scheu, es lief unter die Männer hinein und rannte einen Sohn des Chiefs um. Dieser ergriff einen Stock und schlug dem Katecheten über die Schultern. Das sah der Bruder des Katecheten, ein Heide, lief hin und schlug dem königlichen Prinzen ein großes Loch in den Kopf, an welcher Verwundung er nach 8 Tagen starb. Nun aber ging die Gehässigkeit los. Der Heide wurde eingesperrt und die ganzen Kraalbewohner mußten schuldig oder unschuldig binnen 8 Tagen wegziehen aus der Gegend und der Katechet auch, weil sein Bruder die böse Tat verübte. Bevor aber der Wegzug stattfand, zündete irgend jemand zwei Hütten des Nachts an und alles, Hab und Gut und sogar Geld verbrannte. Ich nahm den Katecheten öffentlich in Schutz, denn in der Tat hatte er keine Schuld und er ist ein frommer, gediegener Christ. Da bekam ich Drohbriefe, daß, wenn ich noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weiter den Katecheten in Schutz nehme, ich selbst auf's Korn genommen würde. Und wirklich sind wir in Gefahr, daß man uns die Stallungen, die alle von Holz gebaut und mit Stroh gedeckt sind, eines Nachts anzündet.

Ansicht eines Chiefs über Steuern

Von P. Odo Ripp, R. M. M., Maris Stella

Jede neue Steuervorlage muß als nützlich und dem Gemeinwohl dienend begründet werden. Auch der schwarze Mann will wissen, warum er seine Steuern zahlt. Darum hat hierzulande jeder Magistrat die Aufgabe, den Familienhäuptern eine diesbezügliche Erklärung über neue Steuern abzugeben. Als vor einiger Zeit die Hüttensteuer um 6 Schilling erhöht wurde, hieß es, daß die Regierung dieses Geld dazu verwenden würde, um Schulen für die Eingeborenen zu bauen, wohin dann jeder Familienvater seine Kinder schicken könnte, um vieles Nützliches zu lernen. „Das ist schon gut und recht", meinte ein gewisser Häuptling, „aber immerhin ist es eine schmerzliche Operation und sieht gerade so aus, als ob man einem Hunde ein Stück Schwanz abschneidet und es ihm zu fressen gibt. So was mundet nicht."

Wie König Cetshwayo den Engländern Furcht beibringen wollte

Als der Zulukönig Cetshwayo merkte, daß seine Herrschaft immer mehr von der Macht der Engländer bedroht wurde, plante er einen Einschüchterungsversuch, der den Eroberern einen Begriff von der Macht des Zuluvolkes geben sollte. Er schickte nun eine Gesandschaft von etlichen Männern an den damaligen Vertreter Englands an Shepstone in Maritzburg. Diese trugen einen Sack voll Hirse-Samen. Als sie vor Shepstone erschienen, huben sie also an: „Wir sind vom König Cetshwayo gesandt, der sagt: Siehe hier einen Sack voll Hirse. Zähle die Körner, wie viel ihrer sind. Wir, das Zuluvolk, sind ebensoviele."

Shepstone war nicht verlegen um eine Antwort und sagte: „Wirklich, spricht so Cetshwayo zu mir. Nun denn, sehet da eine Ochsenhaut. Er möge das Fell abzählen und sehen, wie viel Haare es hat. Dann saget ihm: Wir Engländer sind eben soviel als die Haare der Ochsenhaut. Damit schließe ich mit dem Bemerken, der Sohn des Mpande ist von Herrscherdünkel berauscht." Diese Antwort kühlte den Übermut Cetshwayos, und nach einiger Zeit ergab er sich der Übermacht der Eindringlinge.

Allerlei Vegetarisches aus Südafrika

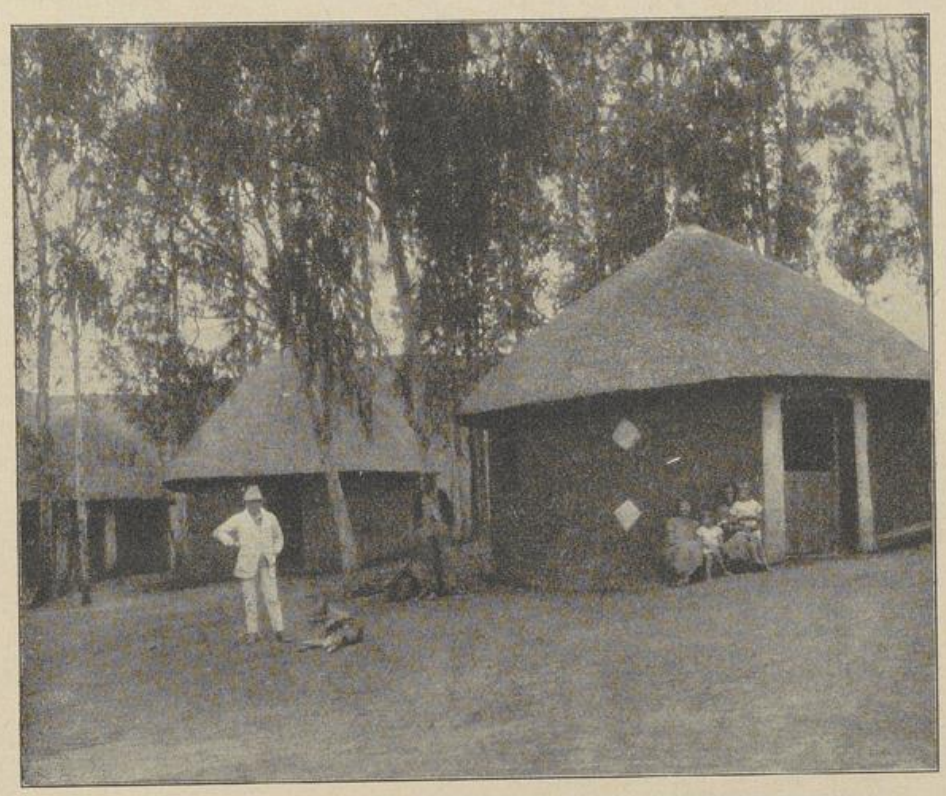
Von einem Mariannhiller Missionsbruder

(Fortsetzung)

Kommen wir nun wieder zum Maisbau zurück. Der Weiße sät seinen Mais mit einer doppelreihigen Maschine. Die Reihen kommen in der Regel drei Fuß auseinander und die Pflanzen mit 1—2 Fuß Zwischenraum in der Reihe. Manche eggen, wenn der Mais 6—12 Zoll hoch ist, andere wieder kultivieren mit einem eigens hiezu gebauten Maiskultivator. Zwischen den Reihen muß mit der Haue nachgeholfen werden. Da es in Südafrika oft längere Zeit nicht regnet, so trachten mehr fortschrittliche Farmer darnach, ihre Felder immer locker zu haben. Ist nämlich die Oberfläche 4—6 Zoll tief mit pulverisierter Erde bedeckt, so hält sich die Feuchtigkeit viel länger. Wenn der Mais anfängt, hart zu werden, werden die Stengel abgeschnitten und in Haufen gestellt wie in Europa die Getreidemandeln. Nachdem die Körner vollständig ausgereift sind, werden die Kolben abgenommen, die Stengel aber geschnitten und als Viehfutter verwendet. Andere Farmer und die Schwarzen lassen den Mais stehen bis er vollkommen trocken ist und sammeln dann die Kolben und die Stengel für das Vieh. Auf diese Weise geht aber viel verloren, denn die Stengel sind dann so hart, daß das Vieh sie nicht mehr fressen kann und auch die meisten von den weichen Blättern verderben. Der Maisbau hat einen sehr großen Feind im Maiswurm (sesannia fusca). Das Weib-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

chen dieses Insektes legt im Schmetterlingsstadium ihre Eier an die jungen Maisblätter, aus welchen nach kurzer Zeit kleine Maden auskriechen. Diese fressen die Blätter, indem sie sich in die Pflanze einfressen und dabei dieselbe zerstören. Früh gepflanzter Mais fällt diesen Insekten fast gänzlich zum Opfer. Um diese zu verhüten, muß man so spät wie möglich säen, weil dann die Schmetterlingszeit vorüber ist. Es darf aber nicht zu spät gepflanzt werden, da der Mais durch Frost



Eingeborenen-Hütten — Schwarze Kindermädchen von weißen Kindern

leiden kann, bevor er ganz reif ist. Es wird auch dagegen angekämpft, indem einen Maden schädliche Flüssigkeit in die Pflanzenherzchen gespritzt wird. Diese Flüssigkeit darf aber nicht zu stark sein, da sie sonst auch die Pflanzen tötet, nicht nur die Maden. Viele tausend Mark gehen jährlich dem Ackerbau, resp. dem einzelnen Farmer durch dieses Insekt verloren.

Noch ein anderer Wurm kann großen Schaden anrichten: es ist der Cutwurm, so genannt, weil er die jungen Maispflänzchen abfrißt, so daß sie daliegen wie abgeschnitten. Sein wissenschaftlicher Name ist agrotis ypsilon. Er wird bekämpft, indem die Felder von Unkraut rein gehalten und auch im Winter gepflügt werden. Auch werden grüne Pflanzen mit Gift präpariert und auf den Acker gestreut. Ist sonst kein Unkraut auf dem Felde, so fressen die Würmer diese Pflanzen und gehen zu Grunde. Ein großer Feind des Maisbaues sowie auch aller anderen Feldfrüchte und Gewächse ist die Trockenheit und der Hagel. Während der Monate April, Mai, Juni, Juli, August, September, Oktober ist der Regen sehr spärlich und es ist nicht selten, daß auch während der übrigen Regenmonate eine stark fühlbare Trockenheit eintritt. Hagelschauer sind in Südafrika keine Seltenheit. 1922 hatten wir in Centocow einen Hagel, der nicht nur das Laub von den Bäumen schlug, sondern von jungen Pfirsich- und Pflaumenbäumen auch die Rinde, so daß sie dastanden wie Kochbesen; große Pinienbäume gingen einfach zu Grunde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hirse: Hirse (panicum) wird hauptsächlich von den Schwarzen gepflanzt; sie verwenden ihn zu ihrem utshwala (Kaffernbier). Auch die Weißen bauen den Hirse, um ihn an die Schwarzen zu verkaufen. Das Säen und die übrige Behandlung ist so ziemlich gleich wie beim Mais; der Farmer sät in Reihen, der Schwarze streut einfach den Samen aus. Bei der Ernte werden nur die Fruchtbüschel abgeschnitten und heimgebracht, wo sie dann gelegentlich mit Stöcken ausgedroschen werden. Ein Feind dieser Feldfrucht ist der Brand und die Vögel, besonders wilde Tauben, welche es hier in Menge gibt.

Bohnen: Stellenweise werden in Südafrika viele Bohnen geflanzt. Auch der Schwarze baut welche; sie sind nämlich eine Lieblingsspeise für ihn. Es gibt Buschbohnen und Stangenbohnen. Die ersteren werden als eine Frucht (das ist allein) gepflanzt, während die andern unter den Mais gesät werden und dann die Stengel desselben als Stütze benützen. In Gemüsegärten werden auch vielfach Bohnen gepflanzt und dann oft grün als Gemüse verwendet. Die Schotten werden gepflückt, wenn sie noch weich sind; sie werden dann geschnitten und als Salat gebraucht. Ein großer Feind der Bohnen ist ein Käfer, der die Blüten frißt. Derselbe tritt zu tausenden auf und man kann sich seiner nur erwehren, indem man zu einer Zeit sät, wo seine Zeit im allgemeinen vorbei ist. Dieses ist entweder sehr früh oder spät in der Jahreszeit. In Centocow ist die beste Zeit Januar und Anfang Februar. Wenn später gepflanzt wird, werden die Bohnen nicht mehr reif, da sie sonst durch den Frost verdorben werden.

Baumwolle: Baumwolle (gossypium) wird stellenweise gepflanzt und zwar in der Nähe der Küste, da sie keinen Frost vertragen kann. Die Pflanzen stehen in Reihen wie die Maispflanzen, um das Kultivieren zu ermöglichen. Wenn die Kapseln sich geöffnet haben, werden sie gepflückt und mit einer Maschine werden die Samenkörner von der Wolle befreit. So viel ich weiß, wird alle Baumwolle nach Europa geschickt, um dort verarbeitet zu werden. Der größte Feind der Baumwolle ist der Kapselwurm, ein Wurm, welcher in den Baumwollkapseln lebt und diese ganz oder doch sehr ruiniert.

Kartoffeln: Im Mittelland und im Hochland werden Kartoffeln sehr viel gebaut und zwar so, daß der Preis für dieselben um einige Schillinge herunter sinkt; ein Preis, mit welchem der Sack, die Fracht und die Marktgebühren kaum mehr bezahlt sind. Hier in Südafrika müssen die Saatkartoffeln oft gewechselt werden, da dieselben schnell ausarten. Saatkartoffeln werden vielfach importiert. Im Mittelland und an der Küste wird auch die Süßkartoffel angebaut. Diese ist ganz verschieden von der europäischen. Ihr wissenschaftlicher Name ist dioscorea sativa. Sie gehört in die Impomeaarten, wohin auch die europäische Winde gehört. Die Pflanze macht lange Ranken, welche auf dem Boden nach allen Richtungen aus- und durcheinander laufen. Sie ist aber keine eigentliche Schlingpflanze, nur wird das Feld von ihr ganz überwuchert. Die Knollen erreichen eine Größe eines Menschenkopfes und müssen mit der Hacke ausgegraben werden. Sie halten sich nicht lange und werden fast ausschließlich von den Eingeborenen für die Schweine gepflanzt.

Amadumbi: (Caladium). Diese Zierpflanze wird hier wegen der Knollen gezogen, welche von den Schwarzen fast dem Fleische gleichgeachtet werden, was schon etwas heißen will. Auch sie werden hauptsächlich nahe der Küste gepflanzt, in höheren Lagen ist es zu kalt für sie. Hier in Centocow wachsen sie noch ganz gut, wohl aber nicht mehr so wie an der Küste. Weiße Farmer pflanzen sie weniger für sich selbst; sie verkaufen sie an Schwarze oder füttern das Vieh damit. Zur Anpflanzung werden kleine Knollen benützt.

Erdnüsse: (Acharis hypogea). Erdnüsse werden stellenweise in großen Mengen angebaut. Es ist eine sonderbare Frucht für einen, der noch nie welche sah. Die Büsche werden ungefähr einen Fuß hoch; an den Stengeln derselben, nahe am Boden, formen sich die Blüten. Wenn diese verblüht sind, neigen sich die Stengel mit den Fruchtknoten bodenwärts und wachsen in denselben hinein. Drinnen im Boden formen sich dann die Nüsse. Diese sind in ganz zartschaligen Hülsen, welche leicht mit den Fingern zerrieben werden können und haben ungefähr die Größe einer kleinen Bohne. Meistens werden sie roh gegessen oder auch zuvor geröstet. Sind große Mengen vorhanden, so wird Öl aus ihnen gepreßt. Die Staude

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist bloß einjährig. Vermehrt wird diese Frucht durch Samen. Sie gedeihen am besten in einem lockeren Boden, da es für die Blütenstengel nicht leicht ist, sich in hartes Erdreich einzugraben. Auch muß die Erde angehäufelt werden, was den Fruchtansatz bedeutend erleichtert. Sie werden von Weißen und Schwarzen gerne gegessen, ganz besonders von Kindern. (Fortsetzung folgt)

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster

Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Johnson pochte an der Tür der Kapitänskajüte. Es blieb still. Er pochte stärker. Ein drittes Mal. Endlich . . . „Herein!" Es klang verschlafen. Williams und Neighbour blieben draußen.

„Ah, Kapitänleutnant, Sie haben mich im Schlaf gestört." Raffles saß auf dem Bettrand.

„Verzeihung, Herr Kommandant, es mußte sein. Es hat sich herausgestellt, daß der Kapitän der „Barcelona" doch ein Pirat ist, ein waschechter Engländer."

„Donnerwetter!" Raffles sprang auf. „Können Sie die Idee denn gar nicht mehr los werden?"

„Verzeihung, Herr Kommandant, die Nachricht geht nicht von mir aus. Leutnant Williams . . ."

„Leutnant Williams? schrie der Alte, „was hat der zu sagen?"

Die Tür flog auf. Williams erschien in der Kabine. „Herr Kommandant haben befohlen?"

„Was wollen Sie? Ich habe Sie nicht gerufen!"

„Gestatten, Herr Kommandant, ein Wort zur Erklärung." Raffles nickte. Er bedauerte seine Heftigkeit. Mußte doch erst hören, was geschehen war. Johnson berichtete. Williams bestätigte. Neighbour wurde gerufen und wiederholte seine Aussage.

Drei Minuten später dampfte die „Mew" nach Nord-Nordwest.

— — — — —

Die Ruhe, mit der Barnill das Boot bestieg, war gut gespielt. Nur ein leises Beben der Nasenflügel und sein fahles Gesicht verrieten den Sturm, der in seinem Innern tobte. Das unerwartete Wiedersehen hatte ihn tief erschüttert. Er war durch tausend Gefahren und Abenteuer stumpf geworden. Aber die Erinnerung an Heimat und Elternhaus hatte ihre geheimnisvolle Kraft nicht verloren.

Zornig biß er die Zähne aufeinander. Nur keine Rührseligkeit! Für ihn gab es kein Zurück. Er wollte an etwas anderes denken. Er befand sich in neuer Gefahr. Würde sie ihn verschlingen? Hinter ihm starrten Kanonenrohre drohend über das Meer. Jeden Augenblick konnte sich der eherne Mund eines Geschützes öffnen. Er durfte nicht einmal rückwärts schauen. Es hätte ihn verraten.

Schrecklicher Gedanke, vom eigenen Fleisch und Blut der strafenden Gerechtigkeit ausgeliefert zu werden. Es war ihm Erlösung, als die „Mew" ihre Fahrt wieder aufnahm. Ein tiefes Aufatmen — sein Bruder hatte ihn nicht verraten.

Jago, der seinen Namen in James, Jakob und Jacques verwandelte, je nachdem man unter englischer, deutscher oder französischer Flagge segelte, ging ans Sprachrohr auf der Kommandobrücke und meldete dem Maschinisten die baldige Abfahrt. Barnill kletterte an der Strickleiter auf Deck. „Mit Volldampf vorwärts!" rief er seinem Vertrauten zu. Der gab das Kommando weiter. Das Boot, das mit den übrigen Insassen hochgezogen wurde, war kaum über dem Wasserspiegel, als die „Barcelona" sich in Bewegung setzte.

Barnill begab sich in seine Kajüte. Ein großer Spiegel hing über dem Waschtisch. Er schaute hinein und schüttelte den Kopf. „Man sollte meinen, die eigene Mutter könne mich in diesem Aufzug nicht wieder erkennen. . . . Die Bande des Blutes sind doch stärker als ich dachte. . . ." Er nahm den Schlapphut ab und entfernte die Binde vom Kopf. Eine lange Narbe leuchtete rot auf. Bis in die Stirn hinein reichte sie. Der enge Rock benahm ihm den Atem. Er riß ihn herunter und warf sich aufs Bett.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jago erschien unter der Tür, weiterer Befehle gewärtig. Barnill winkte ihn herein.

„Da, öffne den Schrank und gib mir ein Glas Whisky. Erst muß ich mich von dem Schreck erholen."

„War's denn gar so gefährlich?"

„Wie man's nimmt. Es hätte noch schlimmer sein können."

„Versteh' ich nicht, versteh' überhaupt nichts mehr. Was ist's denn mit den drei Faß Zwieback, die soeben verstaut werden? Ein Geschenk . . ."

„Ein Geschenk für den neugierigen Jago", ergänzte Barnill.

„Ihr seid schlecht aufgelegt, Padrone."

„Verteufelt schlecht." Barnill ergriff das Glas, stürzte den Inhalt hinunter, schüttelte sich und hielt es dem Kumpan wieder hin. „Noch einen, damit ich zu Atem komme."

„Hol mich der Geier!" polterte Jago. „Erst dreht Ihr der hohen Seepolizei eine Nase, an der sie sich ihr Lebtag reiben kann, erhaltet dafür eine angemessene Belohnung, kommt heil wieder ins Nest zurück und . . ."

„Halt deinen Schnabel, Jago. Du bist ein Rindvieh."

„Rindvieh mit Schnabel, das ist ein guter Witz."

Nun lachte der Kapitän. „Galgenhumor", sagte er, „weiter nichts."

„Der Galgen ist hoffentlich noch sehr weit."

„Wollen den Teufel nicht an die Wand malen. . . . Kann alles noch kommen."

„Je nun, wenn ich mich über alles grämen sollte, was noch kommen kann oder kommen könnte, dann bekäme ich graue Haare trotz meiner jugendlichen fünfunddreißig Jahre. Ich möchte einen Purzelbaum schlagen vor Vergnügen, daß Euch der Spaß so gut geglückt, und Ihr laßt mit Euern Sorgen keine rechte Freude aufkommen."

Er goß sich einen Whiski ein und trank ihn aus. „Da, Padrone, trinkt auch noch einen, und dann erzählt einmal vernünftig, wenn Ihr mir überhaupt etwas erzählen wollt."

„Ja, gib her. Aller guten Dinge sind drei. . . . Ich will mich aber bei lebendigem Leibe frikassieren lassen. . . ."

„Tut das lieber erst nach Eurem Tode. Es ist eine kitzliche Geschichte."

„Meinetwegen. Aber das sage ich dir: es ist die letzte Reise, die wir machen. Wenn wir diesmal nur glücklich durchkommen."

„Das habt Ihr schon oft gesagt. Ihr vergeßt es zeitig genug."

„Diesmal ist es mein voller Ernst."

Der „Erste" erwiderte nichts. Er nahm einen Stuhl und setzte sich dem Padrone gegenüber.

Barnill legte die Hände unter den Kopf. „Erinnerst du dich noch an Neighbour?" fragte er.

„Meint Ihr den James, unsern Arbeitsgenossen auf der Werft? Der ist doch ein Landsmann von Euch?"

„Freilich", nickte Barnill.

„Na, den kenne ich wie Euch und mich. Doch, wie kommt Ihr auf den?"

„Er ist Heizer auf der „Mew", entgegnete der Padrone lächelnd.

„Donnerwetter! Er hat Euch doch nicht erkannt?"

„Ob er mich erkannt hat, kann ich nicht sagen. Aber er machte einen andern auf mich aufmerksam."

„Und der?" fragte Jago ängstlich gespannt.

„Drehte sich um und erkannte mich wirklich."

„Alle Teufel! Wer war das?"

„Henry."

„Euer Bruder?"

„Allerdings."

Jago sprang erregt von seinem Sitz. „Dann sind wir fertig", rief er. „Henry hält gewiß nicht den Mund."

„Vielleicht doch. Wenn er geschwatzt hätte, wäre uns die „Mew" wohl gleich nachgekommen."

„Daß er Euch nicht gleich vor Freude um den Hals gefallen ist!"

„Um den Hals nicht, aber auf Deck, glaube ich, ist er gefallen, wenn auch nicht vor Freude."

„Ihr glaubt das nur. Saht Ihr es nicht?"

„Ich ging die Treppe hinab und durfte mich nicht verraten."

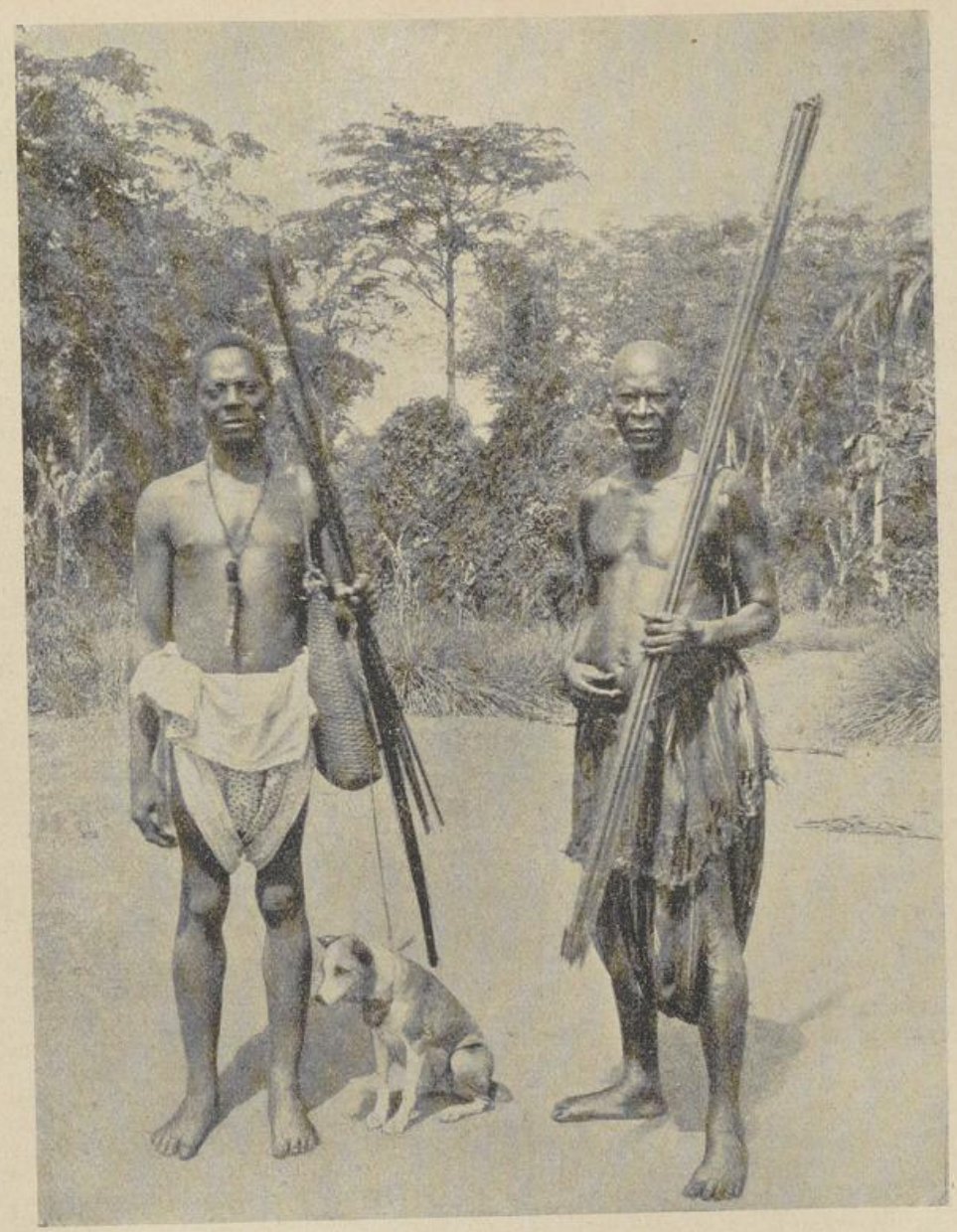
„Ah so! Das Wiedersehen fand erst bei Eurem Fortgang statt?"

„Ja, und das war gut, sonst wäre mein ganzer Plan zu Essig geworden."

„Schwierig genug war es; aber es ging noch so."

„Das Geschichtchen, das Ihr ihm erzählt habt, war auch fein ausgedacht."

„Nur der Kapitänleutnant wollte nicht daran glauben. Ein mißtrauischer Hund, sag' ich dir. Brachte mich mehrmals in die Klemme. . . . Was der Satan Fra-



Kamerunneger bereit zur Jagd

gen stellte! . . . Zum Schluß meinte er noch, die „Barcelona" sähe dem Sklavenschiff verteufelt ähnlich."

„Das war deutlich genug. Und Ihr?"

„Ich tat verwundert. Erzählte, daß wir ein Schwesterschiff, die „Valparaiso" vermißten. Die könne vielleicht von Piraten gekapert sein."

„Jedenfalls habe ich dem überklugen Herrn bewiesen, daß er noch viel lernen muß, wenn er einen William Nillbars aufs Glatteis führen will. . . . Froh bin ich trotzdem, daß ich wieder im eigenen Lande bin. Treffen wir die „Mew" noch einmal, dann blüht uns der Galgen." Mit einem Ruck sprang er aus dem Bett hinaus. „Und nun wollen wir an die Zukunft denken."

„Zunächst muß die „Barcelona" verschwinden und statt ihrer „L'hirondella" auftauchen. Es ist gut, wenn du gleich zwei Matrosen bestimmst, damit sie die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schilder wechseln. Laß auch den spanischen Lappen herunter und hisse die französische Flagge."

„Nützt uns aber nichts. Die Kerls lassen sich ja nicht täuschen."

„Es geschieht nur für den Fall, daß uns jemand begegnet, der dem Polypen Meldung machen könnte."

„Ja so! Daran hatte ich nicht gedacht."

Jago verließ die Kabine, um die Befehle des Kapitäns auszuführen oder ausführen zu lassen. Barnill ging an den Kartentisch, stützte sich mit beiden Ellenbogen darauf und studierte die Seekarte. Die Frage: „Wohin jetzt?" war nicht leicht zu beantworten.

Der Weg um die Nordspitze von Fernando Poo war nicht so sicher wie der südliche. Der war aber durch die „Möwe" verlegt. Blieb nur der Ausweg, an die Küste zu gehen und einen Schlupfwinkel aufzusuchen. Deren gab es genug. Bog er nach Nordosten aus, so kam er bald in den Kamerunfluß; ging er weiter nach Norden, so standen ihm die Nigermündungen offen. Diese Fahrstraßen führten weit ins Innere und boten keine Schwierigkeit. Doch gerade dieser Umstand gab zu denken. Dort konnte auch die „Möwe" ungefährdet eindringen und den Flüchtling aufstöbern.

An den Nigermündungen hatte er keine Geschäftsverbindung. Sein Erntefeld lag südlich von dem großen Astuar, am Sanaga, am Nyong und Lohove. Die Fahrt nach dem Niger war also wenigstens verlorene Zeit. Und wer verbürgte ihm, daß die „Möwe" ihren Kurs einhielt? Wurde der Betrug erkannt, was dann? Bis zum Niger war es weit. Man konnte ihn einholen. Auf offener See durfte er nicht bleiben. Aber wohin sollte er steuern?

Jago war eingetreten und stellte sich neben den Kartentisch. „Ist der Plan fertig?" fragte er.

Barnill zögerte mit der Antwort. Er überlegte noch, rechnete. Seine Finger glitten hastig, nervös über die Karte. Er griff nach dem Notizbuch, das auf der Ecke des Kartentisches lag, und schaute hinein. Dann ein Blick nach der Uhr. Mit der Faust auf den Tisch schlagend, wandte er sich an Jago: „Sagtest du was?"

„Ob der Plan fertig sei? fragte ich."

„Er ist fertig!"

„Wohin geht die Reise?"

„Da hinein." Er zeigte mit dem Finger auf die Stelle.

„Sanaga", las Jago. „Denkt Ihr auch an die Sandbank, die uns den Eingang versperrt?"

„Ich denke dran. Aber um fünf Uhr hat die Flut ihre Höhe erreicht."

„Trotzdem müssen wir auf dem Sande sitzen bleiben", sagte Jago warnend.

„Wir haben Vollmond und Springflut."

„Kapitän, das ist eine gewagte Fahrt."

„Das weiß ich."

„Gibt es keinen andern Ausweg?"

„Keinen!"

„Das Astuar!"

„Dorthin kann man uns folgen, in den Sanaga nicht. Was uns Gefahr bringt, bringt uns auch Deckung."

„Übrigens haben wir schon drei Uhr."

„Die Entfernung bis zur Flußmündung beträgt kaum neunzehn Knoten."

„Das können wir wohl bis fünf Uhr machen."

„Wir m ü s s e n es. Eine Viertelstunde später kämen wir sicher auf Grund."

Sie verließen die Kajüte und traten auf Deck. Ein starker Westwind zog gegen Land. Barnill rieb sich die Hände. „So muß es gelingen", sagte er. „Die Elemente helfen uns. Je stärker der Wind, desto höher das Wasser. . . . Ich übernehme die Wache. Laß du die Leute heraus. Erst die Frauen, später die Männer." Er stieg auf die Brücke und ließ nach Steuerbord wenden. Dann ging er ans Sprachrohr. „Alle Kraft in die Maschine!"

„All right", kam es zurück. Und die „Schwalbe" machte ihrem Namen Ehre und flog der Küste zu.

Unterdessen ging Jago zu den Gefangenen hinab. Männer und Frauen waren getrennt in den Laderäumen untergebracht. Im „Kellergeschoß" des kleinen Dampfers war es drückend heiß. Nur spärlich drang das Licht durch die offenen Luken hinein. Ein durchdringender Geruch von Teer und Schweiß lag wie eine dunkle Wolke über den Gefangenen. Das Leben der Neger spielt sich zum größten Teil im Freien ab. Um so schwerer war es ihnen, sich an die bedrückende Enge zu gewöhnen. Den einzigen Lichtblick in ihr Leben brachte der Aufenthalt an Deck, der ihnen täglich zweimal, und zwar zur Essenszeit, bewilligt wurde.

Das geschah nicht aus besonderer Menschenfreundlichkeit, sondern aus Berechnung. Die Pflanzungen, für die Barnill die Arbeiter lieferte, verlangten gesunde „Ware." Der Sklavenhändler war

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zugleich ein guter Kaufmann. Täglich besuchte er selber die untern Räume, um sich von dem Gesundheitszustand der Leute zu überzeugen. Soviel er konnte, sorgte er auch für ausreichende Verpflegung. In den letzten Tagen war eine Einschränkung nötig geworden, zumal das Auftauchen der „Möwe" ihn hinderte, an einem ruhigen Küstenplatz neue Vorräte einzukaufen. Am Sanaga hoffte er das Versäumte nachholen zu können. Durch die Freigebigkeit Raffles war der Not vorläufig ein Ziel gesetzt.

Die Frauen kamen, eine nach der andern, auf Deck. Manche trugen kleine Kinder im Arm. Barnill zählte sie. Es waren im ganzen sechsundfünfzig Köpfe. Sie setzten sich, wo es ihnen paßte, und warteten auf das Essen. Als Jago auf Deck erschien, winkte ihn der Kapitän näher heran. „Die Leute erhalten wieder das gewöhnliche Maß", rief er ihm zu.

Jago ging zur Kombüse, um einen weiteren Kessel Reis zu bestellen. Dem Koch kam die späte Anordnung nicht gelegen. Er schimpfte über die nimmersatten Negerbäuche im allgemeinen und den freigebigen Kapitän im besonderen und verschwur sich hoch und teuer, daß er den Dienst kündigen werde, wenn man ihn durch Überarbeiten zu Tode schinde. Jago lachte.

„Du hast gut lachen, altes Faultier", jammerte der Koch. „Den Herrn spielen wie du kann ich auch. Stell dich mal ein paar Tage an den Herd, dann wird dir das Lachen vergehen."

„Würde mir nichts schaden", entgegnete Jago. „Aber dein Bäuchlein würde verschwinden, wenn du aus der Kombüse kämst."

Eine Anspielung auf seine rundliche Gestalt konnte der Koch am wenigsten vertragen. Er ergriff ein Stück Holz und warf es — zur Tür hinaus; denn Jago hatte es vorgezogen, zeitig genug zu verschwinden.

Das Essen wurde verteilt. Auch die Kranken auf Achterdeck erhielten ihre Abendmahlzeit. Der Greis am Heck war wie schlafend in sich zusammengesunken. Er schlief den ewigen Schlaf. Die Matrosen hoben den Leichnam über die Reling und warfen ihn ins Meer. Niemand achtete darauf. Es gab ja zu essen.

„Der Reis für die Männer ist noch nicht fertig", sagte Jago, als er auf die Kommandobrücke kam. „Sie werden warten müssen, bis wir im Fluß vor Anker gehen."

„Schadet nichts", meinte der Kapitän, „wir sind bald genug da. „Siehst du den Streifen dort am Horizont? Das ist die Küste. Wir sind schnell gefahren. Wenn ich nicht irre, liegt die Mündung des Sanaga gerade vor uns. Sieh, wie der Wind das Wasser peitscht. . . . Wir werden hinüberkommen. Sind die Rettungsboote bereit?"

„Alles in Ordnung. Ich habe sie gestern nachgesehen."

„Laß auch die Gewehre und Munition heraufholen. Wenn alles schief geht, schlagen wir uns nach dem Astuar durch und gehen als arme Schiffbrüchige mit der nächsten Gelegenheit nach Europa." Er lachte über die „armen Schiffbrüchigen", obwohl der Augenblick ernst genug war.

Eine Viertelstunde später hatte das Deck ein anderes Aussehen. Die Neger waren verschwunden. Die Matrosen bezogen ihre Posten. Alles, was nicht im Heizraum oder an der Maschine zu tun hatte, war oben. Der Steuermann wurde abgelöst. Zwei Mann traten jetzt an seine Stelle. Auf dem kleinen Ausbau an Steuerbord stand der Mann mit dem Senkblei. Die „Schwalbe" war bereit zum Flug über die Düne.

Die Matrosen hatten bereits erfahren, was der Kapitän vorhatte, und waren auf den Ausgang des Abenteuers gespannt. Sie wußten, daß er ein Waghals war, aber sie vertrauten blindlings seiner klugen Führung. Im Sanaga war er oft genug gewesen. Die Fahrstraße, in der allein ein Durchkommen möglich war, kannte er. Um ihr Leben war ihnen nicht bange. Im schlimmsten Falle hatten sie die Rettungsboote. Was sie an Geld besaßen, trugen sie bei sich.

Die Küste kam näher und näher. Die Malimba-Insel, die den Strom in zwei Arme teilt, hob sich langsam aus dem Wasser. Hoch an den Strand rollten die Wogen der See. Es war die Zeit der höchsten Flut. Der Mann mit dem Senkblei rief die Zahl der Faden. Er hatte schon Grund gefunden. Der Kapitän streckte den linken Arm aus. Die Männer am Steuer verstanden den Wink. Das Schiff schwenkte links ab. Wieder sauste das Senkblei in die Tiefe. „Fünf Faden und noch kein Grund", rief der Matrose. Barnill hob den rechten Arm. Die „Schwalbe" nahm die alte Fahrrichtung wieder ein.

Wie Urwaldrauschen tönte die Brandung herüber. Ein Regenbogen wölbte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich in ihrem Gischt. Der Wald lachte im Sonnenlicht. Blitzende Wellen eilten sich haschend zum Strand.

„Halbe Fahrt!" Der Kapitän hielt den Schalltrichter des Sprachrohres, durch das er den Befehl gegeben, in der rechten Hand. Seine Linke umklammerte krampfhaft die obere Stange der Brüstung, die um die Kommandobrücke lief. Den Oberkörper vorgeneigt, spähte er nach der Fahrrinne aus, die ihm Rettung bringen sollte.

Schmutziggelb schob der Strom seine Wasser ins Meer hinaus. Dicke Schaummassen schwammen auf der weiten Fläche. Ein Baumstamm trieb dicht an der Insel vorbei stromabwärts. Die See warf ihn zurück, der Fluß drängte ihn vorwärts. Wellen umtanzten ihn neckend und kichernd, zwangen den plumpen Gesellen, teilzunehmen an ihrem Reigen.

„Ganz langsam!" rief der Kapitän zum Maschinenraum. In großen Kreisen schwang der lotende Matrose das Senkblei. Der Wurf mißlang. Das Seil schlotterte durcheinander. Noch ehe es in Ordnung gebracht war, noch ehe die Wache auf dem Bug die drohende Gefahr bemerkte, stieß die „Schwalbe" auf Grund. Ein Zittern, ein leises Schwanken ging durch den Rumpf des Schiffes. Gierige Wasserarme reckten sich über Bord, griffen nach fahlen Gesichtern. Der Atem stockte. Das Tosen der Brandung klingt wie Hohn und Spott.

„Rückwärts mit ganzer Kraft!" Die Maschine rasselt. Ein Ächzen und Stöhnen steigt auf aus den Luken und Windschächten. Die Männer am Steuer sind in Schweiß gebadet. Aber das Schiff gehorcht und — ist frei.

„Langsam vorwärts!" Etwa fünfzig Meter seitwärts wird die Einfahrt aufs neue versucht. Das Senkblei schwirrt und schießt in die Tiefe. Barnill sieht's. „Hallo!" ruft er. „Nun gilt's!" Kommt die „Schwalbe" glatt über das Fährnis hinweg? Ein leises Knirschen irgendwo in der Tiefe gibt die gegenteilige Antwort. Barnill fühlte es, in den Fußsohlen, in den Handflächen, die das Geländer der Brücke umklammern.

„Vorwärts!" brüllte er ins Sprachrohr hinein. „Vorwärts! Mit ganzer Kraft!" Seine Stimme übertönt die Brandung. Seine Hand weist den Weg.

Das Heck bäumt sich auf. Eine Riesenwoge schiebt sich unter den Bug. Wie eine Nußschale fliegt das Schiff empor. „Vorwärts! Vorwärts!"

— — — — —

Vergebens hatte die „Möwe" den Golf von Biafra abgesucht. Auf der Höhe von St. Isabel angekommen, nahm sie Kurs nach Nordwest, um dem Piraten den Weg abzuschneiden. Ein französischer Frachtdampfer kam ihr entgegen, auf der Fahrt zum Kongo begriffen. Er hatte kein Schiff gesehen, das der „Barcelona" ähnlich war. Man fuhr zum Niger und erhielt von der Küstenstation dieselbe Antwort. Eine Fahrt ins Astuar war ebenso ergebnislos. Wo war der Pirat? Er konnte unmöglich nach Westen entkommen sein. Der kurze Vorsprung, den er gehabt, war von der „Möwe" sicherlich in zehn Stunden aufgeholt. Nur eins war möglich. Daß er sich in irgend einem Schlupfwinkel der Kamerunküste verkrochen hatte.

Raffles erinnerte sich, daß er ihm von der baldigen Heimkehr der „Möwe" gesprochen hatte. Wenn er darauf wartete, sollte er sich bös verrechnet haben. Der Kommandant beschloß, solange vor der Kamerunküste zu kreuzen, bis er seiner habhaft wurde, selbst wenn er über den ihm gestellten Termin hinaus warten mußte. Zum dritten Mal durfte ihm der freche Bursche nicht entgehen.

Aber seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Acht Tage vergingen, es wurden neun und zehn, und man war so klug wie zuvor. Die Begeisterung, mit der die Mannschaft die Verfolgung aufgenommen hatte, war längst verflogen. Man ließ das Einerlei des täglichen Dienstes stumpf über sich ergehen. Es fehlte an Abwechslung. Je länger, desto langweiliger wurde die Fahrt.

Brown und Williams standen auf der Kommandobrücke. Brown drehte an seinem Glase, um ein möglichst genaues Bild von der Küste zu haben, die soeben wieder vor ihnen aufgetaucht war.

„Hallo, Williams!" rief er plötzlich und streckte den Arm nach dem Lande aus, „schauen Sie, da, da!"

„Ah, ein Brand. . . Ist's möglich! Kann der Urwald brennen?"

„Das ist Kribi. . . Nein. . . Aber doch dicht dabei. . . Steht da nicht eine Faktorei von Hatton und Co.?"

„Soviel ich weiß, ja. Und es brennt auch wie trockenes Stroh. Das muß ein Haus sein. . . Es sind sogar mehrere.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es brennt wenigstens an drei Stellen. Hei, wie die Funken stieben! Prächtig zum Ansehen, schlimm für den Betroffenen. . . Huh! Da schlägt eine neue Feuersäule hoch."

Johnson kam aus der Kapitänskabine. Die Wache an Backbord machte ihn auf die Rauchwolke aufmerksam, die über dem Rand des Urwaldes lagerte. Er trat an die Reling. „Was ist da los?" rief er fragend zur Brücke hinauf.

Brown kam nach der Seite hinüber. „Wenn ich nicht irre, steht die Faktorei von Hatton und Co. in Brand, Herr Kapitänleutnant."

„Das muß ich mir ansehen", sagte der „Erste." „Habe zwar keine Aktien von der Firma, aber immerhin . . . es ist doch mal was Neues." Er kam auf die Brücke.

„Ein Boot gesichtet!" rief Williams, das Glas vor den Augen.

„Wo?" Sie suchten danach.

„Einen Augenblick! . . . Da. . . Nein, es ist wieder verschwunden."

„Martha, Martha, du entschwandest", summte Brown leise vor sich hin.

„Ich hab's schon wieder. Da vor uns, **rechts vom Fockmast**, drei Spannen über der Reling. Es ist . . . nur ein Kanu und . . . nur ein Insasse. Er winkt. Ein Tüchlein flattert."

„Jawohl, ich sehe", sagte Johnson. „Er will zu uns. Vielleicht bringt er Aufschluß über den Brand. Der Mann muß selbstverständlich angenommen werden, Brown."

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant", entgegnete der Angeredete.

Fünf Minuten später. „Halbe Fahrt! Ganz langsam!"

Der Einbaum legte an Backbord an. Der Neger kletterte an einem Seil an Deck. Sein Fahrzeug überließ er der Strömung, die es zum Lande trieb. Die „Möwe" fuhr im alten Kurs auf Kribi zu.

„Was bringst du, mein Sohn?" fragte Johnson den Schwarzen.

„Massa, them people kill mey Massa", berichtete der Neger mit allen Anzeichen überstandenen Schreckens.

„Sie haben ihn getötet?"

„Ich denke so. Sie überfielen die Faktorei, viele, viele Leute. Da bin ich davongerannt, um Euch zu rufen, damit Ihr meinem Herrn helfen sollt."

„Brannte die Faktorei schon, als du davonliefst?"

„Nein, Herr, davon weiß ich nichts. Die Leute kamen, um meinen Herrn zu fangen und ihn zum großen Palaver zu führen. Er wollte nicht gehen. Da wurden sie sehr böse und drangen mit Gewalt ins Haus. Weiter habe ich nichts gesehen."

„Dann können wir ihm vielleicht noch helfen", sagte Johnson mehr für sich als für den andern. „Du bleibst hier an Bord?"

„Ja, Herr. Mein Kanu ist . . . Da schwimmt es. Ich muß jetzt hier bleiben."

Johnson ging zum Kommandanten. Nach kurzer Unterredung kam er wieder. Signalgasten flogen über Deck, hierhin und dorthin seine Befehle vermittelnd. Ein Boot wurde klar gemacht. Die „Möwe" ging vor Anker. Sechs Matrosen, ein Maat und Johnson stiegen ins Boot. Alles, was dienstfrei war, stand an der Reling. Jeder wäre gern mitgefahren.

Um den Schwarzen hatte sich bald eine Gruppe gebildet, die ihn mit Fragen bestürmte und über die Ereignisse an Land näheren Aufschluß haben wollte. Und er erzählte. Bald war er der Held, der den Überfall der Faktorei schon lange vorausgesehen und seinen Herrn gewarnt hatte. Nur seiner Umsicht sei es zu danken, daß sein Herr nicht längst gehängt worden sei. Noch heute habe er ihm zweimal das Leben gerettet. Wenn es gelinge, ihn aus den Händen der Wilden zu befreien, so sei dies einzig und allein sein Werk. Er empfand es nicht als Lüge, was er sagte. Der Neger übertreibt beim Erzählen, ohne es zu wollen.

Neighbour, der sich auch in den Zuhörerkreis gedrängt hatte, schüttelte bei dem Gehörten den Kopf, daß ihm die Ohren wackelten, lachte ihm ins Gesicht und sagte: „Kerl, wenn du nicht lügst wie gedruckt, dann habe ich wahrhaftig mein Lebtag noch nicht gelogen. Jungens, wenn ihr noch lange um ihn herumsteht, erzählt er euch noch, er sei als zukünftiger Schah von Persien in Aussicht genommen. Gebt ihm lieber 'ne Schüssel Reis, dann widerruft er nötigenfalls alles."

Eine kräftige Lachsalve unterbrach den Redner.

„So, du brauner Knabe des schwarzen Erdteils, bugsier dich mal etwas weiter ins Mittelschiff. Da gibt's zu essen. Das kannst du hoffentlich ebensogut wie das Reden."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Neger grinste und ging. „Wißt ihr, Jungens", wandte sich Neighbour an die andern, „ein Neger bildet sich leicht den Kuckuck was ein, wenn sich Europäer viel um ihn bemühen."

„Da hast du ganz recht, Neighbour. Und etwas Gescheites kann man von dem Hosennigger doch nicht erfahren. Ich weiß was Besseres, ich leg' mich in die Falle und schlaf' mich aus." Schob seinen Kautabak in die andere Backe, spuckte über die Reling und ging davon.

„Das ist wahr. Wozu sollen wir hier herumstehen? Wenn das Boot zurückkommt, werden wir alles erfahren."

Die Hände in den verölten Hosen, schlenkerte ein Heizer nach dem andern davon.

In der Nähe der Kombüse aber saß der Schwarze und liebäugelte mit dem langen Hammelknochen, der aus einer riesigen Reisportion herausragte.

— — — — —

Dem Versöhnungsfest in Kribi folgte ein trauriges Nachspiel. Als Dende spät am Abend seine Gäste untergebracht hatte und seine Hütte aufsuchte, war Nyangeli, die jüngste seiner sechs Frauen, nicht zu Hause. Wo war sie? Die Banoho hatten strenge Gesetze. Fast immer wurde Untreue mit dem Tode bestraft. Sollte sie . . .? Dende mochte es nicht glauben. Es wäre für ihn ein schwerer Verlust.

Und doch war es so, wie er fürchtete.

Sechs der Ältesten ließ er zu geheimer Gerichtssitzung rufen. Nyangeli leugnete nicht. Die obwaltenden Umstände erheischten Strafaufschub. Sie wanderte ins Gefängnis in brennender Ungewißheit ihres zukünftigen Schicksals.

Der Gerichtshof befand sich in einer schwierigen Lage. Der Fall war neuartig, konnte nicht nach alten Mustern erledigt werden. Drei Tage dauerten die Beratungen. Nichts drang davon in die Öffentlichkeit. Nur die sorgenvollen Gesichter der Alten ließen ahnen, daß etwas Ernstes im Gange war. Das Urteil ward gefällt. Für den Ehebrecher gab es nur ein Entweder-Oder. „Entweder kauft er sich von der Sklaverei los, der er nach unserem Recht verfallen ist, oder wir strafen ihn mit Gewalt."

Zwei Tage später warf Mister Millner, der Leiter der englischen Faktorei, den Häuptling von der Veranda seines Hauses die Treppe hinunter und drohte, daß er seine Bulldoggen loslassen würde, wenn er ihm noch einmal mit einem solchen Ansinnen unter die Augen käme. Darauf gab Dende den Urteilsspruch, den die Ältesten gefällt hatten, im Dorfe öffentlich bekannt.

Es war vierzehn Tage vor Weihnachten. Millner lag in einem bequemen Schaukelstuhl auf der Veranda. Nachlässig blätterte er in der großen Zeitung und überschaute die neuesten Nachrichten, die vor einem Vierteljahr in der Heimat gedruckt waren. Den ärgerlichen Auftritt mit dem Häuptling hatte er längst vergessen. Er maß der Angelegenheit von Anfang an nicht viel Bedeutung bei. Der Häuptling, so dachte er, würde sich bald wieder beruhigen.

Dende hatte sich später nicht mehr sehen lassen. Seine Leute gingen nach wie vor in der Faktorei ein und aus. Sie kauften und verkauften wie früher. Das Verhältnis war gut geblieben. So schien es. Außerdem hatte Millner vor den Banoho keine große Furcht. Die vier Senegalesen, die bei ihm angestellt waren, verstanden mit Munition umzugehen. Munition war genug da. Auch die beiden Bulldoggen, die vor dem Hause an schweren Ketten lagen, waren eine ausgezeichnete Hilfe für den Fall der Not und ersetzten jede Wache während der Nacht.

Der Faktoreileiter hatte seine bestimmte Tagesordnung. Morgens und abends nahm er ein Bad. Tagsüber gab es im Verkaufsraum genug zu tun. Die freien Stunden verbrachte er hinter den Büchern und Zeitschriften, die ihm regelmäßig aus der Heimat zugeschickt wurden.

Nur wenn der Hauptvertreter der Firma aus Bapuhu zu Besuch kam, wurde die Hausordnung meist geändert. Da gab es so viel zu erzählen, daß die kurzen Abendstunden nicht dafür ausreichten. Oft saßen sie dann bis nach Mitternacht, redeten von der Heimat und — zechten. Kam aber der Handelsdampfer nach Bapuhu — in Kribi legte er nicht an —, dann schloß Millner seine Faktorei für einen halben Tag und fuhr mit seinem Boot hinüber, um einige Stunden auf europäische Art zu feiern.

Andere Vergnügungen gab es für ihn an dieser Küste nicht. Weiße Frauen hatten den Weg in die unwirtlichen Breiten noch nicht gefunden. Die schwarzen waren ihm nicht reinlich genug. Die einzige, die ihm gefiel, war Nyangeli. Leider war sie des Häuptlings Weib. Er wollte keinen neuen Auftritt mit Dende erleben. Damit war es zu Ende.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergebens wartete er heute auf seinen Morgenkaffee. Omam kam die Treppe herauf, wünschte seinem Herrn einen guten Morgen, nahm den großen Schlüssel, der hinter der Tür des Schlafzimmers hing, und ging wieder hinab. Von den Hausburschen ließ sich keiner sehen. Eine faule Gesellschaft, diese Nigger, dachte Millner, ergriff die Glocke, die neben ihm auf dem Tische stand, und läutete. Keine Antwort. „Ebehedi! Etonde! . . . Wo steckt die Bande? . . ."

„Ich weiß es nicht, Herr", gab Omam zur Antwort, indem er mit langen Sätzen und verstörtem Gesicht die Treppe hinauf stürmte. „Sie sind alle fort. Und die Hunde . . ."

„Sind auch fort?" fragte Millner, indem er seine Zeitungen auf den Tisch warf.

„Die Hunde, nein, Herr, sie sind tot!"

„Wie? Was sagst du?" rief Millner, bleich vor Schrecken. Er sprang auf und eilte in den Hof. Ein Pfiff. „Juno, Nero!" Die Hunde regten sich nicht. Er ging an die erste Hütte. Nero war wirklich tot. Lang ausgestreckt lag er da, die Läufe von sich geschoben. In den andern Hütte dasselbe Bild. Keine Spur von Verwundung. Die Hunde waren vergiftet.

Ah, das roch nach Gewalt. Ging das von Dende aus? Er hatte geglaubt, die Sache sei erledigt. Es konnte auch Täuschung sein. Gleichviel! Wenn die Banoho etwas von ihm wollten, sollten sie nur kommen. Die Gewehre standen bereit. Er würde ihnen die Zähne zeigen. So versuchte er sich Mut zu machen, als er ins Haus zurückkehrte.

Doch, was war das? Ein wüstes Johlen tönte vom Dorf herüber. Kam näher. Brauste wie ein ständig wachsender Wettersturm heran.

Millner hörte es. Er wußte, das galt ihm. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Die Kniee schlotterten ihm. Er mußte sich einen Augenblick auf den Tisch stützen. Ruhig Blut, alter Junge, die Schwarzen sind Feiglinge. Sie werden nicht allzu nahe an die Gewehrläufe herankommen. Es gelang ihm, seiner Erregung wenigstens soweit Herr zu werden, daß er zur Pfeife greifen und die Senegalesen zusammenrufen konnte.

Die hatten nichts eiligeres zu tun, als diesem Rufe zu folgen. Ohne den Verkaufsraum abzuschließen, stürmten sie die Treppe hinauf. Nun war Millner wieder Herr seiner selbst. Sobald er Menschen um sich sah, legte sich die ängstliche Beklemmung, die ihn gepackt hatte. Er stieß die Tür des mittleren Zimmers auf.

„Hier, nehmt jeder ein Gewehr. Und hier sind auch Patronen. Aber niemand schießt, ehe ich es befehle. Du da geh in mein Schlafzimmer, und du ins Kontor. An den Fenstern ist euer Platz. Zeigt ihnen die Gewehrläufe, damit sie sehen, daß wir vorbereitet sind. Ihr beiden bleibt auf der Veranda und laßt niemand die Treppe herauf."

Fieberhaft eilig gingen die Leute auf ihre Posten. Millner selbst ging ins Mittelzimmer. Er blickte zum Fenster hinaus. Mit Befriedigung sah er rechts und links einen Gewehrlauf herausstehen. Unwillkürlich legte er sein Gewehr ebenfalls auf die Fensterbrüstung. Mechanisch zog er den Riegel auf und schob eine Patrone in den Lauf. Das Geschrei entfesselter Volkswut gellte in seinen Ohren.

Schon zogen sie heran in dicht gedrängten Haufen, mit Speeren, Knütteln und Haumessern bewaffnet. Die Haumesser hatten sie in seiner Faktorei gekauft. Auch Bogenschützen waren da. Sie traten aus der Menge heraus und stellten sich in die vorderste Reihe. Jeder hatte einen Knaben bei sich, der den Köcher trug und die Pfeile zureichen sollte, sobald es zum ernsten Kampfe kam. Und weitere Haufen drängten nach, und immer lauter tönte ihr Kriegsgeheul.

Millner klang es wie Grabgesang. Prüfend überflog sein Auge das erregte Volk. In diese Masse hinein mußte jeder Schuß treffen, verwunden, töten. Und doch begann er an einer Rettung durch Gewalt zu zweifeln. Ein solches Aufgebot hatte er nicht erwartet.

Das waren nicht Dendes Leute allein. Der Häuptling hatte aus allen umliegenden Dörfern Hilfstruppen zusammengezogen. Wenn aus dieser Menge wirklich zwanzig oder dreißig Mann auf dem Platze blieben, was half's? Ehe aus jedem Gewehr fünf Schüsse abgegeben werden konnten, hätten die übrigen das Haus längst erreicht. Und dann? Wie würde man ihm den Tod der Stammesbrüder rächen? Nein, auf Gewalt durfte er es nicht ankommen lassen. Er wollte unterhandeln. Vielleicht ließen sie sich einschüchtern. Vielleicht waren sie zufrieden, wenn er die verlangte Straffumme anbot. Er konnte noch mehr tun, ihnen Geschenke anbieten, ihre Habgier befriedigen. . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der breite Weg außerhalb des starken Gartenzaunes war mit Menschen besetzt. Der Häuptling trat aus der Menge heraus. Wie das Donnerrollen in tiefen Bergschluchten verhallt, wieder hervorbricht, stoßweise, um endlich ganz zu ersterben, so wogte das Geheul der Krieger einen Augenblick hin und her, wurde schwächer und verstummte.

Lautlose Stille. Dann schallt Dendes kräftige Stimme über den Platz. Er ist sich seiner Stellung wohl bewußt. Er tritt als erster Kriegsherr an der Spitze seiner Kämpfer auf, um dem Rechtsspruch Geltung zu verschaffen, den er als oberster Richter seines Volkes gefällt hat. Er wendet sich zunächst an die Senegalesen.

„Ihr Männer dort, die ihr den Weißen schützen wollt, ihr seid Leute von derselben Farbe wie wir. Wir sind nicht gekommen, um mit euch Krieg zu führen. Ihr habt uns nichts getan. Euren Herrn nur wollen wir holen. Legt eure Waffen beiseite, es soll euch nichts geschehen. Ihr seht, wir sind stark. . ."

Ein dröhnender Flintenschuß unterbrach den Redner. Das Geschoß schlug in seiner Nähe ein und zerschmetterte einem älteren Manne den Arm. Ein hundertstimmiger Aufschrei war die Antwort. Im selben Augenblick zischten wohl ein Dutzend Sehnen auf den Bogen, und ebenso viele Pfeile schwirrten nach dem Fenster, wo der verwegene Schütze stand. Schwer getroffen stürzte der Senegalese im Schlafzimmer Millners zusammen.

Ein furchtbarer Tumult entstand in der Volksmenge. Man bestürmte den Häuptling, daß er Befehl zum Angriff gebe. Dende zögerte. Doch die am hintern Ende des Zaunes stehenden Männer warteten den Befehl nicht ab, sondern schickten sich an, die Planken zu übersteigen, um die Faktorei von der Seeseite zu nehmen.

Einer von den Senegalesen, die an der Treppe standen, eilte seinem verwundeten Landsmann zu Hilfe. Omam stand, das Gewehr in der Hand, gegen einen Pfosten der Veranda gelehnt. Er sah, daß bereits viele Männer über den Zaun gestiegen waren, sah, daß sie sich der Hinterfront des Hauses näherten. Je mehr er die Erfolglosigkeit einer Verteidigung gegen diese Übermacht erwog, desto mehr drängte sich der Gedanke an die eigene Rettung in den Vordergrund.

Vor ihm lag in Ruhe das weite Meer, über das er hereingekommen war aus seiner fernen Heimat. Das Meer allein bot Rettung. Er konnte nach Bapuhu hinüber rudern. . . Mit zwei Sätzen war er die Treppe hinab, jagte über den Hof, ergriff das kleinste Kanu, das am Strande lag, warf sich damit ins Wasser und schob es durch die Brandung hinaus in die offene See. Mehrere Männer schickten sich zur Verfolgung an. Man rief sie zurück. Omam entkam.

— — — — —

Millner stand noch am Fenster. Das Gewehr hatte er weggestellt. Er schwang sein Taschentuch zum Zeichen, daß er reden wolle. Aber der Sturm, den der Schuß heraufbeschworen, legte sich nicht. Je mehr er schrie, um sich verständlich zu machen, desto mehr brüllte ihm der Pöbel entgegen. Und auf der andern Seite schlichen sie wie Katzen herauf, drangen in die Zimmer ein. Er hörte es aber nicht.

Sechs Fäuste packten ihn zu gleicher Zeit und rissen ihn rückwärts zu Boden. Man band ihm Hände und Füße. Vier Männer hoben ihn auf und trugen ihn in den Hof. Es ging alles ohne Kommando, so selbstverständlich, als ob es sich um eine wohleingeübte Sache handelte.

Als Millner sich im Hofe wiederfand und die Augen aufschlug, sah er die Senegalesen neben sich liegen. Der Verwundete war bereits gestorben. Dende saß im Schatten einer Palme, die mitten im Hofe stand. Seine Mannen liefen im Warenhaus ein und aus und trugen alles, was sie dort fanden, in den Hof hinaus, wo es in weitem Kreise um den Häuptling niedergelegt wurde. Hier wurde Tabak auf einen Haufen geschichtet, dort große Stockfischballen auseinandergebreitet. Einige rollten Fässer heraus, andere trugen Kisten herbei oder schlugen ihnen den Deckel ein.

Als der Verkaufsraum leer war, gab der Häuptling Befehl, auch den Vorratsschuppen zu räumen. Im Nu waren die Türen erbrochen. Mit Eifer drängte man sich in den weiten Raum. Mit Hallo wurde jedes Stück, das herauskam, begrüßt. Selten sah man solchen Arbeitseifer, solche Begeisterung.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich hier mit ungezählten Tausenden von Menschen abgespielt hat, ist ein Bild erschreckender Grausamkeit und Wildheit.

Am 8., 9. und 10. Juni verließen die armenischen Menschenmassen die Stadt Erzingan, begleitet von einer Militäreskorte. Es ging nach Kemach, zur nächsten Kreisstadt. Nur ein Bruchteil der Zehntausende erreichte den Bestimmungsort. Die wehrlosen Menschen wurden im Engpaß von den Soldaten und den aus der Umgegend herbeigeeilten blutgierigen Kurden überfallen, ausgeplündert und dann abgeschlachtet. Berge von Leichen und Halbtoten wurden in den gähnenden Abgrund hinabgeschleudert. Zehntausende von Frauen und Kindern kamen ums Leben. Das Gekrach zerschmetterter Menschenleiber hallte zwischen den Felswänden wider, vermischt mit den Wahnsinnsschreien der da oben in Todeswehen sich wälzenden Opfer.

Die Männer und Frauen sahen ihre Kinder und Gatten in Stücke gehackt, aufgeschlitzt, verblutend, ihre Leichname an den Felskanten zerschlagen. Mütter, von dem Höllenspuk wahnsinnig geworden, sprangen ihren Kindern und Männern nach in die tödliche Tiefe. Und das war nicht das Teufelswerk einer Stunde, nein, drei Tage lang, Stunde um Stunde ging das Stechen und Würgen fort.

Nach dem Berichte eines amerikanischen Missionars vom College in Mersiwan (Wilajet Siwas) wurden die Männer zusammengetrieben und in Gruppen von 30—150 fortgetrieben. Sie sind alle ermordet worden. Von 12 000 armenischen Einwohnern der Stadt sind nur einige Hundert den Schlächtereien entronnen. Ein verwundeter armenischer Soldat aus Zileh berichtet, daß er gesehen, wie der Bischof von Siwas wie ein Pferd mit Hufeisen auf die nackten Füße beschlagen wurde.

In Diarbekr wurden 674 Männer auf Flöße geladen, in den Euphrat geworfen und dann, soweit sie schwammen, durch die Gendarmen abgeschossen. Aus der Gegend von Sassun wurden 3000 Männer bis auf drei Personen niedergemetzelt, in der Nähe von Angora 500 Menschen gemordet usw.

Die armenische Frage war bald auf diese Weise aus der Welt geschafft. . . Hunderttausende waren ermordet und verblutet, der christliche Pfahl im türkischen Leibe war beseitigt. Die eingehendere Kenntnis über die vorstehend nur angedeuteten Christenmetzeleien durch die Türken verschafft uns eine Schrift eines deutschen Kriegsteilnehmers in der Türkei, Heinrich Vierbücher, betitelt „Armenien 1915“, der die obigen Angaben entnommen sind.

Gebetserhörungen

Atting: Herzlichen Dank dem hl. Joseph, dem hl. Konrad, der hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen für Erhörung. Veröffentlichung war versprochen.

Büsbach: Dank dem hl. Antonius in mehreren schweren Anliegen. Veröffentlichung versprochen.

Ruderswald: Innigsten Dank dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und hl. Judas Thaddäus für schnelle Hilfe in einer wichtigen Sache.

Dortmund: . . . Mk. zur Taufe eines Heidenkindes und als Missionsalmosen, als Dank für Erhörung in einem Anliegen.

Herzlake: Innigen Dank dem hl. Joseph für Erhörung in einem Anliegen.

Tworkau: Herzl. Dank der lb. Gottesmuttter und dem hl. Antonius u. hl. Jud. Thaddäus für rasche Hilfe mit der Bitte um weitere Hilfe.

Kgl. Neudorf, K. St. Dank der hl. Walburga, dem hl. Judas Thaddäus, hl. Vitus und allen Heiligen für die Befreiung von großen Schwächeanfällen.

Liebau: Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes als Dank für Bewahrung meines Sohnes vor einer Mischehe.

Dzg. Ohra: G. R. Anbei . . Mk. als Dank dem hl. Antonius.

Herzl. Dank der lb. Mutter Gottes von Albendorf, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia für Erhörung der Bitte um Wiedergenesung einer krank. Tochter. Veröffentlichung war versprochen.

Gissigheim: Dank der hl. Theresia v. K. J. für Befreiung eines Halsleidens.

Merano: Dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theresia und den armen Seelen Dank für Erhörung in besonderen Anliegen.

Burgberg: Herzl. Dank dem hl. Judas Thaddäus für erlangte Hilfe.

Ansbach: Für rasche Hilfe in schwerem Anliegen sei tausend Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J.

Schönau: Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Genesung.

W. B.: Dank der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia und den armen Seelen für wunderbare Hilfe in schwerer Krankheit.

Dett: Anbei einen Betrag als Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Bildstock: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, der hl. Theresia und den armen Seelen für Hilfe in Magenleiden u. anderen Anlieg.

Elsdorf: Innigen Dank der schmerzhaften Mutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia für Erhörung in schweren Anliegen.

Köln: A. T. Dank dem hlst. Herzen Jesu, der hl. Theresia und versch. Heiligen für erlangte Hilfe in Prozeßangelegenheiten. . . Mk. für ein Heidenkind.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bornheim: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und hl. Judas Thaddäus für Hilfe.

Styrum: Eine Mutter dankt dem lb. Gott und der lb. Gottesmutter für die glückliche Geburt eines Kindes.

K.: Innigen Dank dem hl. Antonius für das Wiederfinden eines verl. Gegenstandes. Anbei . . Mk. als Antoniusbrot.

Metternich: Herzlichen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und allen Heiligen für Hilfe im Staatsexamen. Veröffentlichung war versprochen.

Eschweiler: Almosen als Dank Jesus, Maria und Joseph und der hl. Theresta für Hilfe.

Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu und der lb. Mutter Gottes für Verhütung einer Mischehe bei meiner Schwester.

Gr. Zöllnitz: Herzl. Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Antonius, der hl. Theresia und den armen Seelen.

Bicht: Eine Leserin dankt der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Franz Xaver, hl. Judas Thaddäus, der hl. Theresia und den hl. 14 Nothelfern für Erhörung in Erbschaftsangelegenheiten.

Breslau: Dank dem hl. Blastus für seine Hilfe. Anbei . . . Mk. für den Loskauf eines Heidenkindes.

Gebetsempfehlungen

Steinersdorf: Eine Familie bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den hl. 14 Nothelfern um Hilfe im Stall und Zahlungsschwierigkeiten.

Walzen: Bitte ums Gebet zum Jesuskind, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus um Hilfe in einer Rentenangelegenheit.

Makau: A. Sch. Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia um Hilfe in Seelenleiden und verrsch. Anliegen.

Zawadzki: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Joseph um Wiedererlangung der Gesundheit.

Gr. Zöllnitz: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter und zu den armen Seelen um Glück und Gesundheit in der Familie und anderen schweren Anliegen.

Kazzelrodeck: Bitte ums Gebet zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen um Hilfe in schwerer Geldnot.

Neckarsulm: Bitte ums Gebet für ein krankes Kind.

Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, sel. Br. Konrad, zur hl. Theresia um baldige Genesung und gute Lebenswendung.

Gr. Strehlitz: A. W. Anbei Almosen mit der Bitte um das Gebet zur hl. Theresia für meine Mutter und Schwester um Gesundheit.

Ziegenhals: F. K. Bitte ums Gebet zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe um Erlangung einer guten Dienststelle.

Ludwigsdorf: Eine Familie bittet um das Gebet zur göttl. Vorsehung um Hilfe in schweren Anliegen.

Breslau: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen um baldige glückliche Heirat.

Bitte dringend ums Gebet zu Jesus, Maria und Joseph und zur hl. Theresia um Verhütung einer Mischehe.

Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet zum hl. Antonius in einem besonderen Anliegen.

Willwitz: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu und Maria, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, hl. Benedikt, zur sel. Maria Ledochowska, hl. Theresia und hl. Rita um Hilfe in einem schweren Anliegen und um Gesundheit.

Breslau: L. J. Schwergeprüfte Eltern bitten um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und den armen Seelen im Fegfeuer um besseren Geschäftsgang.

Breslau: Bitte dringend ums Gebet zum lb. Heiland, zur schmerzh. Mutter, zur hl. Rita und zu allen Heiligen um Gesundheit und baldige glückliche Heirat.

P. W.: Bitte um eine neuntägige Andacht zu Maria, Hilfe der Christen, zum hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. J. und hl. Rita um Erhörung in schweren Anliegen und Krankheit.

Eine arme, durch Krankheit und Arbeitslosigkeit in Not geratene Familie bittet um das Gebet zum hl. Judas Thaddäus um Wiedererlangung des Arbeitsplatzes und Befreiung aus großer Geldnot.

Bitte ums Gebet um recht baldige Besserung und Heilung in schwerem Leiden.

Gr. Schmograu: Eine Mutter bittet dringend um eine neuntägige Andacht zur Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum göttl. Kinde von Bethlehem für ihren Sohn um Unterlassung des Trinkens und Rauchens und um Gesundheit für ihren kranken Mann.

Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes und zur hl. Theresia um Hilfe in einem sehr schweren Anliegen der Schwägerin.

Bitte um das Gebet zur hlst. Dreifaltigkeit, zur lb. Mutter Gottes und zur hl. Theresia v. K. J. um Glück, Friede und Segen in der Familie.

Breslau: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v Lourdes, zum hl. Antonius in besonderen Anliegen.

Irlich: Ein Wohltäter unserer Mission wird dem Gebete der Verg.-Leser empfohlen um Befreiung von einem schmerzlichen Leiden.

Krefeld: Eine Wohltäterin unserer Mission bittet um die Hilfe des Gebetes in mehreren Anlieg.

Linn: Eine Wohltäterin unserer Mission bittet um das Gebet in besonderen Anliegen.

Bicht: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene um Heilung von schweren Leiden, sowie um Heilung der kranken Tochter.

N. N.: Eine bedrängte Familie bittet um das Gebet zur hlst. Dreifaltigkeit, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Mutter Anna in einem schweren Anliegen.

N.: Eine Verg.-Leserin bittet dringend um das Gebet um Familienfrieden.

Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet und eine hl. Messe zu Ehren des hl. Judas Thaddäus, hl. Augustinus, hl. Monika und den armen Seelen um Segen ihrer Kinder und um Sinnesänderung des Sohnes und um Heilung eines Geschwüres.

Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu und sel. Br. Konrad um Sinnesänderung ihres verirrten Sohnes.

N.: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum göttlichen Herzen Jesu, zu Maria, der immerw. Hilfe, und zur hl. Rita um Hilfe in Geldsorgen und geistigen Schwierigkeiten.

Ptakowitz: Bitte um eine Novene zur göttlichen Vorsehung, zur lb. Mutter Gottes in großer Bedrängnis und guten Ausgang einer Sache.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Mutter bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus um gute Stellen und um Gesundheit in der Familie und besonderen schweren Anliegen.

Kipfenberg: Bitte um das Gebet in einer schweren Krankheit.

Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zu lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe und zu den armen Seelen in einem schweren Anliegen.

N. N.: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet für ihren kranken Sohn.

Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter vom guten Rate, zum hl. Antonius und zu den armen Seelen um baldige glückliche Heirat und Glück und Segen im Ehestand.

N. N.: Ein Verg.-Leser bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. in versch. Anliegen.

Ungenannt: Bitte ums Gebet zur lb. Mutter Gottes von Lourdes und zum hl. Antonius in verschiedenen Anliegen.

Es starben im Herrn

Großentaft: Johann Adam Veltum. Haarbach: Justina Schmid. Königswald: Eleonore Seidlich. Schneckenreuth: Katharina Zitzelsberger. Lohstadt: Barbara Dietz. Regensburg: Josef Höniger. Friedrichshafen: Gebhard Gerber. Schweben: Agnes Heß. Kürnach: Hochw. Pfarrer Kram. Rödersheim: Charlotte Schmitt. Kirchschletten: M. Geißler. Sipplingen: Julius Regenscheit. Bühl: Otto Grießer. Tiengen: Sophie Hurst, Wilhelm Albrecht. Berlin: Eduard Eulenhaupt. Nürnberg: Monika Mayer. Hilpertsau: Juliana Weiler. Kadelburg: Josef Hirzholzer. Konstantinsbad: E. Merkendörfer. Kempten: Cäcilia Knoller. Merdingen: Karl Hofert. Scheidegg: Johann Wucher. Rokittnitz: Monika Dyllus. Eggolsheim: Kunigunde Windohlf, Margareta Uttenreuter. Dürrgoj: Klara Tinzmann. Klettendorf: Maria Cziska, Franz Bruckner. Kostenthal: Maria Ornth. Wiesmühl: Elisabeth Schabinger. Prosselheim: Augusta Herbig. Rupprechtshausen: Johann Vollmuth. Oberdürrbach: Johann Böhm. Bamberg: Theresia Friedrich. Theilheim: Anna Maria Henig. Ochsenfurt: Michael Kohlenberger. Würzburg: Paul Glöggler.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

Goldkörner. Aus den Briefen des hl. Kirchenlehrers Franz von Sales gesammelt und verteilt auf alle Tage des Jahres nebst Gebeten und Andachtsübungen. Von D. W. Mut. 224 S. Geb. in Leinwand Mk. 3.—. Verlag des Konnersreuther Sonntagsblattes, Waldsassen, Bayern.

Wer Gottvertrauen lernen will, wer es verstehen will nicht zunächst auf sein Tun, sondern auf die Gnade zu vertrauen, kurz, wer rechte Frömmigkeit üben will, aber nicht die Zeit hat, die genannten Briefe zu lesen, der greife zu dieser Auslese. Wer glaubt, die Zeit für eine tägliche Betrachtung nicht zu haben, lese wenigstens täglich 8—10 Zeilen aus diesem Büchlein. Man findet auch darin die nötigen Gebete und Andachtsübungen.

Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem des ehrw. Don Bosco. Von D. W. Mut. 120 Seiten, mit einem Titelbild. Preis kart. Mk. 1.50. St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern.

„ — — flüssig übersetzt . . wichtige Gesichtspunkte. — Das wertvolle Schriftchen behandelt in Kürze die wesentlichen Leitgedanken salesianischer Pädagogik." (Bayr. Bildungswesen, Beilage zum Amtsblatt des Bayrischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus.)

„Vater unser und Heidenmission." Dramatische Bilder aus dem Missionsleben von Clara Behuneck. 38 S., Preis 80 Gr. Verlag St. Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg.

Sehr sinnig und ungezwungen ist die Missionsidee des Vaterunsers von der schlesischen Dichterin Behuneck zu einem Weihespiel verwoben worden.

„Das unzufriedene Christkind." Weihnachtsspiel für Kinder, von Hochw. Adolf Innerkofler. 24 S. Verlag St. Petrus-Claver-Sodalität Salzburg, Dreifaltigkeitsg. 19. — Preis 40 Gr.

Ein reizendes Weihnachts- und Missionsspiel für Kinder, leicht aufführbar, dem Leben abgelauscht.

Der Stangelberger Poldl, Adalbert Stifter, Ein Gang durch die Katakomben Wiens. „Münchener Jugendschriften". Von Enrica von Handel-Mazzetti. Broschiert 80 Pfg. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer, Rheinland.

Hochinteressante Einzelheiten, tiefes Versenken in die Seele eines kleinen tapferen Jungen, dessen Liebe zur Mutter alles durchflutet und umstrahlt, endlich die Sicht auf schwere Lebenserfahrungen eines Weltmenschen, den die unschuldige Kindesseele zu Gott zurückführt. Der niedrige Preis der Bändchen reizt zur Anschaffung der Reihe für die Schulbücherei und die Klassenlektüre.

Der Blutzeuge von Altenmünster. Eine Geschichte des Pfarrers Liborius Wagner. Von Dr. Johannes Schuck. 164 S., Preis Mk. 2.75. Verlag Fränkische Gesellschaftsdruckerei Würzburg.

Die feine Einfühlung in die Seele eines Pfarrers, der schwer um die Probleme der Diaspora ringt, die wissenschaftliche Genauigkeit, mit der das reichlich vorliegende Material verarbeitet wird verleihen dem Buch einen dauernden literarischen Wert. Dieses Buch wird seinen Weg machen durch das katholische Deutschland.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt, der unterstützt und fördert das Missionswerk der Mariannhiller Missionare!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu

Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Muk; 352 Seiten, gebunden RM. 4.80.

Wer immer die kleine heilige Theresia nicht nur verehren will, um von ihr etwa Gunstbezeigungen zu erlangen, sondern auch sich ihr dankbar zu erzeigen durch Nachahmung ihrer Tugend der Kleinheit, findet in diesem Buche viel Anregung und Ermunterung.

Das heilige Leichentuch und das heiligste Antlitz

unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Muk. 96 Seiten, 27 Bilder; Preis: RM. 2.—

Das Buch tritt für die Echtheit der in Turin aufbewahrten Reliquie (das hl. Leichentuch) ein. Der Verfasser glaubt auf Grund der wissenschaftlichen Prüfung, diese Schlußfolgerung ziehen zu müssen.

Gibt's auch heute noch Teufel?

5. Auflage; 41. — 50. Tausend. Preis: 60 Pfennig.

Authentischer Bericht über zwei Teufelsbeschwörungen aus jüngster Zeit.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

Keine Arbeitslosigkeit!

gibt es im Dienste der Mission.

Jünglinge und Jungmänner

von einwandfreiem, sittlichem Lebenswandel,

welche sich

werktätig im Dienste der Mission

Gott weihen wollen

finden Aufnahme im Postulat der Mariannhiller Missionare in St. Joseph, Reimlingen, bayr. Schwaben. Anfragen richten sie an

H. P. Direktor des Missionsseminars in Reimlingen, bayr. Schwaben

Primaner an die Front!

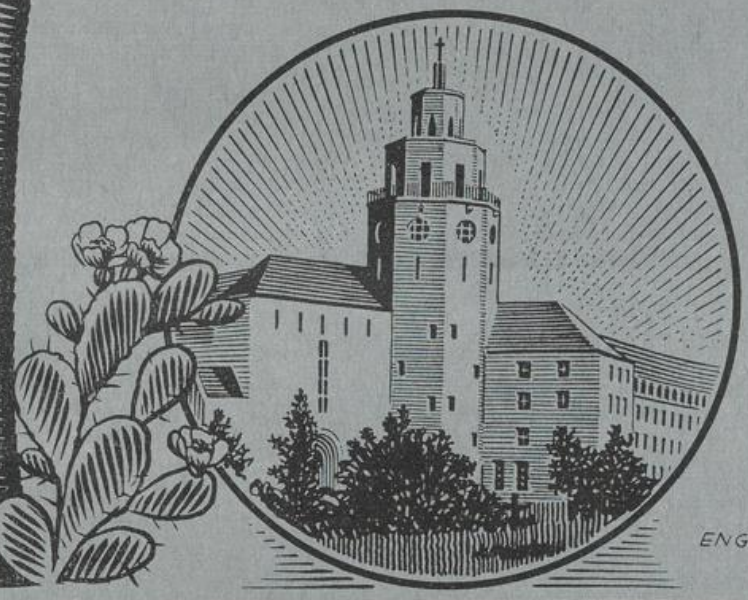
Ideal gesinnte, hochherzige **Jünglinge, welche als Missionspriester** in der Mariannhiller Genossenschaft Gott ihre Kräfte weihen, finden ihren Platz im Noviziatshause der Mariannhiller in St. Paul, bei Walbeck, Holland. **Nach einjährigem Noviziatsjahr** absolvieren sie **die höheren Studien** an der Universität zu **Würzburg** und wohnen im neuen der Mission gehörigen Pius-Seminar. Auskunft erteilt gerne

H. P. Direktor des Missionsseminars St. Joseph, Reimlingen, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission



Nummer 4 April 1931 49. Jahrgang

Verlagsort Nördlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Aprilheftes:

Die Seele jubiliert. Von Angelus Silesius 97
Kreuzträger. Von Schw. Avellina 98
Nach Emmaus 100
Die Silvana-Heilquelle 104
Osteropfer. Von Anna Kayser . . 110
Ostern! — Gedicht 112
Von der alten Zuluherrlichkeit. V. P. Odo Ripp, RMM. 113
Die Aufgabe der eingeb. Frau in Südafrika 115
Allerlei Vegetarisches aus Südafrika. V. einem Mariannhiller Missionsbruder 118
Missionspost. Von Br. Casimir 121
Im Banne der Agil. Von Hermann Skolaster 123

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Der Heiland ruft zur Ernte!

Knaben und Jünglinge

vom 14. Lebensjahre an, welche noch die Gymnasialstudien zu absolvieren haben, sich aber auf den hohen Beruf eines Missionspriesters der Mariannhiller vorbereiten wollen, finden Aufnahme im
Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen, bayr.-Schwaben
Auskunft erteilt der H. P Direktor des Seminars. Für Schlesien u. Ostpreußen:
Missionshaus v. hist. Herzen Jesu, Langenbielau, Schlesien

Knaben

von 11 Jahren an, welche in die erste Gymnasialklasse eintreten und die Lust und Liebe zum Missionspriesterstand in sich fühlen, wenden sich an
H. P. Direktor des Aloysianums, Lohr am Main,
der jede erbetene Auskunft gibt.

Knaben

welche als Laienbrudermissionar sich dem Werke Gottes widmen wollen, erhalten nach ihrer Schulentlassung Aufnahme im
Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (bayr.-Schwaben)
Auskunft erteilt H. P. Rektor des Missionshauses.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

In Nr. 1 des Vergißmeinnichts wurde von unserem neuerworbenen Missionshaus berichtet. Es sind da einige Unrichtigkeiten unterlaufen, die hiermit richtig gestellt werden sollen. Der Ort selbst heißt Langenbielau, nicht Oberlangenbielau. Auf einer großen deutschen Karte war der erstere Name mitangegeben. Das Haus selber besteht aus dem ehemaligen Wohnhaus und dem Geschäftslagerhaus einer mechanischen Baumwollweberei. Da eine solche Anlage natürlich nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit einem Missionshaus hat und insbesondere die Einrichtung für ein letzteres noch fast völlig fehlt, so möchten wir freundlichst bitten, daß die Blicke unserer Gönner sich recht oft nach Langenbielau richten.

Nach Afrika: Auch in diesem Jahr rüsteten sich wieder mehrere Patres und Brüder zur Südafrikafahrt, um in dem neuen Missionsgebiet Verwendung zu finden. Möge Gottes Segen mit allen sein. Wir hoffen bald Näheres unsern freundlichen Lesern mitteilen zu können.

Aus Welt und Kirche

Arbeitslosigkeit, Luxus, Nächstenliebe. Der „Osservatore Romano" veröffentlichte neulich einen Aufsatz zur sozialen Zeitlage, der von der christlichen Presse Österreichs auszugsweise wiedergegeben wurde. Wir entnehmen ihm folgende Hauptsätze:

„Haben wir Notgemeinschaft? Fühlen wir das Elend der Millionen Arbeitsloser als unsere Not? Reichen wir ihnen die Hand, weil sie allein ihr Kreuz nicht mehr tragen können? Nehmen wir nicht den Mißbrauch, den manche mit der Unterstützung treiben, die kleine Zahl der freiwillig Arbeitslosen als Vorwand, um alle andern links liegen zu lassen? Wissen wir um die geistige Not derer, die sich schämen, öffentliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, die von ihrer sozialen Stellung immer weiter herabsinken? Begreifen wir die Verhetzung und Erbitterung bei vielen Arbeitslosen, wenn sie den Luxus und die Schlemmerei bei andern sehen? Verstehen wir, daß mancher aus Verzweiflung und seelischer Not, aus Sehnsucht nach ein wenig Freude und Vergessenheit in die Schenke oder ins Kino geht? Fühlen wir die große Not der jugendlichen Arbeitslosen, die auf der Straße liegen? Paulus sagt es uns in seinem Hohenlied der Liebe: Christum ohne Liebe ist Lüge, ist hohle, leere Phrase. Gott läßt sich nicht täuschen. Er fordert von uns diese Liebe, aber die ganze Liebe, die auch die Tat zeigt. Ein lieber Blick — ein gutes Wort schlägt schon Brücken. Liebe findet Wege und Mittel, um zu helfen, zum Beispiel Wärmehallen, billiges Essen, Lektüre für die hungernden Seelen usw. Aber zwei Dinge sind unbedingt nötig: Wer die Liebe hat, kann nicht in Luxus leben, während der Bruder darbt. Der ist kalt, der glaubt, genau so behaglich leben zu müssen wie früher, der keine Opfer bringen kann.

Wer aber die Liebe hat, bringt es nicht fertig, um der Konjunktur willen einen Arbeiter zu entlassen, mit Menschen zu rechnen wie mit Waren. Er muß wissen, daß der Mensch eine Seele hat, daß er durch Lieblosigkeit zugrunde gehen kann. Das sind bittere Wahrheiten, aber sie müssen gesagt werden. Christ sein ist schwer und erfordert Opfer, aber Opfer schaffen den Frieden der Seele."

Das familienlose Gesellschaftsideal des Bolschewismus läßt sich, wie die Erfahrungen der 13jähr. Sowjetherrschaft in Rußland gezeigt haben, innerhalb absehbarer Zeit im weiten Rahmen des russischen Reiches nicht durchführen. Darum soll es nun im Wege der bereits in anderer Hinsicht sehr bewährten „Zellenbildung" allmählich der Verwirklichung entgegengeführt werden. Wie der Volkskommissär Lunatscharski kürzlich in der russischen Zeitschrift „Ogonjok" mitteilte, trägt sich die Sowjetregierung mit der Absicht, demnächst im Ural die erste Zelle des kommunistischen Idealstaates ins Leben zu rufen: eine Stadt, deren Leben ganz nach kommunistischen Grundsätzen gestaltet werden soll.

Die Einwohner der Stadt, die „Magnetogorsk" heißen soll, werden nur aus Bergwerksarbeitern bestehen. Diese Arbeiter, 50 000 an der Zahl, werden in eigens für sie hergestellten Baracken untergebracht werden; jeder Erwachsene erhält ein Zimmer, die alle nach einheitlichem Schema möbliert werden: 1 Tisch, 2 Stühle, 1 Waschtisch und 1 Ruhebett. Die Kinder der Arbeiter werden bis zu ihrem 16. Lebensjahre in einem staatli-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

chen Asyl erzogen werden. Den Eltern wird es gestattet, ihre Kinder in bestimmten, gesetzlich festgesetzten Zeitabständen zu besuchen; sie dürfen jedoch von diesen nicht als „Vater" und „Mutter" angesprochen werden. Überhaupt sind die Worte „Vater" und „Mutter" in dieser Stadt gesetzlich verboten; an ihre Stelle tritt allgemein die Bezeichnung „Erwachsene."

Zum Besuch eines Kindes wird den Eltern ein Passierschein folgenden Inhalts ausgestellt werden: „Dem Erwachsenen N. N. wird die Erlaubnis erteilt, das Kind Nr. xy am . . . im Erziehungshaus zu besuchen."

Ein Familienleben wird es in Magnetogorsk natürlich überhaupt nicht geben; denn die Familie ist nach bolschewistischer Ideologie nur eine Quelle des Individualismus, eine Brutstätte bürgerlicher Traditionen und kann daher im kommunistischen Idealstaat nicht geduldet werden. Die weiblichen Angehörigen von Magnetogorsk haben gegenüber ihren Kindern keinerlei Verpflichtungen; auch von allen Haushaltssorgen sind sie befreit, weil eine Zentralküche für die Verpflegung der ganzen Bevölkerung der Stadt sorgt.

Deutschland. Bezeichnend für die Lage des Katholizismus im protestantischen Norddeutschland sind die Verhältnisse in der Diaspora Pommerns, die kürzlich in der Berliner „Germania" ausführlich geschildert wurden. In ganz Pommern, wo die Katholiken, wie voriges Jahr von einem Greifswalder Universitätskatheder herab verkündet wurde, „nur geduldet" sind, gibt es bloß 29 kathol. Seelsorgstellen und 35 Priester; der Bereich einer Pfarrei ist durchschnittlich 100 Kilometer groß. Auf Rügen, der größten deutschen Insel, amtiert nur ein einziger ständiger Seelsorger; um den Sonntagsgottesdienst in Bergen zu erreichen, müssen die Katholiken vielfach den ganzen Sonntag vom allerfrühesten Morgen bis zum Spätnachmittag opfern. Der kathol. Gottesdienst muß meist in ganz unzureichenden Räumen abgehalten werden, während die großen ehemals katholischen Kirchen an denselben Orten heute nur mehr bei den größten protestantischen Festtagen besser, Sonntags aber sehr spärlich besucht werden. Für den Religionsunterricht stellen sich vielfach den Pfarrern kath. Laien-Wanderlehrer zur Verfügung; die Kinder müssen oft 20 und mehr Kilometer weit zum Religionsunterricht kommen. Ein schweres Problem ist die Seelsorge für die polnischen Landarbeiter, die sozial äußerst schlecht gestellt sind. Die protestantische Mehrheit betrachtet die Katholiken als eine Art Sekte; behördliche und andere Schikanen sind häufig. Trotzdem macht der Katholizismus in Pommern Fortschritte.

Vereinigte Staaten von Amerika. In Anwesenheit des Kardinals O'Connell von Boston, dreier Erzbischöfe und von über 20 Bischöfen wurde in Washington an der dortigen katholischen Universität ein Neger-Seminar der Väter vom hl. Joseph eingeweiht. Von je zehn Negern der Vereinigten Staaten ist bisher einer in die großen kathol. Zentren des amerikanischen Nordens gewandert; das Vordringen der Schwarzen auf sozialem, wirtschaftlich-finanziellem und geistigem Gebiet ist höchst beachtenswert. Doch ist der kathol. Glaube unter den Negern der Vereinigten Staaten nur sehr wenig verbreitet. Von dem neuen Seminar erhofft man sich besondere apostolische Erfolge.

Neue Kirchenbau-Methoden in den Vereinigten Staaten werden nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika selbst nicht ganz ohne Widerspruch bleiben. Der Einbau von Kirchen in Wolkenkratzer hat z. B. in New-York bisher in 5 Fällen stattgefunden; 2 weitere Wolkenkratzer-Kirchen werden eben gebaut. Von 18 oder 25 Stockwerken werden drei oder vier für die Kirchen reserviert, die anderen 15 oder 20 als Büroräume vermietet. Da am Sonntag und am Abend die Büros geschlossen sind, können die Gottesdienste oder Zusammenkünfte ohne gegenseitige Störungen stattfinden. Durch die Vermietung der übrigen Teile der Wolkenkratzer haben sich zwei Kirchengemeinden in New-York ein Jahreseinkommen von 14 000 und 30 000 Dollars gesichert.

Der Nachrichtendienst des National Catholic Welfare Council meldet, daß der berüchtigte Ku-Klux-Klan, der, meist gegen Neger, Juden und Katholiken gerichtet, einmal fast das ganze amerikanische Leben terrorisiert hat, kurz vor dem völligen Absterben steht. Während er 1925 noch 8 904 944 Mitglieder zählte, besaß er Mitte 1930 nur mehr 34 694. 1925 dürfte er aus Mitgliedsbeiträgen rund 90 Millionen Dollars, seit 1920 aus dem Verkauf von Titeln an etwa 85 000 Mitglieder rund 10 Millionen Dollars aufgebracht haben.

Zu Ende des Jahres 1930 waren im **Kardinalskollegium** die Italiener in der Minderheit. Das Kollegium besteht aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 4 April 1931 49. Jahrgang

Die Seele jubiliert

über die Auferstehung Jesu Christi

Von Angelus Silesius † 1677

Nun ist dem Feind zerstöret seine Macht,
Der Tod ist tot
Und uns das Leben wiedergebracht;
Singet und klingt,
Hüpfet und springt,
Jubiliert,
Unser Jesus triumphiert.

Sein Leiden, Kreuz und alle seine Not
Hat nun ein End',
Und wir stehen wohl mit unserm Gott;
Herrlich und schön
Kann man nun geh'n
Ihm zu Preis
In das off'ne Paradeis.

Wie wohl hat er dem Satan abgesiegt,
Der edle Held,
Und uns das Himmelreich erkriegt!
Seid nun erfreut,
Jauchzet und schreit,
Überall
Töne der Trompeten Schall.

Kraft, Ehr' und Preis und Ruhm und Herrlichkeit
Sei unserm Gott,
Dem süßen Heiland allezeit;
Herzlichen Dank,
Lob und Gesang
Spat und Früh
Sagt ihm mit gebog'nem Knie.

Ach Jesu, hilf, daß ich auch aufersteh'
In deiner Kraft
Und in die ew'ge Freude geh'
Bleibend bei Gott
Sicher fürm Tod
Dich und ihn
Lobe wie ein Seraphin!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kreuzträger

Von Schwester M. Avellina OSFr.

Vor mir liegt ein Büchlein mit vielen Bildern; klein, aber von unergründlicher Tiefe. „Die Lehre vom Kreuze." Wer könnte sie auch ganz erfassen, die Weisheit des Kreuzes! Ein junges Menschenkind geht hinaus auf die Straße des Lebens. Kreuze an beiden Seiten, wohin das Auge blickt, Kreuze auf dem Boden, wohin der Fuß schreitet. Und wie bei diesem jungen Pilger, so wird eines jeden Menschen Weg ein Kreuzweg sein und er selbst ein Kreuzträger. Doch verschieden ist die Art, wie jeder sein Kreuz trägt.

Da kniet einer und wählt. Er glaubt ein kleines, seinen Kräften entsprechendes gefunden zu haben. Doch ach, er bedenkt nicht, daß die selbstgezimmerten Kreuze die drückendsten sind.

Einem anderen dünkt sein Kreuz für seine Schultern zu schwer. Er trägt es nicht, sondern zieht es mühsam unter Seufzern nach.

Wieder einer schreitet dahin, hebt sein Kreuz prahlend empor, zeigt es in hochmütigem Eigendünkel allen, die da des Weges kommen. Er achtet dabei nicht der gefährlichen Schlinge, die ihm der Feind gelegt.

Ein anderer eilt mit blindem Eifer mit seinem Kreuze voran, den Heiland, der denselben Weg gewählt, nicht beachtend. Er überhört auch dessen Mahnung: „Kalvarias steile Höh', du klimmst umsonst hinan, gehst ohne mein Geleit du nur die eig'ne Bahn."

Dann wieder kniet einer und sägt und hobelt an seinem Kreuze, will es verkürzen, die Last verringern. Vergebliche Mühe, nutzlose Anstrengung! Wahre Erleichterung kann ihm nur werden von dem, der ihm das Kreuz auf die Schultern gelegt.

Noch mehr, viel mehr Arten von Kreuzträgern würde uns ein tiefer Blick ins Leben zeigen. Ich denke an jene, die auflehnend und widerwillig ihr Kreuz schleppen, an jene, die unter seiner Last knirschend und fluchend gehen, die in Verzweiflung zusammenbrechen und hoffnungslos in die Zukunft starren. . . .

Irrwege wandeln sie alle, diese Kreuzträger. Und Irrwege sind überaus mühsam, verschlungen und gefahrvoll. Doch der Heiland hat auch Jünger, die ihm auf geradem Wege folgen. Lichtklar und wundersam steht da ein anderes Bild vor meiner Seele. Auf felsigem Boden schreiten drei Kreuzträger. Und mir ist, als müßten wir uns zu einem oder dem andern derselben gesellen, wollten wir in würdiger Weise des Heilands Einladung zu seiner Nachfolge annehmen und zugleich erfahren, daß sein Joch süß und seine Bürde leicht ist.

Der erste von den dreien geht, das Gewand aufgerafft, die eine Hand auf der Brust, die andere umklammert das Kreuz, das Haupt leicht geneigt, das Antlitz mild und friedvoll, die ganze Gestalt verkörperte, schweigende Ergebung. Es ist nicht jene starre, stumpfe Ruhe gelähmter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Des Herrn letzte Rast von W. v. Kaulbach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

oder gebrochener Kraft, wie man sie oft bei Menschen findet. Nein, ich meine hier jenes heilige Einfühlen, jenes freiwillige, wenn auch erkämpfte Einssein mit Gottes Willen, jenes Bereitsein für jede Schickung, die uns der Herr auch noch für die Zukunft vorbehalten hat.

Der zweite geht ganz im Bewußtsein: Gottes Weisheit hat die Masse berechnet, Gottes Hand hat mir das Kreuz bereitet und Gottes Wille legte es mir auf die Schultern. Darum ist heilig, was ich trage, es ist ja auch das Zeichen meines Erlösers und meiner Erlösung.

Ehrfurcht ist der Schritt dieses Kreuzträgers. Heilige Sammlung zeigen seine ruhigen Züge, Andacht, Gebet seine ganze Haltung. Und es ist als ob seine Lippen unhörbar leise flüsterten: „Sei mit Mund und Herz verehret, Kreuzstamm Christi, meines Herrn."

Und zwischen den beiden wandert mutig der dritte Jünger. Sieghaft schreitet er aus. Kraftvoll umfassen seine beiden Hände das Kreuz. Voll Liebe blickt er es an. In stiller Freude erstrahlt sein Antlitz. Dieser Jünger ist voll heiliger Begeisterung, ist ganz Kreuzesliebe.

So schreiten die drei Kreuzträger voran im lichten Scheine der fern aufgehenden Sonne. Wohl ist der Weg steinig, doch Palmzweige kennzeichnen die Pfade, die sie gewandert.

Wer sein Kreuz wie sie in heilig-stiller Ergebung oder in andachtsvoller Anbetung oder in freudvoller Liebe dem Heiland nachgetragen, der braucht nicht bangen am Ende seines Lebens. Er darf sein Kreuz nur von der Schulter nehmen, darf es über jene Kluft legen, die Erde und Himmel trennt, und es wird ihm eine sichere Brücke, auf der er als Sieger hinüberschreitet. Dort aber steht am jenseitigen Ufer in lichter Verklärung der Heiland, um die Seele zu empfangen, die seinen Weg des königlichen Kreuzes ging. Nun darf sie mit ihm teilnehmen an den ewigen Wonnen und tragen die goldene Krone der Seligkeit.

Nach Emmaus!

Emmauswege wandern wir alle nicht selten im Leben. Viele Karwochenerlebnisse treiben uns auf diese Wege. Wir wollen nicht reden von Schmerzen des Leibes und der Seele, von Krankheiten und Kümmernissen, von Kreuzeslasten, die bösartige Menschen ihren Mitmenschen auf die Schultern werfen. Wir wollen auch nicht reden von den gewöhnlichen täglichen Sorgen, Nöten und Widerwärtigkeiten, die in unerhörtem Maße über die Menschen hereingebrochen sind. Wir wollen die Blicke höher richten, höher einstellen auf Ereignisse, die ähnlich den Vorkommnissen sind, welche die Jünger zu ihrer Osterwanderung nach Emmaus veranlaßten. Die hilflosen und trostlosen Emmausjünger, denen der Heiland sich tröstend beigesellte, sind ein Vorbild von der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Der Tag hat sich geneiget,
Kehr' ein, geliebter Gast!
Der Lärm des Tages schweiget,
Und gönn' der Seele Rast.

Laß uns beim süßen Mahle
Und trauter Rede nun
Im milden Abendstrahle
Von schwerer Wandrung ruh'n.

O, nicht vorüber gehe,
Nein, weile, holder Gast!
Allein in deiner Nähe
Wird meiner Seele Rast.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

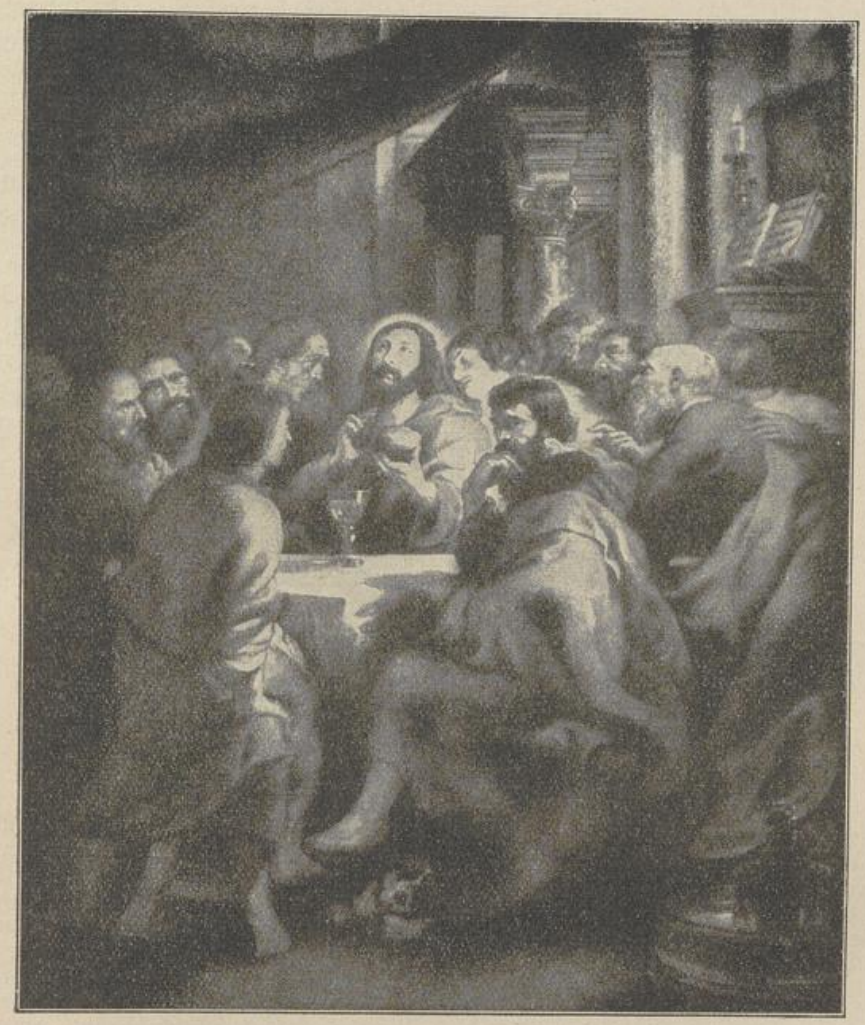
Tatsache, daß sich der Heiland jedem Christen auf seiner Lebenswanderung beigesellt und beigesellen will. Ist die hl. Kirche nicht der sich entfaltende Christus in Arbeiten, Leiden und Bangen? Wie der Herr in seiner Leidenszeit, so wird die Kirche fortwährend mißkannt, mißachtet, verhöhnt, verurteilt, gemordet. Das geschieht auch heutzutage in geradezu zynischer Weise, im Jahrhundert der Freiheit der Völker auf den verschiedensten Kampfplätzen, wo Unglaube und das Freidenkertum dem Glauben und der Anhänglichkeit an die Kirche gegenüberstehen.

List, Lüge und Gewalt schäumen über wie ehedem in der Passionswoche in Jerusalem. Mancher Judas verkauft um schnödes Geld seine Kirche. Da ist es nicht zu verwundern, wenn die Jüngerschaft die Köpfe hängen lassen und wenn ihr Gebahren und Unterhaltungen genau so klingen wie die der Jünger auf dem Wege nach Emmaus. Aber da eben ist es nun auch, wo Christus als tröstender Freund und Weggenosse den Verzagten sich beigesellt. Muß denn nicht die irdische Kirche, die sich im Schoß der Zeit aufbaut, Kampf und Leiden erfahren, um dadurch zur triumphierenden Kirche zu werden? Stets wird die werdende, wachsende und reifende Saat von Sonnenglut versengt, vom Frost bedroht, von Unwettern heimgesucht, von Ungeziefer verfolgt, bis zur Ernte die Garben gebunden werden. Wenn Christus uns das sagt, muß unser Herz da nicht auch anfangen zu brennen? „Sind wir doch nicht Kinder der Verzagtheit zum Verderben, sondern des Glaubens zur Gewinnung der Seele" (Hebr. 19, 39).

Eins tut not; an den Lehren der verfolgten und geschmähten Kirche festhalten, ihrer Führung unentwegt vertrauen und beim Brotbrechen, bei der hl. Kommunion immer wieder aufs neue den Heiland erkennen und lieben lernen. In den dunklen Stunden der Verfolgung, wenn die Leuchtkraft des Glaubens versagen will, wenn selbst solche, die tonangebend in Wort und Schrift, Männer felsenfester Treue plötzlich sich abwenden, sind das nicht Ölbergstunden der leidenden Kirche, des blutschwitzenden Heilandes? Der Herr möge zu uns sprechen in solchen Wirrnissen. Schenken wir ihm Gehör. Nicht alles schwarz sehen und verallgemeinern. Und wenn die halbe Kirche, wenn ihre höchsten Pfeiler wanken und zusammenzustürzen drohen: „Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt" (Joh. 9, 5). Es gibt Zeiten, wo auch der Einzelne, der zur Kirche gehört in schwere Versuchungen, Verfolgungen und Gefahren gerät, in denen er des Schutzes dringend bedarf. Es sind die Zeiten zuchtloser Sitten, auftauchender Zeitirrtümer und die herrschenden Zeitströmungen. Von solchen Gefahren umgeben zu sein heißt trauerschwere Emmauswege gehen. Und naht der Heiland sich als Schützer, wie wird da der Mensch in seinen Ängsten getröstet. Er zieht die bangende Seele an sich und versichert ihr: „Seid getrost: Ich habe die Welt überwunden" (Joh. 16, 33.).

Unser letztes Ziel ist Gott und die in seiner Anschauung begründete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die Einsetzung des hl. Abendmahles v. Guido Reni

Seligkeit. Dieses Ziel aber wird erreicht durch Erreichung des nächsten Zieles unseres Christenlebens, welches heißt: Arbeiten und Kämpfen! Wir müßten also eigentlich immerfort tätig sein für unser letztes Ziel, den Himmel. Statt dessen sucht und suchte man zu allen Zeiten nach Gründen der Gemächlichkeit, Tatlosigkeit und Lauheit. Statt starke Schultern dem Herrn zum Dienste anzubieten, drückt man sich vor jeder Bürde unter dem Vorwande seiner Unzulänglichkeit. Auf diesem Emmausweg wandeln viele. Dürr im Herzen, empfindungslos im Gemüte, reglos im Willen, so zieht man seinen Weg. Nur nicht nach Jerusalem schauend, nur nicht nach oben blickend. Man überläßt sich Banalitäten, Kleinigkeiten, Petanterie, Engherzigkeiten. Im Kleinen genau, gewiß; aber nur um Großes vollbringen zu können! Nichts Kleines

überschauen, damit das große Werk nicht gefährdet wird — das begreift so mancher nicht. Man ist lau auf seinem Emmauswege und strebensarm, bis der Heiland als Wegegefährte erscheint. Er kommt bei einer guten Lesung, bei einem Predigtvortrag, beim guten Beispiel. Er bringt dem Lauen zum Bewußtsein, was Gottes Wünschen und Wollen für uns ist. Voll Verlangen rufen wir dann aus: „Herr, bleib bei uns!" (Lk. 24, 29). „Glücklich diejenigen, die von ganzem Herzen Gott suchen." (Ps. 118, 2).

Wir sollten schon uns in diesen wirren Zeiten um Wegegenossen umsehen. Und wer könnte unser bester Wegebegleiter sein wenn nicht der Heiland selber. Die Modernen können uns den Sinn des Lebens nicht erschließen, sie gleiten wie die Wasserspinnen leichtfüßig hin über die abgrundtiefen Absichten und Führungen der göttlichen Vorsehung. Nur an der Hand Gottes werden wir Verständnis haben für alles was einzelne Dinge und Ereignisse uns sagen wollen. Darum sei Christus unser Wegegefährte: „Dein Antlitz, o Gott, will ich suchen!" (Ps. 26, 8).

P. D.

Die Silvana-Heilquelle

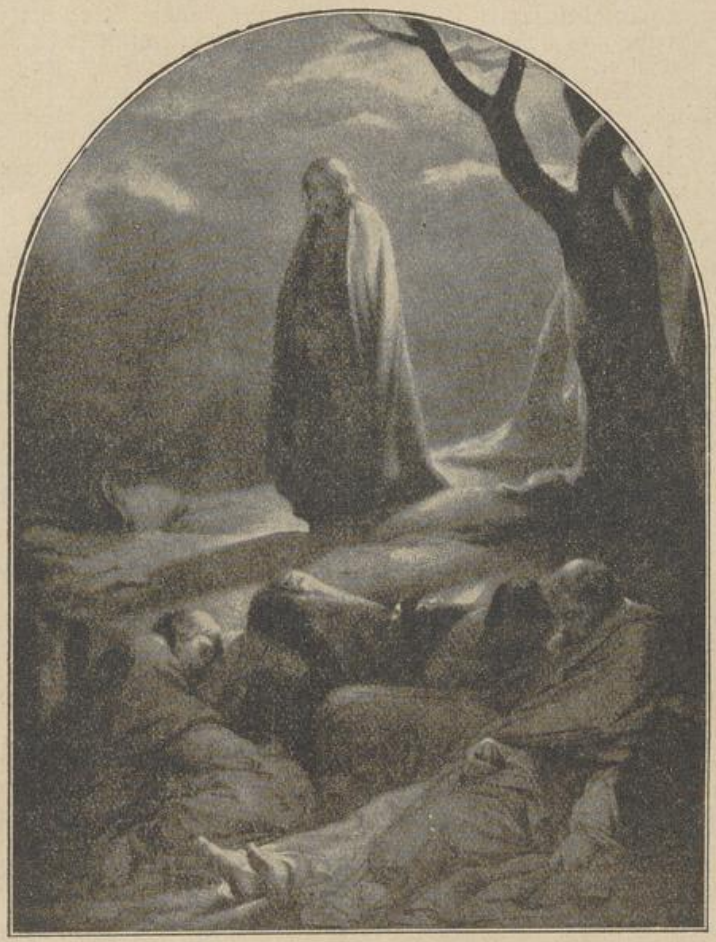
1930 in den Besitz der Mariannhiller Mission übergegangen

Auf dem Teuchelberge bei Groschlattengrün im Fichtelgebirge hauste in uralten Zeiten das Zwergengeschlecht der „Hankelmännchen" (Heinzelmännchen), die nach Zwergenart die Menschen neckten; aber in ihrer Gutmütigkeit auch Gutes taten und braven Menschen halfen. Die Zwerglein besaßen geheime Quellen, Gesundbrunnen, aus denen sie schöpften. Sie erquickten und heilten damit die Kranken. Eine dieser Quellen haben nun die Menschen entdeckt vor langer, langer Zeit und schöpften daraus Gesundheit, Kraft und Leben. Nicht nur der Landmann aus der Umgebung, der in harter Arbeit um seinen Unterhalt ringt, holte sich Erfrischung und Stärkung an dieser Quelle, sondern auch aus weitesten Entfernungen her bewarb man sich um diesen Heiltrunk. Der Wanderer aber, der durch die Schönheit des Fichtelgebirges zieht, rastet gern an den Quellen im blumigen Wiesengrund. Liegen sie doch an der Straße, die aus dem Sachsenlande durch das Fichtelgebirge und die ehemalige Markgrafschaft Bayreuth führt.

In einem dieser üppigen Täler sprudelt die „Silvana-Heilquelle", umsäumt von waldigen Höhen, daher „Silvana — die Waldige." Dicht bei der Quelle erstreckt sich das schmucke Dorf Groschlattengrün an der Hauptbahn München—Hof. Nicht weit davon erhebt sich 661 Meter hoch der Weißenstein mit Burgruine, der Hackelstein (724 Meter) mit dem schönen Dörfchen Fuchsmühl und der Gnadenkapelle „Maria Hilf", westlich steht der Schneeberg (1060 Meter) und der Ochsenkopf (1024 Meter), sowie die Kösseine (900 Meter) mit einem modernen Unterkunftshause des Fichtelbergsvereins, an die sich als Verlängerung die grotesken Felspartien der sagenumwobenen Luisenburg (785 Meter) hinziehen, auf welcher die Königin Luise gerne weilte in glücklichen und traurigen Tagen. Die „Silvana-Heilquelle" selbst ist schon seit den Tagen des siebenjährigen Krieges her bekannt. Sie wurde im Laufe neuerer Zeit fachmännisch in Kupfer gefaßt. Eine stattliche Abfüllhalle wurde errichtet und diese mit den modernsten Apparaten versehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gegen Ende des Jahres 1930 ging nun diese Heilquelle in den Besitz der Mariannhiller über, welche die sämtlichen Einnahmen aus dieser Silvana-Heilquelle für ihre wohltätigen Zwecke verwenden. In Erkenntnis der mißlichen Wirtschaftslage und um auch minderbemittelten Schichten, ärmeren Kranken und Genesenden den Gebrauch des Heilwassers zu ermöglichen, wurden die bisherigen Preise herabgesetzt. Wer also unsere Silvana-Heilquelle benützt, sie weiterempfiehlt, hilft der leidenden Menschheit, fördert die Gesundheit aller Volksschichten und unterstützt das Werk der Mission.



Christus in Gethsemane

Es gibt Quellen, deren Wasser man gegen bestimmte Krankheiten trinkt. Diese dürften wohl meist nur vom Arzt verordnet werden. Anders ist es mit Quellen, die man allgemein zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit trinkt. Zu diesen gehört auch die **kochsalzfreie, eisen-, kohlen- und kieselsäurehaltige seit 1760 bestehende staatlich anerkannte (jetzt Mariannhiller) „Silvana-Heilquelle."**

Aber den hohen Wert des Eisens und neuerdings der Kiesel- und ferner der freien Kohlensäure in Mineralwässern, sind viele wissenschaftliche Abhandlungen erschienen. Wir werden unseren Freunden und Gönnern im Folgenden auf Grund des reichen Materials das Wesentliche über unsere Heilquelle berichten und zunächst kurz zusammentragen, was über die Verwendung der kochsalzfreien, eisen-, kohlen- und kieselsäurehaltigen Silvana-Heilquelle wissenswert erscheint.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß durch die Umwandlung auch kleinster Mengen eines Stoffes, wie es die Mineralsalze in den Heilquellen sind, in der lebenden Zelle des Körpers diese Stoffe Energie erzeugen, die ihrerseits im Körper für vielerlei Arbeiten der Organe verwendet wird. In den Mineralquellen sind diese Stoffe in natürlicher Lösung und feinster Verteilung vorhanden und gelangen vermöge ihrer besonderen elektrischen Eigenschaften leichter im Körper zur Aufnahme in die Zellen, wo sie zur eigentlichen Wirkung kommen, als in einer künstlichen Lösung.

Bestimmte Stoffe nun, wie **Kalzium, Kalium, Eisen, Kieselsäure** usw. lösen nun im Körper ganz bestimmte Wirkungen aus. Vor allem ist es die Kieselsäure, die seit einer Reihe von Jahren im Vordergrund des Interesses steht. Wo Gewebe schwach und zerfallen sind, fehlt Kieselsäure. Ein kleiner Fehlbetrag an Kieselsäure macht den Menschen schlapp und unlustig und Krankheiten finden alsdann günstigen Nährboden. Daher befaßt sich mit Recht die ärztliche Wissenschaft seit Jahren mit den sog. starken Säuerlingen unter den verschiedenen Mineralquellen, unter denen Silvana einen hervorragenden Platz einnimmt: „Fast alle sehr starken Säuerlinge stehen in Beziehung zu vulkanischen Gebieten, aus deren Tiefe immer noch Kohlensäuregas entwickelt wird. So liegen auch die höchst kohlensäurereichen Eisenquellen von Steben, Kondrau, Wiesau, **Groschlattengrün** in einer Linie, die genau in der Verlängerung der mittelböhmischen Basalteruption liegt. Die Querbrüche und Verwerfungen, die den Grundstock des Fichtelgebirges und des Frankenwaldes zerrissen und in Schollen zerstückelt haben, gewähren dem letzten Produkt des aktiven Vulkanismus, dem Kohlensäuregas, die Möglichkeit, aufzusteigen und die in höheren Schichten der Erdrinde zirkulierenden Gewässer zu imprägnieren, wodurch dieses Wasser befähigt wird, Mineralstoffe aufzulösen." (Prof. Dr. med. A. Winckler).

Ein ausgezeichneter Repräsentant der auf diese Weise entstandenen Mineralquellen ist nun die bei dem Dorfe Groschlattengrün in einem Wiesengrund entspringende „Silvana-Heilquelle." Sie liegt einen halben Kilometer vom Dorfe entfernt, einen Kilometer von der Hauptstraße Sachsen-Fichtelgebirge, 560 Meter über dem Meeresspiegel. In geographischen Werken wird sie erstmalig um 1760 erwähnt. Es fiel schon damals auf, daß in Zeiten von allgemein herrschenden Krankheiten das Vieh verschont wurde, wenn von dieser oder andern in der Nähe emporschießenden Quellen die Wiesen gewässert wurden. Die neueste Analyse der Silvana-Heilquelle wurde von der preußischen Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene Berlin-Dahlen am 18. Februar 1928 geliefert. Sie ergab folgende Zusammensetzung des am Quellenaustritt entnommenen Wassers:

in 1000 Gramm:

Kaliumchlorid	0,002944 Gr.	Magnesiumhydrokarbonat	0,06938 „
Kaliumsulfat	0,0004758 „	Ferrohydrokarbonat . .	0,02629 „
Natriumsulfat	0,007888 „	Manganohydrokarbonat	0,001932 „
Natriumhydrokarbonat .	0,03856 „	Kieselsäure, meta . . .	0,08328 „
Calciumhydrokarbonat .	0,04607 „	Gelöste freie Kohlensäure	1276 ccm im
Calciumhydrophosphat .	0,01554 „	Liter.	

Die Analyse der an das chemische Laboratorium Dr. Hoppe u. Gen. in München gesandten Mineralprobe ergab einen Gehalt von Kieselsäure (Si O 2) 43,2 mgr. im Liter; Eisensäure (Fe) 4,8 mgr. im Liter.

„Wer Analysen zu lesen versteht, ersieht aus der obigen ohne Weiteres, daß hier ein starker eisenhaltiger Säuerling mit auffallend reichem Gehalt an Kieselsäure und wertvollen Nebenbestandteilen gegeben ist" (Prof. Dr. med. A. Winckler).

Der **erste Hauptbestandteil der Silvana-Heilquelle** ist **Kieselsäure,** die dem Mineralwasser eine charakteristische Note verleiht. Die medizinische Bedeutung der Kieselsäure wurde erst neuerdings bekannt. Als integrierender Bestandteil des Bindegewebes ist die **Kieselsäure für das organische Leben hochwichtig.** Leider schwindet der Kieselsäuregehalt unseres Organismus mit dem Alter. Man darf behaupten, daß Darreichung von Kieselsäure bei manchen Greisenkrankheiten nützt. Kieselsäuremittel sind wenig empfehlenswert und eine „Trinkkur mit einem natürlichen Kieselbrunnen ist sicher der beste Ausweg und ist den pharmazeutischen Präparaten vorzuziehen, weil diese Wässer die Kieselerde vollständig aufgelöst

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Auferstehung Christi nach Raphael

Ostermorgen! Tal und Höhen
Schmückt des Frühlings Feierkleid,
Veilchen sprossen, Lerchen jubeln
Glocken rufen weit und breit.

Rufen hin zum Gotteshause
Heut' die fromme Christenschar,
Kerzen flammen, Weihrauch duftet,
Schönsten Schmuck trägt der Altar.

Durch der Kirche weite Hallen
Braust der Orgel hehrer Ton,
Alle Beter, alle Sänger
Preisen heut' den Gottessohn.

Preisen hoch den Heiland, Retter,
Seine Liebe, seine Macht.
Danken ihm, dem Todbezwinger,
Der Erlösung uns gebracht.

Großer Gott, laß dir gefallen
Lob und Dank aus unserm Mund!
Lasse Segen niederströmen
Auf den ganzen Erdenrund!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

enthalten, angenehm zu trinken und von den Verdauungsorganen sehr leicht absorbiert werden." (Prof. Dr. A. Winckler).

Eisen ist ein weiterer Bestandteil der Silvana-Heilquelle. „Die Balneologen (Heilbäder-Fachgelehrten) rechnen zu den Eisenwässern solche Quellen, die im Liter mindestens 1 Zentigramm eines Eisensalzes enthalten. Also muß Silvana-Heilquelle, die über zweieinhalb Zentigramm Ferrobicarbonat enthält, als wertvolles Eisenwasser gelten" (Prof. Dr. Winckler).

Freie Kohlensäure ist der dritte Hauptbestandteil der Silvana-Heilquelle. Sie befördert die Aufsaugung der im Wasser enthaltenen Mineralstoffe und macht das Getränk wohlschmeckend. Nach dem Gutachten der preuß. Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene verleiht „der hohe Gehalt an freier Kohlensäure, dessen Überschuß beim Eingießen ins Glas unter dem Teildruck der Atmosphäre aufperlend entweicht, der Silvana-Heilquelle, Wohlgeschmack und prickelnden Reiz." Die wichtigsten Heilanwendungen für kurmäßigen Gebrauch der Silvana-Heilquelle lassen sich aus bisher kurz Angeführtem folgerichtig ableiten und haben sich in der Praxis zahlreicher Ärzte bewährt.

Silvana-Heilquelle empfiehlt sich besonders bei **Magen- und Darmleiden,** da sie in milder Weise die Schleimhäute reinigt und die Darmperistaltik anregt, ohne die heftige Wirkung der salinischen Wässer hervorzurufen.

Chronischer Bronchialkatarrh mit Husten und Auswurf-Lungentuberkulose;

Blutarmut und damit zusammenhängende Nervenleiden, auch Menstruationsstörungen und Sterilität;

Schwächezustände, Nervenschwäche (Neurasthenie), Samenfluß, Impotenz, allgemeine funktionelle Neurosen;

Nieren- und Blasenleiden, Gallensteine, Zuckerkrankheiten;

Altersbeschwerden: Arterienverkalkung, gewisse Formen von Herzleiden, einseitige Hüftengelenkentzündung (Malum senile), Herberdentsche Knoten an den Fingergelenken, Alters-Star, Alters-Krebs, Haarschwund, Hautjucken (Pruritus senilis).

Erschöpfende Geschwüre, überhaupt Eiterungen, Verjauchungen;

Nässende Ekzeme (Flechten) und Pemphigus.

Nach neuesten Feststellungen namhafter Ärzte bewährt sich „Silvana-Heilquelle" vermöge seines hohen Gehaltes an Kieselsäure als ausgezeichnetes Hilfsmittel zur Bekämpfung der **Tuberkulose** und auch der **Krebskrankheiten.** Zahnärzte verordnen „Silvana-Heilquelle" als bevorzugtes Mittel bei **Zahn- und Mundkrankheiten.**

Besonders wichtig aber ist die vorbeugende Wirkung der „Silvana-Heilquelle." Sie kräftigt und festigt alle Gewebe und führt dem Blut gerade jene Stoffe zu, die der Organismus zur Abwehr gegen Ansteckungen aller Art braucht und dauernd verarbeiten muß.

Die Dauer einer Trinkkur wird sich auf 4—6 Wochen erstrecken. Die Einzelgaben brauchen nicht groß zu sein. (Prof. Dr. A. Winckler).

Zu Beginn nimmt man morgens nach dem Frühstück, nach einigen Tagen Gewöhnung evtl. nüchtern, 1 Achtel-Liter, evtl. etwas angewärmt, schluckweise, in gemütlichem Auf- und Abgehen; mittags und abends zu oder nach den Mahlzeiten die gleichen Mengen. So trinke man etwa 25—30 Flaschen zu 3 Achtel-Liter. Will man die Wirkung steigern, so setzt man jeweils nach 8—10 Flaschen aus und beginnt alsdann von neuem. Eine solche Kur kann einige Male im Jahre wiederholt werden. Diese Vorschrift genügt für die meisten Fälle von Blutarmut, Rheumatismus, Gicht, Nervosität, sowie zur allgemeinen Blutreinigung und Kräftigung, besonders der Knochen und Zähne.

Bei Magen- und Darmstörungen ist es gut, das Wasser warm zu trinken.

Bei Katarrhen und Atmungswege, Halsentzündung, Grippe kann man vorteilhaft außer der Trinkkur auch gurgeln und inhalieren.

Zur besseren Bindegewebsbildung bei Wunden und Geschwüren eignen sich Umschläge und Spülungen neben der Trinkkur.

In besonderen Fällen, bei Nieren-, Lungen- und Blasenleiden frage man den Arzt, der zugleich auch die geeignete Lebensweise und Diät verordnet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ein Osterstrauß von Trompeten-Narzissen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zur Vorbeugung gegen Grippe und Tuberkulose trinke man nach obiger Vorschrift.

Silvana-Heilquelle dient aber auch als wohlschmeckendes Tafelwasser. „Ein tägliches diätetisches Getränk für Gesunde ist der natürliche Säuerling „Silvana-Heilquelle" wegen seines Kieselsäuregehaltes." (Prof. Dr. A. Winckler).

Wir verweisen auf das in diesem Hefte befindliche Inserat und werden in einer weiteren Artikelfolge aus dem reichhaltigen Schriftenmaterial über Silvana-Heilquelle weitere Ausführungen und ärztliche Gutachten bringen. P. D.

Osteropfer

Von Anna Kayser

Schwester Beata war während der Ostermette nicht recht bei der Sache. Selbst als der Chor jubelnd das „Resurrexit" singt, vermag sie kaum an den erstandenen Osterheiland zu denken. Immer nur an eine dunkle, dunkle Seele, die noch in Todesbangen liegt, auch in einem Grabe. Aber in einem lebendigen, hoffnungslosen.

Durch das Jubeln der Osterglocken und durch das Brausen der Orgel hört sie immer noch die Stimme der Vorsteherin im Hause der Nemesis: „Sie will keinen Trost! Und ist doch die Unglücklichste von allen!"

Trostlos und unglücklich am Hochfeste der Freude und Hoffnung! Die Nonne schaudert. Und sendet einen Flehseufzer nach dem andern zum Altare, wo der Osterheiland mit der Siegesfahne thront.

Als der Auferstandene dann selber kommt, und ihr Herz vergehen will in der Fülle der Osterwonne, da stammelt die kleine Nonne erschrokken: „Nicht, Meister, nicht mir! Ich bin ja doch dein Lämmlein und hab's so gut bei dir. Sieh das Schäflein in den Dornen! Dem gib dies alles! Und mein Leben noch dazu, Herr, wenn du willst!"

Die Schwestern gehen zum Speisesaal. Schwester Beata wird von der Pförtnerin angerufen: „Da ist ein Bote, der nach der „Zuchthausschwester" fragt", berichtet sie, lächelnd über den drastischen Ehrentitel. „Sie möchten gleich zu Nr. 45 kommen."

In der kleinen Schwester springt eine hohe Freude auf. Nr. 45? Die ihr bisher unerbittlich verschlossene? Deren finstere Bewohnerin die Unglücklichste ist von allen — ihr Schmerzenskind?

Eilig geht Schwester Beata durch die Straßen. An einem hohen, grauen Gebäude zieht sie die Glocke. Zwei Minuten später tritt sie in eine enge, halbdunkle Zelle.

Keine Zelle ist's, wie ihre daheim im Kloster. Ungeweiht ist diese. Und finstere Geister haben hier ihre Wohnstatt. Nicht die freundlichen Engel Gottes.

In einer Ecke liegt eine Gestalt auf einer Holzpritsche. Das dunkle Haar ist kurz geschoren und das Gesicht von tausend Runen gezeichnet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schwester Beata tritt auf die Liegende zu und bietet ihr die Hand. „Gesegnete Ostern!"

Die fährt von ihrem Lager auf und starrt die Nonne an wie eine Erscheinung. Die Stimme —! Werden denn die Geister der Vergangenheit lebendig —?

„Ich danke ihnen, daß sie mich rufen ließen", fuhr die Schwester fort. „Ich bin gern gekommen."

„Gerne gekommen?" kam's ungläubig von der Pritsche zurück. Nr. 45 wandte den Kopf zur Wand. Der Anblick der Reinheit trieb ihr jäh die Scham in's Gesicht.

„Wissen Sie denn nicht, daß ich Sie gerade darum so lieb habe, wie auch unser Heiland die am liebsten hat, deren Seelen krank sind?"

Da wandte sich die Andere der Nonne wieder zu und sah sie lange an. Und auch Schwester Beata schaute tief in dieses von Leid und Schuld und Gewissenspein zerwühlte Gesicht. Und griff nach der widerstrebenden Hand. „Lieber Himmel, bist du es denn wirklich, — Therese?" Sie fühlte, wie sie blaß wurde.

Nr. 45 begann zu zittern.

„Ja, Maria Heim, ich bin's, die Theres. Hast — haben Sie anderes von mir erwartet?"

Schwester Beata hatte bald ihre Fassung wieder.

„Armes Menschenkind! Hätte ich das nur ahnen können, daß du das warst, die mir so beharrlich den Eingang wehrte! Ich hätte nicht nachgelassen. Gott Dank, daß er mich dich finden ließ! Nun sage mir um Gottes und unserer gemeinsamen Heimat willen, was ich für dich tun kann."

„Du fragst nicht einmal, weshalb ich hier bin?"

„Warum soll ich? Ich sehe, daß du unglücklich bist. Ich möchte dir helfen."

„Zu helfen ist mir nicht. Du siehst es, ich bin an Leib und Seele verloren. — Als ich heute früh die Osterglocken läuten hörte, da — da hielt ich's einfach nicht mehr aus. Da ließ ich dich rufen."

Ins Herz der kleinen Nonne, die tagaus, tagein als Engel der Barmherzigkeit durch diese unheimlichen Räume ging, kam ein Strahl jener Liebe, die einst den Sündenlosen als guten Hirten auf die Spuren der Verlorenen trieb.

Sie nahm die haltlos weinende Zuchthäuslerin in ihre Arme und sprach linde, tröstende Erlöserworte.

„Wein' dich aus, armes Menschenkind! Das wäscht deine Seele rein. Draußen stehen schon die Engel Gottes mit dem Hochzeitskleide."

Ganz still war es in der Zelle. Die beiden so eng vereinten und doch durch Welten getrennten Menschenkinder mochten ferner, seliger Ostern denken, da sie in dem von dunklen Schwarzwaldtannen umrauschten Heimatkirchlein das Alleluja sangen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ostern!

Das Fest der Liebe läutet ein: —
Vom Turme hoch erschallen rein die Glocken,
Und jeder Klang sich Bahn zum Herzen bricht;
Die fromme Schar vergesse beim Frohlocken
Den heil'gen Zauber dieser Klänge nicht.
Der Heiland lebt! Und reinste Gottesliebe
Soll seines Lebens ganzer Inhalt sein!
Drum jauchze, Menschheit, auf in sel'gem Triebe:
Das Fest der Liebe läutet ein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Willst du, daß deine Seele es wieder singen lerne, das Osteralleluja?" begann Schwester Beata wieder.

„Du weißt nicht, was du sagst. Weißt nicht, was Sünde ist. Aber ich — ich weiß es."

„Ich frage doch nicht nach deiner Schuld. Erwartest du von dem unendlich barmherzigen Gott denn weniger, als von mir, seiner armen Magd? Kennst du nicht jenes große Erbarmungswort: So weit der Himmel ist von der Erde, so weit will ich hinter mich werfen eure Sünden?"

Wieder ward es still in der Zelle. Drinnen nur das erschütternde Schluchzen der Sünderin. Draußen das Jubilieren der Vögel, das Jauchzen der Kinder und das Feiern der Glocken.

„Erst war's meine Eitelkeit, Gefallsucht . . . Leichtsinn, Unbotmäßigkeit. . . . Ich hörte nicht mehr Eltern und Seelsorger, spottete ihrer . . . verdächtigte sie, wo ich konnte, um mich zu rächen. . . . Das war mein Verderben. . . . Du weißt es. — Dann kam die große Stadt . . . und die Sünde . . . Sünde. Und dann . . . o Gott!"

„Lebt dein Mann noch?" fragte die Nonne, um sie abzulenken.

„Das ist es ja. — Er war besser als ich — und auch älter. — Stand mir im Wege. — Und dann . . .

„Sag nichts mehr", unterbrach die Schwester erschüttert das Bekenntnis. „Und doch ist Gottes Erbarmen größer als alle Schuld."

Die von des Heilandes Ostergnade so tief Getroffene widersprach nicht mehr, als Schwester Beata ging, den Priester Gottes ans harte Bußlager der an Leib und Seele Todkranken zu rufen.

Als die Sträflinge in der Kapelle sangen: . . . .„In deinem Blute gereinigt von Schuld — freu'n wir uns wieder der göttlichen Huld . .", da sprach Gottes Stellvertreter das „Ego te absolvo" über die reuige Büßerin.

Die Morgensonne des zweiten Ostertages leuchtete ins friedliche Antlitz einer Toten, die büßend Gnade gefunden hatte. — — —

Vierzehn Tage später wurde auch aus dem Kloster der Barmherzigkeit ein Sarg getragen, ein weißer, schmuckloser.

Der Himmel hatte das Opfer der kleinen Nonne angenommen. . . .

Von der alten Zuluherrlichkeit

Von P. Odo Ripp, R. M. M., Maris Stella

Es ist keine gehaltlose Zeremonie, wenn Taufbewerber nach gründlichem Unterricht und sorgfältiger Einführung ins christliche Leben vor dem Empfange der hl. Taufe dem Fürsten der Welt und seiner Herrlichkeit abschwören müssen. Durch diesen Akt verzichtet der Jünger Christi auf die eigene Selbstherrlichkeit, unterordnet seinen Verstand dem Glauben und bindet sich, in seinem ganzen Leben zur Demut des Kreuzes sich zu bekennen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Was in der Welt ist: Fleischeslust, Augenlust, und Hoffart des Lebens stammt nicht vom Vater, sondern von der Welt" (Joh. 2, 16). Diese drei Dinge sind die umstrickenden Fangarme, die berückenden Blendwerke sowie lockender Köder, womit Satan die Menschen auf seiner Seite hält. Er weiß den vornehmen Herrn zu spielen, sich in Glanz und Majestät zu kleiden, die er denen zukommen läßt, die ihm den Hof machen. Jeder Menschenseele erneuert er das Angebot: „Dieses alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest" (Matth. 4, 9). Zu seinen Füßen liegt die ganze Heidenwelt, schwelgt in allen Lustbarkeiten, die sein Reich bietet, oder schmachtet in unwürdigen Sklavenbanden, die sein Dienst anlegt. Dort herrscht die „Hoffart des Lebens" unumschränkt, bekundet sich in ungezügelter Ruhm- und Ehrsucht. Über andere herrschen und über sie triumphieren gilt als höchster Ehrgeiz. Von den alten Römern sagt St. Augustin: „Die Gier nach Lob und das Haschen nach Ruhm wirkte jenes viele Wunderbare, das nämlich löblich und ruhmvoll war nach der Schätzung der Menschen" (civ. Dei).

Diese menschlichen Leidenschaften hatten bei dem Zuluvolke einen ähnlichen Erfolg. Allgemein werden sie als ein tapferes und freiheitliebendes Volk gerühmt, das sich lange und heldenmütig gegen das Joch seiner Bezwinger gesträubt hat. Ein guter Kenner nannte die Zulus ein Volk von Edelmännern und Aristokraten. Woher nun dieser Charakterzug? Es war die Frucht angezüchteten Ehrgeizes und Ruhmsucht. Um diesen zu wecken, befolgte der Begründer der eigentlichen Zulu-Herrschaft, Tschaka, das System der Belegung von Ehrentiteln und Preisnamen. Darin lag nun der Ansporn, die treibende Kraft, sich im Spiel und Kampf hervorzutun, andern den Rang abzulaufen. Dadurch wurde eine Fertigkeit und Meisterschaft im Waffenhandwerk groß gezogen, die so viele Helden und wahre Haudegen im Zululand hervorgebracht hat. Noch heute bildet es den Zeitvertreib der Hirtenbuben beim Viehhüten einander zum Gefechte herauszufordern. Der Mutwilligere, der sich seiner Sache sicher glaubt, fordert den Gegner auf verächtliche Weise heraus. Mit einem seiner Stöcke tupft er ihm auf dem Kopf herum und sagt: „Ich habe dich überwunden, Bub, geh, schöpfe mir Wasser dort heraus, wo kein Frosch quackt, d. h. im Meere."

Jemanden zum Wasser holen schicken ist bildlicher Ausdruck für Sieger sein, jemand übertreffen; eine Schule, die eine andere zum Wasser holen schickt, ist eine solche, die der andern überlegen ist. Der angetane Schimpf muß gerächt werden, es erfolgt nun der Zweikampf. Die Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart, mit der diese jungen Kämpfer die Hiebe parieren, nötigt dem Zuschauer Bewunderung ab. Wer zuletzt als Sieger aus diesem Gefechte hervorgeht, seinen Gegner zur Flucht wendet, der gilt als der Held des Tages; es werden ihm von den Altersgenossen entsprechende Preisnamen angedichtet. Damit schwillt ihm der Kamm, hier sagt man, „es wächst ihm die Mähne am Kopf oder er trägt Höcker"; sein Selbstbewußtsein mehrt sich und damit der Heißhunger nach neuen Titeln. Alle Welt preist ihn jetzt als den Sohn von dem N. N., der das und jenes vollbracht hat. Natürlich ließen nun die Lorbeeren, die sich so reichlich auf das Haupt des Gepriesenen senkten, seine Kameraden nicht schlafen, und so entstand ein reger Wettbewerb, der die körperliche Kraft und Geschmeidigkeit der Glieder förderte. Keiner wollte als Feigling angesprochen werden. Im Kriegsfall mußten diese 12—15 jährigen Jungens als Waffen- und Packträger mitziehen. Später wurden die Gleichalterigen in verschiedenen mit Namen bezeichneten Regimenter aufgeteilt und kampierten im königlichen Hoflager.

In Friedenszeiten beschäftigten sie sich mit Waffenübungen, besorgten des Königs Haushalt, hüteten seine Viehherden und bestellten die Felder. Vor allem pflegten sie Scheingefechte, machten allerhand phantastische Zweikämpfe mit Schild und Speer. Es war das ein imaginärer Kampf mit dem Feinde. Diese Übungen förderten vor allem die „Wildheit" der Leute. „Wilde" Menschen werden keine geboren. Die Wildheit ist angezüchtet. Man muß die Leute beim Zweikampf gesehen haben, diese Gebärden und Grimassen, dieses Augenrollen, diese Luftsprünge, als ob sie die Sonne vom Himmel herunterziehen wollten, dieses Bodenstampfen, wobei der Kämpfer sich in eine Begeisterung und Raserei hineinarbeitet, als wollte er den Erdball in Trümmer schlagen. Hat ein Held seine Übungen gut gemacht, zollt ihm die zuschauende Menge anhaltenden Beifall durch Schildergerassel.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für ein Volk, das so eingeübt war, galt der Krieg als ein willkommener Sport. Da waren vor allem Frauen, Kinder, Hab und Gut zu verteidigen oder den Feinden zu entreißen. Einem Hirtenvolk ist das Vieh sein einziger Reichtum, Wohlstand und Verderben hängt von seinem Bestande ab. Wenn das „liebe" Vieh zum Melken in die königliche Pferche getrieben wurde und irgend ein Stück gar zu sehr schrie, da loderte die Kampfeslust der jungen Krieger auf, und als eine Beteuerung, den vaterländischen Ochsen zu verteidigen, erging an denselben die Aufforderung: „Schreie, Ochs vom Zululand, der du niemals anderswohin gehen wirst. Niemals sollen dich die Feinde rauben." Auch eine Art Fahneneid!

Die am meisten geschätzten Ehrentitel verdiente man sich im wirklichen Treffen. Da war es nun das ernste Bestreben jeden Kriegers, seinem Berufe Ehre zu machen, den Feind zu besiegen, wenn möglich zu vertilgen, besonders den feindlichen König. Tschaka war ein kluger Mann und wußte seine Truppen zu schonen. Deshalb hatte er die Gepflogenheit nach Besiegung eines Nebenbuhlers dessen Viehstand unter die Führer des besiegten Stammes zu verteilen, um sich dieselben zu Freunden zu machen und zu willigen Kriegern, die den Eroberungszug weiter führten, während seine Leibgarde ihm erhalten blieb. Dem Feinde über die Furten der Flüsse nachsetzen, war gleichbedeutend mit, denselben zu besiegen, das Reich des Königs zu erweitern. Letzterer zog oft nicht mit ins Feld, war seinen Truppen bloß geistigerweise zugegen. Beim Überschreiten der Furten wurde auch der Landesherr, seine Macht und sein Ansehen ins eroberte Gebiet übertragen. Je mehr Furten man ihn so „überschreiten machte", desto größer sein Einfluß, sein Ruhm. Jemanden über alle Berge erheben, ihn belobhudeln ist hier sprichwörtlich ausgedrückt, „ihn über alle Furten hinübersetzen." Hiesige Flüsse sind bei dem stark abfallenden Gelände meistens tief liegend mit sehr steilen Ufern und nur an gewissen Furten übersetzbar.

Kehrte nun das Heer siegreich aus dem Kampfe heim zum königlichen Hoflager, so bildete natürlich das Tagesgespräch die Taten des Feldzuges. „Laßt uns vom Kriege reden", hub der Häuptling an. Alsdann wurden die Heldentaten dieses oder jenes Haudegen des weiten und breiten geschildert, bis schließlich der König ihn öffentlich belobte und ihn aufforderte: „Führe den Kriegstanz auf, du N. N., Sohn des N. N., der du dieses und jenes Rühmliche vollbracht hast." Alsdann fielen ihm 20—30 Ochsen zu als Belohnung seiner Tapferkeit und er erhielt einige Ehrentitel, bezugnehmend auf seine Taten. (Schluß folgt).

Aufgabe der eingeb. Frau in Südafrika

(Vortrag von Frl. L. P. Vilakazi, Hauptlehrerin an der Tagesschule von Mariannhill, gehalten auf der 3. Generalversammlung der Vereinigung der Afrikanischen Katholiken (E. A. U.)

(Ein Punkt in dem Vortrag von Frl. Vilakazi dürfte den mit den Gebräuchen der Schwarzen unbekannten Lesern etwas dunkel sein, weshalb kurz hier darauf eingegangen sein soll. Bei der Heirat der Schwarzen muß der Bräutigam dem Vater der Braut den sogenannten Brautpreis zahlen. Durch die englische Regierung ist derselbe auf 10 Ochsen für gewöhnlich festgesetzt worden. Jedoch haben die Eltern seit geraumer Zeit angefangen, neben den 10 Ochsen sich noch andere Geschenke geben zu lassen, die in manchen Gegenden dem Wert von 10 Ochsen nicht viel nachstehen. Diese willkürlichen und von keinem Gesetz, auch nicht dem Gewohnheitsgesetz geregelten abgezwungenen Geschenke bringen viele Gefahren für die Braut während der Brautzeit mit sich. Die Rednerin ist nicht gegen die vom Herkommen geheiligte Sitte des Brautpreises, aber sehr entschieden gegen die anderweitigen Geschenke, die noch nebenbei verlangt werden).

Es wurde schon viel darüber disputiert, ob sich die Frau nur innerhalb des Familienkreises, oder auch im öffentlichen Leben betätigen soll. Ein Redner sagte einmal: „Früher hat die ideale Frau nur gesehen, aber nicht gehört, außer wenn sie mit dem Geschirr in der Küche Geräusch machte."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch ein erfahrener Mann antwortete darauf: „Jawohl, das mag von der „idealen" Frau gelten; doch es gab wohl keine Zeit, wo man die „reale" Frau, wie sie ist und lebt, nicht gehört hätte."

Wir geben zu, daß der vorzügliche Platz der Frau im „Heim" ist. Doch wir Frauen beanspruchen für uns auch einen Platz im sozialen und öffentlichen Leben, weil wir so gut wie die Männer unsere Rechte und unsere Pflichten im öffentlichen Leben haben. Was den ersten Punkt betrifft, sage auch ich: Eine Frau hat ihre Rechte und ihre Pflichten im Hause. Die verheiratete Frau soll nicht gezwungen werden, weder durch Armut noch durch andere Umstände ihr Haus zu verlassen, um Arbeit zu suchen, damit sie für sich und ihre Kinder den Lebensunterhalt verschaffen kann. In dieser Angelegenheit setzen wir große Hoffnungen auf die C. A. U., daß sie uns hilft, und unsere Männerwelt veranlaßt, sparsam und haushälterisch zu sein, indem sie uns behilflich ist, bei der Einrichtung einträglicher Heimindustrieen.

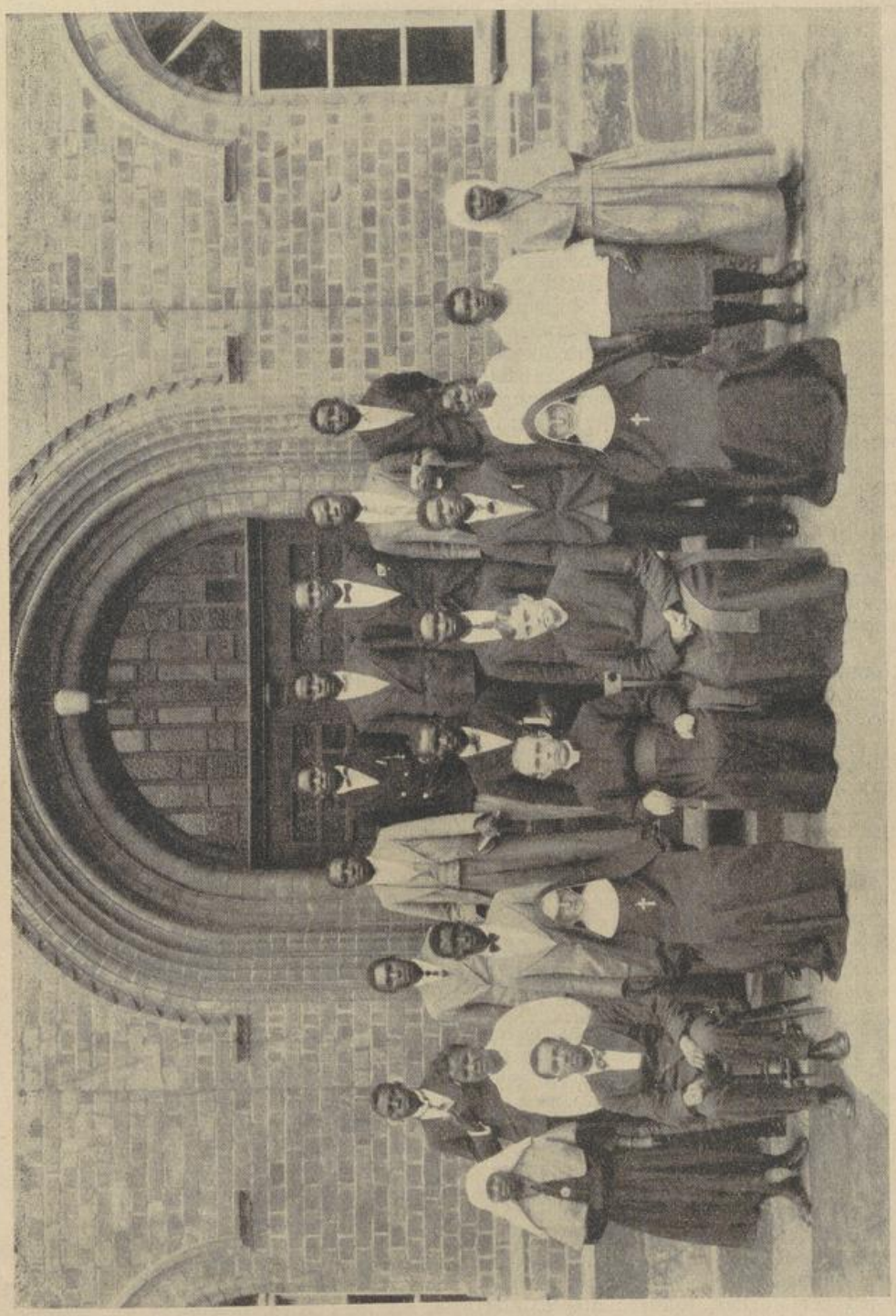
Die Frau hat auch ihre Pflichten im Hause. Sie ist die „Königin" in ihrem Hause und die Erzieherin der Kinder. Sie ist verpflichtet, ihrem Manne das Heim süß und angenehm zu machen. Doch ihre höchste und edelste Aufgabe ist die Erziehung und Heranbildung ihrer Kinder. Schon als Mädchen ist sie verpflichtet, sich für diesen ihren zukünftigen Stand vorzubereiten. Schon in ihrer Jugendzeit muß sie sich Wissen und christliche Tugenden aneignen für die kommende Aufgabe, damit sie eine vorbildliche Hausfrau wird und eine Erzieherin ihrer Kinder. Auch in dieser Hinsicht versprechen wir uns viel von der C. A. U., die unsere Mädchen entsprechend schulen und Vorsorge treffen wird für die Bedürfnisse unserer Frauenwelt durch die ihr angeschlossenen Mädchen- und Frauenvereine. Wir brauchen solche Mädchen- und Frauenvereine in der C. A. U. gar sehr, besonders da sich hier in Südafrika schon stark kommunistische Einflüsse fühlbar machen. Die Kommunisten versprechen der Frau, ihr die vollkommene Freiheit zu geben, „sie zu befreien." Ja freilich, sie geben sie frei „zum Spielzeug der Leidenschaften des Mannes." Weiterhin befreien sie sie von allen ihren Pflichten und Obliegenheiten. Im kommunistischen Staate Rußland gibt es keine wahre Ehe mehr, sondern nur noch die sogenannte freie Liebe. Mann und Frau kommen zusammen und lassen sich nach Belieben wieder scheiden. Deshalb gibt es im kommunistischen Rußland nichts, das man ein eigentliches Familienleben nennen könnte. Die Frau und ihre Kinder sind alleiniges Eigentum des Staates. So ist diese kommunistische Freiheit die tiefste Erniedrigung und satanische Versklavung der Frauenwürde. Deshalb müssen wir alle die C. A. U. unterstützen, die die Bestimmung hat, die kath. Prinzipien zu beschützen und somit auch die Rechte der Frau.

Es war die Kirche Jesu Christi, die katholische Kirche, die der Frau ihre Würde wieder gab, und sie befreite von der Schreckensherrschaft des Heidentums. Wir kath. Mädchen und Frauen werden jederzeit Widerstand leisten gegen alle Bemühungen, die uns unsere Frauenwürde rauben wollen. Deshalb mögen sich alle kath. Mädchen und Frauen der C. A. U. anschließen, der Verteidigerin der Rechte und der Würde der Frau.

Darf ich noch einige Worte zum zweiten Punkte meines Vortrages sagen? Die christliche Frau hat auch ihren Platz im sozialen und öffentlichen Leben eines Volkes. Der Schöpfer hat die Frau nach dem Ebenbild des Mannes gebildet. Niemand soll ihr diese menschliche Gleichwertigkeit mit dem Manne absprechen und sie auf eine niedere Stufe im sozialen Leben stellen. So will ich beispielshalber nur eines erwähnen: Im Heidentum hat das Mädchen soweit das soziale Leben in Betracht kommt, keine Rechte, nicht einmal das Recht, ihren Lebensgefährten zu wählen. Sie ist lediglich Eigentum des Vaters oder des Vormundes. Das ist heute nicht mehr der Fall unter der christlichen Regierung. Aber auch heute wird das Mädchen oft seiner Rechte beraubt. Sobald ein Mädchen einem jungen Manne verlobt wird, ist sie nach der „öffentlichen Meinung" sein Eigentum und ist verpflichtet alles zu tun, was er will.

Das ist eine erniedrigende Sklaverei für uns Mädchen, und bringt große sittliche Gefahren mit sich. Auch macht dieses es uns äußerst schwer, ein reines Leben als christliches Mädchen zu führen. Die Ursache für diesen Mißstand liegt darin, daß die Eltern der Mädchen die Verlobung zu einem einträglichen Geschäfte machen, indem sie von den Freiern alle möglichen Extragaben fordern.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Der eingeborene Lehrkörper des Klosters Mariannhill

Folglich beanspruchen die Freier das Recht über die Mädchen vom Tage der Verlobung an. Wir kath. Mädchen müssen diesem erniedrigenden Handel mit den Rechten, die unserer Person zustehen, entgegentreten.

Doch eine Frau hat nicht nur soziale Rechte, sondern auch soziale Pflichten. Da gibt es schwierige Probleme zu lösen, und manche verderbliche Bestrebung, die sich die Vernichtung der christlichen Zivilisation zum Ziel gesetzt hat, zu hemmen. Deshalb soll jeder seine Kraft einsetzen, die Frau so gut wie der Mann. Die Mädchen- und Frauenvereine sollen die C. A. U. folgenderweise unterstützen: 1. Durch aktive Teilnahme an der Weiterführung der verschiedenen Bestrebungen der C. A. U., 2. Durch ihre Beiträge, mögen sie auch noch so klein sein.

Meine lieben Kolleginnen! Denken Sie doch an die allerseligste Jungfrau Maria. Auch sie schloß sich nicht immer in ihr Zimmer ein, sondern ging auch zuweilen in die Öffentlichkeit. Denken Sie daran, wo sie über das Gebirge ging, um ihrer Base Elisabeth zu dienen. Stellen Sie sich sie vor wie sie am Fuße des Kreuzes stand, an dem ihr göttlicher Sohn hing, inmitten des heulenden Pöbels. So müssen auch wir, liebe Kolleginnen, hervortreten, um unseren Mitmenschen zu helfen, oder Jesus Christus und seine hl. Kirche zu verteidigen, oder um für die Wohlfahrt unseres Volkes und unseres Landes zu arbeiten.

Daher stelle ich folgende Anträge:

1. Daß die Generalversammlung der C. A. U. an die kirchlichen Behörden herantrete und bitte, daß sie überall Gründungen von Mädchen- und Frauenvereinen veranlasse, als Zweigvereine des Verbandes C. A. U.

2. Daß die Generalversammlung von den kirchlichen Behörden verlange, die große Erniedrigung, der wir Mädchen ausgesetzt sind durch den unseligen Handel, welcher gelegentlich einer Verlobung von Seiten der Eltern noch ausgeübt wird, öffentlich zu mißbilligen. Nur der gesetzliche Brautpreis darf angenommen werden, sonst nichts.

3. Ferner bitte ich um die Anregung, daß die Generalversammlung die Zweigvereine anleite den Mißbrauch, neben dem Brautpreis noch die sogenannte Extragaben zu verlangen, zu bekämpfen.

Dieser Vortrag war hauptsächlich für die Aufklärung unserer Frauenwelt bestimmt. Doch sind unglücklicherweise sehr wenige von ihnen hier. Ihre Pflicht ist es, meine Herren! ihnen Interesse beizubringen für solche Versammlungen, wo sie etwas von ihren Pflichten, die sie als gute Bürgerinnen haben, hören.

Glauben Sie mir, daß Sie nicht gar weit vorankommen werden, wenn Sie uns Frauen zurücklassen. Wir werden euch bald auf unser Niveau herabzerren, denn wir sind ein schweres Gegengewicht.

Darum ist das beste, es zu versuchen, uns mitgehen zu lassen. Und wir werden eine erfolgreiche Nation werden.

Allerlei Vegetarisches aus Südafrika

Von einem Mariannhiller Missionsbruder

(Fortsetzung)

Weizen ist eine Feldfrucht, welche nur im Hochlande gedeiht. Dort wird er ziemlich viel angebaut, denn importierter Weizen kommt zu teuer. Er wird wie in Europa im Herbst gesät, (hier ist diese Zeit Februar-März), und geerntet wird er vor oder auch nach Weihnachten je nach der Gegend. Weizen ist hierzulande noch viel mehr dem Roste ausgesetzt als in Europa. Kurz vor der Ernte sind kleine Vögel sehr schädlich für ihn, da sie den milchigen Saft aussaugen. Diese kommen in Scharen und können ganze Felder ruinieren. Außer Hagel und Trockenheit hat er weiter keine bemerkenswerte Feinde. Roggen wird weniger angebaut; wenn er angebaut wird, so benützt man ihn als Schafweide während der Wintermonate. Gerste habe ich auch noch nicht viel gesehen, sie wird aber stellenweise gebaut. Sie wird gebrannt (geröstet) und dann als Kaffee gebraucht, wenigstens machen es die Mariannhiller so. Hafer wird viel mehr angepflanzt, weniger wegen der Körner, sondern als Winterfutter für das Vieh, besonders für Milchkühe. Er wird zwischen den Mais gesät und wenn dieser geerntet ist, läßt man

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Vieh den grünen Hafer abweiden. Er ist sehr gut für Kühe, da im Winter alles Gras dürr ist. Natürlich muß ein Teil des Hafers stehen bleiben bis zur Reife, um wieder Samen zu bekommen.

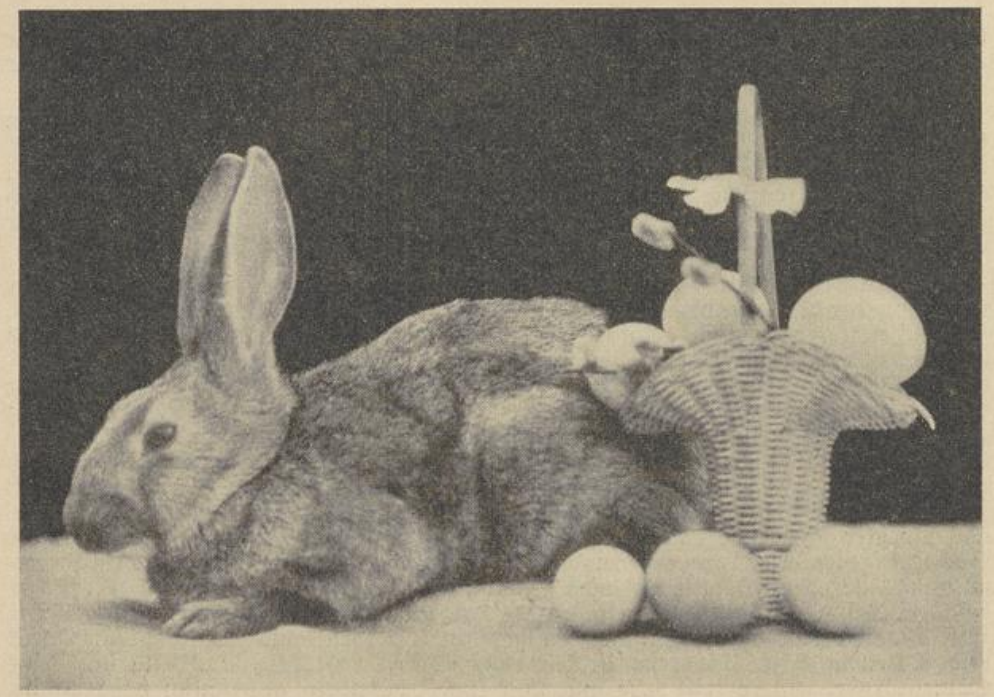
Rüben: Für die Wintermonate werden viele Rüben usw. gepflanzt um für die Milchkühe etwas saftiges zu haben. Kale ist eine Art Kraut, macht aber keine Köpfe, sondern hat nur viel Blätter. Die Stengel sind lang und fleischig (rübenartig), so daß sie das Vieh den Blättern vorzieht. Manche pflanzen auch eine Art Kaktus, der keine Dornen hat, als Futter für das Vieh, besonders für Schafe.

Orangen: Eine vielfach angepflanzte Frucht in Südafrika ist Orange. Sie wächst an der Küste und im Mittelland; aber auch im Hochland gibt es Gegenden, in welchen sie vorzüglich gedeiht. Es sind dies Niederungen, Täler, in denen es wärmer ist als auf den höher gelegenen Stellen. Südafrika hat bereits einen starken Handel mit Orangen, fast alle werden nach England exportiert. Auch im Lande werden große Mengen verbraucht, denn es gibt große Länderstrecken, wo sie nicht gedeihen. Ein Orangenbaum ist ein imponierender Anblick, besonders für den Neuling. Das Laub ist dunkelgrün und die runden gelben Früchte daran nehmen sich recht gut aus. Hier in Centocow gedeihen die Orangen sehr gut, ja sie sollen sich für den Export besser eignen, als die an der Küste gewachsenen, da sie härter sind. Da wir hier schon junge Orangenbäumchen gezogen, will ich etwas näher auf die Sache eingehen. Orangen werden hier in Südafrika fast ausschließlich auf Lemonwildlinge veredelt. Okkulieren wird dabei angewandt. Die Wildlinge, welche zei bis drei Jahre alt sind, wenn sie veredelt werden, sind von Samen gezogen. Die zwei Hauptsorten, welche am meisten gepflanzt werden, sind Washington, Navel und Valencia Late. Die erste ist sehr schmackhaft, reift früh aus und hat keine Samenkörner, letztere reift sehr spät und erzielt deswegen gewöhnlich hohe Preise. Im großen Ganzen ist aber Washington Siegerin. Es gibt auch noch andere Sorten, die aber mehr lokal sind. Stellenweise gibt es viele Seedlings, d. h. Pflanzen, die von Samen gezogen wurden, ohne veredelt worden zu sein.

Da im Lande nicht alle Orangen aufgebraucht werden können, wird eine große Menge exportiert. Dieser Exporthandel hatte viele Schwierigkeiten durchzumachen. England will nur prima Orangen und da hat es im Anfang oft ziemlich gehappert. Die Früchte waren oft zu schlecht, verfaulten während der Seereise und kamen zu grün an. Nur die Preise sind nicht immer befriedigend und das wird wohl so bleiben. Lemons werden nicht viel gepflanzt. Naartjes, eine kleine Sorte von Orangen, sind mehr für den Hausbedarf und für die hiesigen Märkte und werden in kleineren Mengen ausgeführt. Von den Orangen werden jetzt jährlich über 800 000 Kisten, jede zu 100 bis 200 Früchten, exportiert.

Eine Orangenplantage sollte niemals ohne Bewässerungsvorrichtung angelegt werden, da dieselben zum großen Teil während der trockenen Jahreszeit wachsen und reifen. Auf die Niederschläge allein angewiesen, erlangen die Früchte niemals die notwendige Reife. Auch sollte eine solche Anlage an keinem Abhang sein; denn der Boden einer solchen Anlage muß immer von Unkraut rein sein und von Zeit zu Zeit gelockert werden. Geschieht dies an einem Abhang, so nimmt der erste starke Regenschauer alle lockere Erde fort und die Wurzeln liegen frei da, was natürlich den Bäumen schadet. Es gibt mehrere Feinde des Orangenbaumes, der größte und unheilvollste aber ist die Red-scale (chrysomphalus aurantii), eine Schildlausart. In einigen Jahren werden die Bäume von den Tieren gefressen. Spritzen hilft nicht viel, erfolgreicher ist die Räucherung. Zu diesem Zwecke werden die Bäume in ein fast luftdichtes Tuch gehüllt, eine Art Segeltuch, und unter diesem werden die Chemikalien gemengt. Man braucht dazu 2 Teile Wasser, 1 Teil Schwefelsäure und 1 Teil Sodium of Cyanide. Das Wasser wird zuerst hineingetan, dann die Schwefelsäure und zuletzt das Cyanide. Bei der Zugabe des Letzteren entsteigt der nun warmen Flüssigkeit ein Gas, welches für alles Lebende tödlich ist. Bei Anwendung desselben muß man sehr vorsichtig sein, daß sich die Leute nicht selbst vergiften, entweder durch Einatmen des Gases oder durch das Cyanide selbst. Die Schwefelsäure hat weiter das Üble, daß sie alles verbrennt, was mit ihr in Berührung kommt. Daher muß immer Vorsicht angewandt werden, daß sie nicht ans Segeltuch kommt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Fröhliche Ostern!

Eine andere Krankheit, citrus cancer (bacterium citri) tauchte auch einmal auf: diese wurde aber im Interesse der Industrie von der Regierung unterdrückt. Obwohl es jetzt schon Jahre her sind, daß diese Krankheit aufkam, so sind doch immer Inspektoren angestellt, welche fortwährend beobachten, ob sie noch im Lande ist. Würde sich nämlich die Krankheit im Lande festsetzen, so würde kein Orangen produzierendes Land mehr erlauben, daß südafrikanische Orangen eingeführt würden und das wäre für das Land ein unberechenbarer Schaden. Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß die Orangen, welche nach Europa gesandt werden, vom Garten weg in mit Eis gekühlten Waggons und im Schiffe in Eiskammern versandt werden. Die Temperatur wird immer gleich gehalten.

Apfel: Apfel gedeihen an der Küste nicht. Es wurden schon manche Versuche damit gemacht, allein ohne Erfolg. Sogar hier im Mittelland wachsen sie nicht gut. Ihre eigentliche Lage ist das Hochland, wo europäisches Klima herrscht. Was den Rang betrifft, so werden die Äpfel wohl immer an zweiter Stelle stehen. Trotzdem werden große Mengen ausgeführt und viel im Lande verbraucht. Most wird wenig gemacht, dafür mehr Dörräpfel. Nur in besonders heißen Gegenden werden die Äpfel gedörrt. Man legt sie so lange in die Sonne, bis sie fertig sind. Es gibt hier eine unglaubliche Menge von Apfelsorten. Von allen Ländern wurden sie gesammelt und ausprobiert. So hatten wir hier in Centocow schon 256 verschiedene Sorten. Farmer, welche nur für den Hausbedarf Obst ziehen, wünschen verschiedene Sorten, meist solche, die sie von Europa her kennen. Für den Handel aber kommen kaum mehr als ein halbes Dutzend in Betracht. Bäume dieser Sorten werden von großen Apfelzüchtern zu Tausenden gepflanzt. Es gibt auch eine Menge Baumschulen in der Union, mehr als 140, die Orangen- und Waldbaumschuulen nicht eingerechnet. Auch wir haben eine solche hier in Centocow und deshalb will ich näher darauf eingehen.

Die Wildlinge werden bei uns hier nicht von Samen gezogen, sondern durch Ableger. Eine gewisse Sorte, Northern Spy genannt, wird hierzu verwandt. Diese Sorte wurde gewählt, weil die Blutlaus nicht an diese geht und somit die Bäume

wenigstens nicht an den Wurzeln von denselben belästigt werden. Über dem Boden kann sie leichter bekämpft werden. Ruten von 3—5 Fuß Höhe werden niedergelegt und mit Erde bedeckt. Während der Wachsperiode treiben sie aus und da diese Schößlinge durch die Erde sich durcharbeiten müssen, formen sie an der Basis Wurzeln. Bei der folgenden Pflanzzeit werden nun alle Schößlinge abgeschnitten und ausgepflanzt, um im nächsten Herbst veredelt zu werden.

Birnen: Birnen werden auf Birnwildlingen veredelt, selten auf Quitten. Am besten gedeihen sie im Hochland, aber auch im Mittelland geht es noch. Der Menge nach wird nicht so viel gepflanzt wie Äpfel. Auch werden sie exportiert.

Pfirsiche: Pfirsiche werden viel gepflanzt und verschickt, obwohl sie sich nicht lange halten. Sie werden deshalb unreif gepflückt und während des Transportes in Kühlkammern aufbewahrt. Nur so ist es möglich, daß sie in gutem Zustand nach Europa kommen. Das gleiche ist der Fall bei Aprikosen und Pflaumen. Eine besondere Pfirsichart sind die Nektarinen; glattschalig, aber im übrigen den anderen Pfirsichen gleich.

Aprikosen: In gewissen Gegenden werden viel Aprikosen gepflanzt. So las ich schon von einer Anlage von 130 000 Bäumen. Die Aprikosen werden vielfach ausgeführt, zum größten Teil aber an der Sonne getrocknet wie die Äpfel.

Pflaumen: Europäische Pflaumen gibt es in Südafrika nicht viel umso mehr die sog. japanesischen Pflaumen. Diese sind nicht so schmackhaft wie die europäischen„ wohl aber viel größer und tragen auch viel besser. Es gibt Hunderte von Pflaumenarten. Auch alle Abstufungen vom Geschmack kann man finden. Manche reifen sehr früh, andere wieder spät und werden so groß wie eine Kinderfaust, so daß man an einer fast satt werden kann.

Mandeln: In den letzten Jahren wurden vielfach Mandeln gepflanzt. In unreifem Zustand sehen sie den Pfirsichen ähnlich. Es gibt hartschalige und solche, die eine ganz zarte Schale haben; letztere sind bevorzugt.

Quitten: Diese wurden in alter Zeit vielfach als Hecken benutzt und die Früchte im Haushalt verwendet oder auch verkauft. Die Engländer machen dieselben gern ein. Größere Anlagen gibt es nicht.

Kirschen: Solche gibt es nur im Hochland und auch dort nicht viel. Ein Handelsartikel wie in Europa sind sie nicht.

Wallnüsse: Diese gibt es nur im Hochland Haselnüsse werden auch gepflanzt, die Frucht blieb aber bis jetzt aus. Eßbare Kastanien gibt es mancherorts viel. Beacon-nuts sind eine amerikanische Sorte von Nüssen, die aber nur stellenweise gepflanzt werden.

Brombeeren: Von diesen gibt es verschiedene Sorten. Sie wachsen wie das Unkraut Europäische Stachel- und Johannisbeeren soll es nur im Hochland geben aber nur in kleinen Mengen.

(Fortsetzung folgt)

Missionspost

Von Br. Casimir, RMM., Missionsstation Lourdes

Wie ein weißer Heide im schwarzen Afrika mit kirchlichen Ehren empfangen wurde

Der in der Nähe der Missionsstation Clairvaux wohnende weiße Farmer G. F. ist ein sonderbarer Kauz. Barfuß mit aufgestülpter Hose und Hemdärmeln erstere vielleicht vor einem Jahre einmal gewaschen. Mit einem alten Hut auf dem Kopfe gleicht er genau einem Schwarzen, seine weiße Haut ausgenommen. Ob er wohl getauft ist? Möglicherweise hat ihn ein Prediger irgend einer Sekte einmal Wasser über den Kopf gegossen. Ich hatte Gelegenheit, mit dem sonst guten Manne 7 Jahre zu verkehren; aber eine Spur von Religion fand ich nicht an ihm. Da er des Lesens und Schreibens unkundig war, bat er mich oft um Hilfe; wollten wir ihn los haben, so lenkten wir das Gespräch auf die Religion, und fort war er. Nun diesem Heiden wurde einmal kirchliche Ehren zuteil und das kam so.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich war in Clairvaux stationiert. Schon lange harrten wir auf die Nachricht, daß der Hochwst. Herr Bischof Henry Dellale auf unserer Station das hl. Sakrament der Firmung spenden wolle. Da eines Tages kam ein Telegramm: „Erwarwartet mich in Impendhle." Am gleichen Tage bestieg ich mein Rößlein, und das Pferd meines Obern am Zügel führend, trabte ich gemütlich dem Ziele Impendhle entgegen. Endlich kam die Postkutsche an. Ich näherte mich und anstatt des Hochwst. Herrn Bischofs kroch der Farmer G. F. an das Tageslicht, der sich heute in Gala geworfen hatte. Ich war anfangs überrascht. Er klagte mir seine Not, sein Wagen sei ihm auf der Straße zusammengebrochen und da habe er die Postkutsche benützt. Nun stehe er hilflos ohne Pferd da, 10 Meilen von seiner Heimat. Freudig nahm er mein Anerbieten, mein Pferd zu besteigen, an. Ich bestieg das andere Pferd und nun trabten wir der Station Clairvaux entgegen. Als wir den Rücken des Impendhle-Berges erreicht hatten, wo wir von den Unsrigen gesehen werden konnten, da fing es an zu krachen und zu böllern, daß es eine Art hatte. Der Grenze unserer Farm nahe gekommen, nahm die Gaudi noch zu. Die Schwestern erschienen mit weißgekleideten Mädchen, welche Girlanden trugen, Hochw. P. Rektor kam mit Rochet und Stola an das Fenztor und war nicht wenig überrascht, dem Farmer G. F. statt den Bischof zu empfangen. Lachend näherten wir uns der Station und spannend erwarteten Schwestern und Kinder den hohen Besuch. Unbeschreiblich waren die Gesichter, als unser Farmer statt des Bischofs vom Pferde stieg. Der Hochwst. Herr hatte infolge eines Mißverständnisses an der Bahn die Postkutsche nach Impendhle nicht mehr angetroffen. Acht Tage später traf ich Sr. Gnaden wirklich in Impendhle und geleitete ihn nach Clairvaux. Es war ein Freudentag für uns alle. Ob unser Nachbar sich dieses zur Ehre angerechnet, weiß ich nicht.

Die schwarzen Kinder Abrahams

Unser nun in Gott ruhender Hochw. P. Remigius Blümlein war trotz seines vorgerückten Alters ein eifriger Missionar, der keinem jungen Pater an Seeleneifer nachstand. Fast täglich bestieg er seinen Ponny, um seine Missionsfahrten nach allen Seiten auszudehnen und Katechesenstellen zu errichten. Es war köstlich, zu sehen, wie sein langer Bart in zwei Hälften ihm über die Schultern wehte.

Eines Tages kam er zu einigen Kraalen hinter den Impendhle-Bergen, wovon einer ihm besonders geeignet schien zu einer Katechetenstelle. Er ging hinein und stellte sich der anwesenden Frau als katholischen Missionar vor. Da kam er aber schön an. Die anständig gekleidete Frau erklärte kurz und bündig: „Wir wollen keinen katholischen Missionar, wir sind Kinder Abrahams." Der gute Pater war starr vor Staunen und wußte die Worte nicht zu deuten. Er dachte, ja, gibt's denn auch schwarze Juden hier? Hier in Afrika ist in dieser Hinsicht viel möglich. Da gibt es alle möglichen Sekten mit Predigern, sogar ein leibhaftiger Türke, dessen Wiege in Konstantinopel gestanden, bemüht sich seinem Propheten Schüler zu gewinnen. Der Glaubenseifer dürfte wohl weniger die Triebfeder sein, wohl aber die Geldopfer seiner zukünftigen Jünger Mohammeds. Der immer zu heiteren Scherzen aufgelegte Pater fragte: „Ja seid ihr denn schwarze Juden?" Nach scharfem Protest ob solcher Zumutung schenkte ihm die Frau, wie man sagt, reinen Wein ein. Die Leute waren nämlich Weslehaner, deren Mission sich in der Nähe des Impendhle-Berges befindet; ihr weißer Prediger wohnt im nahen Städtchen Bulwer. Seine Stelle vertritt ein schwarzer Gehilfe schon seit mehr als 30 Jahren mit Namen Abraham. Er hatte die Meisten seiner Schäflein getauft und sie hängen mit großer Liebe an dem alten guten Manne und geben ihm den Namen Baba, Vater. Seine Gehilfen heißen sie einfach Lehrer. Die Leute nennen sich noch heute Kinder Abrahams. Wir lachten noch lange über dieses Mißverständnis, über die schwarzen Kinder Abrahams.

Die Vermehrung der Ordensberufe ist ein Segen für die Kirche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Banne der Nil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Zuletzt wurden auch die Haus- und Küchengeräte herbeigeholt. Tischdecken, Stiefel, Stühle, Kochtöpfe, Bettwäsche und Kleider, Bilder und Bücher, Petroleumlampen, Spiegel und Uhren; die Badewanne und die durchbrochenen Gardinen hielt man nicht des Mitnehmens wert.

Als sämtliche Gebäude ausgeräumt waren, gab Dende Befehl, Holz herbeizutragen. Sogleich eilten etwa dreißig Männer davon, den Auftrag auszuführen. Das trockene Reisig war schon tags vorher zusammengesucht und in Bündel geschnürt. Zehn davon kamen in den Verkaufsraum unter dem Wohnhaus, zehn in den Vorratsschuppen, der Rest wurde in die Nebengebäude verteilt.

Eine Frau kam aus dem Dorfe gerannt und erzählte, daß ein Schiff sich der Küste nähere. Die Nachricht brachte einige Verwirrung unter die Leute. Die Störung war unangenehm. Wollten die Europäer den Weißen befreien?

Der Häuptling ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Was geht mich das Schiff an?“ sagte er, „ich habe hier anderes zu tun.“ Er ließ die Männer in langen Reihen Aufstellung nehmen. Dann verteilte er die Beute.

Alle wurden gleichmäßig bedacht. Nur ihm fiel ein größerer Teil als den andern zu. So war es altes Recht. Und niemand beneidete ihn darum; sie hatten alle genug. Sie packten die Sachen in Kisten, Säcke und Ballen und trugen sie davon. Manche mußten mehrmals hin und her gehen, ehe sie das leicht erworbene Gut in Sicherheit gebracht hatten.

Bevor Dende den Platz verließ, gab er Befehl, die Häuser in Brand zu stecken. Man riet ihm ab. Das Feuer würde die Weißen herbeilocken. Dende ließ sich nicht beirren. Der Befehl wurde ausgeführt.

Millner wurde von vier Männern ins Dorf getragen. Die Senegalesen ließ man liegen.

Auch Ntonga war bei der Verteilung der Beute zugegen. Was ihm der Häuptling gab, schob er andern zu. Nur zwei Flaschen Whisky aus dem persönlichen Bestand Millners behielt er für sich. Es geschah nicht ohne besondere Absicht. Als einer der letzten verließ er den Hof. Die Reisigbündel standen schon in Flammen. Der Rauch drang durch Türen und Fenster ins Freie. Noch einmal kehrte er um und nahm den beiden Senegalesen die Fesseln ab.

Langsam und nachdenklich ging er den andern nach ins Dorf zurück.

— — — — —

Johnson hatte sich selbst ans Steuer gesetzt. Schon als junger Seekadett war es sein größtes Vergnügen, wenn er irgend welchen Dienst im Boot auf hoher See ausüben durfte. Er wußte, wie man sich in der Brandung zu benehmen hat, und benützte jede gegebene Gelegenheit, um in Übung zu bleiben.

Die sechs Matrosen griffen tüchtig aus. Da die Wellen, genau von Westen kommend, hier schräg gegen die Küste liefen, hielt Johnson ein Stück südlich von der Brandstätte auf den Strand zu. Er war in dieser Gegend noch nie an Land gewesen, hatte aber von Bord aus gesehen, daß sich vor der Faktorei ein langer, ebener Strand hinzog, wo die Landung nicht durch Felsblöcke gefährdet war. Sobald das Boot in den Bereich der weißgekrönten Wellenberge kam, änderte er die Fahrtrichtung. Eine große Woge nahm das Fahrzeug auf ihren breiten Rücken und trug es rollend und grollend, zischend und spritzend auf den weißen Sand des Ufers.

Johnson hatte erwartet, hier einer wild erregten Menge gegenübertreten zu müssen. Aber der ganze Strand lag wie ausgestorben da. Nur von dem Maat begleitet, schritt er dem Platze zu, wo der Rauch die Brandstelle verriet.

Das Feuer hatte seine Schuldigkeit getan. Die Häuser waren eingestürzt. Nur an den dicken Hartholzpfosten leckten noch Flammen hoch. Die trockenen Bretter der Wände und das Mattendach hatten sie schnell verzehrt. Auf dem Hof saßen die beiden Senegalesen neben ihrem erschossenen Gefährten. Erfreut standen sie auf, als sie die Europäer kommen sahen; denn mit ihnen erschien die Rettung aus der Not.

„Wo ist euer Herr?“ fragte der Offizier.

„Sie haben ihn ins Dorf genommen“, war die Antwort.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Dann kommt mit und zeigt uns den Weg, der zum Dorfe führt."

„Herr, ihr zwei wollt hingehen? Die Leute sind böse. Sie werden euch umbringen."

„Wir haben ihnen nichts getan. Warum sollten sie uns töten?"

„Herr, wie du sagst, so ist es. Aber der Weg zum Dorfe liegt vor dir. Du kannst ihn nicht verfehlen, wenn du hier weiter gehst."

„Ich will mit den Leuten reden, doch ich verstehe ihre Sprache nicht. Du verstehst sie. Deshalb mußt du mitgehen, um zu übersetzen."

„O Herr, mein Landsmann hier kann die Sprache der Banoho besser als ich."

„Gut, dann geht ihr beide mit."

Dieser Aufforderung mußten sie Folge leisten. Es war ihnen aber nicht wohl dabei zu Mut. Sie hielten die Vorsicht entschieden für den schönsten Teil der Tapferkeit und glaubten an das Sprichwort, daß man den Leoparden nicht reizen darf, wenn er Beute in den Krallen hat. Deshalb hielten sie sich, mehr aus Vorsicht denn aus Höflichkeit, hinter den Europäern, um das Weite zu suchen, sobald es ratsam erschien.

Johnson glaubte seinerseits ebenfalls gut daran zu tun, wenn er dem Häuptling seine Ankunft melden ließ, ehe er ins Dorf ging. Sein plötzliches Erscheinen in der tobenden Volksmenge konnte leicht mißverstanden werden, zumal er ihre Sprache nicht verstand. Das Rasseln der Trommeln und der Lärm ließen unschwer erkennen, daß man dem Dorfe nahe war. Er schickte also einen von den Senegalesen voraus.

„Geh zum Häuptling und sage ihm, es seien Weiße da, die mit ihm sprechen wollen."

Der Neger ging. Es fiel ihm aber gar nicht ein, Dende selbst aufzusuchen. Vorsichtig näherte er sich der ersten Hütte des Dorfes, und da er sah, daß sie leer war, setzte er sich vor die Tür und wartete, bis jemand käme. Er hatte Glück. Eine alte Frau kehrte, mit Kassadawurzeln und Brennholz beladen, in Begleitung ihrer Tochter aus der Farm zurück. Verwundert über den Besuch, fragte sie nach seinem Begehr.

„Du sollst dem Häuptling sagen, daß Fremde hier sind. Sie wollen mit ihm reden."

„Dann geh doch selbst hin", gab sie zur Antwort. „Soll ich alte Frau Botengänge für dich machen?"

„Es ist ein Europäer", sagte der Senegalese, „und er hat es so befohlen. Wenn du nicht gehst, wird er kommen und dich bestrafen."

„Dann geh du, mein Kind", sagte die Alte zu ihrer Tochter, „geh und richte die Botschaft beim Häuptling aus. Sonst kommt der weiße Mann und tötet dich und deine alte Mutter."

„Ich werde gehen", sprach das Mädchen, stellte seinen Korb auf die Erde und schritt die Dorfstraße entlang dem Versammlungsplatz zu. Der Senegalese trat den Rückzug an. Er hatte seine Aufgabe schlau gelöst und war sehr zufrieden mit sich selbst.

„Was hat der Häuptling gesagt?" fragte Johnson.

„Er wird gleich kommen", entgegnete der Neger. „Aber die Leute sind sehr böse. Da bin ich schnell wieder fortgerannt."

Johnson war gespannt auf den Empfang. Sicher würde ein großer Teil der Horde, bis an die Zähne bewaffnet, den Häuptling begleiten. Er täuschte sich. Dende war viel zu klug, Furcht zu zeigen, wo er nichts zu fürchten hatte. Nur zwei Männer waren bei ihm, wie es seiner Würde entsprach. Sie waren unbewaffnet.

„Ich wußte, daß ihr kamt. Meine Leute hatten euch gesehen. Was wollt ihr?" So sprach der Häuptling.

„Wir wollen euch fragen", ergriff Johnson das Wort, „warum ihr den Weißen gefangen und die Faktorei verbrannt habt?"

„Das mußte geschehen, Herr, nach Recht und Gesetz. . . . Herr, du sollst alles erfahren."

Und nun begann der Häuptling zu erzählen, wie Millner zu ihm gekommen und Aufnahme bei ihm gefunden, wie er die Faktorei erbaut und seine Leute dabei geholfen. Sie hätten bei dem Weißen gekauft und verkauft und ihn wie einen Freund gehalten. Millner aber habe ihr Gesetz übertreten, indem er das Weib eines Mannes ohne dessen Einwilligung zu sich genommen. Nachdem man ihn dafür verurteilt, habe er sich geweigert, Genugtuung zu leisten. Da sei ihm, dem Häuptling, nichts anderes übrig geblieben, als mit Gewalt zu strafen, wo mit Güte nichts zu erreichen war.

Der Offizier hatte erst gelangweilt, dann aufmerksam zugehört. Im Stillen mußte er dem Häuptling recht geben. Wer sich in einem fremden Lande niederläßt, muß die dort bestehenden Gesetze beobachten. Wer das nicht tut, macht sich strafbar. Gewiß, Dende hatte das Recht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf seiner Seite. Aber es handelte sich um einen Landsmann, den man nicht gern im Stiche läßt. Hatte er sich verfehlt, so war er wohl auch schon genug gestraft. Sein Leben mußte man zu retten suchen. Johnson wollte vermitteln.

„Es ist wahr", sagte er, „der Weiße hat Unrecht getan. Ihr durftet ihn dafür bestrafen. Das habt ihr getan. Ihr habt seine Häuser verbrannt und alle seine Waren genommen. Das ist aber auch genug."

„Nein, Herr", entgegnete Dende, „das ist nicht genug. Er ist auch der Sklaverei verfallen, und es liegt nicht mehr in meiner Macht, ihn davon zu befreien."

„Aus der Sklaverei kann man sich loskaufen. Nenne den Preis, den ihr haben wollt."

„Nein, Herr, du bist im Irrtum. Es ist nicht so, wie du sagst. Vor einigen Tagen hätte er sich noch loskaufen können, doch jetzt ist es zu spät."

„Was werdet ihr mit ihm tun?"

Der Häuptling konnte die Antwort nicht gleich geben, denn im selben Augenblick sprengte ein Reiter von der Faktorei her mit verhängten Zügeln heran. Als er die kleine Gruppe erreichte, sprang er vom Pferde und stellte sich vor.

„Cotmann, Faktoreileiter bei Hatton und Co. in Bapuhu." Dann fuhr er, ohne die beiden Seeleute weiter zu beachten, gegen den Häuptling los.

„Wo ist Mister Millner? Wer hat die Faktorei in Brand gesteckt? Habt ihr Hunde das getan? Rede, wo habt ihr den Weißen hingebracht?"

„Wir sind keine Hunde, Herr, denn wir bellen nicht. Die Faktorei haben wir angezündet, und der Weiße ist bei uns", sagte Dende in würdevoller Ruhe.

„Was, du Schwein, du willst noch frech sein?" Cotmann faßte seine Reitpeitsche und holte zum Schlage aus. Johnson hielt ihn zurück.

„Halt, verehrter Herr, Sie werden gut tun, sich zu mäßigen und einen höflicheren Ton anzuschlagen. Mister Millner befindet sich in den Händen dieser Leute, und mit Grobheiten werden Sie ihn nicht daraus befreien."

„Ach was, ich kenne diese Bande. Sie sollen ihn herausgeben, sofort."

„Das können Sie ihnen zehnmal befehlen. Sie werden es nicht tun."

Je mehr sich Johnson bemühte, ruhig zu bleiben, desto mehr regte Cotmann sich auf. Das Kriegsschiff liegt draußen", sagte er. „Unsere Flagge muß uns schützen, Herr Leutnant."

„Kapitänleutnant, bitte", verbesserte Johnson.

„Schön, also Herr Kapitänleutnant! Sie sind doch wohl von Bord gekommen, um uns hier Recht zu schaffen gegen diese Schweinehunde."

„Dann müßte ich leider gleich wieder kehrt machen, denn Ihr sauberer Herr Kollege ist im Unrecht."

„Ganz egal. Ich meine, wir sind Landsleute und müssen zueinander stehen, wenn Not am Mann ist."

„Aller Achtung wert. Aber in Ihrer Art kommen wir nicht zum Ziel."

Allmählich schien Mister Cotmann das auch einzusehen. Er schlug einen bescheideneren Ton an. „Ist ja schlimm genug, daß dieser Millner sich so verhaßt gemacht hat. Aber was sollen wir nun tun, um ihm zu helfen?"

„Wir müssen den Leuten gut zureden. Vielleicht hilft am Ende auch noch der Hinweis auf unsere Soldaten an Bord, obgleich ich fürchte . . ."

„Aber ja, ja, das hilft ganz gewiß, Herr . . . Herr Kapitänleutnant. Tun Sie, was Sie tun können. Bringen Sie Millner frei, . . . fünfzig Pfund würde die Firma wohl bewilligen. Ich würde es befürworten, und die Firma . . ."

„Danke, mein Herr", unterbrach Johnsohn mit ablehnender Handbewegung. „Ich bin kein Krämer. Ich tue meine Pflicht, obwohl der Mann, für den ich mich hier bemühe, es nicht verdient."

„Nun ja, auch der ideale Standpunkt ist schön", spöttelte Cotmann. „Aber meine Gegenwart ist dann wohl nicht mehr nötig. Millners Angelegenheit liegt ja, wie ich sehe, in guten Händen. Empfehle mich den Herren bestens." Damit schwang er sich aufs Pferd und jagte nach Bapuhu zurück.

„Das ist 'ne Nudel!" sagte der Maat, der bis dahin stummer Zuschauer gewesen war.

„Gott sei Dank, daß wir ihn los sind. Der ist um kein Haar besser als sein Kollege. Was muß das schwarze Volk von Europa denken, wenn es solche Vertreter sieht!"

„Solche Leute sollte die Firma nicht herausschicken."

„Ja, bester Maat, andere gehen nicht hierher. Wer zu Hause bleiben kann, tut es. Hoffentlich wird das bald anders. Es wäre ein Segen für uns und die Neger. Nun", fuhr er, zu Dende gewendet, fort,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„einen Peitschenhieb habe ich dir wenigstens erspart."

„Ich weiß es, Herr, und ich danke dir. Doch ihr könnt ins Dorf kommen, um mit meinen Leuten zu reden. Ihr seid meine Gäste. Wenn ihr auch Weiße seid, so sehe ich doch, daß ihr gerecht denkt."

„Werden deine Leute auf mich hören?" fragte Johnson im Tone des Zweifels.

„Sie werden hören, was du sagst, und du wirst hören, was sie sagen. Du wirst bei mir bleiben, wenn du willst, oder auf dein Schiff zurückkehren, wenn es dir gefällt."

„Ich denke, Herr Kapitänleutnant, wir können ruhig mitgehen. Im Dorfe ist wohl ebensowenig Gefahr für uns wie hier. Wenn die Leute etwas Böses im Schilde führten, hätten sie uns sicher schon ganz anders empfangen."

„Recht haben Sie, Maat!"

„Und vielleicht können wir dem armen Kerl, wenn er auch ein Schuftikus ist, doch noch helfen."

„Wollen es hoffen, Maat. Also vorwärts marsch!"

— — — — —

Wilder Gesang wogte über den Dorfplatz. Hölzerne und fellbespannte Trommeln wurden gerührt. Nach ihrem Takte tanzte die Menge. Mehr als dreihundert Menschen jeden Alters und Geschlechts waren versammelt.

In der Mitte des Dorfplatzes war ein Galgen errichtet. An den einen Pfahl war Millner gebunden, an dem andern, ihm gegenüber, stand Nyangeli. Beiden hatte man eine Schlinge lose um den Hals gelegt, die am Querbalken befestigt war. Millner war barhaupt, ein Umstand, der allein genügte, seine Lage zu einer hoffnungslosen zu gestalten. Er hielt den Kopf so, daß er wenigstens teilweise vom Querbaum des Galgens beschattet wurde. Doch er fühlte, daß der Irrsinn sein Anteil werden müsse, wenn nicht bald Hilfe kam. Vergebens hatte er die Leute angefleht, ihm seinen Hut zu geben. Sie hatten ihn ausgelacht und gesagt, er brauche am Galgen keinen Staat zu machen. Sie selber waren die Sonnenstrahlen von Jugend auf gewohnt und empfanden die Barbarei nicht, die sie an dem Europäer verübten.

Zum Zeichen der Sklaverei, der er verfallen war, hatte man ihm den oberen Teil der linken Ohrmuschel abgeschnitten. Das Blut sickerte noch in dicken Tropfen am Halse herab. Millners Gesicht trug den Ausdruck der Verzweiflung. Stirn und Wangen waren stark gerötet. Sie brannten wie Feuer. Die Augen waren aus ihren Höhlen gequollen und stierten ins Blaue. Er sah nicht mehr, was um ihn vorging. Seine Ohren gellten von dem Geschrei der um ihn tanzenden und johlenden Menge.

Als der Häuptling mit seinen Gästen auf dem Platze erschien, verstummten Trommel und Gesang. Man bildete eine Gasse und ließ die Ankommenden hindurchschreiten.

Johnson war viel zu sehr Mensch, als daß er mit dem trostlosen Schicksal seines wenn auch schuldigen Landsmannes nicht tiefes Mitleid gefühlt hätte. Als Millner, durch die plötzliche Stille aufmerksam gemacht, die Augen erhob und einen englischen Offizier erblickte, glitt ein schwacher Hoffnungsschimmer über sein Gesicht. Sprechen konnte er nicht, denn seine Zunge klebte am Gaumen. Aber sein gebrochener Körper bäumte sich auf in den festgeschnürten Stricken.

Der Häuptling hielt eine Rede an die Menge. Er empfahl die beiden Weißen — die Senegalesen hatten sich wieder davongemacht — ihrem Wohlwollen. Er stellte Johnson als einen gerechten Mann hin, der die Bestrafung Millners gebilligt habe. Auch von der Begegnung mit Cotmann wußte er lang und breit zu berichten. Die Zuhörer riefen wiederholt Beifall. Zum Schluß ermahnte er sie noch, den Weißen mit Achtung anzuhören und ihn nicht zu unterbrechen, denn das schicke sich nicht.

Dann ergriff Johnson das Wort. Dende winkte einen etwa zwölfjährigen Jungen herbei. Es war Ebehedi, der bei Millner Hausbursche gewesen war und ziemlich gut Englisch verstand. Er stellte sich neben den Offizier, um seine Worte zu übersetzen.

Johnson wollte sich das Volk geneigt machen. Darum gab er alles zu, was zu leugnen unmöglich war. Dann fuhr er fort: „Der Häuptling hat mir gesagt, daß der Weiße jetzt euer Sklave sei. Ich sehe aber, daß ihr ihn töten wollt. Wenn er noch lange so am Pfahl stehen muß, wird er sterben."

Der kleine Dolmetscher hatte die Worte kaum wiederholt, als von allen Seiten Einspruch dagegen erhoben wurde.

„Was sagen die Leute?" fragte Johnson.

„Sie sagen, daß sie ihn nicht töten wollen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Meine Freunde", begann Johnson wieder, „ich glaube es, was ihr sagt. Ihr wollt ihn nicht töten. Ihr tötet ihn aber doch. Versteht mich recht. Wenn ein Weißer lange Zeit ohne Hut in der Sonne steht, muß er sterben. Wir Weißen haben nicht Haare wie ihr. Wir können die Sonnenhitze nicht ertragen. Wenn ihr also den Weißen nicht töten wollt, müßt ihr ihm seinen Hut geben, sonst stirbt er, noch ehe ihr über seine Zukunft entschieden habt."

Die Neger machten verwunderte Augen, als sie das hörten. Es war ihnen unbegreiflich. Einige lachten. Andere witterten eine Hinterlist und sprachen es auch aus.

„Gebt ihm den Hut nicht! Der Weiße macht Medizin. Er will ihn befreien."

Der Häuptling gebot Ruhe.

„Es ist keine Medizin", sprach Johnson weiter. „Wollt ihr ihm seinen Hut nicht geben, so gebt ihm einen andern. Legt ihm Bananenblätter auf den Kopf. Nur laßt ihn nicht länger so stehen."

Nun waren auch die Furchtsamen zufrieden. Dende befahl, Millners Tropenhelm herbeizubringen, und setzte ihn dem Gefangenen auf. Millner warf dem Offizier einen dankbaren Blick zu. Johnson war mit dem Häuptling näher an den Galgen herangetreten. Er sah, daß Millner sprechen wollte. Die Lippen bewegten sich, aber kein Laut kam hervor. Er erriet, was er nicht hörte, und wandte sich an den Häuptling:

„Der Weiße leidet schrecklichen Durst. Laß ihm Wasser zu trinken geben."

Dende zuckte mitleidig mit den Schultern. „Nein, Herr, das kann ich nicht. Soeben habe ich dir eine Bitte erfüllt. Erfülle nun auch mir eine Bitte und verlange von mir nichts mehr für ihn."

„So werdet ihr ihm nichts zu trinken geben?"

„Nein."

„Zu essen auch nicht?"

„Auch nicht."

„Ihr wollt ihn also doch töten. Ihr laßt ihn elend verhungern und verdursten!" stieß Johnson hervor.

„W i r werden ihn nicht töten. Wenn der Hunger ihn tötet, kann ich nichts dafür. Ob wir ihn töten wollen oder nicht wollen, sterben wird er von selbst. . . . Höre, Herr, ich will dir etwas erzählen, damit du siehst, wie es steht. Der Weiße ist Sklave. An seinem Ohre kannst du es sehen. Ein Sklave muß gehorchen. Hat dieser Weiße gehorchen gelernt? Wer wird ihn als Sklaven haben wollen? Ich nicht, die andern auch nicht. Ein Sklave, der nicht gehorcht, muß sterben. Früher oder später, das ist kein Unterschied."

„Aber wenn ihr ihn verschmachten laßt, ist es schlimmer, als wenn ihr ihn gleich tötet."

„Das mag sein. Doch es geschieht, weil wir ihn nicht töten wollen."

Gegen diese Negerlogik fand Johnson keine Beweise mehr. Doch, da kam ihm ein Gedanke.

„Häuptling, ich will dir ein Versprechen geben."

„Rede, Herr, ich höre."

„Auch wir in England bestrafen jeden, der ein Verbrechen begangen hat. Gib mir den Weißen mit nach England. Ich verspreche dir, daß er zu Hause bestraft wird, wie er es verdient hat."

„Ich glaube deinen Worten, Herr, aber es kann nicht sein. Hat der Weiße in England Böses getan? Nein, sondern hier. Er muß also auch hier bestraft werden."

Johnson war ratlos. Gegen diesen dicken Negerschädel war nicht aufzukommen. Er mußte sein letztes Pulver verschießen. Er wußte, es war wirklich das letzte. Schlug auch das fehl, dann war nichts zu machen. Einen andern Ausweg fand er nicht und gab es nicht.

„Häuptling", sagte er, „hast du schon ein Schiff gesehen wie das da draußen?"

„Nur von ferne. Ich habe aber auch kein Verlangen, es in der Nähe zu sehen."

„Auf diesem Schiffe sind viele Soldaten. Jeder hat ein Gewehr und viele Kugeln, von denen jede einen Menschen töten kann."

„Ich weiß es; ich habe davon gehört."

„Was wird mein Oberhäuptling sagen, wenn ich zurückkomme und den Weißen nicht mitbringe?"

„Er wird dich fragen, warum du ihn nicht gebracht hast?"

„Und was soll ich ihm dann antworten?" fragte Johnson weiter.

„Antworte ihm so: Ich habe viel gebeten, die Leute sollen ihn freigeben, allein sie haben es nicht getan."

„Weißt du auch, was mein Oberhäuptling dann tun wird?"

„Nein, Herr, das weiß ich nicht. Vielleicht bestraft er dich, vielleicht auch nicht."

„Nein, Häuptling, du irrst. Er wird alle Soldaten zusammenrufen und ihnen sagen: Nehmt eure Gewehre und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eure Kugeln und gehet hin, die schwarzen Leute zu bestrafen, weil sie nicht gehorcht haben und den Weißen nicht frei gaben. Was sagst du jetzt?"

„Das mag er tun, wenn er will. Es wäre unnütz. Schau aufs Meer. Euer Schiff liegt weit von hier. Wir können jedes Boot sehen, das an Land kommen will. Wenn eure Soldaten kommen, laufen wir in den Wald. Dahin könnt ihr uns nicht folgen. Ihr könnt unsere Häuser verbrennen, unsere Farmen zerstören. Den Weißen würdet ihr doch nicht befreien. Ehe wir in den Wald liefen, würden wir ihn töten."

„Häuptling, ist das dein letztes Wort?"

„Es ist mein letztes."

„Dann kann ich nicht länger hier bleiben."

„Tu, wie du willst. Du bist mein Gast."

Ohne Antwort wandte sich der Offizier und ging. Der Maat ebenso. Dende folgte ihnen.

„Ich will euch zum Boot begleiten", sprach er, „damit ihr sehet, daß ich euer Freund bin. Ihr dürft mir nicht böse sein, weil ich den Weißen nicht freigebe. Ich darf es nicht."

Die Trommeln rasselten, der Tanz begann von neuem. Am Galgen aber sank die Gestalt Millners schaudernd und geknickt in sich zusammen. Auch der letzte Hoffnungsschimmer verglomm.

Die Senegalesen hatten ihrem verstorbenen Landsmann das Grab bereitet. In dem Sandboden dauerte die Arbeit nicht lange. Sie saßen neben dem frischen Grabhügel und hielten Totenklage nach der Sitte ihrer Heimat. Die Rückkehr der Europäer machte ihr ein Ende. Die beiden Neger baten, sie mitzunehmen, da sie nach Hause zurückkehren wollten. Johnson glaubte es nicht abschlagen zu dürfen. Sie waren ja auch stark genug, sich das tägliche Brot an Bord zu verdienen.

Johnson und der Maat stiegen ins Boot. Die Matrosen schoben es vom Strande. Dende schürzte sein Hüftentuch auf und half dabei. Dann reichte er Johnson die Hand hin.

„Herr, verzeih mir, daß ich deine Bitte nicht erfüllen konnte."

Johnson ergriff die dargebotene Rechte und nickte. Sprechen konnte er nicht. Er fühlte einen Druck in der Kehle. Seine Augen waren feucht. Er war unterlegen und empfand es als eine Verdemütigung. Er hätte dem Häuptling zürnen mögen und mußte ihn doch achten. Er bemitleidete Millner und verachtete ihn zugleich. Diese Gegensätzlichkeit seiner Gefühle marterte ihn. Ein bitterer Geschmack lag auf seiner Zunge. Das Leben ekelte ihn an.

An Bord erregte die Fruchtlosigkeit des Unternehmens und der Bericht über das Schicksal Millners berechtigtes Aufsehen. Raffles war ratlos. Wenn er ihn im Stiche ließ, gab es nachher die schönsten Vorwürfe. Totschweigen ließ sich die Sache nicht. Es gab zu viel Schwätzer an Bord. Zuletzt entschloß er sich, am nächsten Morgen einen neuen Versuch zur Rettung Millners zu unternehmen. Er wollte dem Häuptling Lösegeld anbieten, wollte ihm klar machen, daß ein Widerstand gegen die Europäer zu schlimmen Folgen führen müsse. „Es hilft zwar doch nichts", meinte er, „aber versuchen will ich alles, solange der Mann am Leben ist. . . . Schon des Geredes wegen."

— — — — — —

Atonga bog bald, nachdem er die brennende Faktorei verlassen hatte, von dem Wege ab, der ins Dorf des Häuptlings führte, und ging den Strand entlang. Er wollte die Menge nicht vermehren, die um gequälte, zum Tode verurteilte Menschen tanzte. In der Stille seines Hauses sollte der Plan reifen, der ihm gekommen war, als er das fremde Schiff gesehen.

Da er an der Flußmündung kein Kanu fand, sprang er kurz entschlossen ins Wasser und schwamm hinüber. Die glühende Sonne, die den Zenit bereits überschritten hatte, konnte seine Kleider trocknen, bis er zu Hause war.

Dort angelangt, war er froh, seinen Vater nicht in der Hütte zu finden. Er schob die beiden Flaschen tief unter die niedere Bettstelle. Der Vater sollte sie nicht sehen, denn sie waren nicht für ihn bestimmt. In der Küche hörte er reden. Er vermutete seinen Vater dort. Der Alte war gewohnt, neben dem schwelenden Feuer zu liegen, wenn er keine Beschäftigung hatte. Aber er war nicht allein.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

59 Kardinälen, von denen nur 29 Italiener sind. Unter den ausländischen Kardinälen sind 5 Franzosen, 4 Amerikaner, 4 Deutsche, 3 Spanier, 2 Polen, 1 Belgier, 1 Engländer, 2 Österreicher, 1 Holländer usw.

Ein malayischer Fürst, der zu Gast war bei einem vornehmen Europäer, urteilte diesem gegenüber nach einer Kinovorstellung folgendermaßen: „Welche Unmasse von Mördern, Dieben, Verrätern, Banditen, Fälschern, Entarteten, Entführern von Frauen, untreuen Gattinnen und schamlosen Mädchen sieht man in eurem traurigen Abendland! Alles was da in euren Kinos und Theatern vorgeführt wird, entspricht doch offenbar der täglichen Wirklichkeit! Und da haben wir bei uns so lange Zeit noch an die Überlegenheit eurer Zivilisation geglaubt!“

Der Europäer war sehr betreten und suchte seinem Gast beizubringen, diese Filme und Theaterstücke seien doch durchaus nicht bezeichnend für die Wirklichkeit . . .

Hierauf hob der Radschah seine Stimme und rief in fast strafendem Ton: „Umso schlimmer! Wenn diese Bilder den Tatsachen nicht entsprechen, warum bestraft ihr dann nicht jene, die auf solche Weise eure Kultur und eure Rasse bloßstellen? Manche Regierungen kümmern sich, scheint mir, nicht um den guten Ruf des Abendlandes; sie sind wohl blind oder ohnmächtig, um zu erlauben, daß man auf solche Weise eure Barbarei ans Licht zerrt!“

Das sind wahrhaftig Worte eines Inders, die uns eingebildeten Europäern zu denken geben sollten.

Die Eskimos — ein neues Opfer der Zivilisation. Eine amerikanische Ärzteexpedition, welche die letzten Jahre in den Gebieten der amerikanischen Eskimos zubrachte, hat nach einem Aufsatz der Wiener „Reichspost“ in ihren Berichten festgestellt, daß die Eskimos ein sterbendes Volk sind. Die von den europäischen Fellhändlern, Walfischjägern, Spekulanten, Beamten, Soldaten usw. nach dem hohen Norden getragene amerikanisch-europäische Zivilisation hat die Lebensbedingungen der Eskimos derart verschlechtert, daß bereits ein starker Rückgang der Geburten eingetreten ist. Außerdem haben die Europäer eine ganze Reihe typischer europäischer Seuchen in den hohen Norden mitgebracht, denen die Eskimos, da sie in ihrem Körper nicht, wie die Europäer durch lange Gewöhnung die entsprechenden Schutzstoffe ausgebildet haben, wehrlos erliegen.

Krankheiten, die in Europa jedes Kind mit Leichtigkeit übersteht, werden unter den Eskimos zu verheerenden Seuchen: Keuchhusten, Masern, Grippe, alle möglichen durch Bakterien erzeugten Erkältungskrankheiten usw. Am gefährlichsten ist für den Bestand des Volkes die früher unter den Eskimos unbekannte Lungenschwindsucht geworden. Befördert wird das Umsichgreifen dieser Krankheiten durch die Annahme europäischer Lebensgewohnheiten, welche zu einer Verweichlichung des nordischen Jägervolkes führen. Die Eskimos tauschen gegen alle ihre Felle Lebensmittel ein, die wegen ihres zu geringen Fettgehaltes nicht genügen, um den Körper bei ständiger Kälte widerstandsfähig zu erhalten, verweichlichende Unterkleidung wird gebraucht usw.

Die europäischen Fellhändler haben die Eskimos überdies zur Massenabschießung der freilebenden Tiere abgerichtet, sodaß die Fellausbeute im hohen Norden immer geringer wird und jene Eskimos, die nicht unmittelbar für weiße Unternehmer arbeiten, bereits mit ausgesprochener Nahrungsnot zu kämpfen haben. Die kanadische Regierung hofft, durch eine Reihe sanitärer Maßregeln und vor allem durch die Einfuhr von Renntieren in die Gebiete der Eskimos die steigende Not beheben zu können.

Gebetserhörungen

Maihingen: Tausendfacher Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und dem sel. Bruder Konrad für Hilfe bei einer schweren Operation. Veröffentlichung war versprochen. Anbei ein Missionsalmosen.

Forst: Von schwerer Krankheit bin ich durch die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph des sel. Br. Konrad und der hl. Theresia genesen. Almosen und Veröffentlichung als Dank versprochen.

Wartha: O. M. Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus für erlangte Gesundheit. Almosen als Dank anbei.

Retzstadt: Innigsten Dank gegen Gott für die erlangte Hilfe.

L. E. K.: Anbei . . . Mark als Dank dem hlst. Herzen Jesu für die Bekehrung ihres Bruders.

L. L.: Herzlichsten Dank dem hl. Antonius für erlangte Hilfe. Anbei ein Almosen als Dank.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Allenz: Innigsten Dank dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung gelobt.

Hagen: Sende . . . Mk. zu Ehren des hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen.

Liedberg: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und hl. Antonius für Erhörung. Veröffentlichung war versprochen.

Altstrimming: Hiermit sende ich Ihnen den Betrag von . . . Mk. für ein Heidenkind als besonderen Dank der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, der hl. Theresia, den hl. 14 Nothelfern und den armen Seelen für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.

Waldmichelbach: . . . Mk. zu Ehren der lb. lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph und hl. Antonius mit vielem Dank erhalten.

Delbrück: Anbei . . . Mk. zur Taufe eines Heidenkindes als Dank zu Ehren des hl. Joseph und hl. Antonius für Hilfe in schwerer Krankheit.

Vardingholt: Ein Heidenkind als Dank für Erlösung nach langem schweren Leiden.

Würselen-Aachen: Sende Ihnen . . . Mk. für ein Heidenkind als besonderen Dank. Veröffentlichung war versprochen.

Lendzin: Herzlichen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, der hl. Theresia und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in einem Anliegen mit der Bitte um weiteres Gebet.

Reichenbach: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen für Hilfe in Anliegen.

Straßburg: Der lb. Mutter Gottes, dem hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia v. K. J. Dank für Hilfe und Verhütung einer Operation.

Griesbach: Dem hlst. Herzen Jesu und dem hl. Judas Thaddäus innigen Dank für rasche und sichere Hilfe in schwerer Not.

Mannheim: Besonderen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Gerard Majella für glückliche Entbindung.

Schmelz: . . . Mk. für eine hl. Messe zu Ehren der hl. Theresia und den armen Seelen für erlangte Hilfe im Stall.

Dahlen: Dank dem lb. Gott für schnelle Heilung eines Fußleidens und für Hilfe im Stall.

Augsburg: Dank dem hl. Blasius für erlangte Hilfe im Halsleiden.

W. S. Sch. Innigen Dank der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. J. für erlangte Hilfe in einer Operation.

Freiburg: L. M. . . . Mk. für ein Heidenkind dankend erhalten.

Gebetsempfehlungen

Ergoldsbach: Bitte ums Gebet zum sel. Bruder Konrad um eine Stellung für meinen Sohn und in schweren Anliegen.

Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Antonius für meine schwerkranke Tochter um Erlangung der Gesundheit und Trost und Ergebung in der Krankheit.

Hohenzollern: Eine Leserin bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. J. und zu den armen Seelen um Hilfe in einer Prozeßangelegenheit und verschiedenen Anliegen.

Ungenannt: P. G. Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter und zum sel. Bruder Konrad um rasche Hilfe in verschiedenen Anliegen.

M.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet in Geldangelegenheit und anderen Sorgen. Bei Erhörung ist Missionsalmosen versprochen.

M. L.: Bitte um eine Novene zum hl. Jud. Thaddäus.

Gleiwitz: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zu den hl. 14 Nothelfern, zur hl. Theresia v. K. J. und zu den armen Seelen in verschiedenen schweren Anliegen.

H. A.: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den armen Seelen um Gesundung in einem fast hoffnungslosen körperlichen Leiden und Hilfe in schweren Anliegen.

Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zur Unbefleckten Empfängnis von Lourdes, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum hl. Joseph um Gesundheit und in einem Anliegen.

Merzen: Bitte um das Gebet zur hl. Familie um Gesundheit, Glück und Segen im Geschäft.

Chechlau: H. M. bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. J. und zu den armen Seelen um eine gute Stellung. Bei Erhörung Almosen.

Chechlau: E. A. bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. J. und zu den armen Seelen um baldige und glückliche Heirat. Bei Erhörung Almosen.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia für meinen schwer kranken Bruder und um eine glückliche Heirat und andere Anliegen. Ein Heidenkind und Almosen versprochen.

Bitte um das Gebet für einen Studenten zur hl. Theresia um Lösung der Berufszweifel.

L. Th. K.: Almosen anbei mit der Bitte um das Gebet zu Ehren des hl. Antonius um mehr Arbeit u. Besserung der wirtschaftl. Verhältnisse.

Breslau: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum hl. Antonius um Erfüllung einer Bitte.

Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu und zur hl. Theresia v. K. J. um Hilfe in der Standeswahl. Almosen ist versprochen.

Walzen: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus, zu den hl. 14 Nothelfern, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Hilfe in verschiedenen Anliegen in der Familie.

Ungenannt: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Judas Thaddäus um Erlangung der Gesundheit.

H.: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um glückliche Geburt.

Gr. Zöllnig: Bitte um das Gebet zur hl. Familie in schweren Anliegen und um gute Dienstboten.

Ungenannt: Eine Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Judas Thaddäus um Genesung eines Sohnes aus schwerer Krankheit.

Rottenburg: Ein Berg.-Leser bittet um das Gebet zu Ehren des hlst. Herzen Jesu, zur lb Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Aloysius und zur hl. Theresia um guten Ausgang einer Prüfung, um Glück und Segen in der Familie und um eine baldige glückliche Heirat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Polch: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. Himerod, zum hl. Antonius, sel. Br. Konrad und zur hl. Theresia in schweren Anliegen.

Karlsruhe: Ein treuer Freund der Missionen und des Vergißmeinnicht bittet um das Gebet für glücklichen Ausgang zweier Prozesse, die er gegen ein gottloses, katholikenfeindliches Ehepaar anstrengen mußte.

Ungenannt: Eine schwergeprüfte Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum hl. Antonius um Wiedererlangung der Gesundheit und in verschiedenen schweren Anliegen.

Slupsko: Ungenannt: Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes von Lourdes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. um Befreiung langjähriger Kopf- und Magenleiden. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Günzburg: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den armen Seelen um dauernde Existenz ihres Mannes und um Hilfe in schweren Sorgen und Geldnot.

A. A.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zu den hl. 14 Nothelfern um die Gesundheit unserer schwer erkrankten Familie.

Koblenz: Eine Schwerkranke bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und Mariä und zum hl. Joseph um eine glückliche Sterbestunde oder Genesung nach Gottes hl. Willen.

Latum-Lauk: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in besonderen Anliegen.

Pullheim: Eine Mutter bittet ums Gebet für ihr Kind.

A. A.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet für ihren Sohn, der schon längere Zeit krank ist.

A. A.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Maria, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius in Geldangelegenheit. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Tann: Eine Mutter bittet innig um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und hl. Judas Thaddäus um Bekehrung eines Sohnes und gute Stellung für die Tochter.

Hausach: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum göttl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen in großen Sorgen.

Th. St.: Eine schwerbedrängte Witwe bittet um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. in dringender Geldangelegenheit.

W. B.: Bitte um das Gebet zur hl. Familie, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia in besonderen Anliegen.

A. B.: Bitte um das Gebet zu Ehren der hl. Familie, zum hl. Antonius, zum hl. Cajetan und zu den armen Seelen um glücklichen Ausgang eines Prozesses.

Rödlas: Anbei ein Almosen mit der Bitte um das Gebet in einem schweren Anliegen.

Oberpraußnitz: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur schmerzh. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia v. K. J. um Erhörung in einem besonderen Anliegen.

Würzburg: Eine Mutter bittet um das Gebet für ihren Sohn um gute Berufswahl.

Aalen: Eine Mutter bittet um das Gebet zur hl. Theresia v. K. J. um Genesung ihrer kranken Tochter. — Eine Frau um Sinnesänderung ihres Mannes und verschiedene Anliegen.

W. A. A.: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. um Hilfe in einem Halsleiden.

Ehrenhausen: Missionsalmosen als Bitte zu Ehren d. hl. Familie um Gesundheit eines schwer kranken Kindes.

Ried: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in schweren Anliegen.

Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Joseph um gute Stellungen für meine zwei Schwestern.

Es starben im Herrn

Missionshaus St. Paul: Ehrw. Br. Hippolyt Zimmermann.

Calacr: Frl. Adele Höfkens, eine eifrige Förderin und Mitarbeiterin in unserer Mission.

Widderhoven: Frau Jansen, eine große Wohltäterin unserer Mission.

Mikultschütz: Viktoria Michatz. Neukirch-Höhe: Elisabeth Hohmann. Breslau: Georg Hirschberg. Dittersbach: Anna Uhrner. Frauenwaldau: Anselm Hiller. Grafenort: Theresia Spittler. Elberfeld: Frl. Blasweiler. Schlich: Peter Jakobs. Eschweiler: Therese Jansen. Nalbach: Katharina Dräger, Nikolaus Schorn. Duderstadt: Wilhelm Londermann, Christine Londermann. Wenholthausen: Frau Ferdinand Didam. Nunnekendonk: Elisabeth Lemmens. Außen: Peter Joseph Quinten. Krefeld-Fischeln: Wilhelm Wirtz. Morbach: Klara Schmittgen. Beuel: Frau Joh. Richarz. Solingen: Wilhelm Ernst. Duisburg-Hochfeld: H. Küppers. Erberich: Frau Dohmen. Köln-Poll: Gertrud Bentzky. Elsen: Maria Ernestie. Nalbach: Maria Klein. Dieseln: Katharina Bach. Rheydt: Stephan Holzen. Salz: Maria Weber. Halbeswig: Wilhelm Vetter. Fretter: Frl. Elise Rünanser. Köln-Sülz: Wilhelm Mohren. Bochum: Maria Strippchen. Willebadessen: Wilhelm Ernst. Mülheim-Saarn: Peter Klütsch. Birkesdorf: Frau Lövenicht. Saarbrücken: Stephan Dick. Eschweiler: Mathias Reinards. Würselen: Frau Weihrauch. Kackenberg: Elise Kexel. Aachen: Maria Tillmann. Meudt: Maria Wolf. Würzburg: Frl. Dora Büchold. Aub: Anna Hirth. Heugrumbach: Mathilde Knauth. Merhelsdorf: Anton Letzel. Ingenried: Theresia Eurisch, Veronika Zwick, Xaver Rieger, Engelbert Rößler, Benedikt Seiler. Bunck: Leopold Bronninger. Enkenbach: Georg Klomann. Trebsau: Jakob Hagnes. Oberleichtersbach: Adelheid Klug. Waldsassen: Josef Ernstberger. Komorn: Josefine Sperer. Augsburg: Frau Abold. Dahn: Friedrich Müller. Adelsdorf: Johann Kauper. Radolfzell: August Maier. Tiengen: Johann Kehl, Franz Götz. Scheßau: Walburga Kaltenbacher. Oberstotzingen: Maria Anna Mack. Regensburg: Joseph Höniger. Dornberg: Hermann Berberich. Schippach: Otto und Hildegard Hofmann.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

SILVANA-HEILQUELLE



Staatlich anerkannter kochsalzfreier, eisen- und kohlensäurehaltiger Kiesel'brunnen
der Mariannhiller Mission, G. m. b. H. Würzburg
Brunnenverwaltung Groschlattengrün im Fichtelgebirge

Harras o. Kiste mit je 30 ganzen Flaschen zu RM. 21.—
Harras o Kiste mit je 20 ganzen Flaschen zu RM. 14.—
Harras o. Kiste mit je 30 halben Flaschen zu RM. 10 50
Harras o. Kiste mit je 60 halben Flaschen zu RM. 21.—

An Flaschenpfand wird erhoben:
für die ganze Flasche 20 Pfennig
für die halbe Flasche 10 Pfennig
für Harras RM. 2.—, für Kiste RM. 5.—

Bestellungen an:
Silvana-Niederlage, Reimlingen (Bayern)

Siehe Artikel in diesem Heft Seite 104

Tagzeiten der unbefleckten Empfängnis

16 Seiten. Preis 20 Pfennig

Für die Jugend wird dieses Büchlein besonders empfohlen, die im Kampfe um die heilige Reinheit allzeit Hilfe findet bei der unbefleckt Empfangenen.

Tagzeiten des hl. Aloysius

24 Seiten. Preis 20 Pfennig

Das Büchlein enthält die Tagzeiten und Litanei zu Ehren des hl. Aloysius, sowie Gebete für die Aloysianischen Sonntage. Die moderne Aufmachung findet allgemeine Befriedigung.

Der selige Don Joh. Bosko

Von D. W. Mut
80 Seiten; reich illustriert 1,50 Mk.

Eine Lücke in der Don Bosco-Literatur füllt das vorliegende Werkchen aus, denn es zeigt den Seligen in seinem ureigensten Element, nämlich als Erzieher der Jugend.

Aus Tschakas blutigen Tagen

Eine Erzählung aus der Zeit der Zulukämpfe vor hundert Jahren von H. R. H.
214 Seiten; illustr., Preis Mk. 1.80

Ein Buch für die reifere Jugend!

In diesem Buche enthüllt sich unseren Augen ein Kulturbild aus dem südafrikanischen Leben zur Zeit des grausamsten aller Zulukönige, Tschakas, des „großen Elephanten", wie es anschaulicher kaum geschildert werden kann. Ein Trauerspiel voll düsterer Größe und furchtbarer Tragik entrollt sich vor uns. Die Entwicklung, der Aufstieg und das grausige Ende dieses dämonischen Tyrannen zeigt uns das entsetzliche Schicksal jener eingeborenen Völker, die in den Greueln des finsteren Heidentums verstrickt sind. Nur dem Christentum ist es zu verdanken, daß die Reste eines unglücklichen Volkes einer lichteren Zukunft entgegensehen. Manche grauenvolle Tat spielt sich vor dem Geistesauge des Lesers ab.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission



Nummer 5 Mai 1931 49. Jahrgang

Verlagsort Mödlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Maiheftes:

Pfingsthymnus 129
Christi Himmelfahrt. Von Angelus Silesius 131
Pfingsten. Von P. Dom Sauerland 131
Aktuelles über Schulwesen in Rhodesia 135
Von der alten Zuluherrlichkeit. Von P. Odo Ripp, RMM. 138
Der Marienritter. V. F. Schrönghamer-Heimdal 139
Maria im Mai — Gedicht . . 140
Die Silvana-Heilquelle 143
Alle Weißen in den Ozean! . . . 152
Allerlei Vegetarisches aus Südafrika V. einem Mariannhiller Missionsbruder. 153
Im Banne der Ngil. Von Hermann Skolaster 155

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Cf. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Neue Bücher für den Maimonat!

Heilige Marienverehrer in Wort und Bild

Unsere Vorbilder u. Führer im Marienmonat. Von D. W. Mut

Mit Bildern nach Kupferstichen aus dem 15. Jahrhundert, vornehm ausgestattet und gebunden Mk. 1.50.

Ein eigenartiges, vornehmes und ansprechendes Marienbüchlein, das besonders geeignet ist für die Maiandacht, für Erwägungen in jedem Marienmonat. Für 31 Tage im Monat wird je ein Heiliger in Wort und Bild gezeigt, der ein besonderer Marienverehrer war.

Das einfache Leben

der Mutter Gottes u. d. hl. Theresia v. Kinde Jesu

Nachahmbar geschildert in Erwägungen für den Maimonat

Von D. W. Mut

Mit zwei Bildern. Preis Mk. 1.50.

Das vorliegende Buch zeigt in 31 Erwägungen in schlichter Weise das einfache Leben der allerseligsten Jungfrau und im Anschluß daran das Leben und die Fürbittmacht der kleinen hl. Theresia. Für Marienkinder ist das Buch ein Ansporn, gleich der hl. Theresia die Mutter Gottes innig zu lieben.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayr.-Schwab.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Gefangenenverkauf in Sowjetrußland. In der offiziellen Halbmonatsschrift des Allgemeinen Christl. Arbeitgeberverbandes Sitz Antwerpen, werden grauenhafte Verhältnisse in den großen nordrussischen Gefangenenlagern aus authent. Quellen geschildert. Die Gefangenenbevölkerung der Sowjetzki-Lager ist innerhalb der letzten 6 Jahre auf rund 40 000 angewachsen. Schon bald nach der Einrichtung der Lager hat sich der Verkauf von Gefangenen zur Arbeitsleistung an Arbeitgeber eingebürgert. Die freien karchischen u. karelischen Lohnarbeiter werden unter dieser Konkurrenz von Jahr zu Jahr stärker zurückgedrängt. Es handelt sich vor allem um Abholzungs, Flößerei- und Entsumpfungsarbeiten.

Für die Gefangenen bedeutet es manchmal allerdings eine Art Glück, zur Arbeit verkauft zu werden, weil sie dann unter gemilderter Aufsicht arbeiten können. Die Sowjet-Lagerverwaltung selbst ist grausam wie nur ein Sklavenhalter. Bis zum Gürtel im Wasser, müssen die Gefangenen im Frühjahr oft 10 und 12 Kilometer weit Postsendungen befördern. Amputationen von verfrorenen Armen und Beinen der Holzfäller, die bei mehr als 20 Grad unter Null ohne genügende Kleidung arbeiten müssen, sind an der Tagesordnung. (Und Europa kauft dieses Holz, weil es einen so „billigen" Preis hat!)

Der Bau der Straßen zwischen Kemj und Uchta (160 Km), sowie zwischen Kemj und Parandavo (82 Km), durchweg sumpfiges Gebiet, hat Tausende von Menschenopfern gekostet. Die Arbeit dauert bei dürftigster Nahrung vom Morgen- bis zum Abendrot. Wer mit dem vorgeschriebenen Pensum nicht fertig wird, muß in die Nacht hinein weiterarbeiten. Morgens gibt es einen Becher kochenden Wassers und ein Stück Brot, mittags dreimal in der Woche Fleischgericht zu 100 Gramm, viermal in der Woche Fisch, abends Bohnen oder Brei. Auf diesen Strecken gibt es nicht einen Fußbreit Boden, der nicht von Tränen und Blut getränkt wäre. An die Ufer der nördlichen Dwina, in das Gebiet von Kemj bis Syrianfk, an die Ufer der Petschora schickt die Lagerverwaltung ihre Sklaven. Unlängst hat die G. P. U. auch den Bau der Eisenbahnstrecke zwischen Pinega und Ustj-Sysolsk und Pinega und Soroka übernommen. Sie verfügt ja in ihren über ganz Rußland verstreuten Gefängnissen über ungezählte Reserven an Gefangenen!

Italien. Im Mittelpunkt der Tätigkeit der Katholischen Aktion Italiens steht gegenwärtig das Bemühen um strenge Durchführung der Sonntagsruhe. In einer Sitzung der Zentralleitung der Azione cattolica wurde festgestellt, daß trotz der Anstrengungen der kirchlichen und weltlichen Behörden es mit der Sonntagsheiligung noch immer sehr schlecht bestellt sei. Die Hauptursache liege in der mangelhaften Gesetzgebung und ihrer noch mangelhafteren Anwendung.

Das Gesetz zum Schutze der Sonntagsruhe stammt vom 7. Juli 1907. Darin wird im allgemeinen nur von der wöchentlichen Ruhe gesprochen; man hat bei Durchsicht des Gesetzes den Eindruck, daß der liberale Gesetzgeber als den normalen wöchentlichen Ruhetag nur deshalb den Sonntag normiert hat, weil an diesem Tage das „Feiern" sich vom Standpunkt der Wirtschaft am leichtesten rechtfertigen läßt. Artikel 8 des Gesetzes läßt daher gleich ein Hintertürchen offen, durch das ohne große Schwierigkeit die Sonntagsarbeit Eingang finden kann; es wird nämlich jeder Präfekt ermächtigt, im Falle wirtschaftlicher Notwendigkeit aus „transitor. Gründen" auch an Sonn- und Feiertagen die Arbeit zu gestatten. Die Katholische Aktion verlangt daher eine gesetzliche Neuregelung und ist bestrebt, die Voraussetzungen dafür durch Weckung des Gefühls für die Heiligkeit des Sonntags zu schaffen.

Der Bischof von Parenzo hat eine Kommission zur Aufnahme eines kanonischen Prozeßverfahrens wegen wunderbarer Vorfälle in der Kirche von Canfarano bestellt. Es handelt sich um Folgendes:

In der Pfarrkirche von Canfanaro (Istrien) sah bei der Nachmittagsandacht am Weihnachtstage der Pfarrer, wie er den eucharistischen Segen erteilen wollte, an Stelle der geweihten Hostie das Antlitz Christi. Auch die Kleriker und verschiedene andere Personen in der Kirche hatten die gleiche Erscheinung. Die vom Bischof bestellte Kommission wird diese Vorgänge aufzuklären haben; es gehören ihr außer einigen Priestern drei angesehene Mediziner an, welche die Personen, denen die Erscheinung zuteil wurde, auf ihren physischen und psychischen Zustand untersuchen werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Sokollnik: Missionsalmosen als Dank zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und den armen Seelen bei Hilfe einer Operation der Schwester mit der Bitte um weiteren Beistand.

Breslau: E. G. Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes v. Lourdes, dem hl. Joseph und hl. Antonius für wunderbare Hilfe mit der innigen Bitte um weitere Hilfe in verschiedenen Anliegen.

Binsfeld: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und dem sel. Br. Konrad für erlangte Hilfe in Krankheit.

Seitenberg: R. Sch. Innigen Dank der lb. Gottesmutter und dem hl. Antonius für baldige Hilfe.

Barendt: J. K. Almosen als Dank für Erhörung einer Bitte.

Kreuzendorf: Innigen Dank für Erhörung einer Bitte.

Thorn: F. G. Anbei Almosen als Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes v. Czenstochau, dem hl. Joseph und hl. Jud. Thaddäus für Heilung einer Mutter von 7 Kindern von schweren Nervenleiden.

A. B. H.: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Jud. Thaddäus und hl. Antonius für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Landa: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und den armen Seelen für Hilfe in einem schweren Anliegen.

Lohr: Vielen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der hl. Rita und dem sel. Br. Konrad für Erhörung in mehreren Anliegen.

Marxdorf: M. K. Sende ein Almosen zum Dank für erlangte Hilfe.

Grombach: Der lb. Gottesmutter und dem hl. Antonius innigen Dank für Hilfe in Anliegen.

Wolfratshausen: Der sel. Br. Konrad hat in einem großen Anliegen wunderbar geholfen.

Bochum: Antoniusbrot als Dank mit der Bitte um weitere Gebetshilfe in schweren Anliegen.

K. J.: Anbei . . . Mk. zur Taufe eines Heidenkindes „Andreas" als innigen Dank für Hilfe in schweren Anliegen.

A. A.: Durch das Gebet zu Ehren der lb. Mutter Gottes v. Schönenberg, des hl. Joseph hl. Antonius und der armen Seelen wurde mir in mehreren Anliegen geholfen.

Neudorf: Auf die Fürbitte der lb. Gottesmutter, der hl. Theresia und des sel. Br. Konrad wurde ich von einem schweren Fußleiden geheilt.

Dörnsteinbach: Dank der lb. Mutter Gottes für Hilfe bei einer Operation.

A. A.: Dank dem hlst. Herzen Jesu und allen meinen Fürsprechern, die ich verehre, für erlangte Hilfe.

Euskirchen: . . . Mk. zur Taufe eines Heidenkindes als Dank der schmerzh. Mutter, dem Br. Jordan Mai für erhörte Anliegen.

Erfurt: Dem hl. Antonius herzl. Dank für Hilfe in einem Anliegen.

Scherpenseel: Für Erhörung in zwei Anliegen der lb. Mutter Gottes und der kl. hl. Theresia innigsten Dank. Veröffentlichung war versprochen.

A. A.: Dank dem hlst. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph und hl. Jud. Thaddäus für Hilfe in Krankheit. Anbei . . . Mk. als Almosen für den Loskauf eines Heidenkindes.

Laibach: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und der hl. Theresia für Erhörung in verschiedenen Anliegen.

Bildstock: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia für Hilfe. Anbei Almosen für Antoniusbrot.

Bildstock: Dank dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. J., dem sel. Br. Konrad und Br. Jordan Mai für erlangte Hilfe.

Essen: Wir senden Ihnen hiermit Almosen für die Mission als Dank für gut erhaltene Wohnung und gewonnenen Prozeß.

Beuel: Der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe und den 14 hl. Nothelfern vielen Dank für Errettung aus schwerer Krankheit.

Aachen: Dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus innigen Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.

Dank dem hlst. Herzen Jesu für erhaltene Gnaden mit der Bitte um weitere Hilfe in der Wirtschaft.

E. M.: . . . Mk. für ein Heidenkind als Dank mit der Bitte um weitere große Hilfe zu allen Heiligen.

Gebetsempfehlungen

Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia und hl. Brigitta um Gesundheit und baldige glückliche Heirat.

Bellheim: Eine Leserin bittet um das Gebet zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, sel. Br. Konrad, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen in schweren Anliegen.

B. K. K.: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. Altötting und zum hl. Antonius um Wiedererlangung der Gesundheit meines Vaters.

Bitte um eine neuntägige Andacht zur schmerzhaften Mutter Gottes, zur hl. Theresia, zum hl. Anton. und zu den 14 hl. Nothelfern um Erhörung in vielen schweren Anliegen.

Eine Berg.-Leserin bittet um eine 9tägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia und den armen Seelen um Erhörung in verschiedenen Anliegen.

A. A. bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zum hl. Jud. Thaddäus, sel. Br. Konrad und zu den 14 hl. Nothelfern in verschied. Anliegen.

A. W.: Bitte um das Gebet um Besserung eines Nervenleidens und in schweren Anliegen. Ferner um Versöhnung mit dem Ehegatten und der Mutter, damit der Friede wieder herrsche.

M. H.: Eine Familie bittet um Gebetshilfe zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und sel. Br. Konrad um Kindersegen.

Würzburg: Ein Berg.-Leser bittet um das Gebet um gutes Examen und rechte Berufswahl.

Neustadt: Bitte um das Gebet zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und hl. Valentin für unseren schwerkranken Sohn.

Ungenannt: Bitte um eine 9tägige Andacht zur lb. Mutter Gottes v. Altötting, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zum sel. Br. Konrad um baldige Regelung einer Heiratsangelegenheit. Bei Erhörung Almosen versproch.

Ungenannt: Anbei . . . Mk. zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen „Maria Theresia und bitte um eine 9tägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia um Erhörung in drei schweren Anliegen.

Krefeld: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in einem Anliegen

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 5 Mai 1931 49. Jahrgang

Pfingsthymnus

(Nach dem römischen Brevier)

In seinem Wechsel bringt das Jahr
Uns wieder jene sel'ge Zeit,
In welcher der Apostel Schar
Der Heil'ge Geist hat eingeweiht.

Wie Zungenform ist jener Schein,
Der aus dem Flammenstrahle bricht;
Voll Kraft soll ja ihr Wort nun sein,
Ihr Lieben heiß wie Sonnenlicht.

Wir bitten dich in Demutsfleh'n,
O Heil'ger Geist! Du lasse auch
Uns deine Himmelsgaben seh'n,
Uns stärken deiner Gnade Hauch!

Noch immer hat des Frommen Herz
Dein hehrer Segen mild berührt!
Vergib uns! Sieh der Reue Schmerz,
Gewähr' uns, was zum Frieden führt!

Dem Vater, den die Schöpfung preist,
Dem Sohne, der vom Tod befreit,
Erstanden ist, dem Tröster — Geist,
Sei Ruhm und Dank in Ewigkeit!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die Himmelfahrt Jesu Christi

Christi Himmelfahrt

Von Angelus Silesius † 1677

Nun fähret auf Marien Sohn
In Gottes und auch seinen Thron.
Er triumphieret wie ein Held,
Der alle Feinde hat gefällt:
Seid fröhlich ihr Himmel,
Macht heil'ges Getümmel,
Eröffnet die Pforten
Mit jauchzenden Worten.
Laßt eure Trompeten aufs kräftigste hören.
Auf daß ihr empfahet den König der Ehren!

Er zeucht nur herrlich bei euch ein
Und bringet euch mit Göttlichkeit
Die menschliche Natur bekleid't;
Ihr könnet nun sehen,
Was vor nie geschehen,
Des Menschen Sohn sitzen
In ewigen Blitzen,
Regier'n und beherrschen mit Gotte zugleiche
Der ewigen Herrlichkeit ewige Reiche.

Betrübt euch, mein' Augen, nicht,
Daß euch der liebste Schatz entbricht;
Es wird in kurzem bald geschehn,
Daß ihr ihn werdet wieder seh'n:
Er will nur beizeiten
Die Bleibstatt bereiten,
In der er mit Freuden
Uns ewig wird weiden;
Bald wird er mit tausendmal Tausenden kommen,
Viel herrlicher als er jetzt Abschied genommen.

Ehr' sei dir, Jesu, ewiglich,
Der du so auffährst wunderlich;
Zeuch auch mein Herz hinauf zu dir,
Daß es erhöht sei für und für,
Auf daß ich mit Wonne
Dir, ewige Sonne
Am Ende der Erden
Mag zugetan werden.
Und, immer und ewig im Himmel erhaben,
Mit deinen Verdiensten mich freuen und laben.

Pfingsten

Von P. Dom. Sauerland, RMM.

Mit Pfingsten feiert die Christenheit jenes weltumformende Ereignis, das der Menschheit eine neue Richtung gab und die Menschenseele neu gestaltete. Pfingsten ist zugleich der Schlußpunkt der Wirksamkeit des göttlichen Heilandes in seiner direkten Einwirkung auf die Menschen.

Pfingsten ist der Geburtstag, der im Feuer und Sturm sichtbar in die Welt tretenden Gemeinschaft der Christusbekenner, der Kirche.

Im Saale des letzten Abendmahles, wo Christus zum letztenmal seine Jünger um sich versammelt sah, wo der Herr das hohepriesterliche Gebet gesprochen und für die Seinen gefleht, wo der gemeinste Verrat begangen wurde, den die Schöpfung kennt: spielte das Geschehen, das den vom Erlöser versprochenen Tröster brachte.

Es war dieselbe Stätte, wo die erste hl. Messe gelesen wurde, die erste hl. Kommunion gespendet ward und die ersten Priester und Bischöfe die Weihe aus den Händen des Gesalbten Gottes selbst empfingen.

Es war der Ort, wo nach dem Hingange des Gottmenschen die Apo-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stel trauerten, an dem sie sich versteckt hielten „aus Furcht vor den Juden", wo dann plötzlich im Glanze der Verklärung ihnen der Herr erschien und wo er den ungläubigen Thomas zum Bekenntnis zwang.

An diesem Orte soll auch die Mutter Gottes entschlafen sein und deshalb heißt es heute die „Dormitio Mariae Virginis!"

Hier fanden unter dem Vorsitz der allerseligsten Jungfrau gleichsam die ersten Exerzitien statt, hier wurde die erste Novene vom Apostelkollegium selbst gehalten und dabei wurden die schwerwiegendsten Fragen der neuen Heilsökonomie verhandelt. An diesem Orte wurde dann tatsächlich der Grundstein der Kirche gelegt und von hier aus geschah der offizielle Eintritt der Apostel und mit ihnen die Kirche in die Welt.

Und seit diesem Tage der Herabkunft des Hl. Geistes beginnt das große Ringen des Hl. Geistes mit dem Ungeist, mit dem Geist der Verneinung, des Widerspruches in der Welt.

Am Anfang allen Geschehens war schon ein gigantischer Kampf ausgebrochen zwischen geschaffenen Geistern und Gott. Luzifer wollte nicht dienen, nicht anerkennen, nicht anbeten! Die guten Engel verschafften der göttlichen Ordnung ihre Geltung. Der Kampf griff über von Dämon zu Mensch. Der Mensch unterlag; aber die Hoffnung auf Rettung wurde ihm gegeben, belebte ihn seit den Tagen altersgrauer Vorzeit und heraufdämmernder Geschichte. Die Juden wahrten die Verheißungslinie, erwarteten aber mit heißer Inbrunst den Erlöser, einen Retter nach ihrem Ideale.

Noch triumphierte der Böse! Noch gab es nur für Wenige Lichtblicke im Dunkel.

Dann trat der Erlöser in die Welt. „Er kam zu den Seinen, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf!" (Joh.). Der Kampf entbrannte. Die materielle Gewalt siegt scheinbar über das Geistige. Die Welt widerstand Gott! Die Hölle setzte mit weltlichen Machtmitteln dem Erlösungswerk den schärfsten Widerstand entgegen. Der Satan selbst setzte den Herodes, die Juden und die Römer in Bewegung und mit der Tragödie am Kreuze glaubte die Hölle ihr Werk gekrönt und die Welt für alle Zeit unter ihr Szepter gezwungen zu haben. Mit der Steinplatte vor dem Grabe glaubte sie mit der verbündeten Welt den Geist Gottes und sein Werk entgültig begraben. Aber Christi Anhänger verzweifeln nicht. Alle dem vorausgegangen war die feierliche Ankündigung des großen Trostvermächtnisses; das Versprechen des Erlösers, den Tröster zu senden.

Und er kam! Wie die Erde sich öffnete und der Heiland triumphierend den Tod bezwang und uns das Unterpfand der einstigen glorreichen Auferstehung gab; so öffnete sich beim brausenden Sturmwind der Himmel. Das Band der Zunge, der Furcht, ward den Aposteln gelöst und sie predigten die neue Heilslehre, den auferstandenen Heiland und die Menschen aller Zungen verstanden sie. Petrus steht wie



Die Ausgießung des Heiligen Geistes

ein Fels, umbrandet von den Wogen der Völker, die nach Jerusalem geeilt waren. Er steht wie ein Fels mit seinen Mitaposteln im Sturme einer neuen Weltreude. Erfüllt vom Geiste, gestärkt durch ihn, in tröstender Gewißheit, daß der Geist bei der Kirche bleibt und die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen.

Der Tröster kam. Er hatte seit Beginn der Zeiten über der Menschheit geschwebt. Seine aufbauende Tätigkeit trat immer wirksamer in Erscheinung. Durch den ganzen Alten Bund hindurch schützte er den Weg der Verheißungslinie mit seinen Propheten. Aber im neuen Bunde baut er, durch die Apostel, seinen Baumeistern, die Kirche, das Lehramt und Hirtenamt. Baut er auf das Reich Gottes in den einzelnen Menschen durch Taufe, Firmung, Priesterweihe, durch alle seine Sakramente jene befruchtenden Ströme von Gnaden, die die hungernde und dürstende Menschheit immer erquicken. Baut weiter auf der Hl. Geist durch Werke christlicher Liebe in ihrer Universalität, baut auf durch die Einheit des Gottes- und Glaubensgedankens. Baut auf und erneuert das Angesicht der Erde. Befreit er Millionen von Menschen vom Sklavenjoche ihrer Unterdrücker, bewirkt die menschenfreundlichste, segensreichste aller Revolutionen, die je den Erdkreis gänzlich umgestaltete. Lehrt er und übt Gleichheit vor Gott, Freiheit von der Sünde, Brüderlichkeit im Sinne Jesu Christi, der allen alles geworden. Facht er an heroisches Tugendleben und überwindet das Laster, besiegt mit gottgefälliger Armut den Teufel des Mammon, stellt die hl. Keuschheit der Verworfenheit entgegen. Erweckt Missionare: Helden der christlichen Opferliebe, Helden des Kreuzes, der Entsagung und des Opfers.

Mit dem heiligen Feuer seiner Liebe überglänzt er die düstere Glut der Widersacher und steht von Anbeginn an mit der satanischen Dreifaltigkeit des Leibeskultes, des Mammonkultes und des arbeitermordenden Maschinenkultes im zähen aber sieghaften Ringen.

Das ist der Kampf des Hl. Geistes, der von gläubigen Herzen, und der Heilsanstalt Jesu Christi, der Kirche geführt wird und an dem sich alle Christen mit ganzer Begeisterung beteiligen sollten: an dem Kampf gegen den Ungeist der Unsittlichkeit, des Machtstolzes, der Herrschsucht, der Ausbeuter, der Völkerbündnisse gegen Gott und Religion. — Vom Wehen des Hl. Geistes gerüttelt, gepackt, geweckt sollten alle Christen zum Kampfe antreten gegen den Ungeist in der Familie, in Schule und Leben, gegen Gottentfremdung, Ehezerrüttung, Jugendvergiftung, gegen öffentliche Gottlosigkeit in Lehre, Presse und durch die Maschine, die keinen Sonntag, keinen Gottesdienst, keine heilige Zeiten mehr kennt.

Wie Festungen ragen über den brodelnden Massen der Kultur-Kämpfer die Klöster und kirchlichen Anstalten und bieten mit der Panzerfeste des Stuhles Petri ein Bollwerk des Hl. Geistes gegen den anstürmenden Ungeist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rettung brachte und bringt aber noch immer der Heilige Geist. Er schwebte einst über dem Chaos. Er reinigte im hl. Zorne den Tempel, er bezwang die Irrlehren, er schirmt noch heute und für alle Zeiten die Kirche, den Glauben, die Völker, die Seelen.

Rettung finden alle, die sich treiben lassen vom Wehen des Hl. Geistes, die sich bewegen lassen von der Gnade.

Rettung fänden die Staaten, wenn sie mit dem Feuer des Hl. Geistes das öffentliche Leben säubern wollten.

Rettung brächte heute Rückkehr zum Väterglauben, zum Gottvertrauen, zur Verehrung und Anbetung des Hl. Geistes, als Tröster und Retter in leiblichen und seelischen Nöten.

Aktuelles über Schulwesen in Rhodesia

Die Regierung von Rhodesia erließ folgendes Zirkular für die Schulen:

Erziehungs- und Schulwesen. Salisbury, den 27. 1. 1931

An die Inspektoren und Leiter der Regierungs-Schulen und der vom Staate unterstützten Farmschulen, sowie an die Vertreter der verschiedenen Religions-Gesellschaften in Süd-Rhodesia!

Über Religions-Unterricht in den Schulen Süd-Rhodesias

Die Aufmerksamkeit der Regierung wurde auf ziemlich bedeutende Mängel im Religions-Unterricht gelenkt und wie derselbe in den Schulen von Süd-Rhodesia gegeben wird.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß nach der Schulverordnung des Jahres 1903 den Geistlichen das Recht gesichert wurde, die Schulen zwecks Erteilung des Religions-Unterrichtes zu besuchen. Aber selbst da, wo dieses Recht, die Schule zu besuchen, regelmäßig ausgeübt wird, zeigt sich noch ein großer Teil der Kinder mit völlig ungenügenden Kenntnissen sowohl bezüglich der Bibel als auch des historischen Christentums. Wenn auch in gewissen Schulen der Religions-Unterricht als ein regularer-wöchentlicher Unterrichtsstoff von den Lehrern dieser betreffenden Schulen behandelt wird, so gibt es doch allem Anschein nach manche Fälle, wo aus diesem oder jedem Grunde der Religions-Unterricht ausfällt, besonders da wo das Recht des Besuches der Schule nicht ausgeübt wird.

Die Regierung fühlte, daß unter diesen Umständen die Handhabung des derzeitigen Religions-Unterrichtes keineswegs befriedigend sei und veranlaßte deshalb die Einberufung einer Konferenz von Geistlichen und Vertretern der Schulbehörden, welche unter dem Vorsitze des Kolonial-Sekretärs die Frage des Religions-Unterrichtes eingehend beraten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sollten. Diese Konferenz hat die unten folgenden Beschlüsse einstimmig angenommen.

1. Daß der Religions-Unterricht der erste Unterricht am Morgen sei, soweit dies eben möglich gemacht werden kann (resp. daß die Schule mit dem Religions-Unterricht begonnen werden sollte). Die Zeitdauer für Gebet und Unterricht soll für die Kleinen und Anfänger täglich 20 Minuten nicht übersteigen.

Für die erste bis zur fünften Klasse einschließlich sei der Unterricht dreimal zu geben, jedesmal eine halbe Stunde.

Die höheren Klassen aber sollen nicht weniger als zweimal Religions-Unterricht haben in der Woche, zu je einer halben Stunde.

Der Religions-Unterricht selbst werde für alle Kinder während der Schulstunden erteilt. Die Geistlichen der verschiedenen Religions-Gemeinschaften werden deshalb ersucht, mit den Schulvorständen ihres Bezirkes zu vereinbaren, wann sie in der Schule anwesend sein können. An den Tagen, an denen die Obengenannten den Unterricht nicht selbst geben können, sollen die Leiter der Schulen anordnen, daß die ihnen unterstellten Lehrer diesen Unterricht geben, gemäß der vereinbarten Ordnung und Reihenfolge.

2. Es wurde ferner vereinbart, daß die „Hampshire"-Reihenfolge des Religions-Unterrichtes eingeführt werde zum Gebrauche in Süd-Rhodesia, auch solle die formelle Erlaubnis, diese im hiesigen Lande zu gebrauchen, nachgesucht werden, und daß die im Stundenplan der südrhodesianischen Schulen vorgeschriebenen Gebete demselben einverleibt werden dürfen.

Diesen Beschlüssen hat die Regierung ihre Zustimmung gegeben und in Übereinstimmung mit denselben sollen die Leiter der Schulen eine Zusammenkunft mit den in ihren Bezirken tätigen Religions-Dienern anberaumen, um sobald als möglich die Zeit festzustellen, wann Letztere in der Schule anwesend, resp. Religions-Unterricht halten möchten. Was auch immer für ein Stundenplan vereinbart wird, so erwartet man doch, daß die Geistlichen die ihnen zugestandene Zeit voll ausnützen.

An den Tagen, an welchen die Geistlichen verhindert sind, selbst den Religions-Unterricht zu halten, soll derselbe vom Lehrerpersonal gegeben werden und zwar nach dem vereinbarten Schema und Stundenplan. Es sind bereits Schritte getan worden, daß das „Hampshire"-Schema des Religions-Unterrichtes gedruckt und verteilt werde an alle, welche damit zu arbeiten haben.

Es diene ferner zur Kenntnisnahme, daß nur dann ein Schüler vom Religions-Unterricht fernbleiben darf, wenn Vater oder Mutter schriftlich darum nachsuchen. Es sollen aber für solche Schüler eventuell eigene Unterrichtsstunden eingerichtet werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochwürdigster Herr P. Em. Hanisch, RMM., Apostolischer Präfekt von Umtata. (Mariannhiller Mission)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Religions-Unterricht ist für die Lehrer „fakultative", soweit dies möglich sein wird, und sollen die Leiter der Schulen mit solchen ihrer Lehrer vereinbaren, diese Arbeit zu übernehmen, welche dafür am besten geeignet sind.

Die Leiter der Schulen werden ersucht, dem Direktor des Schulwesens in Süd-Rhodesia am Ende des Jahres Bericht zu erstatten über den Erfolg des neu eingeführten Schemas und ob die Mitarbeit der Geistlichen und des Schulpersonals bessere Erfolge gezeitigt hat.

gez.: L. M. Foggin, Direktor des Schulwesens

Von der alten Zuluherrlichkeit

Von P. Odo Ripp, RMM., Maris Stella

(Schluß)

Wie ein wohliger Schauer rieselte es über den Rücken des Gefeierten und kein Wunder, wenn ob solcher Ehrung vor dem ganzen Kriegsheer sein Ehrgeiz angespornt und die Gier nach mehr Ruhm geweckt wurde. Diese so heiß ersehnten Preisnamen wurden jedoch nur spärlich den einzelnen Kriegern beigelegt, die meisten erhielt der König von seinen Barden angedichtet. Wohl oder Übel, jeder mußte sein Bestes leisten, denn Feigheit und Flucht wurden peinlichst gestraft. Tschaka, dieser titanenhafte Gewaltmensch, der sich würdig in die Galerie der größten Scheusale einreiht, die je ein Volk geplagt haben, gebrauchte da recht drastische Mittel, um die Zucht seiner Mannen stramm zu halten. Er ging bei Begründung seines Reiches selbst mit in den Kampf. Nach Beendigung desselben hieß es: „Leset aus die Feiglinge." Die armen Opfer wurden erfaßt. Auf Kommando erhoben sie beide Arme in die Höhe und es erfolgte der Lanzenstoß durch die Armhöhle ins Herz, wobei er sagte: „Laßt ihm den Speer verkosten, dem er entrinnen wollte."

Eine mehr gelindere, aber für die Krieger recht beschämende Strafe erfolgte beim allgemeinen Festschmaus. War das Fleisch der Ochsen gebraten und den Tapfern in der Nähe des Eingangs in die königliche Hütte vorgesetzt, so mußten die Drückeberger etwas abseits sitzen und erhielten „ins Wasser eingetauchtes Fleisch" auf Scherfen serviert. Das war nun eine brennende Schmach für die Männer, in ihrem Herzen entstand ein heftiges Verlangen, bald in einen neuen Krieg zu ziehen, um sich durch Wagemut und Todesverachtung aus dieser öffentlichen Blamage zu reißen. „Ins Wasser eingetauchtes Fleisch" zu erhalten, war gefürchtet wie der Tod. Gelang es nun den an den Pranger gestellten durch Tapferkeit sich im nächsten Scharmützel auszuzeichnen, so erfolgte deren Ehrenrettung. Es wurde dem König gemeldet: „Vater, beim ersten Zusammenstoß mit dem Feind hat N. N. den und jenen niedergestreckt. Somit ist er vom Scherbentisch der Feiglinge weggegangen." Der Häuptling stimmte bei und er erhielt jetzt sein Fleisch mit des Königs Tischgenossen, die izilomo genannt wurden.

Die Heiden sind so recht Bürger des Weltstaates des Fürsten der Finsternis. Das Lob und die Ehre bei Gott ist ihnen unbekannt, darum gieren sie so leidenschaftlich nach Ehre vor den Menschen. Die Hoffnung, eine unverwelkliche Krone im Reiche der Ewigkeit zu erwerben, erhellte nie ihre finstere Seele; darum der Heißhunger, sich mit eitlem Ruhm zu bedecken. Welches sind nun die Taten, zu denen solcher Ehrgeiz anspornte? Mord und Totschlag, Raub und Blutvergießen. Ja, viel unschuldiges Blut klebte an diesen Ehrentiteln. O, man glaubt es noch zu hören, das Stöhnen und Wimmern, das Ächzen und Schreien der wehrlosen Opfer von Kindern und Frauen, denen beim nächtlichen Überfall die Hütte über dem Haupte angezündet, oder die Lanze ins Herz gestoßen wurde. Für solche Schandtaten im Namen eines Wüterichs ausgeführt, erhielten die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Täter Lob und Auszeichnung. Diese Titel galten als höchstes Kleinod. Mit diesen Preisnamen wurden die Träger gelegentlich bei Feierlichkeiten gelobt und noch bei ihrem Tode damit angerufen. Die Leute sagen nämlich: „Die Ehrennamen sterben nicht" und die Barden singen:

„Sterben werden die Leute und ihre Preisnamen bleiben,
Bleiben werden sie und sie betrauern;
Bleiben werden sie, und sie beklagen auf ihren Heimstätten."

Aus diesen Worten klingt etwas Poesie, ein höherer Gedanke an das Fortleben der Seele, an die Liebe und Teilnahme der Hinterbliebenen für ihre Dahingeschiedenen. Im übrigen ist wenig poetischer Schwung in diesen Preisnamen. Viele derselben riechen nach Blut, manche nur auszusprechen sträubt sich ein reiner Mund. Viele sind recht rätselhaft und unverständlich, da sie an Ereignisse und Verhältnisse anspielen, die heutzutage unbekannt sind.

Der Mensch ohne Gott verherrlicht sich selbst, macht sich zum Götzen, der angebetet sein will. Das ist nun die „Hoffart des Lebens" in ihrer grassesten Form, von der die Menschen nur geheilt und befreit werden können durch Anschluß an Christus, der sie belehrt über ihren wahren Wert sowie über ihr Verhältnis zu Gott, ihrem Ursprung, dem allein alle Ehre gebührt. Der Mensch aller Zeiten und Zonen bleibt sich wesentlich überall gleich. Von den heidnischen Römern schreibt der Bischof von Hippo: „Da jene dem irdischen Staate angehörten und ihnen als Endziel aller für denselben geleisteten Dienst sein Fortbestehen vorschwebte, und ein Reich nicht im Himmel, sondern auf Erden, nicht im ewigen Leben, sondern da, wo einer nach dem andern im Tode dahinscheidet, . . . was hätten sie da anders lieben sollen als den Ruhm, mittels dessen sie auch nach dem Tode gleichsam im Munde der sie Lobpreisenden fortleben wollten?" (Civ. Dei, Lib. 5,14).

Auch bei denen, die „im Wasser und hl. Geiste wiedergeboren sind", regen sich Anwandlungen zu eitler Ehre. Betrachten wir die Ehre als ein Abglanz der Herrlichkeit Gottes, die auf seine Kinder niederstrahlt, so mögen wir uns derselben bescheidenerweise freuen und ihm danken; denn die Ehrung des Menschen ist ein Ansporn, Gottes Gaben in sich und andern zu erhalten. „Ehre nährt die Künste und alle werden durch Ruhm und eifriges Streben angefeuert; dasjenige aber liegt allzeit darnieder, was nirgends Anerkennung findet", sagt ein Weltweiser.

Zuletzt hören wir noch den guten Rat der kleinen hl. Theresia, der über alle Weltweisheit geht und also lautet: „Im Himmel ist es, wo wir voll und ganz unsere Titel erkennen werden. Wer auf Erden es sich erkoren, der Ärmste und Unbekannteste zu sein aus Liebe zum Herrn, wird der Erste, der Reichste und am meisten ausgezeichnete sein."

Der Marienritter

Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Am 31. März im Jahre des Heiles 1293 ward dem edlen Ritter v. Berg zu Konstanz am See ein wunderzartes Knäblein geboren, dem sie in der Taufe den Namen Heinrich gaben. Da das Knäblein heranwuchs, wurde man gewahr, daß es gar nichts von der draufgängerischer Art seines weltmännischen Herrn Vaters an sich hatte, sondern ganz und gar der stillen, gemütreichen, gottinnigen Frau Mutter nachschlug, die eine Edle von Seuse aus Überlingen war. Wie denn die Eltern den weltabgewandten, ganz in sich gekehrten Sinn des Knaben erkannten, taten sie ihn auf seinen Wunsch in Konstanz zu den Dominikanern, auf daß er nach seiner Mutter Art ganz im Geistlichen auf-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ginge und ein rechter Gottesfreund würde gleich dem großen Meister Ekkehard, dessen Ruhmes weiland das heilige römische Reich deutscher Nation vollgesättigt war. Und wie im Knaben der weiche, gottmütige, heilstrebende Sinn seiner Mutter immerdar lebendig blieb, tat er seines Vaters Namen ab und nannte sich hinfort nur mehr nach seiner Mutter Suso, das ist der von Seuse, über den das Sausen des heiligen Geistes und das Säuseln der himmlischen Gnaden gekommen.

In seiner weichen Gemütsart dachte er in aller Beschaulichkeit, ohne Leiden und Anfechtungen, ein Gottesmann zu werden, uneingedenk der Schriftworte, daß Gott seine Lieblinge ganz besonders unter seine Zuchtrute nehme, wie er denn selbst den Weg des Kreuzes und Leidens als Erlöser vorangegangen.

In diesen Zeiten seines Anfanges fuhr er einmal über den Bodensee, um in einer Pfarre am andern Ufer dem gemeinen Bauernvolk eine recht süße, innige Maienpredigt zu halten über die schönste und reinste aller Frauen, Marien, die Gottesmagd.

Wie er aber zu dem Fuhrmann in den Nachen stieg, saß darin schon ein Junker, aufgeziert wie ein Pfau, dem man das Weltkind schon von weitem ansah. Der Gottesmann grüßte artig, wie er es von Hause hatte, und fragte höflich nach woher und wohin.

„Ei", gab der Junker Bescheid, „ich bin auf Wegfahrt zu den Edelleuten des Landes. Turnier ist angesagt zu Konstanz in der Stadt, und ich soll die Herren laden, die gern stechen und hauen, hofieren und schöner Frauen Gunst erwerben möchten. Hoffe selbst eine Lanze zu brechen für eine, die ich von Herzen minne."

„Und was ist der Lohn für solch unsinniges Stechen und Hauen?" fragte der Gottesmann dawider.

„Der Lohn? Ei, der ist hoch genug! Die schönste Frau gibt dem trefflichen Kämpen ein güldnes Ringlein an die Hand mit einem holdseligen Lächeln und minnigen Blicken, davon die Herzen schmelzen wie

Maria im Mai

Du bist die schönste Blüte
Im Blütenmonat Mai,
Wie du, so mein Gemüte
Ein Frühlingsgarten sei.

Und alle Blumen drinnen
Sie sprossen für dich allein
Und all mein Sinnen und Minnen
Es ist auf ewig dein!

Und alle Knospen springen
Im Herzen und duften nur dir,
Und all mein Dichten und Singen
Preist dich, o Frauenzier!

Mein Lied soll nie verstummen,
Das bis zum Tod ich dir weih';
Das wird mit Liedern und Blumen
Ein ewiger Herzensmai!



Sassoferata — Hanfstängl, München

Betende Maria

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Butter in der Sonne. Und Ehre wird dem Sieger von allen Herren! Ist das nicht Lohn genug?"

„Und wie geht das zu, daß einer solche Ehren erwirbt?"

„Wie denn? Stechen und hauen muß er und sich selber stechen und hauen lassen, wie's einen im Gedränge eben trifft. Wer keck im Sattel sitzt und nimmer weicht, dem wird das Ringlein von der schönsten Hand."

„Wär's denn nicht genug, wenn einer schon beim ersten Anprall seinen Mann stellt und den andern aus dem Sattel hebt?"

„Das ist wahrlich nicht genug. Da wäre das Turneyen ja ein Kinderspiel. Wer nach dem Ringlein trachtet, muß aushalten bis der Letzte auf dem Platze liegt. Er darf nicht verzagen, und wenn ihm das Feuer um die Augen flöge und das Blut aus Mund und Nase bräche. Es muß ausgehalten sein bis zum letzten End'!"

„Hm", tat der Gottesmann in seiner weichen Art, „und solches muß der Streiter alles hinnehmen? Darf er sich nicht traurig gebärden, auch nicht weinen und klagen, wenn ihm so übel mitgespielt wird?"

„Das wäre mir ein schöner Ritter!" höhnte der Junker. „Der soll doch gleich einen Weiberkittel anziehen und mit den Mägden Linsen lesen! Bei Gott! Und wenn einem Kämpen das Herz aus dem Leibe wiche, wie manchem geschah, er darf mit keiner Wimper zucken. Er muß sich keck und frisch gehaben durch das ganze Turney, ansonsten verliert er Ringlein und Ehre und hat den Spott noch obendrein."

Da ward der Gottesmann ganz in sich gekehrt und sprach in heiligem Eifer: „Ach Gott, müssen die Ritter und Weltleute solche Leiden erdulden um so geringen Lohn! Denn was ist ein Ringlein? Vergänglich Gut. Was ist die schönste Frauenhand in hundert Jahren? Staub und Moder. Was ist Ruhm und Ehre? Eitelkeit der Eitelkeiten. Ihr armen Ritter, die ihr euch selbst um den höchsten Lohn betrügt! Da diene ich doch tausendmal lieber der Himmelsfrau Marien, der reinsten Magd, und empfange von ihr als Lohn die Krone des ewigen Lebens! Und wie ist dieser himmlische Minnedienst so leicht und ohne Leiden!"

Damit stieg er aus dem Nachen und trat unter das gemeine Volk, das unter der Marienlinde mit dem Marienbilde schon versammelt war, um seinen meisterlichen Worten über die wahre, ewige Minne zu lauschen. Kaum aber hatte er seine preisliche Predigt hinter sich, da überfielen ihn auf einmal soviele Leiden, wie kaum ein Kämpfer im Turney zu erdulden hat, daß alle das größte Mitleiden mit dem gemarterten Gottesmann hatten. Der aber erkannte seine Leiden als von Gott gesandt, und in der Stille des nächsten Morgens hörte er eine Stimme: „Du willst ein Marienritter sein? Wo ist denn deine geistliche Ritterschaft? Was soll ein strohener Ritter und ein tuchener Mann? Große Verwegenheit in Freude haben und im Leiden verzagen, davon gewinnt man das ewige Ringlein nicht, das du begehrst."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„O weh, Herr", rief der Marienritter in seiner Not, „deine Turniere sind aber gar zu schmerzlich und langwierig!"

Rief die Stimme dawider: „Dafür ist aber auch Preis und Ehre beständig und ewig. Hast du nicht gelesen, daß nur die selig werden, die bis ans Ende ausharren?"

„Herr", rief der Gottesmann von neuem, „so laß mich wenigstens weinen in meinem Leiden! Mir ist das Herz gar zu voll!"

Die Stimme aber sprach: „Weinen willst du wie ein Weib? Wie mag ein Marienritter weinen, der nach dem ewigen Ringlein die Hand ausstreckt? Gehabe dich fröhlich und in Freuden, daß es weder Himmel noch Erde inne werde, wie du leidenswegen geweint hast."

Da lachte der Marienritter unter versiegenden Zähren und gelobte Gott, daß er auch im ärgsten Leiden nicht mehr weinen wolle, wenn ihm nur das himmlische Ritterringlein zuteil werde.

Bald darnach, nachdem er sich ritterlich gehalten in noch grimmigeren Leiden, sandte ihm Gott eine große Tröstung wie zum Erweise der Seligkeiten, die denen beschieden sind, die im Leiden ausharren bis ans Ende. Da er allein im Chore war, überkam ihn eine Verzückung, indem seine Seele in himmlische Gefilde entrückt ward. Er sah sich in hellem Leuchten, in dem er seiner selbst und aller Welt vergaß. Ein Strömen von wogenden Wonnen war um ihn, daß er entzückt ausrief: „Ist das nicht das Himmelreich, so weiß ich nicht, was der Himmel sonst sein soll! All das Leiden, das man in Worte fassen kann, vermag billig die Freuden nicht zu verdienen, wie man sie ewig besitzen soll."

Diese überschwängliche Seligkeit währte wohl eine Stunde. Als er wieder zu sich kam, rief der Gottesmann: „Ach, herzinniges Gut, diese Seligkeit kann nimmermehr aus meinem Herzen entschwinden."

Viel Ungemach und Leiden hat der selige Mann forthin noch durchmachen müssen. Aber sie waren ihm ein Nichts gegen die genossenen Paradieseswonnen jener Verzückung, die ihm den Vorgeschmack der ewigen Seligkeiten gaben, um die kein Erdenleiden vergeblich erlitten wird.

Die Silvana-Heilquelle

1930 in den Besitz der Mariannhiller Mission übergegangen

Die griechische Sage erzählt von einem Riesen, der so stark war, daß ihn keiner bezwingen konnte. Denn so oft er im Kampfe die Erde berührte, bekam er neue Kräfte, die ihn unbesiegbar machten. Dieser Glaube an die Wunderkraft des Erdbodens ist kein Zufall und keine willkürliche Erfindung. Gewaltige Kräfte schlummern in der Erde und warten auf den Moment, emporzudringen an die Oberfläche, um den Menschen Nutzen und Heil zu bringen.

Warum nehmen die Menschen nichts von diesen wunderbaren Kräften, die allem Lebendigen Gesundheit, Frische und neues Leben verleihen, in sich auf? Nun, teilweise und auf indirektem Wege geschieht dies ja schon, denn die Pflan-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Ein duftender Maiglöckchenstrauß

zen, Kräuter und Früchte, die wir genießen, enthalten einen Teil dieser Säfte und Stoffe, die zur Erhaltung und Stärkung unserer Gesundheit nötig sind. Aber die Natur hat noch einen anderen Weg gefunden, um den Menschen diese heilsamen und belebenden Kräfte, die sie im Schoße der Erde hegt, direkt und unvermischt zuzuführen. Sie läßt aus den Tiefen einen köstlichen, unschätzbaren Heiltrank hervorsprudeln, eine Quelle, die all das enthält, was die Erde an kräftigenden, nährenden und heilenden Stoffen in sich birgt. Aus der tiefsten Tiefe kommt dieser Quell. Durch Kalk- und Lehmschichten sich drängend, durch Gestein sickernd, durch Erdgase hindurchfließend, so sucht er sich seinen unterirdischen Weg, alles in sich aufnehmend und aufsaugend, was da unten in der verschwiegenen Tiefe an Wunderkräften ruht. Und wenn er dann endlich nach langer, stiller Wanderung als heilkräftiger Quell ans Licht dringt, dann bringt er so wirksame Bestandteile, so heilsame, wunderwirkende Substanzen mit sich, wie sie vordem kein Arzt der Welt so zusammengestellt hat.

Die Natur, die große, unübertroffene Ärztin, hat hier der leidenden Menschheit einen Heiltrank bereitet, wie er segensreicher noch nie geschaffen wurde. Aus den wunderwirkenden Kräften, die als ein reicher Schatz in den Tiefen der Erde ruhen, ist dieses Heilmittel entstanden, ist uns geschenkt worden als eine Gabe, die dem Menschen das köstlichste Gut, den höchsten Reichtum bringt, die Gesundheit.

Wir alle erinnern uns aus unserer Kindheit an das wunderschöne Märchen vom kranken König, der siech und elend darniederliegt und dem alle Heilkünstler des Reiches keine Genesung bringen können. Da zieht ein Jüngling aus, um den König zu heilen. Eine gütige Fee zeigt ihm den Weg nach dem Wunderbrunnen, aus dem das heilende Wasser sprudelt. Er füllt eine Flasche davon und kehrt damit zurück in das Land des kranken Königs. Dort tritt er ans Bett des Kranken, läßt ihn von seinem Wundertrank trinken, und der König wird gesund, frisch und neuverjüngt.

Was ist dieser Wundertrank, der in die Flasche gefüllt und in das Haus des Kranken gebracht wird anders als unser Mineralbrunnen! In Flaschen abgefüllt und fürsorglich verschlossen kommt die **„Silvana-Heilquelle" in völliger Frische und Unmittelbarkeit zu dem Kranken, der heute keine weite, kostspielige Reise mehr zu machen braucht, um den heilkräftigen Brunnen zu trinken.** Heute wissen wir, daß kein Feenwerk und keine Zauberei der Quelle ihre segensreiche Macht verleiht. Wir wissen, daß die Natur es ist, die große Wohltäterin der Menschheit, die das alles bewirkt.

Die Luft, die wir atmen, und das Wasser, das wir trinken, haben beide die wunderbare Eigenschaft, daß sie unbemerkt und unfühlbar, ohne jede Beschwerde oder Mühe alle Teile unseres Körpers durchwandern und durchströmen und die innersten und edelsten Stellen durchfluten. Ein Wasser also, das besondere Heilkräfte mit sich führt, wird alle diese Kräfte dem gesamten Körper auf die leichteste und unmittelbarste Weise, gleichsam spielend, zuführen. **Die „Silvana-Heilquelle", die seit 1760 bestehende, staatlich anerkannte öffentliche Heilquelle,** birgt so viel gesunde, für den menschlichen Organismus wertvolle Stoffe in sich, daß er als ein **Gesundheitstrank allererster Ordnung** das höchste, uneingeschränkteste Lob und die weiteste Verbreitung bei allen Kranken und Leidenden verdient. Sie ist ein natürliches Heilwasser ohne jeden künstlichen Zusatz. „Silvana-Heilquelle" kann ohne Beschwerde von jedem genommen werden; auch der schwächste Magen, der sich häufig gegen künstliche Arzneimittel sträubt, verdaut und verarbeitet den Stahlbrunnen und die in ihm enthaltenen heilenden Stoffe, und leitet sie so durch das Blut allen Teilen des Körpers zu.

Die Kohlensäure, die starken Erdsalze, das Eisen und die sonstigen heilkräftigen Bestandteile, die das Wasser enthält, arbeiten unmittelbar nach der Aufnahme galle- und fäulnistilgend, magenbelebend, nervenstärkend und bluterneuernd. Die **„Silvana-Heilquelle"** hat noch den weiteren, **unschätzbaren Vorteil, daß sie stets von der Quelle versandt wird.** „Silvana-Heilquelle" hat keine Lagerung durchzumachen, sie kommt immer frisch ins Haus, ein Vorzug, der für die Wirkung des Wassers von hohem Wert ist. Stets hat der Kranke, der die Trinkkur zu Hause gebraucht, die sichere Gewähr, daß die Flasche mit „Silvana-Heilquelle", die vor ihm steht, neu abgefüllt ist, sodaß er allzeit frisches, unverbrauchtes und vollkräftiges Wasser genießt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Silvana-Heilquelle" hat keine künstlich eingepumpte Kohlensäure. Als rein natürliches Mineralwasser enthält es dagegen viel gebundene, unsichtbare Kohlensäure. Und gerade diese gebundene, unsichtbare Kohlensäure ist von hohem, unschätzbarem Wert für die Verdauungsorgane, für Magen und Nieren.

Eine leichte Trübung des Wassers nach dem Öffnen der Flasche ist kein Fehler, es beweist im Gegenteil gerade, daß es sich um ein rein natürliches Mineralwasser von heilkräftiger Wirkung handelt.

Unsere Quelle ist ein von Autoritäten längst anerkanntes und geschätztes Heil- und Kräftigungsmittel für das Blut und die inneren Organe.

Wir geben aus dem reichen Gutachten-Material jeweils für jede Krankheitserscheinung, die durch Silvana beeinflußt werden kann, ein Beispiel.

Arterienverkalkung (Arteriosklerose)

wird häufig und nicht ganz mit Unrecht als eine Kulturkrankheit bezeichnet. Sie ist ein Abnutzungsvorgang der Gefäße und damit der Organe im Sinne des Alterns.

Prof. Kühn schildert die Altersvorgänge in eindrucksvoller Weise: „Das Altern beginnt, wenn der physiologische Kieselsäure-Ersatz anfängt nachzulassen. Ist diese Kieselsäure der Mörtel, der die verschiedenen Mineralien als Mauersteine des Zellsystems vor dem Auseinanderfallen bewahrt, so würde sich das Mauerwerk beim Fortfall oder Schlechterwerden dieses Mörtels lockern und schließlich brüchig werden. Der stolze Bau des menschlichen Körpers wird ohne Kieselsäure zur frühzeitigen Ruine." — „Die Kieselsäure", schreibt Prof. Dr. med. Axel Winckler ergänzend, „gibt dem Mineralwasser „Silvana-Heilquelle" eine charakteristische Note. . . . Kieselsäure gehört ebenso wie Eisen und Kalk zu den Bausteinen des Organismus" . . .

Anämie (Blutarmut)

eine häufig auftretende Krankheitserscheinung wurde von Dr. med. H. in M. in vielen Fällen erfolgreich behandelt. „Bei anämischen Kranken", schreibt er, bevor er eine Anzahl besonderer Fälle, wovon wir nur zwei bekanntgeben, aufführt, „war die schnelle Vermehrung der roten Blutkörperchen, wie auch die schnelle Einstellung eines regelmäßigen leichten Stuhles zu beobachten."

„Fr. Dr. T. W. . . 26 Jahre alt. Diagnose: Sekundäre Anämie. Nach viertägigem Genuß der „Heilquelle" Appetit und Schlaf. Nach weiterem Gebrauch von 20 Flaschen gesundes Aussehen, vollkommen geregelter Stuhl; weder Mattigkeit, Kopfschmerz noch Herzbeschwerden. Wohlbefinden anhaltend."

M. . . den 10. August 1927 gez. Dr. med. H.

Belebung der Nerventätigkeit

Die Zahl dieser Krankheitserscheinungen ist erheblich groß. Einzeln auf alle einzugehen ist nicht möglich; gut ist nach ärztlichem Rat zu handeln. Nervenkranke finden wahre Linderung und Heilung durch eine regelmäßige Trinkkur mit „Silvana-Heilquelle", erhöhte Energie und Kraftleistung, neuen Lebensmut und Existenzsicherung.

„Nervöse Kopfschmerzen und starkes Angstgefühl zwangen mich, meine Studien zu unterbrechen. Daheim machte ich eine Trinkkur mit „Silvana-Heilquelle", worauf die unangenehmen Erscheinungen verschwanden. Heute studiere ich — mehr wie früher — ohne Beschwerden, ich trinke aber auch täglich eine Flasche „Silvana-Heilquelle."

H. . . 25. Juli 1929 gez. L. D.

Belebung der psychischen Kräfte

Die psychischen Ermüdungszustände, die auch geistige und seelische Depressionen genannt werden, kennt heute ein jeder geistige Arbeiter, sogar der jugendliche Studierende. Wie sehr dadurch die Denkkraft, die geistige Spannkraft und das psychische Gleichgewicht gestört wird, ist Eingeweihten zur Genüge bekannt. Die Folgezustände solcher Depressionen können unter Umständen ernster Art sein. Daher ist es zu empfehlen, bei den leisesten Anzeichen für das Auftreten einer Depression sofort zur Kräftigung und Belebung der psychischen Kräfte „Silvana-Heilquelle" zu trinken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hochw. P. Chrysostomus Ruthig, RMM.
am Tage seines silbernen Priesterjubiläums

„Vollständig unfähig war ich für meine Berufsarbeiten, da mir ein Müdigkeitsgefühl Denk- und Spannkraft geraubt und mich sehr reizbar gemacht hatte. Einige Wochen Ruhe und der tägliche Genuß der „Silvana-Heilquelle" brachten mir Besserung. Ich hoffe in einigen Monaten meinen anstrengenden Beruf wieder aufzunehmen."

W. . . gez. Frz. M.

Belebung der Stoffwechselvorgänge

Solange ein Körper lebt, findet in ihm ein ständiger Stoffwechsel statt. Es ist ein Austausch einerseits zwischen frischer Zufuhr an Kraftstoffen und andererseits dem Abtransport der verbrauchten Stoffe wie Schlacken, Selbstgifte usw.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bei den Stoffwechselvorgängen spielen Mineralwässer eine große Rolle, die vornehmsten aber unter diesen sind jene, die Kieselsäure führen. Die „Silvana-Heilquelle" steht mit an erster Stelle, weil sie beim gesunden Menschen vorbeugend wirkt, dem Kranken aber umso notwendiger und wichtiger ist, weil sie den Stoffwechsel in rechter Weise fördert, Krankheiten bekämpft und das Allgemeinbefinden hebt.

„Ich verordne „Silvana-Heilquelle" deshalb, weil sie mir nicht nur bei Belebung des Stoffwechsels, sondern auch bei schweren Krankheitszuständen aller Art gute Dienste leistet."

M. . . den 29. 6. 1926 gez. Dr. med. Br.

„Silvana-Heilquelle" belästigt auch den empfindlichsten Magen- und Darmkanal nicht, besonders dann nicht, wenn sie einige Zeit — 1 bis 2 Minuten — im Glase gestanden hat."

D. . . Prof. Dr. med. O.

Ekzeme, Geschwüre, Wunden

„Je vielseitiger wir „Silvana-Heilquelle" anwenden, schreibt Dr. med. St., „desto mehr Überraschungen werden sich zeigen, zumal bei jenen Krankheiten, denen wir oft ratlos in der Sanierung gegenüberstehen, z. B. Ekzemen, Beingeschwüren." Zur besseren Bindegewebsbildung bei Wunden und Geschwüren eignen sich Umschläge und Spülungen mit „Silvana-Heilquelle" neben der Trinkkur.

Frau R. . . Diagnose: Ekzem an beiden Händen und Unterarm. Patientin konnte trotz bester anderseitiger Bemühungen keine Besserung erzielen. — Bei Diät und dreiwöchentlicher Behandlung nur mit „Silvana-Heilquelle" war das Ekzem abgeheilt.

St. . . den 28. 4. 1926 gez. M. M.

Erschöpfungszustände

Häufig sind die Ursachen hierfür schmerzhafte, körperliche Erkrankungen, Blutverlust, geistige und körperliche Überarbeitung, Gemütsbewegungen, Schlaflosigkeit, ausschweifende Lebensweise usw. Es zeigen sich Müdigkeit, Zerstreutheit, Reizbarkeit, Unruhe, schlechter Schlaf bei großem Schlafbedürfnis, Muskelschmerzen, Appetitlosigkeit, Verstopfung usw. Bei geeigneter Diät hilft „Silvana-Heilquelle" in allen Fällen.

„H—H. in R. Herzmuskelentartung, kam unterm 20. 7. 1927 in Behandlung und machte fortgesetzt fleißig die „Silvana-Trinkkur", die er auch nach seiner auffallenden Besserung unentwegt fortsetzte. Die Herzkraft hatte sich soweit gebessert, daß statt 90 ungleichmäßigen, aussetzenden harten Schlägen nur noch 74 gleichmäßige, weiche Schläge in der Minute gefühlt wurden. Ende Januar 1928 war jedenfalls, trotz dem Winter und wechselndem feuchtkalten Wetter, der Zustand des Kranken unvergleichlich günstiger als im Juli 1927."

Pr. . . gez. Dr. med. St.

Gicht und Rheumatismus

Gicht ist eine Stoffwechselkrankheit, die wegen der auftretenden, sehr schmerzhaften Gelenkentzündungen sehr gefürchtet ist. Die Gelenkentzündungen entstehen durch Ablagerung der Harnsäure in den Gelenken und den sie umgebenden Geweben. Die stete Anwesenheit von Harnsäure im Blut ist auf eine Störung des Harnsäurestoffwechsels zurückzuführen, an dem die Nieren auch beteiligt sind. Heilung, selbst in älteren und hartnäckigen Fällen ist schon oft durch eine regelmäßige Trinkkur mit „Silvana-Heilquelle" bei entsprechender Diät erzielt worden. Dasselbe gilt von Rheumatismus, vor allem in den Gelenken; auch hier bringt „Silvana-Heilquelle" Linderung und Heilung.

„Frl. Sch. Diagnose: Rheumatismus muscul. Binnen 18 Tagen stellte sich nach Gebrauch von 18 Flaschen „Silvana-Heilquelle" bei diätischer Lebensweise eine auffallende Besserung des jahrelangen Leidens ein. Keine Berufsstörung mehr. Nach beendeter Kur (30 Flaschen) fast keine Schmerzen mehr vorhanden. Die Kur wird aus prophylaktischen Gründen wiederholt."

M. . . den 10. August 1927 gez. Dr. med. H.

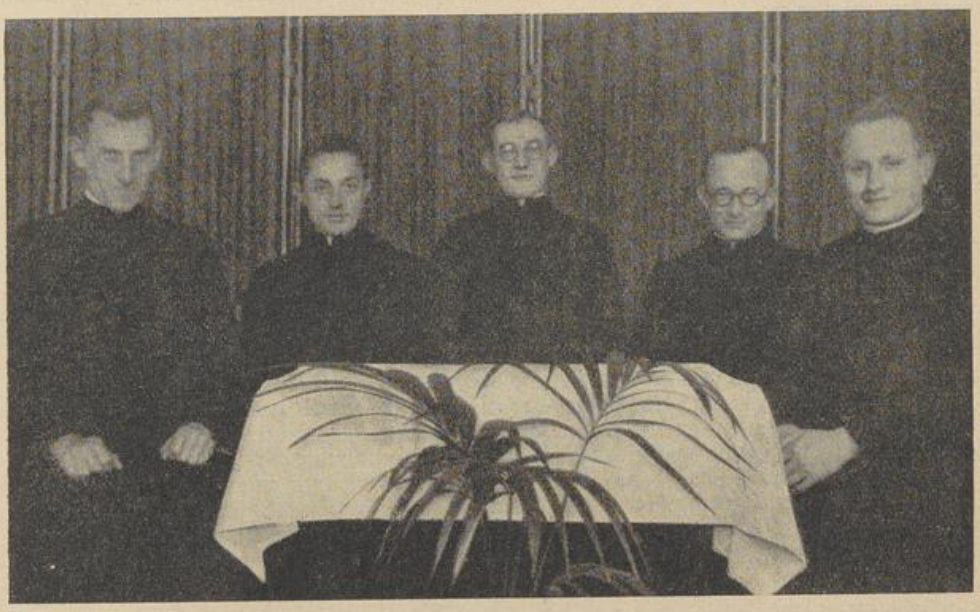
Krankheiten der Verdauungsorgane

werden hervorgerufen durch Diätfehler, Magenüberladung, übermäßigen Alkoholgenuß, Nikotinmißbrauch, schlechte Nahrungs- und Genußmittel usw. Die ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schiedenen Krankheitserscheinungen sind: Verdauungsstörung, Druckgefühl im Magen, Appetitlosigkeit, Aufstoßen, Übelkeit, Brechreiz, häufige Verstopfung oder Durchfall, Arbeitsunlust, Schwächegefühl, Schwindelanfall, seelische Depression u. a. Bei chronischer Form des Leidens gesellen sich leicht hinzu Darmleiden verschiedenster Art, nervöse Erscheinungen, Herzklopfen und Fieber. Es ist da erforderlich, daß der Arzt zu Rate gezogen wird, um die nötige Diät zu verordnen, die im Verein mit einer „Silvana-Trinkkur" zu baldiger Heilung führt. „Silvana-Heilquelle" allein genossen, fördert die Verdauung und bringt Verstimmungen des Magens in Ordnung, fördert den Appetit und bewirkt so eine höhere Lebenskraft.

„Zu meiner größten Freude kann ich Ihnen mitteilen, daß ich durch Ihre „Silvana-Heilquelle" von einem sehr langen schleichenden Leiden geheilt wurde. Seit 18 Jahren litt ich an einer Magen- und Darmkrankheit. Konnte nichts mehr trinken als Milch und essen überhaupt nicht mehr. Die Hoffnung auf eine Heilung hatte ich schon ganz aufgegeben. Auf Empfehlung eines Bekannten machte



Eine Gruppe Neupriester der Mariannhiller Missionare

ich einen Versuch mit Ihrer „Silvana-Heilquelle" und ich kann deren großartige Heilwirkung nicht genug loben. Bin nun wieder gesund, kann meiner Arbeit nachgehen, habe neuen Lebensmut und empfehle jedermann „Silvana-Heilquelle" aufs wärmste." gez. J. H. in M.

Knochenbruch

„L. R. in A., zweieinhalb Jahre alt, erlitt am 1. Aug. 1927 einen Schlüsselbeinbruch links des äußeren Drittels, der als solcher nicht erkannt wurde, jedoch trank das schwächliche Kind schon einige Zeit vorher täglich „Silvana-Heilquelle" zur Besserung ihres Befindens. Die Heilung des Knochenbruches setzte nun überraschend schnell und kräftig ein, was ich nur auf den längeren, schon vorherigen und gleichzeitigen Gebrauch von „Silvana-Heilquelle" zurückführen kann."

Pr. . . den . . gez. Dr. med. St.

Knochenerweichung

„Th. E. in O. wegen Knochenerweichung seit einem Jahre in Genuß der Invalidenrente, erkrankte wieder im Sommer 1927 derart, daß sie am 8. Juli in meine Behandlung trat. Das Gehen war durch starke Knickung beider Kniee nach Innen so, daß sich dieselben kreuzten, auch mit Stecken so erschwert, daß sie sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nach etlichen Wochen bei zunehmender Verschlimmerung nicht mehr aufrecht halten konnte, sondern sich nur auf allen Vieren in der Stube fortbewegte. Am 23. 7. „Silvana-Trinkkur" empfohlen, welche fleißig und gewissenhaft durchgeführt wurde. Deutlicher Erfolg erst Anfang September. Bei meinem Besuch am 15. 9. aber kommt mir die Kranke lachend ohne Stecken entgegen und ist wieder soweit geheilt, daß die Kniee sich noch wenig über einander schieben, aber nicht im geringsten mehr sich kreuzen."

Pr. . . den . . gez. Dr. med. St.

Bei Lungenleiden

bedarf man eines Mittels zur Abkapselung und Vernarbung von den Herden der Lungentuberkulose. Hier sei besonders der Kieselsäure in der „Silvana-Heilquelle" gedacht, denn bei dem geringen Kieselsäurebedarf des Organismus dürfte die in der „Silvana-Heilquelle" enthaltene Dosis bei fortgesetzter Darreichung genügen. Zum mindesten aber wird sie ausreichend sein die Widerstandsfähigkeit der Lunge gegenüber den Prozessen die der tuberkulösen Kavernenbildung zugrunde liegt, zu stärken."

B. . . 1. 11. 1926 gez. Med.-Rat Dr. St.

„Ich habe bei einer Patientin, die an geschlossener Lungentuberkulose leidet, „Silvana-Heilquelle" verordnet, täglich eine Flasche. Bei halbjähriger Anwendung des Brunnens sah ich bei der Patientin eine bedeutende Besserung des Allgemeinbefindens. Ich führe die Besserung der Patientin zum größten Teil auf den Genuß der „Silvana-Heilquelle" zurück und empfehle ihn wegen der günstigen Wirkung des Kieselsäuregehaltes besonders bei Behandlung von Lungentuberkulose."

St. . . den 11. 1. 1927 gez. Dr. med. Sch.

Leber- und Gallenleiden

Die Leber ist jenes wichtige Organ des Körpers, das die zugeführten Flüssigkeiten reinigt (filtriert) und die Erzeugung der Galle besorgt, die in der Gallenblase als einen Reservoir gesammelt und von da aus dem Blut und den Verdauungssäften zugeführt wird. Kieselsäure ist für die Leber wie auch für die Gallenblase überaus wichtig. Je höher der Kieselsäuregehalt des Körpers, desto gesünder sind die genannten Organe, die bei Erkrankungen durch Zufuhr von Kieselsäure mittels „Silvana-Heilquelle" wieder gesunden.

„Die von Ihnen bezogene „Silvana-Heilquelle" hat meiner Frau, die seit Jahren an Gallensteinschmerzen litt, beim Gebrauch von täglich 2 Flaschen sehr gute Dienste geleistet. Ferner hat auch mich die „Silvana-Heilquelle" fast vollständig von meinen jahrelangen Kopfschmerzen befreit." gez. P. Sch. in Zw.

Nieren- und Blasenleiden

sind zumeist Erkältungen, Infektionskrankheiten vorausgegangen. Auch Mißbrauch von Arzneien, mehr noch übermäßiger Alkoholgenuß können die Ursachen von Nierenleiden sein. Bei allen Arten ist der regelmäßige Genuß von „Silvana-Heilquelle" bei gleichzeitiger durch den Arzt verordneter Diät von sehr hohem Wert.

„Heute bestätige ich Ihnen gerne meine guten Erfahrungen mit „Silvana-Heilquelle." Ich verordne sie besonders gern bei Nieren- und Blasenleiden, wobei sie eine ausgezeichnete diuretische Wirkung erzeugt."

R. . . den 26. 10. 1926 gez. Dr. med. H.

Der Krebs

Wie von vielen angenommen wird, soll Krebs unheilbar sein und unweigerlich zum Tode führen. Reichsinnenminister Dr. Wirth sagte Ende Februar 1931 im Hauptausschuß des Reichstages: „Dieser weitverbreitete Gedanke muß dem Volke genommen werden; denn wir wissen heute, daß der Krebs heilbar ist, wenn er frühzeitig erfaßt und behandelt wird." Autoritäten in der Heilkunde haben bereits durch Kieselsäure (Kieselsäurewasser „Silvana-Heilquelle") beste Erfolge erzielt.

Dr. med. H. in M. schreibt ausführlich über den fortschreitenden Erfolg bei einer 47 Jahre alten Patientin, die neben Bestrahlung „Silvana-Heilquelle" trank. Dr. med. Br. in B. gibt uns ausführliche Berichte über 3 Fälle von Brustkrebs, die er bei geeigneter Diät usw. und regelmäßigen Gaben von „Silvana-Heilquelle" zur Gesundung brachte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Frauenkrankheiten

der verschiedensten Arten werden durch „Silvana-Heilquelle" geheilt. Man befrage den Arzt und handle nach dessen Rat, namentlich bei Spülungen. — Hoffenden Müttern ist „Silvana-Heilquelle" besonders zu emmpfehlen, wie man ohne weiteres verstehen kann.

Von Kindern

wird, wie Dr. med. B. der Kinderheilstätte R. schreibt, „Silvana-Heilquelle" gerne getrunken, was durchaus nicht bei allen Heilmitteln der Fall ist.

„Meine Kinder trinken täglich „Silvana-Heilquelle." Früher sich oft zeigende Appetitlosigkeit gibt es nicht mehr. Jetzt haben meine Kinder guten Appetit, sehen blühend aus und sind kräftig und gesund. Bei Mandelentzündung, worunter der Kleinste sehr zu leiden hat, lasse ich mit „Silvana-Heilquelle" gurgeln und mache lauwarme Silvana-Umschläge; in einigen Tagen ist alles wieder gut. Mir scheint „Silvana-Heilquelle" ein ausgezeichnetes Mittel für die Kinderpraxis bei Kinderkrankheiten zu sein."

M. . . gez. Frau Dr. M.

Zuckerkrankheit — Diabetes (Harnruhr)

beruht infolge mangelhafter innerer Drüsentätigkeit der Bauchspeicheldrüse auf Steigerung des Blutzuckers, den der Körper nicht verarbeiten kann und im Harn ausscheidet, wo er chemisch nachzuweisen ist. Bei Regelung der Ernährungsweise — wenig stärkemehlhaltige Nahrung — und neuerdings Bestrahlung, wie regelmäßigem Trinken von „Silvana-Heilquelle" ist Herabminderung des Zuckers und Heilung möglich.

Herr G. aus M., 64 Jahre alt, seit 5 Jahren Diabetiker, trat Anfang Januar 1930 in meine Behandlung. Nach 30 Bestrahlungen und 8 Wochen täglich 3 Achtelliter „Silvana-Heilquelle" ging der Zucker von 3,9 auf 0,4 Proz. zurück und bleibt seit 2 Monaten unverändert trotz weniger Diät."

M. . . gez. Dr. med. Sch.

Zahn- und Mundkrankheiten

Auf Grund systematischer Untersuchungen kamen Dr. Lucie Strauß und Zahnarzt Alois Erras zu folgendem Ergebnis:

„Die „Silvana-Heilquelle" ist durch ihren Gehalt an Kieselsäure in Verbindung hauptsächlich mit Eisen, Calcium und Kohlensäure ein ausgezeichnetes Mittel im Hinblick auf das Gebiet der Zahn- und Mundkrankheiten, einerseits bei innerlicher Anwendung die Folgeerscheinungen der Demineralisation des Organismus erfolgreich zu bekämpfen, bei lokaler Anwendung andererseits durch unspezifische Wirkung auf die Mundschleimhaut diese in ihrer mannigfachen Tätigkeit zur Leistungssteigerung anzuregen."

„Nach einer ausgedehnten und schwierigen Zahnoperation nach Neumann an den Molaren bei einer 50 jährigen Dame war der Verlauf der Wundheilung ein überraschend guter. Der Patientin war etwa 4 Wochen vor dem Eingriff eine Trinkkur empfohlen und von ihr durchgeführt worden. 14 Tage nach der Operation waren die Zahnfleischränder wieder straff. Sondierung ergab, daß keine Taschen mehr bestanden."

(Zahnärztliche Rundschau, Berlin, 4. Nov. 1928)

Die Tierheilkunde

verzichtet nicht auf die Kieselsäure. So ist es nicht zu verwundern, daß man „Silvana-Heilquelle" auch bei edlen Rassetieren anwendet, an erster Stelle bei Wundbehandlung durch Umschläge, dann auch innerlich verabreicht.

Wir verweisen auf die in unserm Verlag St. Joseph, Reimlingen, neuerschienene Schrift über die „Silvana-Heilquelle", worin in größerer Ausführung besonders über die Heilwirkungen von „Silvana" berichtet wird. P. D.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alle Weißen in den Ozean!

Von einem deutschen Missionar aus Oudtshoorn (Südafrika) wird geschrieben:

Wir haben in der südafrikanischen Union 6 038 646 Nichteuropäer. Nationalismus und Bolschewismus werben um ihre Seelen. Sobald unter diesen Farbigen irgendein Hetzer auftritt, gerät die Bevölkerung in die größte Aufregung. Die Leute lassen sich in die verschiedensten revolutionären Gruppen aufnehmen und bezahlen auch ihren ersten Beitrag. Ob die Begeisterung anhält, ist natürlich fraglich. Der Mariannhiller Pater Huß unterscheidet im Negerdenken zwei Richtungen. Die eine Gruppe will alles Bestehende vernichten, die Gemäßigten erstreben Verbesserung des Bestehenden.

Daß auch die allerschlimmsten Draufgänger in Südafrika zu Wort kommen können, zeigen die Anhänger des Markus Garvey, eines Negers aus Hawaii, die bitten und beten, daß bald der große Tag ihres gottgesandten Moses kommen möge, der mit einer Unmasse von Flugzeugen alle Weißen in den Ozean treiben wird. In Oudtshoorn und Umgebung trat jüngst ein gewisser Tonjeni auf, ein nettes, feinfrisiertes schwarzes Kerlchen. Er forderte gänzliche Trennung von den Europäern, Güterentziehung und Vertreibung der Weißen, schwarze Republik, Zerstörung des Kapitalismus und Kooperativherrschaft der Arbei-



Hochw. P. Urban vor seiner „Burg"

ter. Bei der Feier zu Ehren Dingans, der die ersten Burentreker meuchlings hatte ermorden lassen, sollten in diesem Jahre die geknechteten Farbigen ihre Kraft und Macht zeigen. Man plante große Aufzüge, Verbrennen der Pässe (jeder Neger muß einen Paß haben!) auf öffentlichen Plätzen usw.

Die Aufregung stieg aufs höchste. Die alten Leute, welche die Zulukriege noch miterlebt hatten, verbrachten schlaflose Nächte. Autos und berittene Polizei belebten die Straßen der Stadt, wenn irgend ein Negerführer redete. Die Polizei machte die Redner jedesmal darauf aufmerksam, sie sollten bei ihren Worten vorsichtig sein. Nach einigen Tagen mußte sich Tonjeni angesichts der drohenden Haltung der jungen Weißen bei der Polizei in Schutzhaft begeben..

Der Dinganstag verlief im allgemeinen in ganz Südafrika ruhig. Die große Masse blieb träge. Die weiße Bevölkerung hatte nichts Ernstes zu befürchten. Ihre Lage ist dennoch nicht angenehm. Den 6 038 646 Farbigen stehen nur 1 738 937 Europäer gegenüber. Angesichts dieser Zahlen kann man es Tonjeni nicht verdenken, wenn er bei einer Rede sagte, er habe eigentlich das Recht, Ministerpräsident der Union zu sein.

Interessant ist, daß nach der letzten Schätzung Farbige und Europäer je etwa die gleiche Anzahl Vieh besitzen, nämlich fünfeinviertel Millionen. Beide Rassen haben ein gewisses Interesse an einer Versöhnung, da sie gegenseitig ihre Landesprodukte austauschen. Am meisten leiden unter den Verhältnissen die alten Buren. Viele von ihnen wollen deshalb keine Versöhnung zwischen Weiß und Schwarz. Nur 72 508 zahlen Einkommensteuer. 24 443 Buren verdienen weniger als 500 Pfund und 12 432 etwa 350 Pfund im Jahre. In ganz Südafrika stehen 1 861 000 farbige Arbeiter 532 000 weißen Arbeitern gegenüber. Angesichts der gegenseitigen wirtschaftlichen Abhängigkeit der Bevölkerung darf man hoffen, daß die Entwicklung zum Ausgleich und nicht zum Rassenkampfe drängt.

Allerlei Vegetarisches aus Südafrika

Von einem Mariannhiller Missionsbruder

(Fortsetzung)

Tabak: Dieses Gewächs spielt eine große Rolle, sowohl bei Weißen wie bei Eingeborenen. Erstere bringen ihre kurze Pfeife kaum aus dem Munde oder sie zünden sich eine Zigarette um die andere an; die Schwarzen hingegen sind auch nicht lässig, denn sie rauchen, schnupfen und kauen. Auch der Tabakbau hat seine Feinde, wie Insekten, Pilzkrankheiten, schlechte Witterung zur Zeit der Ernte und Präparation.

Schädliche Insekten: Nachdem wir die verschiedenen Fruchtgattungen, welche im Mittel- und Hochland gedeihen, durchgegangen haben, ist es an der Reihe, auch deren Feinden einige Aufmerksamkeit zu schenken. Zum Voraus sei bemerkt, daß, wären in Südafrika keine Obstschädlinge, es hier ein wahres Para-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dies wäre, was den Obstbau betrifft. Wie schon angedeutet wurde, wachsen hier die Bäume viel schneller und viele von ihnen kommen in ein paar Jahren zum Tragen. Der Umstand, daß an vielen Orten sowohl tropisches, als auch europäisches Obst gedeiht, hat zur Folge, daß fast das ganze Jahr hindurch frisches Obst vom Baume zu haben ist. Nun zur Sache. Wohl eine der größten schadenverursachenden Plagen ist die Fruchtfliege (ceratitis capitata). Sie kommt vom Mittelmeerland her und ist etwas kleiner als die Hausfliege, hat aber eine mehr schillernde Farbe. Die Fliege an sich ist ganz harmlos, aber die Maden sind desto verheerender. Der Lebenszirkel der Fliege ist folgender: Die weibliche Fliege hat am Körperende einen Ovipositor, vermöge dessen sie ihre Eier in die reifen oder nahezu reifen Früchte legt. Nach kurzer Zeit entwickeln sich Maden, die sich im Boden verpuppen, um dann nach 2 Wochen als Fliegen wieder zum Vorschein zu kommen. Es gibt zwei bis drei Generationen in einem Sommer, jede die andere an Anzahl weit übertreffend. Den Winter über leben die Fliegen in immergrünen Bäumen, wobei natürlich viele umkommen. Am Schlimmsten werden die Pfirsiche mitgenommen, dann Aprikosen und Birnen; Pflaumen und Äpfel weniger. Wenn diese Pest stark auftritt, so kann es vorkommen, daß in einem Garten kaum mehr eine gesunde Frucht zu finden ist. Vielfach hat die Frucht ein gesundes Aussehen, aber inwendig ist Fäulnis und Moder. Spätäpfel und Birnen kann man nicht mehr auf den Markt bringen, denn diese sind fast durchweg angestochen.

Aus diesen wenigen Bemerkungen kann man ersehen, welchen Schaden dieses Insekt verursacht. Wie kann man nun diesem Ungeheuer zu Leibe rücken? Dieses Problem ist bis heute noch nicht zur vollen Befriedigung gelöst, obwohl nun schon seit mehr denn 30 Jahren daran gearbeitet wird. Eine der ersten Methoden in Bekämpfung dieses Insektes war die Einhüllung des Baumes mit einem leichten Stoffe. Man kann sich leicht vorstellen, welche Arbeit dies war bei Hunderten oder gar Tausenden von Bäumen in einem Garten. Gegenwärtig versucht man, auf den Geruchsinn der Fliegen einzuwirken um sie zum Fressen zu reizen und zu vergiften. Das Resultat ist noch nicht sicher, doch hofft man, daß das neue Gegenmittel sich bewähren wird.

Apfelmotte: Carpocapsa pomonella. Dieses Insekt ist noch nicht lange in Südafrika, in manchen Bezirken hat sie sich noch gar nicht eingenistet. Ein Mittel zu ihrer Bekämpfung ist das Spritzen. Dieses wird in großem Stile in Amerika angewandt und hat sich bereits auch hier eingebürgert, wenigstens in den großen Obstanlagen bei Kapstadt. Dort spritzen die Obstzüchter ihre Bäume regelmäßig 3—4 mal im Jahre gegen Pilzkrankheiten und mischen dabei etwas Arsenik hinein, um auf diese Weise die Apfelmotte zu bekämpfen. In letzter Zeit wurde es nicht mehr gestattet, stark bespritzte Früchte nach England zu senden. Es müssen nun wieder Mittel ausfindig gemacht werden, um auch dieses Übel zu beseitigen.

Blutlaus: (Schizoneura lanigera). Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß man dieselbe in Südafrika schon in einer Stunde Entfernung sehen kann. Die Bäume werden einfach ganz weiß, sodaß im Winter, wenn kein Laub mehr auf den Bäumen ist, die von der Blutlaus befallenen ganz gut sehen kann. Die Äste und Zweige, sowie auch die Wurzeln werden ganz knorrig und wulstig. Als Bekämpfungsmittel wird gewöhnlich Nikotinabsud empfohlen. Bäume, welche regelmäßig gegen Pilzkrankheiten gespritzt werden, werden dadurch mehr oder weniger auch von der Blutlaus befreit. Seit einigen Jahren werden Versuche gemacht mit einer winzig kleinen Wespenart, welche an den Blutläusen als Parasite lebt und sie dabei ums Leben bringt. Wenn dieses Insekt sich einlebt, so wäre dadurch der Blutlaus ein natürlicher Feind erstanden, welcher sie vertilgen würde. Bis jetzt hat sich der Versuch noch nicht zur vollen Befriedigung bewährt.

Blattläuse: Verwandt mit den Blutläusen sind die Blattläuse. Es gibt verschiedene Arten, welche an Orangenbäumen leben, andere an Apfel-, Pfirsich-, Pflaum- und Waldbäumen und besonders auch an Rosen und Kraut. Sie sind fähig, das Wachstum der Pflanzen bedeutend zu beeinträchtigen. Da sie einen zarten Körper haben, ist ihre Bekämpfung nicht übermäßig schwierig. Nikotinabsud tötet sie. Es gibt aber auch noch andere Mittel, mit welchen man ihnen zu Leibe rücken kann.

(Fortsetzung folgt)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Banne der Ngil

Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)
Von Hermann Skolaster

Ntonga ging hinaus um nachzusehen. Er war überrascht, als er Elesas Stimme hörte. Das Mädchen saß dem Alten gegenüber und war emsig in ihre Arbeit vertieft. Ein ganzer Stoß Kassadawürste lag neben ihr. Unter dem Kessel brannte bereits das Feuer. Die Kassada konnten hineingepackt und gedämpft werden. Der Alte sah ihr mit Wohlgefallen zu. Er freute sich über die fleißige Schwiegertochter, die noch nicht einmal bezahlt war.

Ntonga trat ein, grüßte und setzte sich auf das Bett, auf dem der Vater lag. Elesa wischte sich den Schweiß von der Stirn, sah ihn an und lachte.

„Du bist fleißig, Elesa", lobte der junge Mann.

„Muß ich nicht? Deine Stiefmutter ist alt, sie kann nicht viel tun. Heute ist sie noch nicht vom Felde zurück."

„Bereite ein gutes Essen, Elesa, damit ich nachher in Ruhe nachdenken kann, was ich tun soll."

„Betrifft es den Ngil?" fragte sie.

„Nicht ganz. Wenigstens jetzt noch nicht. Aber koche nur."

„Ntonga, deine Rede macht mir Sorgen. Wenn du wieder gefährliche Dinge vorhast, lasse ich dich nicht aus dem Hause."

„Wenn unser Haus Sicherheit böte gegen alles Böse", sagte Ntonga, „dann dürftest du nicht mehr hinaus."

Das Essen war vorüber. Während Elesa das Geschirr säuberte, ging Ntonga in die andere Hütte hinüber. Das Mädchen folgte ihm bald. Die Stiefmutter Ntongas war vom Felde gekommen und wollte jetzt Palmöl bereiten. Der Alte schlief nach dem guten Mahl. So waren die beiden jungen Leute ungestört.

Ntonga hatte sich gleich auf seinem Lager ausgestreckt. Elesa setzte sich ihm gegenüber auf eine Bettkante. Der Jüngling hatte die Augen geschlossen und dachte nach. Er war noch nicht mit sich im reinen, wie er es anfangen sollte.

„Erst sagst du, du wolltest mit mir reden", begann das Mädchen, „und jetzt schläfst du?"

„Elesa, wie denkst du über die Dinge, die heute geschehen sind und noch geschehen?"

„Ich bin traurig darüber. Nyangeli tut mir leid. Sie war mir teuer wie eine Schwester."

„Sie muß sterben, und der Weiße auch."

„Wenn sie sterben muß, mag er auch sterben. Er ist ebenso schuldig wie sie."

„Gefällt es dir, wenn Menschen getötet werden?"

„Ntonga, wie kannst du so reden? Weißt du nicht, daß ich ebenso denke wie du?"

„Wäre es nicht gut, wenn beide vom Tode gerettet würden?"

„Ja, das wäre gut. Allein wer wird es tun?"

„Höre, Elesa. Nyangeli stammt aus Bapuhu. Wenn sie fliehen, zu ihren Eltern zurückkehren würde . . ."

„Ihre Eltern sind nicht mehr am Leben. Ihre Verwandten würden sie nicht schützen. Nein, Nyangeli kann nicht fliehen. Es würde ihr nichts nützen. Der Häuptling von Bapuhu würde sie gefangen nehmen und an Dende zurückschicken."

„Dann weiß ich für sie keine Rettung."

„Sie kann nicht mehr gerettet werden", bestätigte das Mädchen.

„Aber der Weiße", fuhr Ntonga fort, „könnte gerettet werden. Ein Schiff liegt draußen."

„An dem Weißen liegt mir nichts", sagte sie. „Mögen ihn die Weißen retten."

„Sie wollten es. Ein Boot war bei Dende. Als du in der Küche warst, fuhr es zurück. Der Weiße war nicht darin."

„Ist das Schiff draußen nicht ein Soldatenschiff?" fragte Elesa. Ntonga nickte. „Dann wird es einen Krieg geben", fuhr sie bekümmert fort. „Die Weißen werden kommen mit ihren Feuerwaffen. . . ."

„Jetzt werden sie es nicht tun. Sie wissen, daß dann der Gefangene erst recht getötet wird. Aber später . . später werden sie kommen und Rache nehmen an deinem Vater und an dem ganzen Stamm der Banoho. So haben sie es auch im Lande der Pongwe gemacht. Sie haben dort viele Leute getötet und das Land weggenommen."

„Höre, Ntonga, dann darf mein Vater den Weißen nicht töten."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Dende steht in der Gewalt des Ngil, und der Ngil verlangt des Weißen Tod."

„Aber er darf nicht sterben. Sein Tod würde dem ganzen Volke Unglück bringen."

„Rette ihn, Elesa!"

Traurig schüttelte sie den Kopf. „Ntonga, spotte nicht. Wie soll ich ihn retten?"

„Wenn du mir hilfst, will ich es tun."

„Ich bin bereit, dir zu helfen in allem, was du tust."

„Dann höre!" . . . In flüsternden Worten entdeckte Ntonga dem Mädchen seinen Plan, zeigte ihr die Gefahren, die zu vermeiden, die Hilfe, die sie zu leisten hatte. Elesa war damit einverstanden.

„Es ist gefährlich", sagte sie, als Ntonga geendigt hatte, „wenn der Ngil es erfährt, bist du verloren."

„Vom Ngil aus gesehen, bin ich längst ein Verlorener. Er wartet nur auf eine Gelegenheit, mich zu verderben. Ich hoffe, es wird ihm nicht gelingen. Der Gott der Christen ist stärker als der Ngil. Auf ihn vertraue ich, wie wenn ich schon ein Christ wäre."

„Vom Christengott und seiner Lehre mußt du mir noch mehr erzählen", bat Elesa.

„Ein andermal. Heute ist nicht Zeit dafür. Ich will noch schlafen bis zum Abend. Der Schlaf gibt Kraft und Überlegung und klare Augen."

„Ja, schlafe. Ich will ins Dorf gehen, um zu sehen, ob es eintrifft, wie du vermutest."

„Es wäre gut, wenn du mir abends unvermerkt Mitteilung machen könntest, wie es steht."

„Ich werde kommen. Am Rizinusbaum neben den drei Papayastauden."

„Eine Stunde nach Sonnenuntergang bin ich dort."

Elesa verließ die Hütte und schob das Rindenstück vor, das als Türe diente. Drinnen verrieten bald die tiefen Atemzüge Ntongas gesunden Schlaf.

— — — — — —

Nach dem Weggange der Europäer war die Volksmenge auf dem Dorfplatz ausgelassener denn zuvor. Man hatte erreicht, was man wollte. Gewalt war nicht zu fürchten. Der weiße Häuptling hatte zugegeben, daß sie im Rechte waren. Nun wollten sie das grausame Schauspiel einer langsamen Hinrichtung in der ganzen Leidenschaft tropischen Blutes durchkosten.

Als Dende wieder im Dorfe erschien, sah er sich einer zechenden Menge gegenüber. Der Ngil tanzte um den Galgen und besang in schwülstigen Versen die Schandtaten der Verurteilten. In der Hand schwang er eine Flasche, aus der er Begeisterung trank. Er hatte sie dem Beuteanteil des Häuptlings entnommen. Es war selbstverständlich, daß er sich als Gast des Häuptlings betrachtete.

Bei der Gefangennahme Millners war Jambascholl nicht dabei gewesen. Ebenso feige wie grausam, hatte er vorgegeben, während des Kriegszuges eine Medizin machen zu müssen, damit das Volk siege.

Der Ausgang hatte den Erfolg seines Bemühens bestätigt. Er unterließ es nicht, das mit vollen Backen immer wieder zu verkünden und seine Selbstlosigkeit, mit der er auf den Beuteanteil verzichtete, herauszustreichen. Man wußte wohl, daß der größte Teil dessen, was Dende für sich genommen hatte, in die Hände des Habsüchtigen gelangen würde. Aber das denkfaule Volk stellte darüber keine Betrachtungen an. Es genügte, daß sie alle doch genug hatten. Besonders an Getränken war kein Mangel.

Man trank, um besser schreien und tanzen zu können, man schrie und tanzte, um wieder Grund zum Trinken zu haben. Die Gewohnheitssäufer waren die ersten, die als Opfer des ungewöhnlichen Gelages den Platz verließen. Bald taumelte hier, bald dort einer aus den Reihen, um sich außerhalb der Menge irgendwo niederfallen zu lassen. Die Hand umschloß wohl noch krampfhaft die Flasche, mit deren Rest der Trunkene wieder beginnen wollte, sobald er aus dem ersten Schlaf erwachte.

Auch Dende trank, trank, wie vielleicht nie zuvor im Leben, bis zur Unmäßigkeit. Nicht weil der Ngil ihn beständig dazu aufforderte, nicht weil das Hochgefühl, Richter über einen Europäer zu sein, ihn dazu antrieb. Er trank, um zu vergessen. Was er an Nyangeli verlor, wurde durch die ganze Beute nicht ausgeglichen. Wenn er sich nicht geschämt hätte, wäre er vor das Volk getreten und hätte das Urteil widerrufen. Nyangelis Schicksal drückte ihn wie Bergeslast. Er wollte seinen Kummer niederschlagen, damit man ihn nicht wegen seiner Weichheit verspotte. Darum trank er.

Ehe er sich der allgemeinen Zügellosigkeit überließ, suchte er sich zwei Männer aus der Menge, die noch am wenigsten Spuren des genossenen Alko-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Neger in Mittelafrika beim Tanz

hols zeigten, nahm sie beiseite und gab ihnen seine Befehle. Er verbot ihnen, heute noch eine Flasche anzurühren. Sie sollten die ganze Nacht beim Galgen sitzen und die Gefangenen bewachen.

Das Gebot wurde verschärft mit dem Hinweis auf die schwersten Strafen, wenn sie ihre Pflicht nicht täten, oder gar einer der Gefangenen während der Nacht sich befreite. Er versprach ihnen aber auch reichliche Belohnung, wenn sie treu ihre Posten verwalteten. Am nächsten Tage wollte er ihnen zu trinken geben, soviel sie wollten.

Nach Sonnenuntergang wurden mehrere große Feuer angezündet, um den Dorfplatz zu beleuchten. Dort lagerte sich die vom langen Tanz ermüdete Menge.

Atonga war gräßlich betrunken. Das behaupteten wenigstens alle, die ihn sahen. Er hatte sich auf einige Plantenblätter (Plante, eine Bananenart) gelegt, Dort wälzte er sich anscheinend unter großer Übelkeit. „Ich vertrage den Rum der Europäer nicht", klagte er. „Ich habe noch zwei Flaschen und kann sie nicht trinken."

„Gib sie her", rief jemand aus der Umgebung, wir haben alle großen Durst."

„Jawohl, das würde euch passen. Aber ihr bekommt sie nicht. Es ist das Beste, was ich hatte. Darum habe ich sie auch bis zum Schluß aufgespart." Er kauerte sich auf seinen Plantenblättern zusammen, legte die Flaschen vorsichtig neben sich, deckte sie liebevoll mit dem Zipfel eines Blattes zu und versuchte dann, die langen, regelmäßigen Atemzüge eines Schlafenden nachzuahmen.

Dende hatte sich mit dem letzten Rest des schwindenden Bewußtseins in seine Hütte geflüchtet. Der Ngil war beim Feuer eingeschlafen. Seine Weiber trugen ihn nach Hause. So hatte er es in kluger Voraussicht angeordnet. Andere Frauen waren weniger besorgt um die Gesundheit ihrer Männer. Wer nicht mehr nach Hause gehen konnte, blieb auf dem Dorfplatz liegen. Die Feuer brannten nieder. Das Gelage hatte ein frühes Ende gefunden.

Nyangeli war am Pfahl in die Kniee gesunken. Regungslos hing ihr Körper in den Stricken. Millner stöhnte. Er fühlte seine Kräfte schwinden, sah das Ende kommen. Wenn er sich nicht mehr aufrecht halten konnte, mußte der Strick, der um seinen Hals lag, ihn erdrosseln. Gerichtet von den Schwarzen, die er nie als vollgültige Menschen angesehen! . .

Seine Schande würde in der Heimat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bekannt werden. Seine Eltern lebten noch. Der Vater hatte ihm einmal im Zorne ein schlimmes Ende vorhergesagt. Nun traf es ein. Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser. . . . Er erschauerte. Dieser Segen hat ihm gefehlt. Eine furchtbare Stunde schlich langsam dahin.

Einer von den Wächtern war eingenickt. Der andere sah es und rief ihm zu: „Freund, gib acht, wir dürfen nicht schlafen."

„Ah, wie? Du meinst, ich schlafe? Ich habe nur ein wenig nachgedacht."

Atonga warf sich auf die andere Seite. „Was schwätzt ihr da immerfort!" sagte er ärgerlich. „Habt ihr Befehl, die Leute im Schlaf zu stören?"

„Du hast gut reden", war die Antwort.

„Schlaft doch, wenn ihr müde seid. Ich bin es auch."

„Haha", lachte der eine, „das glaub' ich; du hast genug aufgefüllt."

„Ich habe noch zwei Flaschen übrig."

„So gib eine her. Ein kleiner Tropfen frischt die Lebensgeister wieder auf. Wir müssen wachen, und nachts wird es kalt."

„Das würde dir gefallen", meinte Atonga und gab sich den Anschein, als wolle er weiter schlafen.

„Laß ihn", mischte sich jetzt der andere Wächter ein. „Wir dürfen ja doch nicht trinken. Man würde uns dafür bestrafen."

„Wer sieht es denn?" brummte der erste mißmutig.

Jetzt richtete sich Atonga wieder auf. „Nun, Freunde, glaubt ihr denn, wenn ich jemand einen Schluck zu trinken gebe, werde ich es nachher verraten? Da kennt ihr Atonga schlecht." Damit öffnete er eine Flasche, tat einen Zug daraus und reichte sie dem Manne, der ihm zunächst saß, hinüber. „Da, trink und laß es dir wohl schmecken. Dann seid aber auch still und laßt mich schlafen. Die beiden da laufen euch nicht fort."

„Das denke ich auch", sagte der Wächter, nahm die Flasche und trank.

„Trinke nur nicht gleich alles aus", meldete sich sein Gefährte. „Andere möchten auch was davon haben."

„So? Ich dachte, du willst nichts."

Die Flasche wanderte hin und her. Sie fanden, daß das Getränk von besonderer Güte war. Es erwärmte den Magen, ohne in der Kehle zu brennen. Auch die Augen wurden klarer, je mehr man davon trank. Ein Kranker konnte gesund davon werden. Bald war die Flasche leer.

„Atonga, Atonga, hörst du nicht?"

„Zum Henker, was ist schon wieder los?"

„Atonga, sei nicht böse, daß ich dich noch einmal störe. Neben dir liegt noch eine Flasche."

Wie im Schlaf schob er sie von sich. „Nehmt sie, aber laßt mich in Ruhe."

„Wir werden still sein wie die Lämmer."

Eine halbe Stunde später lagen auch die beiden Wächter am Boden wie Leichen. Man hätte sie forttragen können, sie hätten es nicht gemerkt.

Die Nacht war dunkel und feucht. Dichter grauer Nebel lagerte über der Küste. Die Feuchtigkeit der Luft sammelte sich auf den Dächern, verdichtete sich und rollte als Wassertropfen herab. Kleine Nachtfalter schwärmten über den glühenden Kohlen der Feuerstellen. Fliegende Hunde huschten sanften Flügelschlags über die Schlafenden hinweg.

Atonga erhob sich. Taumelnden Schrittes ging er zwischen den Schlafenden durch. Erst als er sich unbemerkt wußte, trat er zu dem Pfahl, an dem Nyangeli stand.

„Sprich nicht, Nyangeli", sagte er mit Flüsterstimme, „ich will dich befreien." Erschreckt zog er die Hand zurück. Was er da berührte, war eine Leiche. Armes Weib, dachte er, es ging schneller, als sie geglaubt haben. Dann ging er entschlossen zu Millner hin.

„Herr, ich will Euch retten. Draußen liegt noch das Schiff. Stellt Euch gerade, damit ich die Schlinge von Eurem Halse wegnehmen kann."

Millner raffte seine letzten Kräfte zusammen und richtete sich ein wenig auf. Es war ihm wie im Traum. Er glaubte zu fliegen, konnte aber die Flügel nicht bewegen. Als Atonga seine Hände von den Fesseln befreite, sank er zu Boden. Der Jüngling hob ihn auf und trug ihn davon.

Auf dem Fluß schaukelte ein Kanu. Elesa war auf ihrem Posten. Das Ruder in der Hand, lauschte sie dem Ankommenden entgegen. Atonga trat vorsichtig durch das hohe Gras ans Ufer und hustete leise. Da löste sich der Schatten, der oberhalb über dem Wasser zu schweben schien, und kam heran.

„Hast du Nyangeli frei gemacht?" fragte Elesa, während sie dem jungen Manne half, seine Last im Kanu unterzubringen.

„Sie ist erlöst", gab er zur Antwort. Er wollte ihr jetzt keinen Schmerz bereiten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich danke dir", sagte sie. „Hier ist Wasser, gib dem Weißen zu trinken. Und dann schnell fort. In einer Stunde kannst du zurück sein. Ich warte hier, bis du kommst. Wenn die Flucht vorher entdeckt wird, wirst du das Geschrei rechtzeitig hören. Vor deinem Hause brennt ein Feuer. Du kannst den Weg nicht verfehlen."

Atonga schwang sich ins Kanu. Elesa reichte ihm das Ruder in die Hand, neigte sich zu ihm nieder und flüsterte kaum hörbar: „Der gute Gott behüte dich und führe dich zu mir zurück."

„Möge er auch dich segnen, du Perle der Banoho." Zwei, drei leise Ruderschläge, und das Kanu verschwand in der Finsternis.

Johnson schritt gähnend durchs Zwischendeck, als Atonga das Schiff anrief.

„Massa, Massa! I bring him!"

„Wen bringst du?" fragte Johnson verwundert.

„Den Weißen, Massa Millner, Euern Landsmann."

„Wahrhaftig!" rief der „Erste" erfreut. „Haben sich die Kerls doch eines Besseren besonnen! . . ." Er rief die Wache. „Besorgen Sie den Mann an Bord."

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant."

Bald schwebte der Hängekorb an einem Ladebalken herunter. Atonga setzte den Weißen hinein. Er brauchte seine ganze Kraft dazu. Millner war hilflos wie ein Kind. Das Kanu flog neben der Bordwand auf und nieder. Als er den Verschluß des Korbes verriegelte, sank Millner ohnmächtig in sich zusammen.

Atonga befestigte sein Kanu an einem der herabhängenden Schiffstaue. Die Furcht, der Kranke könne zu Schaden kommen, veranlaßte ihn, an Bord zu fahren. Er schwang sich auf den Korb. Mit der Linken umklammerte er das Gehänge, mit der Rechten faßte er Millner unter den Schultern, um ihn zu stützen. Der Korb schwebte nach oben. Zwei Krankenwärter brachten eine Tragbahre und trugen den Regungslosen fort.

Brown und Williams standen auf der Kommandobrücke und beobachteten den Vorgang. Atonga grüßte zu ihnen hinauf. Sobald er den Kranken in sicherer Hut wußte, kletterte er über die Reling, um ins Kanu zu kommen. Williams rief ihn an.

„Hallo, mein Junge, warum so eilig?"

„Ich muß schnell nach Hause, Herr, damit niemand mein Fortgehen bemerkt."

„So haben dich deine Landsleute nicht geschickt?"

„Nein, Herr! Ich habe den Weißen heimlich befreit."

„Dann hast du eine Belohnung verdient. Warte doch!"

„Danke, Herr, ich habe keine Zeit. Ich muß . . ." Den Rest verstanden sie nicht. Er war bereits am Seil hinabgerutscht. Ehe man sich's versah, war das Kanu verschwunden.

Atonga sah das Feuer, das am Ende der nördlichen Dorfhälfte in der Nähe seines Hauses brannte. Er hätte dieses Führers nicht bedurft, denn auch in der Faktorei lagen noch brennende Balken, in die der Landwind blies, daß die Funken aufstoben und wie Irrlichter über den Platz hinweg huschten.

Das Dorf lag in tiefem Frieden. Er schob das Kanu auf den Sand. Da trat Elesa auf ihn zu. Er ergriff ihre Hand und sagte: „Elesa, erschrick nicht. . Du mußt es doch erfahren. . . . Nyangeli ist gestorben."

„Wenn sie gestorben ist, hat ihre Qual ein Ende", erwiderte das Mädchen ruhig. „Man hätte sie doch gefunden und zu Tode gequält. Ich habe eine gute Freundin verloren. Nyangeli war immer gut zu mir. Morgen werden wir sie beklagen, wie es Sitte ist. Doch", sagte sie, stehen bleibend, „du gehst mit mir? Willst du nicht nach Hause, damit dich niemand sieht?"

„Nein, ich werde hier bleiben. Man hat mich am Abend hier gesehen, man soll mich auch am Morgen noch am selben Platze wiederfinden."

„Wie du willst! Gute Nacht!"

Atonga suchte seine Plantenblätter wieder auf. Nun schlief er bald wirklich einen tiefen Schlaf. Elesa schlüpfte hinter den Hütten zum Hause ihrer Mutter, das sie leer wußte.

III.

Die beiden Wächter waren nicht die ersten, die am Morgen Millners Flucht entdeckten. Erst als das Geschrei einiger Weiber über den Dorfplatz schallte, wurden sie wach. Mit Schrecken sahen sie, was geschehen war. Die Strafe würde nicht ausbleiben. Wenn es gut abging, würden sie Schläge bekommen, daß ihnen das Aufstehen auf acht Tage verging. Wenn es schlimm wurde, konnten sie mit Sklaverei rechnen.

Und es konnte schlimm werden! Was tun? Ein wüster Kopf findet nicht leicht einen sichern Ausweg. Doch eines

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stand fest. Sie mußten leugnen, je dreister, desto besser. Nur das konnte sie aus der verzweifelten Lage retten.

„Herbei, ihr Männer, herbei! Wacht auf, ihr Schläfer! Wie könnt ihr schlafen, während hier große Zauberei im Gange ist? Nehmt euch in acht, daß euch der Zauber nicht packt!" So riefen beide, so laut sie konnten.

„Was ist geschehen?" fragten verschlafene Stimmen.

„Das ist schwer zu sagen. Mir schmerzt der Kopf von dem Schlage, den ich erhalten. Er war so stark, daß ich wie tot auf die Erde fiel."

„Meinem Kopf geht es nicht besser", sagte der andere.

Dende lief aus seinem Hause heraus. „Wo ist der Weiße?" rief er.

„Auf und davon . . . durch die Luft davongeflogen."

Der Redner fühlte, daß er wieder Herr der Lage war. Seine Einbildungskraft hatte durch den Alkoholgenuß keine Einbuße erlitten. Er redete überzeugend — und man glaubte ihm.

„Wer hat dich geschlagen?" fragte jemand aus der Menge.

„Der Weiße, wer sonst?"

„Er war doch angebunden."

„Ja, das hättet ihr sehen müssen. Er schüttelte mit dem Kopf, da fielen die Stricke an ihm herab."

„Ihr hättet ihn ergreifen, festhalten müssen."

„Haben wir auch getan. Er schüttelte mit dem Kopf, da fielen wir rechts und links zu Boden. Als ich mich erheben wollte, erhielt ich einen Schlag über den Schädel — ich fühle ihn jetzt noch —, daß mir schwarz und grün vor den Augen wurde. Ich sah noch, wie er seinen Hut mit der Hand durch die Luft schwang, dann flog er davon. Mir aber wurde übel. Ich sah und hörte nichts mehr und lag wie tot."

„Genau so war es", bestätigte sein Gefährte. „Mir erging es ebenso."

„Wie sagst du? Den Hut hat er geschwungen?"

„Ja, so sagte ich", antwortete der Wächter.

„Seht ihr nun, daß ich recht hatte? Ich habe gestern gesagt, man soll ihm den Hut nicht geben. Es ist Medizin gewesen, wie ich vermutete."

„Ja, ja, ich habe es auch gesagt", meinte ein anderer.

„Ich auch" und „ich auch", schallte es aus den Reihen. „Der Häuptling hat sich betrügen lassen. Die Weißen sind alle Lügner. Ja, so ist es, so ist es!"

„Warum ist er denn solange am Pfahl geblieben, wenn er so leicht davon loskommen konnte?" wagte ein Zweifler zu bemerken.

„Weil es Medizinen gibt, die nur zu bestimmten Zeiten wirken. Manche wirken nur bei Sonnenaufgang, manche nur des Nachts. Fragt nur den Ngil, wenn ihr nicht glauben wollt. Der Ngil hat es so gesagt."

„Ihr müßt mit mir gehen", sagte Dende zu den beiden Wächtern. „Ich muß euch im Rate der Ältesten verhören. Es könnte doch jemand kommen und uns erzählen, daß ihr geschlafen habt und jetzt lügt, um eure Schuld zu verdecken."

„Häuptling, wir haben die Lüge nicht nötig. Wer kann es wagen, zu behaupten, daß wir geschlafen haben? Niemand . . ." Er hatte hinzufügen wollen: „Niemand hat es gesehen." Er unterbrach sich rechtzeitig und schwieg.

Das Verhör brachte kein anderes Ergebnis. Die Alten fanden die Sache glaubwürdig. Da kein Gegenzeuge auftrat, mußte man sich mit der Aussage der Wächter zufrieden geben.

Nach der Verhandlung baten die beiden den Häuptling um den versprochenen Rum. Da sie in außergewöhnlicher Weise Schrecken ausgestanden hatten, erhielten sie zu dem Versprochenen noch eine Zulage — zu ihrem Schaden.

Als die Versammlung der Ältesten auseinander gegangen war, sprach der Ngil zu Dende: „Du und deine Räte, ihr habt euch gründlich belügen lassen."

„Du glaubst nicht, was die Wächter sagten?"

„Ich glaube es nicht, weil es nicht möglich ist."

„Warum soll es nicht möglich sein? Du selbst hast uns erzählt, daß du einmal durch die Luft geflogen bist. Sollten die Weißen nicht ebenso große Medizinen haben wie wir? Oder hast du damals gelogen?"

„Hüte deine Zunge, Häuptling! Was ich sagte, wiederhole ich. Die Wächter haben gelogen."

„Mag sein. Beweise es, wenn du kannst. Dann werden sie der Strafe nicht entgehen."

„Ich werde es beweisen. Der Ngil ist klüger als ihr alle." Damit ging er.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Antonius, zur hl. Katharina und zu den armen Seelen um Arbeit für ihren Sohn und um eine glückliche Standeswahl.

Altschalkowitz: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia für meine schwer kranke Tochter.

Königshütte: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet in verschiedenen besonderen Anliegen.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia um Kindersegen und sonstigen Anliegen.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe und zu den armen Seelen um Erhörung in einer schweren Herzensangelegenheit und Hilfe in dringenden Familienanlieg.

Karf: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius und zur hl. Theresia um Hilfe und Befreiung von Herz-, Nervenleiden und Angstzuständen und zur hl. Mutter Anna um Kindersegen.

Stannowitz: Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Antonius, sel. Br. Konrad und zu den armen Seelen um Hilfe in schwieriger Geldangelegenheit.

Waldenburg: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Hilfe in einer Arbeitsangelegenh.

Zadel: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Mauritius in schwerster Not, Geld- und Geschäftssorgen.

Walzen: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum hl. Thaddäus in einer Wohnungsangelegenheit und verschiedenen Anliegen.

H. H., 1858: Ein Verg.-Leser bittet um eine Novene zur lb. Mutter Gottes v. Lourdes und zu den armen Seelen um Hilfe in Anliegen.

Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und um eine Novene zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia um baldige Erhörung in einem Anliegen.

F. W. bittet um das Gebet in verschiedenen Familienanliegen.

Dombrowka: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus und hl. Antonius um Stellung für meinen Sohn.

Lengfeld: Bitte innig um eine Novene zum lieben Gott, zur lb. Himmelsmutter, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. J. und zu den armen Seelen in Berufsangelegenheiten.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. Altötting, zum hl. Joseph, hl. Antonius, sel. Br. Konrad und zum kostbaren Blute Jesu Christi und zu den armen Seelen um baldige glückliche Heirat.

Ehrenhausen: Missionsalmosen als Bitte zu Ehren der hl. Familie um Gesundheit eines kranken Kindes.

Ried: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in schweren Anliegen.

Gmunden: Missionsalmosen zur Taufe eines Heidenkindes „Franz Xaver" zu Ehren der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe als Bitte um Erhörung.

Ungenannt: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den armen Seelen um gute Stellung ihres Bräutigams. Bei Erhörung Heidenkind versprochen.

Dommersbach: A. A. bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus um Erhörung in besonderen Anliegen.

Rehlingen: Ein Wohltäter bittet um eine Novene zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zu den armen Seelen um Hilfe in Anliegen.

Winden: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet um Hilfe in ihrer Krankheit.

K. S. in S.: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur schmerzhaften Mutter, zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Jud. Thaddäus um Befreiung von Schwerhörigkeit ihres Mannes und um Glück in der Familie.

Bischdorf: Eine Mutter bittet um das Gebet für ihren Sohn um Wiedererlangung eines festen Glaubens und um Hilfe in Beinleiden.

Klessengrund: Bitte um das Gebet zum hl. Kajetan um guten und gerechten Ausgang einer Gerichtssache.

Benkowitz: L. Sp. Eine Leserin bittet um das Gebet um Erhörung in Ehesachen, Krankheit und mehreren Anliegen.

Bischdorf: Anbei Almosen mit der Bitte um das Gebet in schweren Geldanliegen, um Hilfe und Segen in schwerer Arbeit u. um Gesundheit.

K. K.: bittet ums Gebet zur lb. Mutter von Lourdes in Geldangelegenheit. Bei Hilfe größeres Almosen.

M. M.: Eine Bitte zum hl. Antonius um Gesundheit für ein lungenkrankes Mädchen.

Luditz: F. Sch. Eine Verg.-Leserin bittet um eine 9tägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Benedikt, P. Paul v. Moll, hl. Franz Sales, sel. Don Bosco, hl. Theresia, hl. Antonius, hl. 14 Nothelfer und den armen Seelen um Erlangung der Gesundheit und sonstigen Anliegen.

K. Pf.: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. Wettentahl, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Theresia, hl. Jud. Thaddäus und zu den armen Seelen um Hilfe in einer Rentensache.

Mochenwangen: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Jud. Thaddäus um Heilung eines schwer verletzten Fußes.

Hartheim: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Jud. Thaddäus um Heilung eines schweren Leidens.

Amorbach: Bitte um das Gebet in einem schweren Anliegen zum hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia.

Untermaxdorf: M. K. Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen in einem schweren Anliegen.

Lohr: Man bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Antonius und zum sel. Br. Konrad um Hilfe für einen Schwerkranken.

H. M. B.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, hl. Antonius und zu den armen Seelen in einem Anliegen.

Weidenau: Eine Frau bittet um eine 9tägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und hl. Jud. Thaddäus um Sinnesänderung und sendet ein Almosen.

Deidesheim: Bitte um das Gebet zum hl. Geist, hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia um eine gute Stellung und anderen Anliegen.

E. in R.: bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Antonius um Kindersegen.

K. J. Missionsalmosen mit der Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia um Erhörung in einem schweren Anliegen.

J. K. G.: Bitte um das Gebet zum hl. Joseph und zum sel. Konrad um Erlangung von Arbeitsaufträgen und besseren Geschäftsgang.

Bottrop: Eine Mutter bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zu den hl. 14 Nothelfern, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Sinnesänderung und noch verschiedenen Anliegen.

Zwei Geschwister bitten um das Gebet zu den hl. fünf Wunden, zur schmerzh. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zu den armen Seelen um

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine gute christliche Ehe. Bei Erhörung Heidenkind und Veröffentlichung versprochen.

Bottrop: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zu den armen Seelen für ihre drei Brüder in verschiedenen schweren Anliegen.

Es starben im Herrn

Los Angeles: Franz Thone. Chicago: Wilhelm Zimmermann. Baltimore: Theresia Thauner. Monrö: Helena Steiner Mackin. St. Louis: Antoniette Lamping: Howells: Heinrich Wiemann. Brooklyn: Joseph Ascherl. Allentown: Frl. Theresia Holschbach. Archbald: Paul Flick. Cleveland: Margaretha Kaiser. Milwaukee: Maria Degenhardt.

Aachen: Frau Maria Schleip, eine langjährige und eifrige Förderin unserer Mission.

Aachen: Frl. Gertrud Houck, eine eifrige Förderin unserer Mission.

Frl. Therese Edermaninger, Wohltäterin unserer Mission.

Glottau: Barbara Reimann, langjährige Förderin unserer Zeitschriften und Kalender.

Weseke: Frl. Elise Finke, Förderin unserer Mission.

Würzburg: Frau Auguste Mainhart. Utting: Josef Keil. Hinnenhofen: Afra Aufmuth. Altenhunden: Albert Friedhoff. Weilerswist: Cäcilia Klöter. Gelsenkirchen: Anna Volmari. Bockum: K. Hansen, K. Sanders, K. Derichsweiler. Bochem: Maria Hoppe. Kellen: Adele Höfkens. Wiedenfeld: Ursula Lenzen. Rottenburg: H. H. Pfarrer Manderscheid. Siemerode: Kath. Wippermann, Anna Brückner, Margaretha Kleineberg, Julius Koch, Karl Nußbaum. Heiligenstadt: Frl. Anna Trümpner. Paderborn: Maria Leist. Heidersbach: Adelheid Weiß. Düren: Eberhard Pohl. Hagen: Frau Humpert. Köln: Frl. Glasmacher. Eckum: Anna Maria Schreiber. Fischeln: Michael Röttges. Schmithof: Math. Schuhmacher, Hubert de Hessele. Rehlingen: Maria Himbert. Wald: Peter Meures. Cloppenburg: Elis. Westendorf. Gaukönigshofen: Anna Lesch. Baldersheim: Franz Wagenpfahl. Retzbach: Konrad Konrad. Theilheim: Georg Wallrapp. Würzburg: Agnes Fries. Hochhausen: Helena Dölger. Nöttwang: Josef Millner. Kaufbeuren: Veronika Meiler. Halsheim: Katharina Fuß. Riehlingen: Anna Kraus. Untergimpern: Bernhard Kirchdörfer. Aiterhofen: Magdalena Feldigl. Augsburg: Michael Häusler. Filippsdorf: Franz Matz. Regensburg: M Koller. Allfeld: Franz Josef Fähndrich. Mannheim: Mathilde Esser. Osterhausen: Kreszenz Fischer. Ludwigshafen: Barbara Müller. Hilpertsau: Auguste Weiler. Weipert: Albert Metzner.

Empfehlenswerte Bücher

Quer durch Afrika über den Kongostaat. Von Erzbischof Msgr. A. Hinsley. Aus dem Englischen von Friedrich Ritter v. Lama. 68 S., Mk. 1.20. Literar. Institut von Haas & Grabherr, Augsburg.

Es ist überaus lehrreich, diesem vielgereisten Kenner der afrikanischen Verhältnisse auf seiner Inspektionsreise durch den schwarzen Erdteil zu folgen. Dabei bekommt der Leser einen Begriff von der gewaltigen Pionierarbeit der Missionare. Er erfährt aber auch von den übermenschlichen Opfern, die von den Patres, Brüdern und Schwestern gebracht werden, um die verhärteten Stämme für den Glauben zu gewinnen.

Das weiße Paradies. Von Pieter van der Meer de Walcheren. Einführung von Otto Karrer. Vorwort von Jacques Maritain. Übertragen aus dem Holländischen. 160 Seiten, 23 Tiefdruckbilder. Halbleder Mk. 6,50. Verlag „Ars sacra", Josef Müller, München 13.

Wir bekommen eine kurze, klare Darstellung der Geschichte dieses innersten Lebens in unserer hl. Kirche, des Kartäuserordens, und eine farbenpracht. Schilderung der Kartause in der Schweiz, in der schönen Valsainte. Möchte es vielen ein Führer werden hinein in die Herrlichkeit und Seligkeit des dreieinigen Gottes!

Dr. Karl Sonnenschein. Von Christa Thomas. „Kleine Lebensbilder" Nr. 28; 64 S., 20. Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Die geniale Persönlichkeit, Vater und bester Freund der Armen, immer bereiter Helfer, Berater und Trostspender in der Großstadtseelsorge, findet hier eine edle Würdigung.

Die kostbare Perle. Von A. Scheiwiler, Bischof von St. Gallen. „Kleine Wegweiser" Nr. 12, 32 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Die Kraft und Größe der Keuschheit findet im Bischof von St. Gallen einen hochbegeisterten Sänger und kompetenten Referenten. In 5 Kapiteln ist alles gesagt, das unsere kraftvolle, lebensfreudige Jugend gut beherzigen möge.

Bekehret euch zu mir! Gedanken aus den Werken des hl. Franz v. Sales. Von Michael Faltz. „Aus hl. Quellen" Nr. 4, 40 S., 40 Pfg. — Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Gedanken und Wegweisungen, die tiefe Kenntnis des Menschenherzens und güte Hilfsbereitschaft verraten.

Auf der Suche nach dem Frieden. Historische Erzählung aus dem Mittelalter. Von Theodor Zenner. „Kleine Hausbücherei" Nr. 21, 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz Baden.

Das Büchlein unterhält nicht nur in freien Stunden, es leistet mehr, geht tiefer und gibt heilsame Lehren mit in Arbeit und Leben.

Maiblüten. Kleine Tugendübungen für den Maimonat von Agnes Gasperschitz. Preis 2.50. — Salesianer-Verlag, München 7.

Das herzige Büchlein mit schönen Buntbildereinlagen kann nur jedem Marienfreund wärmstens empfohlen werden. Kongreganistinnen und Marienkinder, aber auch alle gläubigen Marienverehrer sollten dies Büchlein, das schmuck ausgestattet ist, zur Hand nehmen. P. Dom.

Der selige Albert der Große als Naturforscher und Lehrer. Zum 650 jährigen Gedächtnis seines Todestages von Dr. Rhaban Liertz. 60 S. in Kleinoktav mit Titelbild; 60 Pfg. geb. 1 Mk. Salesianer-Verlag, München 11.

Die Schrift ist anregend geschrieben und liest sich leicht und flott. Darum erfüllt sie ihren Zweck, weithin das deutsche Volk mit einem seiner größten Söhne bekannt zu machen.

Klosterneuburger Liturgie-Kalender „Das Jahr des Heiles 1931" von Prof. Dr. Pius Parsch. Band 1 Advent bis Ostern, 2. Ostern-Advent. Preis pro Band in Leinen Mk. 3.50, beide Bände 6.50. Verlag Volksliturgisches Apostolat, Klosterneuburg.

Tausende erwarten jedes Jahr das Erscheinen dieses Kalenders. Dieses Mal berücksichtigt es die vielen Schottbenützer und bringt jeden Tag genauen Hinweis auf das Schott-Meßbuch 1 und 2. Ein Handbuch für jeden Katholiken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Silvana-Heilquelle

Kurpackungen, Lieferungsbedingungen

Um eine zweckentsprechende Hauskur zu ermöglichen, empfiehlt es sich, 30—60 Flaschen für die Zeitdauer von 4—6 Wochen zu beziehen.

Die Brunnenverwaltung, bezw. ihre Niederlagen liefern Kurpackungen in stets frischer Abfüllung in Kisten zu 30—60 Flaschen nach allen Teilen des In- und Auslandes, sodaß jederorts eine solche Kur mit „Silvana-Heilquelle" ermöglicht wird. Dies erweist sich insbesondere sehr vorteilhaft, wenn der Kurnehmer sich an einem Sommeraufenthalt befindet oder sonst die Kur an einem anderen als an seinem Wohnsitz vorzunehmen wünscht. Kleine Mengen sind in Apotheken und Drogenhandlungen fast ausschließlich überall erhältlich. Wo dies nicht der Fall ist, wende man sich an die Brunnenverwaltung in Groschlattengrün, Fichtelgebirge, oder an die Niederlagen in Gauting vor München oder St. Joseph, Reimlingen, bayr. Schwaben, oder an die Vertretungen der Mariannhiller Mission, welche Aufträge weiterleitet.

Alle Sendungen ab Quelle, sofern sie mit der Bahn befördert werden, erfolgen ausnahmslos per Nachnahme.

Die Fracht trägt der Empfänger, der Betrag für die Fracht wird jedoch bei der Nachnahme abgesetzt.

Die Verkaufspreise

sind im Interesse der weitesten Kreise und der sozialen Wirtschaftsverhältnisse entsprechend äußerst niedriggestellt.

Es kostet:

1 Harras od. Kiste	mit je 30 ganzen	1/1	zu RM. 21.—
1 Harras „ „	mit je 20 ganzen	1/1	zu RM. 14.—
1 Harras „ „	mit je 30 halben	1/2	zu RM. 10.50
1 Harras „ „	mit je 60 halben	1/2	zu RM. 21.—

Bei den Preisen sind nicht mit einbegriffen Glas, Kiste und Verpackung. — Am Platze der Niederlage frei Haus, für auswärts ab Lager, gemäß den Lieferungsbedingungen. Für Glas, Kiste und Verpackung wird bis zur Rückgabe (auswärts franko Rücksendung) des Leergutes 20 Pfg. pro ganze Flasche, 15 Pfg. pro halbe Flasche berechnet. Die Rücksendung von leeren Flaschen kostet nur halbe Fracht, wenn der Frachtbrief den Vermerk: „Leer gebraucht, voll die Bahn passiert", trägt.

Für eventl. Bruch, Auslauf oder Frostschaden, wird kein Ersatz gewährt.

Bei auswärtigen Bestellungen ist jeweils die genaue Bahnstation anzugeben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine gute christliche Ehe. Bei Erhörung Heidenkind und Veröffentlichung versprochen.

Bottrop: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zu den armen Seelen für ihre drei Brüder in verschiedenen schweren Anliegen.

Es starben im Herrn

Los Angeles: Franz Thone. Chicago: Wilhelm Zimmermann. Baltimore: Theresia Thauner. Monrö: Helena Steiner Mackin. St. Louis: Antoniette Lamping: Howells: Heinrich Wiemann. Brooklyn: Joseph Ascherl. Allentown: Frl. Theresia Holschbach. Archbald: Paul Flick. Cleveland: Margaretha Kaiser. Milwaukee: Maria Degenhardt.

Aachen: Frau Maria Schleip, eine langjährige und eifrige Förderin unserer Mission.

Aachen: Frl. Gertrud Houck, eine eifrige Förderin unserer Mission.

Frl. Therese Edermaninger, Wohltäterin unserer Mission.

Glottau: Barbara Reimann, langjährige Förderin unserer Zeitschriften und Kalender.

Weseke: Frl. Elise Finke, Förderin unserer Mission.

Würzburg: Frau Auguste Mainhart. Utting: Josef Keil. Hinnenhofen: Afra Aufmuth. Altenhunden: Albert Friedhoff. Weilerswist: Cäcilia Klöter. Gelsenkirchen: Anna Volmari. Bockum: K. Hansen, K. Sanders, K. Derichsweiler. Bochem: Maria Hoppe. Kellen: Adele Höfkens. Wiedenfeld: Ursula Lenzen. Rottenburg: H. H. Pfarrer Manderscheid. Siemerode: Kath. Wippermann, Anna Brückner, Margaretha Kleineberg, Julius Koch, Karl Nußbaum. Heiligenstadt: Frl. Anna Trümpner. Paderborn: Maria Leist. Heidersbach: Adelheid Weiß. Düren: Eberhard Pohl. Hagen: Frau Humpert. Köln: Frl. Glasmacher. Eckum: Anna Maria Schreiber. Fischeln: Michael Röttges. Schmithof: Math. Schuhmacher, Hubert de Hessele. Rehlingen: Maria Himbert. Wald: Peter Meures. Cloppenburg: Elis. Westendorf. Gaukönigshofen: Anna Lesch. Baldersheim: Franz Wagenpfahl. Retzbach: Konrad Konrad. Theilheim: Georg Wallrapp. Würzburg: Agnes Fries. Hochhausen: Helena Dölger. Nöttwang: Josef Millner. Kaufbeuren: Veronika Meiler. Halsheim: Katharina Fuß. Riehlingen: Anna Kraus. Untergimpern: Bernhard Kirchdörfer. Aiterhofen: Magdalena Feldigl. Augsburg: Michael Häusler. Filippsdorf: Franz Matz. Regensburg: M Koller. Allfeld: Franz Josef Fähndrich. Mannheim: Mathilde Esser. Osterhausen: Kreszenz Fischer. Ludwigshafen: Barbara Müller. Hilpertsau: Auguste Weiler. Weipert: Albert Metzner.

Empfehlenswerte Bücher

Quer durch Afrika über den Kongostaat. Von Erzbischof Msgr. A. Hinsley. Aus dem Englischen von Friedrich Ritter v. Lama. 68 S., Mk. 1.20. Literar. Institut von Haas & Grabherr, Augsburg.

Es ist überaus lehrreich, diesem vielgereisten Kenner der afrikanischen Verhältnisse auf seiner Inspektionsreise durch den schwarzen Erdteil zu folgen. Dabei bekommt der Leser einen Begriff von der gewaltigen Pionierarbeit der Missionare. Er erfährt aber auch von den übermenschlichen Opfern, die von den Patres, Brüdern und Schwestern gebracht werden, um die verhärteten Stämme für den Glauben zu gewinnen.

Das weiße Paradies. Von Pieter van der Meer de Walcheren. Einführung von Otto Karrer. Vorwort von Jacques Maritain. Übertragen aus dem Holländischen. 160 Seiten, 23 Tiefdruckbilder. Halbleder Mk. 6,50. Verlag „Ars sacra", Josef Müller, München 13.

Wir bekommen eine kurze, klare Darstellung der Geschichte dieses innersten Lebens in unserer hl. Kirche, des Kartäuserordens, und eine farbenpracht. Schilderung der Kartause in der Schweiz, in der schönen Valsainte. Möchte es vielen ein Führer werden hinein in die Herrlichkeit und Seligkeit des dreieinigen Gottes!

Dr. Karl Sonnenschein. Von Christa Thomas. „Kleine Lebensbilder" Nr. 28; 64 S., 20. Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Die geniale Persönlichkeit, Vater und bester Freund der Armen, immer bereiter Helfer, Berater und Trostspender in der Großstadtseelsorge, findet hier eine edle Würdigung.

Die kostbare Perle. Von A. Scheiwiler, Bischof von St. Gallen. „Kleine Wegweiser" Nr. 12, 32 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Die Kraft und Größe der Keuschheit findet im Bischof von St. Gallen einen hochbegeisterten Sänger und kompetenten Referenten. In 5 Kapiteln ist alles gesagt, das unsere kraftvolle, lebensfreudige Jugend gut beherzigen möge.

Bekehret euch zu mir! Gedanken aus den Werken des hl. Franz v. Sales. Von Michael Faltz. „Aus hl. Quellen" Nr. 4, 40 S., 40 Pfg. — Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Gedanken und Wegweisungen, die tiefe Kenntnis des Menschenherzens und güte Hilfsbereitschaft verraten.

Auf der Suche nach dem Frieden. Historische Erzählung aus dem Mittelalter. Von Theodor Zenner. „Kleine Hausbücherei" Nr. 21, 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz Baden.

Das Büchlein unterhält nicht nur in freien Stunden, es leistet mehr, geht tiefer und gibt heilsame Lehren mit in Arbeit und Leben.

Maiblüten. Kleine Tugendübungen für den Maimonat von Agnes Gasperschitz. Preis 2.50. — Salesianer-Verlag, München 7.

Das herzige Büchlein mit schönen Buntbildereinlagen kann nur jedem Marienfreund wärmstens empfohlen werden. Kongreganistinnen und Marienkinder, aber auch alle gläubigen Marienverehrer sollten dies Büchlein, das schmuck ausgestattet ist, zur Hand nehmen. P. Dom.

Der selige Albert der Große als Naturforscher und Lehrer. Zum 650 jährigen Gedächtnis seines Todestages von Dr. Rhaban Liertz. 60 S. in Kleinoktav mit Titelbild; 60 Pfg. geb. 1 Mk. Salesianer-Verlag, München 11.

Die Schrift ist anregend geschrieben und liest sich leicht und flott. Darum erfüllt sie ihren Zweck, weithin das deutsche Volk mit einem seiner größten Söhne bekannt zu machen.

Klosterneuburger Liturgie-Kalender „Das Jahr des Heiles 1931" von Prof. Dr. Pius Parsch. Band 1 Advent bis Ostern, 2. Ostern-Advent. Preis pro Band in Leinen Mk. 3.50, beide Bände 6.50. Verlag Volksliturgisches Apostolat, Klosterneuburg.

Tausende erwarten jedes Jahr das Erscheinen dieses Kalenders. Dieses Mal berücksichtigt es die vielen Schottbenützer und bringt jeden Tag genauen Hinweis auf das Schott-Meßbuch 1 und 2. Ein Handbuch für jeden Katholiken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Des Lebens schönster Tag. Von Gertrud Maaßen. 48 Seiten mit 10 Tiefdruckbildern 60 Pfg. Verlag B. Kühlen, M.-Gladbach.
Das Werkchen enthält die schönsten Erzählungen für Erstkommunikanten und ist prachtvoll illustriert. Es wird in seiner vornehmen Aufmachung sicherlich viel Freunde finden.

Die neue Jugend. Lebensgeschichte des Pier Giorgio Frassati. Nach persönl. Zeugnissen gezeichnet von D. A. Cojazzi. Deutsch von Helene Moser. 320 S., 23 Tiefdruckbilder. Halbleder Mk. 5.—. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.
Das ist echte Frömmigkeit, keine pharisäische, und keine, die sich hinter dicken Mauern versteckt; gesunde Frömmigkeit, die ihren Gott überall sieht, oben auf den höchsten Alpengraten und drunten im Tale bei den Darbenden. Ein Jugendheiliger im modernen Sinne, der männlicher und weibl. akadem. Jugend etwas zu sagen weiß!

Der kleine Guido. Den Kindern erzählt von Theodor Müller. 128 S. und 12 Bildern in Kupfertiefdruck. Kart. Mk. 2.—. Verlag „Ars sacra", Josef Müller, München 13.
„Das ist wie ein frischer Windhauch", sagte Papst Pius XI., als er die vorliegende Lebensbeschreibung las. In der Tat, ein erquickendes Büchlein, mit dem recht viele Eltern und Erzieher ihre Kinder, besonders Knaben von 6—10 Jahren beschenken möchten.

Bruder Konrad von Parzham. Ein Bild in Kupfertiefdruck von Prof. Leo Samberger. Preis 30 Pfg., 1 und 3 Mk. Als Heiligenbildchen 100 Stück Mk. 3.50. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.
Dem Bild, einem Meisterwerk, wird von Leuten, die Br. Konrad noch persönlich kannten, oder die dem Seligsprechungsprozeß nahe standen, höchste Porträttreue nachgerühmt. Dr. M.

Für Schulen! Anschauungsunterricht und Vertiefung des Missionsgedankens eignet sich das bei Jos. Hövelmann, Dülmen i. W. herausgekommene **Missionsbild** (1 m zu 70 cm., Preis 4 Mk.), das auch in kleinerem Format, Kalenderbeilage und Gebetbuch durch seine reiche Darstellung alle Aufmerksamkeit verdient.
Der Schöpfer dieses Kunstwerkes ist der kath. Kunstmaler Professor Plontke, der in einzigartiger Weise das Leben auf einer Missionsstation schildert, d. h. den Unterricht. Das Bild kann auch durch unsere Missionsvertretungen bezogen werden. P. D. S.

Der Ministrant. Preis 25 Pfg., ab 10 Exemplar 20 Pfg. B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung, Augsburg.
Dieses Büchlein sollte von ihren Geistlichen, jedem kleinen Knaben, besonders auf dem Land in die Hand gegeben werden, um sie zu frommem, verständigem Dienst am Altare anzueifern und zu belehren. P. D. S.

Im Osterhasen-Häuschen. Eine Osterhasengeschichte von J. Bohatta-Morpurgo. 6 farbige Bilder und handgeschriebene Verslein auf starkem Karton. Preis Mk. 1.—. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.
Ei, was gibt das in J. Bohatta-Morpurgos Malstube feine Osterhasenfarben, und kling, kling, feine Verslein hat sie auch geschmiedet! Ich sag's auch immer wieder: Künstler sind Kinder. Darin liegt der Zauber.

Heini die Geschichte eines lebensfrohen und fleißigen Jungen. Von P. Ewald Henseler 48 S., kart. 40 Pfg. Schulbrüder-Verlag, Kirnach-Villingen, Baden.
Das Umschlagbild mit dem frischen Kindergesicht Heinis nimmt auf den ersten Blick gefangen. Für Kinder ist das Büchlein geschrieben, enthält aber auch mehr als einen guten Wink für Eltern und Erzieher.

Die hl. Theresia vom Kinde Jesu. Ihr Leben in Bildern. 14 zu 9 cm. 8 Seiten Text und 30 Abbildungen. Kart. Mk. 1.—. Schulbrüder-Verlag, Kirnach-Villingen, Baden.
Ein überall willkommenes wertvolles Geschenk. Dieses kleine Album sollte im Hause aller Theresienverehrer zu finden sein. Das Schriftchen wird reichen Segen u. reine Freude ausströmen.

Vom lieben Bruder Konrad. Den Kindern erzählt von Georg Lutz. Mit Bildern von H. Stockmann. Preis Mk. 2.—, Ganzleinen Mk. 3.— Verlag Haas & Grabherr, Augsburg.
Pfarrer Georg Lutz ist nicht nur ein feinsinniger Erzähler, sondern er besitzt auch eine besondere Gabe, zur Kinderseele zu sprechen. Durch die gemütvollen Bilder wird die Vorstellung insbesondere von der Jugendzeit des Seligen wirkungsvoll belebt.

Die hl. Theresia v. Kinde Jesu. Von Johannes Lohmiller. 1. Bändch., 48 S., 50 Pfg. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer, Rhld.
Das Büchlein ist allerliebst zu lesen und für Kinder leicht verständlich.

Der heilige Tarsizius. V. Anna Freiin v. Krane. Mit 4 Textbildern von Carl Rieder. 48 S., 50 Pfg. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer.
Diese Erzählung ist ein kostbarer Edelstein, sowohl vom religionserzieherischen als vom künstlerischen Standpunkte aus.

Die seligen Märtyrer von Uganda. Von Joh. Lohmiller. 3. Bändch., kart. 50 Pfg. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer, Rhld.
Dieses Büchlein ist seinem Inhalt nach sehr geeignet, die katholische Jugend für den Missionsgedanken zu begeistern und in ihr Opfergesinnung für die Zwecke der kath. Missionen zu wecken. Priester, Lehrer und Eltern sollten es sich deshalb nicht entgehen lassen, dieses Bändchen mit den Kindern in der Schule oder zu Hause zu lesen.

Die selige Anna Maria Taigi. Von Joh. Lohmüller. 4. Bändchen, 48 S., 50 Pfg. Verlag & Bercker, Kevelaer, Rhld.
Die Art der Darstellung wird unbedingt zur Tat auffordern, denn sie ist fern von jeder unkindlichen Süßigkeit. Der Bildschmuck von Ina Berchtold ist sehr gut.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Silvana-Heilquelle

Kurpackungen, Lieferungsbedingungen

Um eine zweckentsprechende Hauskur zu ermöglichen, empfiehlt es sich, 30—60 Flaschen für die Zeitdauer von 4—6 Wochen zu beziehen.

Die Brunnenverwaltung, bezw. ihre Niederlagen liefern Kurpackungen in stets frischer Abfüllung in Kisten zu 30—60 Flaschen nach allen Teilen des In- und Auslandes, sodaß jederorts eine solche Kur mit „Silvana-Heilquelle" ermöglicht wird. Dies erweist sich insbesondere sehr vorteilhaft, wenn der Kurnehmer sich an einem Sommeraufenthalt befindet oder sonst die Kur an einem anderen als an seinem Wohnsitz vorzunehmen wünscht. Kleine Mengen sind in Apotheken und Drogenhandlungen fast ausschließlich überall erhältlich. Wo dies nicht der Fall ist, wende man sich an die Brunnenverwaltung in Groschlattengrün, Fichtelgebirge, oder an die Niederlagen in Gauting vor München oder St. Joseph, Reimlingen, bayr. Schwaben, oder an die Vertretungen der Mariannhiller Mission, welche Aufträge weiterleitet.

Alle Sendungen ab Quelle, sofern sie mit der Bahn befördert werden, erfolgen ausnahmslos per Nachnahme.

Die Fracht trägt der Empfänger, der Betrag für die Fracht wird jedoch bei der Nachnahme abgesetzt.

Die Verkaufspreise

sind im Interesse der weitesten Kreise und der sozialen Wirtschaftsverhältnisse entsprechend äußerst niedriggestellt.

Es kostet:

1 Harras od. Kiste	mit je 30 ganzen	1/1	zu RM. 21.—
1 Harras „ „	mit je 20 ganzen	1/1	zu RM. 14.—
1 Harras „ „	mit je 30 halben	1/2	zu RM. 10.50
1 Harras „ „	mit je 60 halben	1/2	zu RM. 21.—

Bei den Preisen sind nicht mit einbegriffen Glas, Kiste und Verpackung. — Am Platze der Niederlage frei Haus, für auswärts ab Lager, gemäß den Lieferungsbedingungen. Für Glas, Kiste und Verpackung wird bis zur Rückgabe (auswärts franko Rücksendung) des Leergutes 20 Pfg. pro ganze Flasche, 15 Pfg. pro halbe Flasche berechnet. Die Rücksendung von leeren Flaschen kostet nur halbe Fracht, wenn der Frachtbrief den Vermerk: „Leer gebraucht, voll die Bahn passiert", trägt.

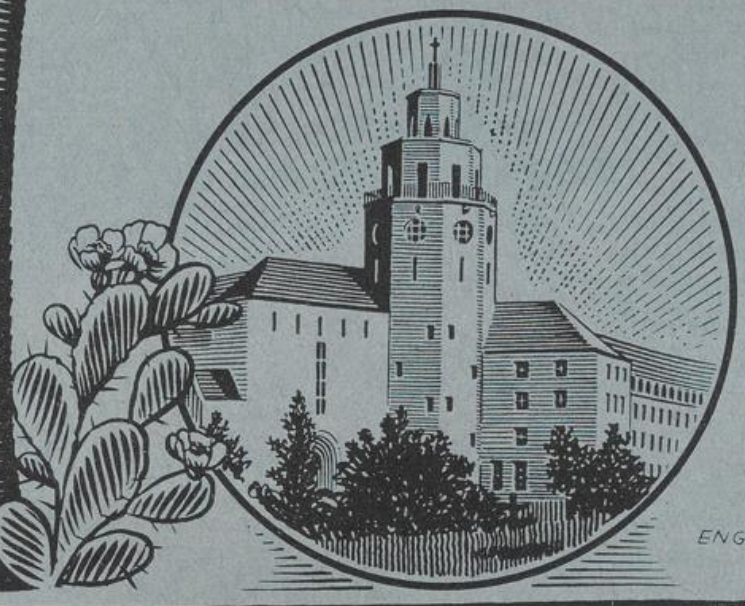
Für eventl. Bruch, Auslauf oder Frostschaden, wird kein Ersatz gewährt.

Bei auswärtigen Bestellungen ist jeweils die genaue Bahnstation anzugeben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission



Nummer 6 Juni 1931 49. Jahrgang

Verlagsort Nördlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Juniheftes:

Des Herrn Ruf auf Fronleichnam. Gedicht von E. Ringseis . . . 161
Rundschau in der neuen Bulawayo-Mission. Von P. K. Atzwanger . 162
Gedanken 165
Moschesch, der Begründer des Basuto-Reiches 166
Von der alten Zuluherrlichkeit. Von P. Odo Ripp, RMM. 168
Elisabeth. V. P. Otto Grimm RMM. 170
Missionspost. Von P. Streit RMM. 175
Aus spanischen Gärten 176
Allerlei Vegetarisches aus Südafrika. Von einem Mariannhiller Missionsbruder 178
Im Banne der Agil. Von Hermann Skolaster 182

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslow..kei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Heilige Marienverehrer in Wort und Bild

Unsere Vorbilder und Führer im Marienmonat

Von D. W. Mut. — Mit Bildern nach Kupferstichen aus dem 15. Jahrhundert, vornehm ausgestattet und gebunden Mk. 1.50. 72 S.

Ein eigenartiges, vornehmes und ansprechendes Marienbüchlein, das besonders geeignet ist für die Maiandacht, für Erwägungen in jedem Marienmonat. Für 31 Tage im Monat wird je ein Heiliger in Wort und Bild gezeigt, der ein besonderer Marienverehrer war.

Das einfache Leben

der Mutter Gottes und der hl. Theresia vom Kinde Jesu

Nachahmbar geschildert in Erwägungen für den Maimonat

Von D. W. Mut. — Mit zwei Bildern. 136 S. Preis 1.50.

Das vorliegende Buch zeigt in 31 Erwägungen in schlichter Weise das einfache Leben der allerseligsten Jungfrau und im Anschluß daran das Leben und die Fürbittmacht der kleinen hl. Theresia. Für Marienkinder ist das Buch ein Ansporn, gleich der hl. Theresia die Mutter Gottes innig zu lieben.

Das hl. Leichentuch und das hlst. Antlitz

unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut. — 96 Seiten auf Kunstdruckpapier, 27 Bilder; Preis Mk. 2.—

Dieses Buch soll den Gläubigen Aufklärung bringen über das in Turin aufbewahrte Leichentuch und dazu beitragen, daß auch in Deutschland sowohl das hl. Leichentuch als auch das hlst. Antlitz mehr und mehr innigere Verehrung finde. Der dritte Teil des Buches enthält Gebete zum hlst. Antlitz.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Ein Brief an die Sommergäste! Liebe Sommergäste! Grüß Gott! Mit diesem alten schönen Tirolergruß begrüßt Sie mit seinen Pfarrangehörigen der Pfarrer von Mayrhofen.

Da ich nicht Gelegenheit habe, Sie alle persönlich zu begrüßen, so mögen Sie diesen Brief als herzlichen Willkommgruß von mir entgegennehmen. Ich spreche Ihnen meine Freude und meinen Dank aus, daß Sie unser liebes Zillertal und besonders Mayrhofen sich zum Sommerfrischort gewählt haben.

Ich sage ein herzliches Grüß Gott Ihnen allen, aus welchem Land Sie immer kommen und welcher Religion Sie immer angehören.

„Gott grüße Dich! Kein and'rer Gruß
gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße Dich! Kein and'rer Gruß
paßt so zu jeder Zeit.
Gott grüße Dich! Wenn dieser Gruß so
recht vom Herzen geht,
Gilt dieser Gruß beim lieben Gott soviel wie ein Gebet."

Sie, liebe Sommergäste, kommen aus weiter Ferne ins schöne, weltberühmte Zillertal. Wem wäre das Lied nicht bekannt: „Zillertal, Du bist mei' Freud!" Sie kommen, um sich zu erholen, um die Berge zu besteigen, um die frische Gebirgsluft zu genießen, um Land und Leute kennen zu lernen. Ich wünsche Ihnen allen, daß die Zeit Ihres Aufenthaltes in unserem lieben Zillertal eine Zeit bester Erholung für Körper und Geist sei und Ihnen in angenehmster Erinnerung bleibe.

Sie bewundern unsere Berge mit ihrer herrlichen Aussicht und gewinnen dabei sicher auch die Überzeugung, die unser Hl. Vater Papst Pius XI. einst ausgesprochen hat, nachdem er durch dreißig Jahre seine Erholung in den Alpen gesucht und gefunden, als hervorragender Hochtourist die höchsten Alpenriesen bestiegen hatte: „Es erhebt sich der Geist beim Anblick jener überwältigenden Unermeßlichkeit und gewaltigen Formen, die sich von den Gipfeln der Alpenhöhen aus ringsum dem betrachtenden Auge zeigen, wie auf leichten Schwingen empor zu Gott, dem Schöpfer und Herrn dieser großen Natur."

Sie finden, liebe Sommergäste, im Zillertal ein rein katholisches Volk mit festem Glauben und tief religiösem Sinn, dem seine Religion überaus lieb und teuer ist. Doch darf und wird kein Zillertaler Sie belästigen, wenn Sie einer anderen Religion angehören. Jeder Zillertaler achtet die Überzeugung anderer. So darf ich auch von Ihnen erwarten, daß Sie die fromme Gesinnung und die Religion meiner Pfarrangehörigen achten, und daß Sie in keiner Weise dieselben wegen ihrer religiösen Überzeugung belästigen, verspotten und ihnen eine andere Überzeugung aufzudrängen suchen.

Ich lade Sie, werte Sommergäste, alle ein, unsere liebe Kirche zu besuchen. Vom Hochaltar aus grüßt Sie der liebe Jesus, er streckt auch gleichsam die Arme nach Ihnen aus, als wollte er Ihnen zurufen: Sehet da dieses Herz, das die Menschen so sehr geliebt hat. Kommet alle zu mir!

Besonders lade ich Sie ein zur Teilnahme am Gottesdienste. An Sonn- und Festtagen wird schon um 5 Uhr eine hl. Messe gelesen. So können Sie, auch wenn Sie eine weite Tour unternehmen wollen, doch der Sonntagspflicht genügen. Um 6 Uhr ist hl. Amt mit Ansprache. Um 8 Uhr der Pfarrgottesdienst mit Predigt und hl. Amt.

Um Ihnen den Besuch des Gottesdienstes leicht und angenehm zu machen, wird in der Zeit vom 29. Juni bis 31. August an Sonn- und Festtagen ein eigener Gottesdienst für die Sommergäste gehalten. Derselbe beginnt um 10 Uhr und besteht in einer kurzen „Bergpredigt" und hl. Messe mit deutschem Gesang. Zu diesem Gottesdienst lade ich alle Sommergäste recht herzlich ein. Ich bin überzeugt, daß dieser Gottesdienst Ihnen große Freude machen wird. Für die Katholiken ist der Besuch des Sonntagsgottesdienstes ohnehin Pflicht. Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie, liebe Sommergäste, in anständiger Kleidung in der Kirche erscheinen und daß auch das Benehmen der Andersgläubigen der Heiligkeit des Gottesdienstes und der Heiligkeit des Hauses Gottes entspricht. Die deutschen Meßtexte für die betreffenden Tage und die Liedertexte finden Sie im Schriftenstand unserer Pfarrkirche.

Nachmittags ist an Sonntagen der Gottesdienst um 13 Uhr. An Werktagen ist um 6 Uhr und um halb 8 Uhr hl. Messe. Jeden Tag ist Gelegenheit zur hl. Beichte von halb 6 Uhr bis 8 Uhr morgens. An Samstagen abends um 19 Uhr. Wenn Sie zu einer anderen Zeit zu beichten wünschen, so mögen Sie sich im Pfarrhof melden.

Ich erlaube mir, Sie, liebe Sommergäste, aufmerksam zu machen auf den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sogenannten Portiunkula-Sonntag (2. August), so benannt nach dem Kirchlein in Assisi in Italien, dem Ursprungsort des großen Ablasses. Aufklärung über den Ablaß finden Sie im Schriftenstand in der Kirche. Zum Portiunkulafest geht der Großteil meiner Pfarrangehörigen zur hl. Beicht und Kommunion, um sich des für diesen Tag bestimmten Portiunkula-Ablasses teilhaftig zu machen. Ich lade auch die katholischen Sommergäste freundlichst ein, diesen Tag zur hl. Beicht und hl. Kommunion zu benützen. Sie finden Gelegenheit zur hl. Beicht am Samstag von 15—22 Uhr; am Sonntag von 3—10 Uhr morgens.

Ein gebotener Festtag ist in Österreich auch der 15. August (Fest Maria Himmelfahrt). Wir feiern an diesem Tage das selige Hinscheiden Mariens und ihre Aufnahme in den Himmel. Dieser Tag hat für unsere Pfarrgemeinde noch besondere Bedeutung, weil unsere Kirche Maria geweiht ist unter dem Titel Maria Himmelfahrt.

Einen besonderen Reiz für Sie, liebe Sommergäste, hat eine Prozession in einer Landgemeinde Tirols. Solche Prozessionen werden drei gehalten, und zwar am 4. und 7. Juni und am 6. September. Diese großen Prozessionen sind eingeführt, um dem lieben Jesus im heiligsten Sakramente Anbetung, Dank und Sühne darzubringen und den Segen Gottes auf die Gemeinde, auf die Felder und Feldfrüchte herabzuflehen. Die ganze Gemeinde beteiligt sich daran und bietet alles auf, um diese Prozessionen zu einer großartigen Kundgebung des hl. Glaubens zu machen. Den deutschen Text für die Prozession finden Sie im Fronleichnams-Prozessionsbüchlein, die Lieder in der Liedersammlung, beide im Schriftenstand der Kirche. Ich erlaube mir, Sie zu bitten, daß Sie nur in anständiger Kleidung — die Herren unbedeckten Hauptes — der Prozession beiwohnen und sich so benehmen, wie es der Heiligkeit dieser großen religiösen Feier geziemt. Den Photographen ist es nicht gestattet, sich nahe heranzudrängen. Jedes, einer religiösen Feier ungeziemende Benehmen würde nicht nur die Ehrfurcht vor dem lieben Jesus im hlst. Sakramente verletzen, sondern auch meinen tiefgläubigen Pfarrangehörigen wehe tun.

In den Häusern, an den Wegen und auf den Bergeshöhen sehen Sie, liebe Sommergäste, viele Kreuze. Diese zeigen uns die Liebe Jesu zu uns Menschen und sind Zeichen der frommen, religiösen Gesinnung der Zillertaler. Zeigt uns die Natur die Allmacht Gottes, so zeigen uns die Kreuze seine Liebe.

„Im großen Garten der Natur
Siehst Du des großen Gottes Spur.
Willst Du ihn noch größer seh'n,
So bleibe unterm Kreuze steh'n."
Die Kreuze rufen uns zu:
„Bedenk, o Christ, bedenk es wohl,
Was dieses Kreuz bedeuten soll: „O rette
Deine Seele!"
O tritt hinzu und schau es an,
Es lehrt Dich, was der Herr getan, zu
retten Deine Seele.
O heiliges Kreuz, o stummer Mund,
Wie laut rufst Du zu jeder Stund:
„O rette Deine Seele!"
Vergiß es nicht, vergiß es nicht,
Was dieses Kreuz auch zu Dir spricht:
„O rette Deine Seele!"

Vielleicht haben Sie, liebe Sommergäste, auch ein Bedürfnis nach angenehmer Lektüre. In den meisten Häusern werden Sie etwas finden. Religiöse Lektüre finden Sie im Schriftenstand in der Kirche. Unterhaltungslektüre bietet Ihnen in reicher Auswahl die Buchhandlung und Leihbibliothek Tyrolia am Kirchplatz. Haben Sie schon die Bücher von Reimmichl (Sebastian Rieger) gelesen? Wenn Sie Land und Leute kennen lernen wollen, wenn Sie sich auf das Angenehmste unterhalten wollen, so leihen oder kaufen Sie sich Reimmichlbücher in der Tyrolia. Kein anderer Schriftsteller kann so wahrheitsgetreu beschreiben, wie der Tiroler arbeitet und betet, singt und jodelt, lacht und weint, lebt und stirbt. Deswegen ist in Tirol kein Schriftsteller so beliebt wie unser Reimmichl mit seinen ernsten und humorvollen Geschichten. Seine 30 Bände sind fast in einer Million Exemplaren in allen deutschen Ländern verbreitet und bilden die Lieblingslektüre der Sommergäste in Tirol.

Wahrscheinlich haben Sie, liebe Sommergäste, auch das Bedürfnis Bäder zu nehmen. Ich erlaube mir, Sie in ihrem eigenen Interesse und im Interesse meiner Pfarrangehörigen auf folgendes aufmerksam zu machen: 1. Es ist nicht gestattet in Flüssen und Bächen zu baden, sondern nur in den Badeanstalten. 2. Es ist nicht gestattet an Straßen, Wegen, in der Nähe von Häusern, überhaupt wo Leute verkehren, sich zu entkleiden und Sonnenbäder zu nehmen. 3. Es ist niemand, auch Kindern nicht gestattet, in Badekleidern spazieren zu gehen oder sich irgendwie außer den Badeanstalten öffentlich sehen zu lassen. Ich bitte Sie, liebe Sommergäste, diese Punkte genau

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 6 Juni 1931 49. Jahrgang

Des Herrn Ruf auf Fronleichnam!

Tragt mich hinaus von den Altären,
Ich will zu meinem Volke geh'n,
Den Anblick allen zu gewähren!
Die sich von meinem Tische nähren,
Sie wollen mich mit Freudenzähren
In ihrer Mitte wandeln seh'n.

Die Andern auch, mir fern geblieben
In Irrtum oder Sündennacht, —
Von Huld und Sehnsucht angetrieben,
Such' ich sie auf — vielleicht zerstieben
Die Schatten, wird von meinem Lieben
Ein kaltes Herz zur Glut entfacht.

Ich grüße euch, der ich erstanden,
Der ich zum Himmel fuhr empor;
Nicht hält der Himmel mich in Banden;
Zugleich noch in der Erde Landen
Wohn' ich; und selig, die mich fanden,
Den Liebsten, hinter'm Gittertor!

Ich bin wahrhaftig noch hienieden,
Der Gottmensch weilet unter euch;
Derselbe, der am Kreuz verschieden,
Der nimmer Schmach um euch gemieden;
Er beut der Andacht still den Frieden
Und duldet Gegners Wutgekeuch.

Seht wie unscheinbar arm ich throne,
Gehorsam, äußerlich ein Brot!
Doch dies ist Lust dem Menschensohne,
Daß er bei Menschenkindern wohne
Dies die Vollendung, dies die Krone
Vom Opferleben, Opfertod.

Tragt mich hinaus von den Altären,
Die Gassen lasset mich durchzieh'n!
Will Hoffnung nähren und verklären,
Will wecken Freud' und Reuezähren,
Will solche Liebeshuld gewähren,
Daß mich erkennen, die mich flieh'n.

E. Ringseis

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rundschau in der neuen Bulawayo-Mission

Von P. Konrad Atzwanger, RMM.

Vor einem halben Jahrhundert herrschte im Lande zwischen Limpopo und Sambesi ein Negerfürst. Sein Vater Silikazi war mit einem kleinen Heere von Zulukriegern von Zululand ausgezogen, aber anstatt dahin zurückzukehren, zog er weiter nach Norden. Sein Heer wurde von den Gewehren der Buren dezimiert, aber er wußte es auf einfache Weise wieder zu vergrößern. Eine Ansiedlung nach der andern wurde überfallen, alle Kinder und alten Leute niedergemezelt und die jungen Männer ins Heer eingereiht. So zog Silikazi mordend und brennend durch das Betschuanaland und trieb es noch viel schlimmer unter den Stämmen im heutigen Süd-Rhodesia. Sein Sohn und Nachfolger Lobengula hatte ein stattliches Heer von etwa 10 000 Mann, während sein Vater wie ein Forscher, der zur Zeit Lobengulas dieses Land durchreiste, sagt, mit nur 40 Zulumännern, die den Kopfring trugen, Transvaal verließ, wo er starke Verlust erlitten hatte. Den Kopfring trugen nur die volljährigen Männer. Das Volk dieser eingewanderten Zulus und ins Heer gezwungenen Betschuanas und Wakalangas war ein Militär, oder wenn man ihre fortwährenden Raubzüge in Betracht zieht, ein Räubervolk. Tapferkeit war die angesehenste Eigenschaft, die aber oft mit Grausamkeit gepaart war. Religion hatte da keine gastliche Aufnahme zu erwarten. Zwar ließ der Herrscher alle Arten von Aberglauben und heidnischen Gebräuchen bestehen, die die einzelnen von ihrer Heimat mitgebracht hatten, aber er verweigerte den Missionaren, das Christentum zu predigen und seine Leute zu bekehren.

So hatten die ersten Jesuitenmissionare, die am Hofe dieses Negerherrschers lebten, Jahre harter Entbehrungen und Opfer zu überstehen, ehe sie imstande waren, das Werk der Bekehrung zu beginnen. Lobengula schenkte ihnen ein Stück Land mit der schmeichelhaften Bemerkung, es sei das Land der Hunde, das überlasse er ihnen. Dieses Geschenk Lobengulas ist die heutige Mission Empandeni. Dieses Wort bedeutet: an der Wurzel. Da sollte also zuerst die Axt an die Wurzel des Heidentums gelegt werden. Die Bevölkerung ist ein Gemisch von Makalangas und anderen Stämmen, die unter Lobengulas Herrschaft zum großen Teil die Sprache der Matabele angenommen hatten, obwohl nur wenige unter ihnen wirkliche Matabele sind.

Etwa 2000 Neger bewohnen dieses Missionsland und zahlen eine kleine jährliche Rente an die Mission, welche dazu hilft, das Missionswerk im Ganzen zu halten, aber für die Ausgaben für Schulen usw. nicht ausreicht. Die Missionsstation besitzt eine stattliche Kirche, einen Bau aus behauenen Granitsteinen. Drei Österreicher aus Böhmen

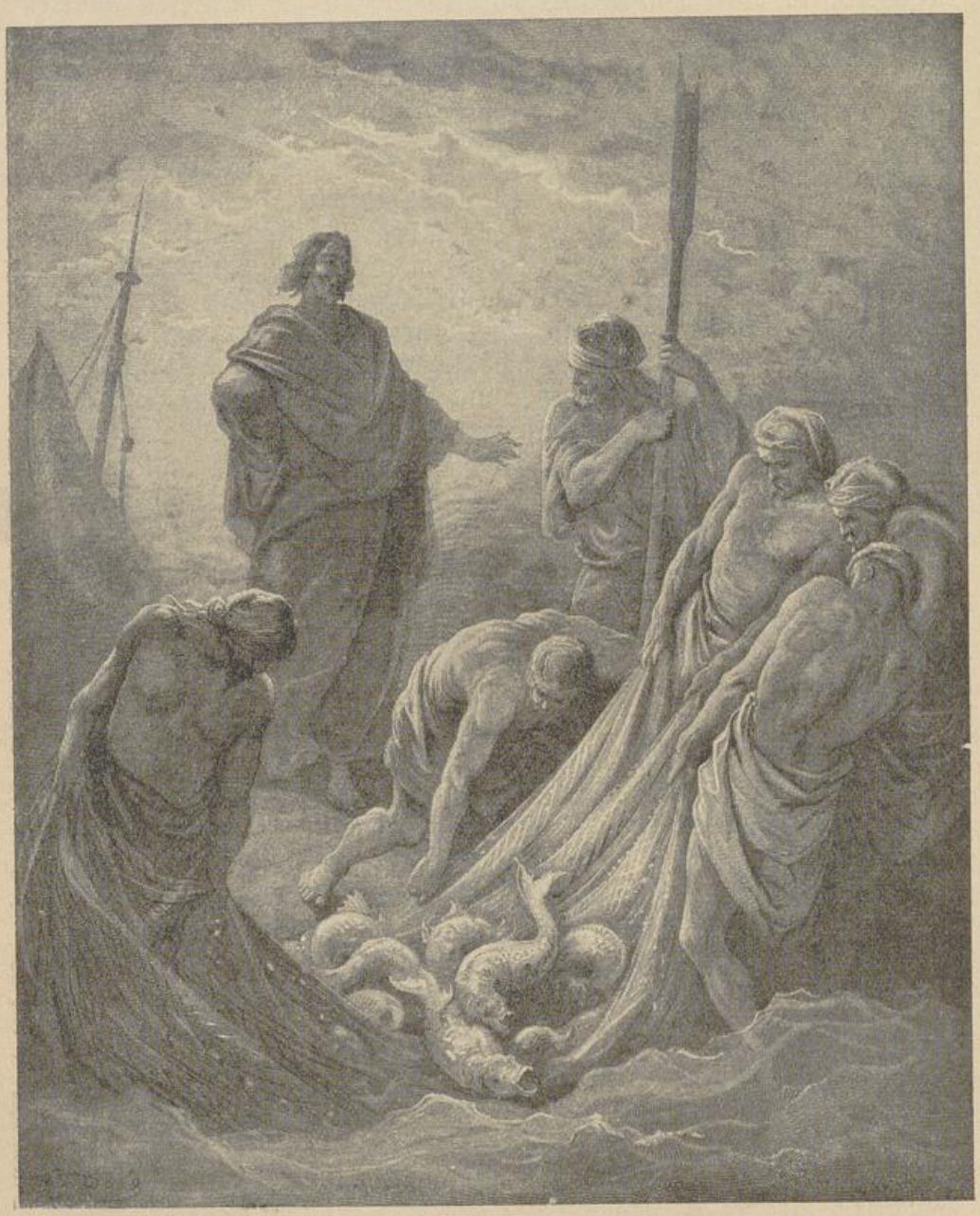
arbeiteten für Gotteslohn und haben hier wie in mehreren anderen Missionen ein Denkmal ihres Fleißes und werktätiger Frömmigkeit hinterlassen, das viele Generationen überdauern wird. Doch ein kleiner Feind ist eingedrungen und hat seine Zerstörungsarbeit schon soweit getrieben daß eine gründliche Restaurierung notwendig ist. Es sind die kleinen Termiten, die in rastloser Arbeit die Wände mit ihren Gängen durchlöchern bis hinauf zum Dach um dort wie überall wo sie Holz antreffen, dasselbe zu fressen. Diese Reparatur der Kirche wird der Mission nicht geringe Kosten verursachen. Es wurde beim Bau leider unterlassen, die Mauern durch eine Einlage von Blech oder Zement gegen diese Zerstörer zu sichern. Außer der Kirche fällt noch das Haus für die Patres und Brüder in die Augen. Es ist wie die Kirche aus Granitquadern erbaut und leidet unter dem gleichen Übelstande.

Zwischen Bäumen versteckt liegt der Konvent der Notre Dame-Schwestern, die etwa 200 Kinder aus der näheren Umgebung unterrichten. Für eine Schule mit Schülern, die auf der Mission bleiben, ist der Anfang gemacht, aber die nötigen Bauten sind noch zu errichten. An der Grenze des Missionslandes, 10 bis 12 Kilometer von der Hauptstation entfernt, liegen fünf Außenschulen, die bis auf eine von Negerlehrern besorgt und von der Hauptstation aus regelmäßig besucht werden. Eine jedoch, Embakwe genannt, ist von einem Pater und vier Schwestern besetzt und hat außer einer Tagesschule für die Eingeborenen auch eine Schule für halbweiße Mädchen. Letztes Jahr wurden von hier aus weitere vier Außenschulen eröffnet außerhalb des der Mission gehörigen Gebietes. Auch von Empandeni aus wurden einige neue Plätze südlich in Angriff genommen und so eine Verbindung hergestellt mit dem Gebiet, das von der St. Joseph-Mission aus bearbeitet wird.

St. Joseph ist eine Neugründung inmitten der Neger-Reserve Sesnukwe. Zwar wurde schon einmal vor einigen Jahren ein Anfang von den Jesuitenpatres gemacht, wurde aber wegen eines Unfalles nach wenigen Monaten wieder verlassen. Ein Pater und ein Bruder teilen sich gegenwärtig dort in die harte Arbeit, fernab von der Zivilisation.

Das ehemalige Hauptquartier des Matabeleherrschers Lobengula ist heute eine moderne Stadt, die größte Süd-Rhodesias und ein Eisenbahnknotenpunkt. Die Jesuiten hatten dort ein Kolleg für weiße Knaben, das sie aber vor einigen Jahren verkauften, resp. in die Hauptstadt Salisbury verlegten. Gegenwärtig gehört der katholischen Kirche dort ein kleines Grundstück auf dem die stattliche Kirche steht, ähnlich der in Empandeni und ein einstöckiges kleines Gebäude, das als Wohnung für zwei Priester und einen Bruder dient, es ist das Pfarrhaus für die weißen Katholiken in Bulawayo. Von hier aus werden von Zeit zu Zeit die über das ganze Land zerstreuten Katholiken besucht. Hunderte Kilometer Autofahrt sind dazu nötig. In dem Stadtteil, der ausschließlich für die Schwarzen reserviert ist, hat, wie zahlreiche pro-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Der reiche Fischfang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

testantische Sekten, auch die katholische Mission eine Kirche, ein Wohnhaus für die zwei Priester und zwei Schulen, eine für Schwarze und eine für Halbweiße und Indier. Ein großes Dominikanerinnenkloster mit meist deutschen Schwestern besorgt eine Schule für europäische Mädchen und jene für die halbweißen. Der Missionar der Eingeborenen in Bulawayo hat noch mehrere Außenposten zu besorgen. Der entfernteste und wichtigste davon ist Wankie, über 300 Kilometer entfernt. Die großen Kohlenbergwerke dort bringen eine große Anzahl von Arbeitern Verdienst. Nicht wenige davon sind Katholiken. Es wäre eine gute Stelle zu einer neuen Missionsstation, wenn nur die Mittel dafür vorhanden wären.

Damit sind die bisher bestehenden Zentren missioneller Tätigkeit im neuen Missionsgebiet Bulawayo erwähnt. Sie sind nur wie ein paar kleine Oasen im weiten Wüstenland. Der größte Teil der schwarzen Bevölkerung hat noch nie einen katholischen Missionar gesehen und kennt die wahre Religion nicht. Das Land ist nicht sehr fruchtbar, da der Regen zu spärlich ist und Jahre ohne Ernte infolge Dürre sind nicht selten. Daher sind die meisten Teile nur wenig bevölkert. Meist finden sich die Ansiedlungen den Flüssen entlang, in deren Sandbetten während des ganzen Jahres nach einigem Graben etwas Wasser zu finden ist. Doch wird eine bessere Bearbeitung des Landes, Graben von Brunnen und Anlegen von Teichen durch Erddämme sowie bessere Methoden in der Landwirtschaft die Fruchtbarkeit des Landes mehr und mehr heben und der wachsenden Bevölkerung Heimat und Erwerb bieten können. Das Klima ist wegen der Trockenheit gesund aber zum Teil sehr heiß. Südfrüchte, wie Orangen und Zitronen, gedeihen gut, soweit ihnen genügend Wasser zugeführt wird. Die eingeborenen Neger bauen neben den dortigen Getreidearten auch Mais, Kürbisse und Melonen. Doch überwiegt die Viehzucht; Rinder, Schafe, Ziegen und Esel sind der Hauptbesitz der Matabele während die Pferde nur selten zu sehen sind, da sie leicht einer Krankheit zum Opfer fallen.

Religiös steht die Bevölkerung tief und es wird noch viel Gebet, Arbeit und Opfer kosten, bis ein größerer Teil von ihnen wirklich gute Christen sein werden.

Gedanken

Die Mutter vermacht ihrem Kinde die Kräfte ihres Geistes und die Gaben ihrer Seele. So reicht sie über die Gegenwart hinaus in die Zukunft, und weiter bis zur Ewigkeit.

Der Kinder Glanz und Ruhm ist Ehre und Verherrlichung für die Mutter.

All die Riesen des Geistes und der Tugend sind einer Mutter Kind. Hinter ruhmbedeckten Namen leuchtet hoch und hehr gleich mildem Morgenlichte der Name: Mutter!

Mutterschaft ist wohl ein schwererer, aber ein würdevoller, ein dornenvoller, aber auch ein ruhmreicher Weg zur Ewigkeit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Moschesch, der Begründer des Basuto-Reiches

Moschesch wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts geboren. Seine Heimat haben wir im Norden des heutigen Basutolandes zu suchen, wo am Thlosifluße sich ein kleiner Volksstamm angesiedelt hatte. Der Großvater des später so bedeutenden Mannes hat sehr wenig Aufsehen erregt, man weiß nur, daß er Peete hieß. Sein Vater Mokachane war Jäger und Häuptling eines kleinen Dorfes. Er hatte einen energischen Charakter und spielte in der Lebensgeschichte seines Sohnes wiederholt eine große Rolle. Der hagere, wortkarge Mann ging, wo er nur konnte, den Weißen aus dem Wege. Nach seiner Ansicht war der Zucker das einzige Gute, das sie nach Südafrika gebracht hatten.

Moschesch wuchs auf wie andere Knaben des Dorfes. Doch durch den Einfluß eines seiner Verwandten erhielt sein Leben eine andere Richtung. Er hatte nämlich einen Vetter namens Mahlomi, den man wegen seines Wissens weit und breit suchte und verehrte. Er behauptete, mit Gott in Verbindung zu stehen, aß sehr wenig und trank kein berauschendes Getränk. Er war in der Arzneikunde erfahren und brachte manche Heilung zustande. Doch kehrte er sich entschieden ab von der Wahrsagerei und nie warf er die Würfel, um das Schicksal zu erforschen. Mit der Kunst des Gedankenlesens war er vertraut.

In einer Zeit, wo einer dem andern nicht traute, wanderte Mohlomi von Ort zu Ort und von Stamm zu Stamm. Er glaubte immer noch an den Frieden und an die Möglichkeit einer Stammesverbrüderung. Doch war die Weise, auf die er die Stammesbeziehungen herzustellen versuchte, recht origineller Art. In jedem Stamme, den er besuchte, heiratete er eine Frau, baute für sie ein Haus und zog dann bald weiter. Er wußte, daß bei seiner Wiederkehr er wegen seiner Frau in diesem Volksstamm wieder freundlich aufgenommen werden würde. So sehr paßte er sich dem Stammesbrauch an, daß er bei einem Volke, dessen Reichtum in Hunden bestand, solange blieb, bis er die für den Brautpreis nötigen Hunde verdient hatte. Darauf erwarb er sich eine Frau und zog bald darauf wieder weiter.

Moschesch hatte zweimal eine Unterredung mit diesem Weisen. Mahlomi erkannte die Fähigkeiten des Burschen und sagte ihm seine machtvolle Stellung voraus: „Mein Sohn", sagte er, „wenn du auf alles verzichten kannst, nehme ich dich überall mit, wohin ich gehe, doch es geht nicht; denn einstens sollst du über Menschen herrschen, lerne darum die Menschen kennen. Und wenn du einst richtest, so richte gerecht."

Diesen Rat suchte nun Moschesch in seinem Heimatdorfe zu befolgen. Er ging recht häufig in den „lekhotla" oder das Gehöft, wo sich die Geschäfte des Dorfes abwickelten und durchreisende Fremde anzutreffen waren. Hier wollte er sich Menschenkenntnis aneignen. Hier kam er auch mit den Männern des Dorfes in nähere Berührung. Gern lauschte alles, wenn er das Wort ergriff. Doch mit zwanzig Jahren heiratete er und verließ nach der Sitte seines Stammes das Dorf seines Vaters und suchte sich einen eigenen Wohnort. Er wählte dazu Butha-Buthe, wo die Verwandten seiner Frau sich aufhielten.

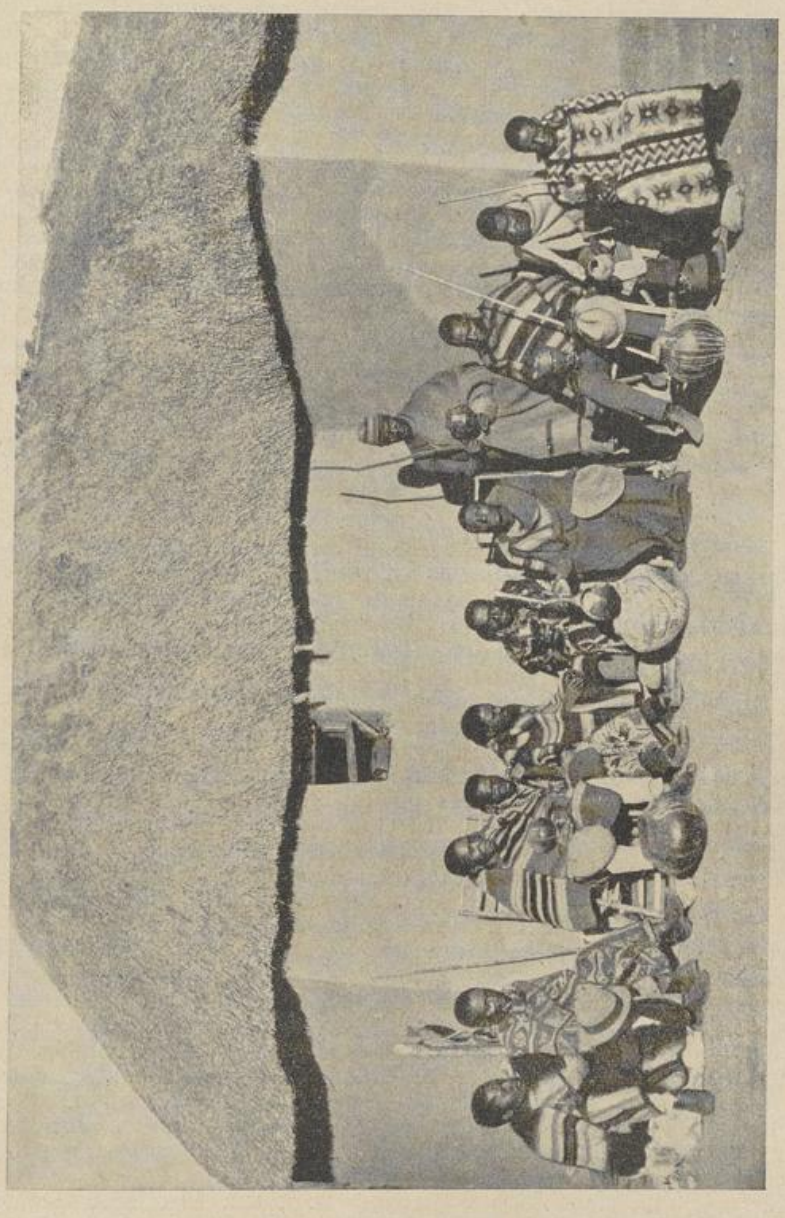
Die Afrikaner haben einen sicheren Blick für den Charakter und die Fähigkeiten ihres Mitmenschen. Bald sammelten sich Männer um Moschesch und riefen ihn zum Führer und Häuptling aus. Anfangs kamen sie nur vereinzelt zu ihm, doch bald wurden sie zahlreicher. Schließlich kam ein armer Häuptling zu Moschesch und übertrug ihm die Herrschaft über die Reste seines Stammes. Unter diesem landstreichenden Gesindel, das sich von seinem Stammesvolke losgelöst hatte und nun bei ihm Zuflucht suchte, befanden sich auch einige Zulus. Es war ein eigenartiges Menschengemisch, disparat in Sitten und Gebräuchen, erst recht in der Sprache, ja, einige waren sogar Stammesfeinde.

Doch Moschesch wies niemand ab, der zu ihm seine Zuflucht nahm und bemühte sich durch ständige Sorge und strenge Disziplin diese Teile zu einem Ganzen zusammenzuschweißen. Dazu drängte es ihn um so mehr, da er sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

als Basuto ein Volk nur in nationaler Geschlossenheit vorstellen konnte. Diese Eigenart ist den Basutos bis auf den heutigen Tag geblieben.

Eines brachte auch Moschesch nicht zustande. Es gelang ihm nämlich nicht, seine Leute von Räubereien und Rachezügen abzuhalten. Viele Jahre später bekannte er traurig in einem Briefe an einen hohen Regierungsbeamten: „Das



Christliche Basutos (Südafrika)

Gesetz der Wiedervergeltung sitzt zu tiefst in unserem Wesen." Er selbst war wohl der einzige, der sich frei hielt von Rachegelüsten.

Moschesch war geneigt, stets im Frieden zu leben. Doch wandernde Horden unter angriffslustigen Führern zwangen ihn immer wieder zum Kriege. Da uns aber die Kriege nur insoweit interessieren, als sie uns den Charakter des „Häuptlings vom Berge" erkennen lassen, übergehen wir sie in der Hauptsache.

Der erste große Angriff wurde von Sekonyela und dem Batlokoavolke auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Butha-Buthe gemacht. Sie trieben Moschesch und seine Leute in ihr befestigtes Lager und schnitten ihnen jede Zufuhr ab. Ihr Vieh wurde gestohlen und die Ernte vernichtet. Dieses Ereignis brachte Moschesch zur Erkenntnis, daß Butha-Buthe für einen dauernden Aufenthalt nicht genügend geschützt sei. So mußte sein erst im Entstehen begriffenes Volk eine Wanderung antreten.

In seiner Bedrängnis erhielt er die Kunde, daß zwanzig Meilen südwärts eine weniger zugängliche Felsenfeste lag. Diese galt es zu erreichen. Doch wie konnte ein vom Feinde umgebener Häuptling den Ring des ihn umschließenden Heeres durchbrechen und Frauen, Kinder und Vieh durch ein Gelände führen, auf dem von allen Seiten Gefahren drohten? Nun wußte er, daß nicht weit von seinem Gebiete die Leute Umsiligazis herumstreiften und nach Beute ausspähten. Er ließ darum durch einen geheimen Boten ihre Aufmerksamkeit auf die großen Rinderherden der Batlokoa lenken, die ihn belagerten. Sofort fielen die Matabele unter ihrem Führer Umsiligazi über die Belagerer her und durchbrachen den Ring der Feinde. Nun stand der Weg offen für den Auszug des Moschesch nach Thabu-Bsiu, dem „Berge der Nacht". Dies ist ein Felsennest, das seit dieser Zeit den Mittelpunkt im Stammesleben des Basutovolkes bildet. (Fortsetzung folgt.)

Von der alten Zuluherrlichkeit

Von P. Odo Ripp, RMM., Maris Stella

Das Gewitter erzeugt eine gedrückte Stimmung im Reiche der Natur. An heißen Sommertagen, wenn rabenschwarze, bleifarbene Wolken über die Landschaft ziehen, feurige Schlangen grellaufleuchtend aus dem Gewölke zucken, rollender Donner die Lüfte erdröhnen macht, da stockt der Atem und gleichsam wie gebannt horchen alle Elemente auf. Bange Furcht und Beklemmung, ob nicht das schaurige Naturereignis Tod und Verderben bringe, liegt wie ein schwerer Alp auf allen Lebewesen. Alles, was da kreucht und fleucht hat sich in seine Schlupfwinkel zurückgezogen.

Dies Bild gibt uns in etwa eine Vorstellung der Geistesverfassung eines Naturvolkes, das von Gewaltmenschen beherrscht wird, die da selbstherrlich mit launenhafter Willkür ihre wilden Leidenschaften über die geknechteten Untertanen aufblitzen lassen. Wittert solch ein Unmensch irgend eine Stimmung, die gegen ihn gerichtet ist, so werden solche Nebenbuhler meuchlings aus dem Wege geschafft. Beschleicht den Tyrann irgend eine Anwandlung eines Lasters der neunköpfigen Hydra, so wird dieselbe sofort befriedigt, mag auch Menschenblut in Strömen fließen. Daran weidet und ergötzt sich der Unhold, wenn ihm die sterbenden Opfer einen letzten Huldigungsgruß zusenden. „Heil dir, Cäsar, die im Begriffe sind zu sterben, grüßen dich!" So schrien die dem Tode geweihten Gladiatoren in der Arena, so auch die wilden Scharen der Krieger, die sich für ihren förmlich angebeteten Herrscher in den Tod stürzten. Wie ein Damoklesschwert ängstigte die Furcht vor den Wutausbrüchen des launischen Herrschers die gelähmte Volksseele, die jeder persönlichen Freiheit beraubt, schließlich ihr Heil in Kriecherei und Vergötterung des gefürchteten Ungeheuers zu finden hoffte. Solche Verfassung hemmte natürlich alle Seelenkräfte, hinderte jede Entwicklung und den Fortschritt. Alles bewegte sich im Geleise des Herkömmlichen, des zum Fortbestehen des Volkes Zweckdienlichen.

Besuchen wir nun einen solchen Herrscher in seinem königlichen Hoflager. Wie sonstige Herrscherfamilien ihre Residenzen über das ganze Land zerstreut haben, so war es auch Brauch bei den Schwarzen. Durch ihr persönliches Verweilen in den verschiedenen Landesteilen suchten sie ihr Ansehen und ihre Macht beim Volke zu heben. Wie sonst die Mächtigen der Erde in früheren Zeiten gern hinter festen Plätzen und Bergeshöhen sich verschanzten, so suchten auch die hiesigen Herrscher einen von der Natur geschützten Platz für ihre Niederlassung. Für gewöhnlich war dies ein sanft ansteigendes Gelände, das nach oben hin eine natürliche Deckung durch eine Felswand oder einen Wald hatte. So konnte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein feindlicher Angriff nur von einer Seite gemacht werden. In einer solchen Ansiedlung war nun alles wie in einem Bienenstaate geordnet. Wohl die größte Anlage dieser Art war die Siedlung im Zululand, die von Dingaan im Jahre 1829 erbaut, von den Buren 1839 zerstört wurde. Sie befand sich zwischen den zwei Nebenflüßchen des weißen Imfolozi, dem Umkumbane und Unzololo. Der Grundriß dieser Anlage entspricht der Form der nach abwärts eingebogenen Ochsenhörner oder der zwei Elephantenzähnen. An 1500 Hütten, die an manchen Stellen fünf oder sechs Reihen dicht hintereinander lagen, bildeten die oben erwähnte Form. In der oberen Rundung lag die königliche Residenz mit den „weißen" und „schwarzen" Harem, wo die Frauen und Kinder wohnten, sowie die vielen Jungfrauen, die von den einzelnen Familienhäuptern dem Könige geschenkt wurden. Diese verteilte er meistens als Frauen an seine Günstlinge gegen eine Gabe von 30 bis 40 Ochsen. Dieses junge, lebenslustige Geschlecht empfand es als eine herbe Gefangenschaft und schmähliche Sklaverei, in diesen Hütten zusammengepfercht zu werden. Jeder persönlichen Freiheit beraubt, ohne Arbeit außer etwas Flechtwerk aus Perlen, verbrachten sie ihre Zeit in diesen spärlich erhellten Räumen. Vor der schwarzen Majestät durften sie nur kniend erscheinen. Ihre Nahrung war reichlich, bestand aus Fleisch und Feldfrüchten. Ein Gericht, iwili genannt, bestand aus geronnenem Blut der Ochsen mit Maisbrei vermischt. Kein Wunder, daß manche unglaublich fett waren, in Schweiß gebadet auf ihren Matten saßen, die von eigenen Bedienten gewechselt und getrocknet wurden. Zu ihrer Bedienung und Aufsicht waren ältere Witwen und Sklavinnen bestellt. Das ganze Institut war unter Oberaufsicht der Königin. Bei ihren Ausgängen zum Baden im nahen Flusse, waren sie von bewaffneter Polizei umgeben, um jeden Fluchtversuch zu verhüten. Traf es sich, daß jemand des Weges kam, so mußte er sich, sobald er diese gesehen hatte, sofort zu Boden werfen und seinen Kopf ins Gras stecken. Vorwitzige Blicke hätte er mit dem Leben zahlen müssen.

Dieses Viertel der Hofschranzen war dicht umzäunt mit dem buschigen Umkele-Baum, der glänzend rote eßbare Beeren trägt. Viel moralisches Elend war hier nun aufgehäuft. Es schmachteten in diesem Verließ mit tötender Langeweile die Blüten des jungen Volkes, die Töchter der Edlen des Landes. Die Geschichte berichtet von grausigen Szenen, von Fluchtversuchen und Einbrüchen in dieses fluchbeladene Revier. Einmal wurden ganze Abteilungen junger Krieger und solcher Hofjungfern lebendig in einen tiefen Abgrund gestürzt als Fraß wilder Tiere und Geier. Es ist darum nicht zu verwundern, daß diese armen Wesen nach einem Retter seufzten. Dies geschah, als die Buren im Jahre 1838 diese Stadt zerstörten. Da ging ein Jubel und Freudenschrei durch's ganze Land. Da hieß es frohlockend: „Heutzutage sind wir nicht mehr mit Umkele eingezäunt. Es lebe die goldene Freiheit!"

Oben an diese königliche Residenz schlossen sich beiderseits die vielen Hütten der Hofdiener, Minister, Krieger, Torhüter und Nachtwächter an. Unten waren die beiden Hüttenreihen durch ein Tor abgeschlossen. Die ganze Siedlung war noch mit einer Steinmauer eingefriedigt. Es war somit eine wirkliche Stadt mit Tausenden von Einwohnern. Den inneren Hof bildete die „Isibaya", die Viehpferche für das Vieh, das dort nach Rückkehr von der Weide gemolken wurde. Nach diesem Plan, jedoch meist in bedeutend kleinerem Ausmaße waren die königlichen Hoflager gebaut und man hat sich diese Anlage zu merken, will man manches von der Hofsprache und sonstigem Zeremoniell verstehen. Dort einen Besuch machen, heißt, „zum Könige oder zum Großen hinaufziehen". Wer könnte nun alles beschreiben und erzählen, was sich an Intriguen und Kabalen sowie sonstiger Verworfenheit in einer solchen Siedlung zugetragen hat. Darüber weinten die Engel und freuten sich die Dämonen. Doch war auch manches Schauspiel zu sehen, das von menschlichem Können zeugte und in seiner Art kaum zu überbieten war. Szenen waren da geboten, die den Beifall eines Publikums im römischen Amphitheater sich verdient hätten. Die beim großen Erntefeste aufgeführten Spiele und Kriegstänze würden der verwöhnten Schaulust neuen Ansporn gegeben haben. Sodann die Kriegsgesänge, die in feierlichem Rythmus wie brausende Wasserlawinen die Lüfte erfüllten, wären für manche Ohren ein erlesener Festgesang gewesen. Das Heidentum feierte daselbst seine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ausgelassensten Orgien, das Reich des Fürsten dieser Welt schwelgte in seinen üppigsten Gelagen.

Im Geiste möge sich der freundliche Leser an ein solches Hoflager begeben, um Zeuge des dortigen Getriebes zu sein. Wünschte der Herrscher aus irgend einem Grunde jemand zu sprechen, so wurde er durch einen Diener gerufen. Von oben herab erschallte es mit lauter Stimme: „Nang' ubani bo! Sieh' mal dort den N. N., so lange bis der Gerufene entgegnete: „Freund, es wurde gehört, der du groß geworden, während andere zurück, d. h. klein blieben, du kamst den Bergen zuvor, warst eher als der Umpehlela und der Maqwakaziberg." Alsdann zog er hinauf, laut verkündend die Preisnamen seines Fürsten. Vom Türhüter wurde er zum Eingang der Wohnung des Großen gewiesen. Es kam nun vor, daß der Despot sich an irgend einem Schauspiel seiner Laune weiden wollte. So gab er in Huld irgend einem Eingeladenen eine Mahlzeit. Das Hofzeremoniell schrieb nun vor, daß der gewöhnliche Mann wie ein Hund ausgestreckt auf dem Boden kauere. Das Fleisch erhielt er auf einer Eßmatte vorgesetzt. Dieses hatte er nun zu beißen und zu kauen, ohne es irgendwie mit den Händen zu berühren, selbst wenn es faul und voller Würmer war. Solches Fleisch galt früher als ein Leckerbissen. Dann ließ man ihn aus dem Bierkrug einige mächtige Züge schlürfen oder er erhielt gekochtes Ochsenblut mit geriebenem Mais und Fett vermengt. Auch dieser Imbiß machte jedem den Mund wässerig. Während das in Staub getretene Menschenkind also Mahlzeit hielt, lagerte das schwarze Ungetüm auf einem erhöhten Platze und unterhielt sich scherzend mit seinem Harem. Beim Abschied entfernte sich der Geladene auf allen Vieren kriechend rückwärts zum Eingange, seine Augen unverwandt auf den König richtend. Für Speise und Dank dankt man mit dem Sprichwort: „Das Mahl wurde gemacht vom Eigentümer", was soviel sagen will, es war seiner Größe und Gastfreundschaft würdig. Wer nun wieder heil aus der Nähe in das Freie kam, wurde von den andern als etwas Großes angestaunt. Niemand traute sich zu lachen, war er doch gleichsam im Schatten des „großen Tieres."

Ist das eine Szene, wird sich mancher Leser denken. Ja, ist das der Mensch, den Gott um ein Weniges nur unter die Engel gestellt, mit Herrlichkeit und Ehre ihn gekrönt hat? Allein, der Mensch hat es nicht erkannt. Da er in Ehren war, bedachte er es nicht, so ward er dem unvernünftigen Tiere gleich und ward ihm ähnlich. (Ps. 4. 8.)

O Christenmensch, bedenke es, daß Gott dienen, seine Gebote befolgen, herrschen heißt. Davon abweichen führt zur Sklaverei der Sünde, wobei Satan die Seele knechtet. Christo dem Könige der Ewigkeit den Dienst versagen, liefert dich anderen Herren aus, die deiner wahren Seelenwürde dich berauben, dich zum Vasallen niedriger Leidenschaften machen. Den Heerbann des himmlischen Königs verlassen, setzt dich der Gefahr aus ins Elend zu geraten, in den Abgrund zu gleiten, woraus so manche Seele jämmerlich ruft: „In tiefem Schlamm bin ich versunken und kein Grund und Boden ist da, der die Tiefe meines Elends meiner Entwürdigung aufhalten könnte." Doch nein, blick nach oben, der Eingang zu Christi Erlöserherz steht dir weit offen.

Elisabeth

Von P. Otto Grimm, RMM., Missionsstation Marialinden.

Elisabeth verlor schon als Kind ihre Eltern. Sie wurde als Heidin erzogen und von ihren näheren Angehörigen nach heidnischer Art zur Beschneidung geschickt. Die Beschneidung bei den Basutos ist eine Art Taufe und Großjährigkeitserklärung. Die Knaben wie die Mädchen getrennt voneinander machen da eine Art Schule durch, die 6 bis 10 Wochen dauert. Alle Burschen gehen zu diesem Zweck in die Berge und bringen dort die ganze Zeit in Berghöhlen zu, unter Aufsicht von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

älteren Männern. Die Mädchen dagegen gehen an die Flüsse, wohnen gemeinschaftlich in einer großen Hütte unter Aufsicht von älteren Weibern. Während dieser Zeit nun werden die jungen Basutos in die heidnischen Gebräuche, Tänze und Unsitten eingeführt. Gegen Ende dieser Zeit wird die Beschneidung an Burschen und Mädchen vorgenommen, die geradezu mit teuflischen Zeremonien verbunden ist. Diese jungen Leute kommen wie vom Teufel besessen und beeinflußt zurück. Selbst junge Christen nehmen an diesem teuflischen Akt teil, was natürlich als öffentlicher Abfall vom Glauben gilt. Solche öffentlich Abgefallene werden nur nach längerer, strenger, öffentlicher Buße in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen, ähnlich wie zur Zeit der ersten Christen.

Auch Elisabeth, von der ich erzählen will, hatte diese Schule durchgemacht, da sie noch Heidin war. Kurz nach ihrer Rückkehr wurde sie schwer krank, vom Fieber erfaßt. Der Missionar wurde zu ihr gerufen, sie versprach sich zu bekehren und wurde in Todesgefahr getauft auf den Namen Elisabeth. Der liebe Gott gab ihr die Gesundheit wieder, wie überhaupt auffallenderweise hier die meisten Kranken nach der hl. Taufe wieder gesund werden. Darum verlangen die Heiden, wenn sie krank sind, gewöhnlich nach der hl. Taufe, um gesund zu werden. Mit dem Vorsatz der Bekehrung ist es leider selten ernst gemeint, wie viele Tatsachen beweisen. Elisabeth gehörte nicht zu den letzteren. Sie nahm es ernst mit der Bekehrung, lernte und betete eifrig und sang mit ihrer silberhellen Stimme in der Kirche wie eine Nachtigall. Sowohl der Priester am Altare als die Gläubigen in der Kirche merkten sofort ob sie da war oder nicht. Nebenbei gesagt, Elisabeth war nach dem Geschmack der Basutos auch ein schönes Mädchen, schön von Gestalt und schön von Gesicht. Ich möchte noch hinzufügen, sie hatte auch eine schöne starke Seele. Den Beweis dafür hatte sie gegeben. Kein Wunder, wenn der Häuptling dieses Stammes, ein Andersgläubiger, durch ihre Schönheit angezogen, Elisabeth als 3. Weib begehrte. Denn bekanntlich leben hier die Heiden und selbst abgefallene Christen, sowohl Protestanten als Katholiken in Vielweiberei. Die Aussicht, oder wie man daheim sagt, „die gute Partie", Häuptlingsfrau zu werden, hätte Elisabeth verlocken können. An einem Sonntagmorgen als Elisabeth am Kraal des großen Häuptlings vorbei zur Kirche ging, schien sie ihm besonders zu gefallen. Er schickte seine Spione und einige rohe Gesellen auch zur Kirche mit dem Auftrag, Elisabeth auf dem Heimweg von der Kirche zu überreden, sein drittes Weib zu werden. Wenn sie sich aber weigere, sollten diese seine „treuergebenen Diener" Elisabeth mit Gewalt rauben und entführen. Zum Glück erfuhr Elisabeth diesen ruchlosen Plan und bat gleich nach dem Gottesdienst den Pater Rektor der Station, auf der Missionsstation im Marienhaus als Arbeitsmädchen zu bleiben, was ihr auch erlaubt wurde. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Folge war, daß sich zwischen dem Häuptling, der sogar eine höhere Schule besucht hatte und dem Pater Missionar eine bittere Feindschaft einschlich. Elisabeth aber hatte sich als tapferes Christenmädchen bewiesen. Ein Jahr später mußte sie eine zweite harte Probe bestehen.

Ein Bursche warb um ihre Hand und sie willigte ein unter der Bedingung, daß er katholisch werde. Er versprach es und nahm am Taufunterricht teil. Anscheinend wurde ihm die Zeit zu lang. Auch hatte er die zwanzig Ochsen noch nicht zusammen, die er an die Verwandten des Mädchens abliefern mußte. Eines Sonntags, nach dem Gottesdienst, als Elisabeth auf dem Heimwege war, überfiel er sie mit noch ein paar anderen Burschen, zwang sie das Pferd zu besteigen um sie zu entführen. Da zeigte sich Elisabeth abermals als kluges, mutiges Mädchen. Sie verlor keineswegs die Geistesgegenwart noch das Gottvertrauen und spielte ihre Rolle ausgezeichnet.

„Warum wollt ihr denn einem schwachen Mädchen Gewalt antun?" sagte sie. „Wo soll ich denn hin mit euch?"

„In meine Heimat", antwortete der Bursche.

„Gut", sagte sie, „wir haben ja einander lieb, warum soll ich nicht mit dir gehen, ich kenne ja deine Heimat und habe viele Freunde dort." Sie ging willig mit.

In der Heimat des Burschen angekommen wurde sie in eine eigene Kraalhütte geführt, ganz allein. Die Tür aber wurde von außen geschlossen. Sie verhielt sich ruhig und betete, um Hilfe zu Maria der Jungfrau der Jungfrauen. Aber gegen Abend begann sie lebendig zu werden, zu poltern und zu rufen und verlangte Freiheit, denn sie war sich der Gefahr, die diese Nacht für sie bringen sollte, bewußt. Schließlich öffnete man die Tür. Sie stellte jetzt in energischem und gebieterischem Tone ihre Forderungen. „Bisher", sagte sie, „habe ich willig euren Willen getan, nun verlange ich, daß ihr den meinigen tut. Du bringst mich jetzt selbst auf die Mission zu meinem Priester, er soll unsere Angelegenheit gleich ordnen, heute noch." — Der Bursche glaubte, den gleichen Abend noch als Heide mit ihr getraut werden zu können. Nach vielem Zögern geleitete er sie zur Mission. Es war bereits stockfinster geworden und der Regen rann in Strömen.

Spät abends nun klopfte es an meine Glastüre, die Tür ging auf und der Türknopf war von einer schwarzen Hand gehalten. Ich erschrak etwas, aber der erste Schreck war bald vorüber als Elisabeth vom Regen durchnäßt ins Zimmer trat.

„Was ist denn da los?" fragte ich erstaunt.

„Vater, man hat mich auf dem Wege aus der Kirche überfallen und geraubt."

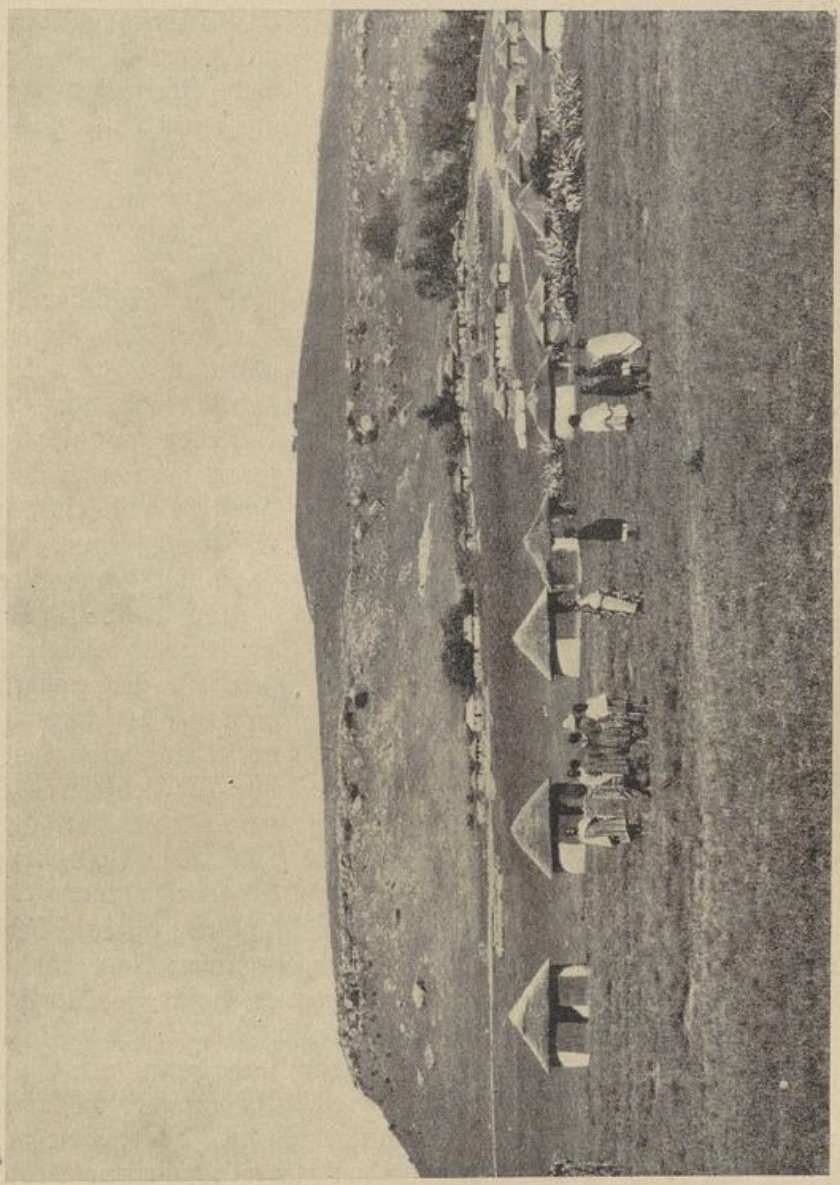
„Wer denn?" —

„Mein eigener Bursch."

„Wo ist er?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ich habe ihn mitgebracht, er steht vor der Tür, auf der Veranda." Nun stellte ich ein Verhör an. Elisabeth erzählte alles kindlich und treuherzig. „Gut, mein Kind," sagte ich, „jetzt raube ich dich; du bleibst im Marienhaus auf der Station. Der Bursche kann allein heimziehen.



Basutodorf in Südafrika

Du bleibst da, bis er sich genügend vorbereitet hat zur hl. Taufe und Hochzeit. Für sein Bubenstück bekommt er noch eine besondere Strafe."

Elisabeth war wieder glücklich in ihrer freiwilligen Gefangenschaft auf der Mission. Täglich mußte ihr Bursche für zwei Stunden zum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Elisabeth, die tapfere Christin

Unterricht auf die Station kommen und Elisabeth selbst machte den Katecheten. Trotz ihrer Liebe zu ihm, verfuhr sie im Unterricht ganz strenge mit ihm. Ich hatte oft mein eigenes Vergnügen an diesem Bild. Elisabeth war in ihrem Dorf immer eine eifrige Katechistin und führte das Kommando über die heiratsfähigen Mädchen dort. Sie war von ihnen geachtet und geliebt, niemand wagte ihr zu widerstehen und alle folgten ihrem guten Beispiel. Dieselbe Autorität schien Elisabeth ihrem Mann gegenüber zu wahren.

Nach einigen Wochen, an ihrem Namenstag, den 19. November war endlich die Hochzeit. Mit derselben verbanden wir die Cäcilienfeier, weil ja der Kirchenchor an der Hochzeit seiner Hauptsängerin regen Anteil nahm. Ein Kalb und ein Schaf wurden geschlachtet, gutes Weißbrot gebacken und ein guter Tee gebraut. Es war ein froher Tag. Auch zwei Nachbarmissionare waren zufällig da. Darunter mein Vorgänger, der Hochwürdige P. Florian, der eine schöne passende Predigt hielt, wobei er auf die hl. Cäcilia als mutige Jungfrau und dann auf St. Elisabeth als opferfreudige Mutter und starke Frau hinwies. Er wies hin auf das schöne Beispiel, das die heutige Braut, die Gefeierte des Tages gegeben, forderte die Jungmädchen zur Nachahmung desselben auf und spornte Elisabeth an, sich auch als christliche Frau in Zukunft zu bewähren. Wir alle baten für sie um die Gnade der Beharrlichkeit eines guten Lebens.

Wie sichtbar der liebe Gott seine tapfere Dienerin gesegnet hat, sehen wir aus dem beigefügten Bild. Elisabeth ist überglückliche Mutter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von Zwillingen, sogar von zwei Mädchen. Das bedeutet in den Augen der Basutos eine ganz hervorragende Gnade, schon wegen der 20 Ochsen, für jedes Kind, die bei der Heirat in Aussicht stehen.

Zum Schlusse noch ein kleines Nachspiel. — Als Elisabeth ihre beiden Kleinen nicht zur Zeit zur hl. Taufe brachte, ließ ich ihr sagen, ob sie denn ihre Kleinen für den Teufel geboren, warum sie diese denn nicht bald zu Kindern Gottes machen wolle. Da ließ sie mir antworten, sie werde sich beeilen; aber ich möge sie doch nicht dem Teufel überantworten mit „so vielen Seelen".

Seitdem nenne ich sie nur noch die „Mutter vieler Seelen" worauf sie ganz stolz ist. Die beiden Kleinen aber heißen Cäcilia und Laurentia, zur Erinnerung an das Hochzeitsfest und an den Geburtstag, am Tag des heiligen Laurentius.

Missionspost

Von P. Streit, RMM.

Gottes Gnadenwirken in der Mission

Am 17. Januar starb im Hospital zu Bulawayo eine halbweiße Frau namens Anna Peters eines sehr erbaulichen Todes. Sie war von ihren Eltern andersgläubig erzogen worden, hatte aber doch im Alter von etwa 22 Jahren einen katholischen Indier geheiratet. Die Ehe war mit zwei Kindern gesegnet, für deren katholische Erziehung sie gewissenhaft Sorge trug. Bald machte sich aber auch bei ihr das Verlangen nach der katholischen Religion bemerkbar. Sie besuchte fleißig den katholischen Gottesdienst. Am Dreifaltigkeitssonntag hörte sie in der Pfarrkirche zu Bulawayo eine Predigt über die allerheiligste Dreifaltigkeit. Da reifte in ihr der Entschluß heran, katholisch zu werden. Nach dem Gottesdienst wartete sie auf den Priester und trug ihm ihr Anliegen vor.

Da der Priester sah, daß hier keine Zeit zu verlieren war, trug er sogleich Sorge für den nötigen Unterricht. Die Frau war nämlich kränklich. Sie litt an der Schwindsucht. Eine Dominikanerin übernahm den Unterricht. Freudig nahm sie die heiligen Glaubenswahrheiten auf und konnte deshalb schon am 1. Oktober zur hl. Taufe zugelassen werden. Kurze Zeit darauf empfing sie ihre erste heilige Kommunion. Die Sammlung, die sie vor und nach der heiligen Kommunion zeigte, fiel allgemein auf. Von da an lebte sie nur noch für Gott. Da ihr Zustand sich rasch verschlimmerte, gab man ihr am 1. November die letzte Ölung, worauf wieder eine merkliche Besserung eintrat. In den folgenden Wochen litt sie mehr als sonst; sie war aber immer willig zu leiden und zu sterben. Nur eines machte ihr Sorge, nämlich, daß sie noch so weit von Gott entfernt sei. „Vater, bringe mich näher zu Gott", sagte sie wiederholt zu dem Priester, wenn er sie besuchte oder ihr die heilige Kommunion reichte. Heftige Versuchungen — wahrscheinlich gegen den hl. Glauben — stellten sich ein um diese Zeit. Sie stand ganz unter dem Einfluß ihrer andersgläubigen Verwandten. Aber kindlich und offenherzig sagte sie alles dem Priester. Immer wieder fragte sie, wie sie am besten dagegen kämpfen könne. Dankbar nahm sie den Rat des Priesters an und befolgte ihn.

Am 17. Januar, an einem Samstag, wurde der Priester plötzlich an ihr Krankenlager gerufen. Das Ende war gekommen. Ruhig lag die Kranke da. Sie war noch bei vollem Bewußtsein, aber schon schwach zu sprechen. Sogleich streckte sie die Zunge heraus, zum Zeichen, daß sie noch einmal die heilige Kommunion zu empfangen wünsche. Der Priester reichte ihr den Leib des Herrn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zum letzten Mal. Sogleich nach dem Empfang veränderte sich die Gesichtsfarbe. Der letzte Augenblick war da. Der Priester beugte sich über die Sterbende und flüsterte ihr ins Ohr: „Mein Jesus, Barmherzigkeit", worauf sie noch einmal die Augen öffnete zum Zeichen, daß sie ihn verstanden hatte. Ein mildes Lächeln spielte um ihre Lippen; friedlich und ohne Todeskampf hauchte sie ihre Seele aus. Sie war vereint mit Jesus, nach dem sie im Leben so sehnlich verlangte.

Alle, die sich an diesem Sterbelager befanden, standen unter dem Eindruck, daß die Frau in ihrer Todesstunde eine besondere Gnade empfangen hatte. Gott der Herr, der bald den Tod beschleunigt, um den Verlust der Gnade zu verhüten, ihn aber zuweilen auch verzögert um noch Zeit zur Buße zu lassen, hatte es anscheinend hier so gefügt, daß die Sterbende noch einmal die heilige Kommunion empfangen konnte um sie aber unmittelbar nachher zu sich in die Ewigkeit abzuberufen. Auf alle Fälle haben wir hier ein Beispiel, wie wunderbar Gott die Mitwirkung mit seiner Gnade belohnt.

Aus spanischen Gärten

Wie vielsagend und Wunder verheißend klingen doch Namen wie Alhambra, Generalife, Aranjuez! Schon wenn man von Orten wie Sevilla, Granada und selbst Madrid spricht, überkommt uns Nordländer ein Verlangen nach südlicher Sonne, nach einer Gartenwelt, in der Orangen blühen und duften, Myrtenhaine grünen und Palmen ihre schlanken Wedel im lauen Winde wiegen. Wir denken an Granaten, die glühend rot aus grünem Laube schauen, an farbenprächtige Oleander und düstergrüne schlanke Cypressenpyramiden. So lockt uns Spanien, dieses Land mit einer großen wechselreichen Vergangenheit. Sie spiegelt sich auch in seinen berühmten Gärten wieder.

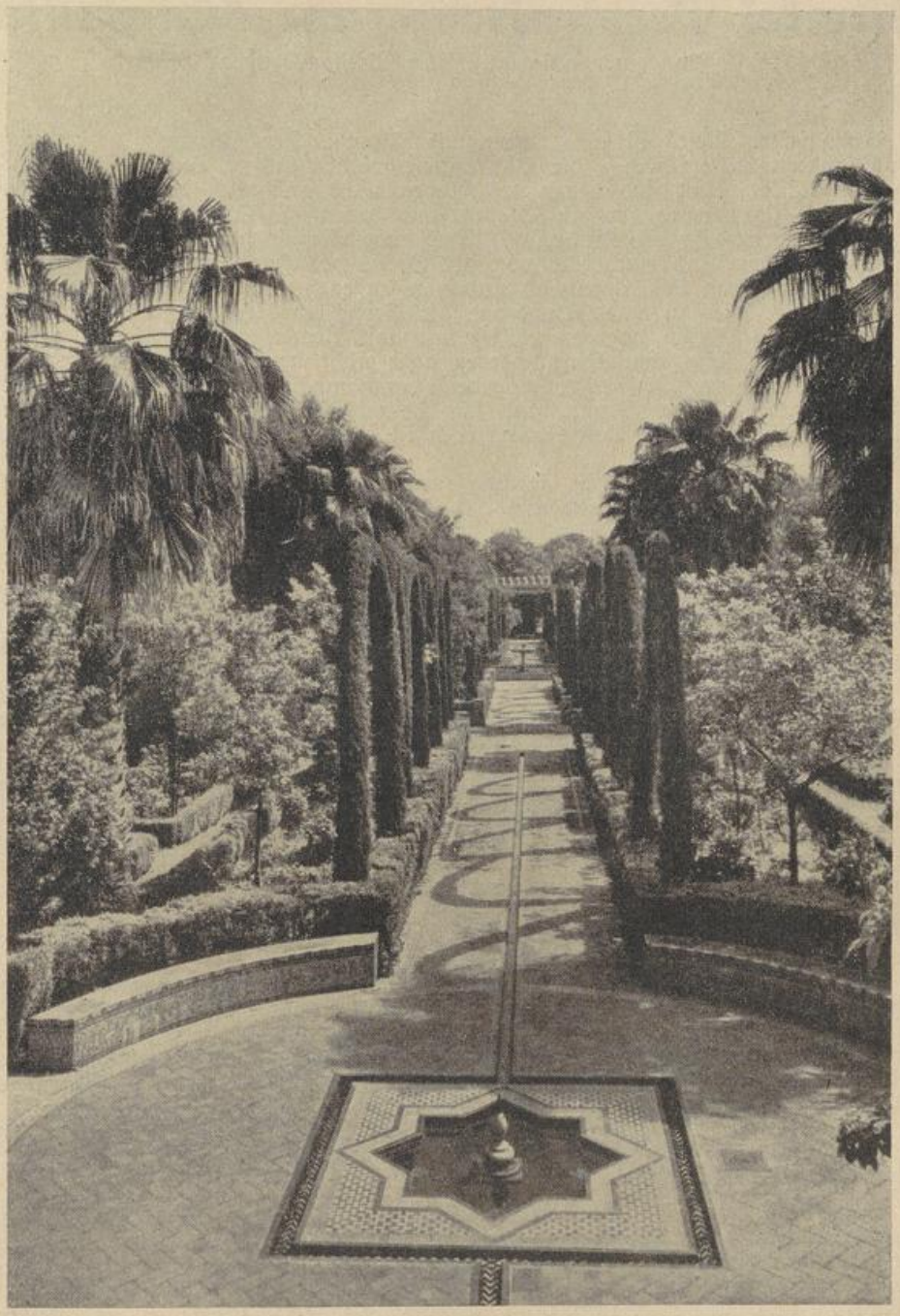
Die ältesten stellen Reste aus der Zeit dar, da die Mauren im 13. und 14. Jahrhundert ihre Schlösser und Gärten erbauten. Unter diesen ist die Alhambra in Granada die bekannteste Anlage. Wenig genug ist aber auch hier aus jener Zeit erhalten, als der Halbmond herrschte. Es handelt sich da nicht so sehr um Gärten in unserem Sinne, als um Gartenhöfe mit Wasserbecken, Springbrunnen, Orangen und Myrten. Sie spendeten Schatten und Kühlung in den heißen Tagen des Sommers. Oft sind die Räume sehr eng, daß nur ein paar schlanke Zypressen um den rauschenden Brunnen Platz haben. Typisch dafür sind der berühmte Myrtenhof und der Patie de Darax in der Alhambra.

Anders sind die Gärten einer späteren Zeit. Die maurischen Einflüsse sind verschwunden. Aus dem Italien der Renaissance kamen die Künstler zu den christlichen Herrschern Spaniens und schufen dort Anlagen ganz im Sinne derer, die in Rom und Florenz erstanden waren. Ein Beispiel dafür sind die um das Schloß, den Alcazar, in Sevilla geschaffenen Gärten, die im 16. Jahrhundert unter Karl V. entstanden. Hier tritt das Gartenmäßige in unserem Sinne deutlich hervor. Die Beete sind mit Bux und Myrten gesäumt. In ihnen stehen Palmen, Orangen, zahlreiche immergrüne Gewächse, die wir Nordländer nur aus unseren Orangerien kennen. Unter ihnen erblühen allerlei Blumen. Die Mauern sind übersponnen mit Rosen, Bougainvilleen und Schlingern anderer Art. Brunnen und Bassins in mannigfaltiger Ausführung gehören zum Garten und ebenso Gartenhäuser mit oft kostbarer Marmorverzierung. In Sevilla sind später auch noch bunte Kacheln verwendet worden, wie ja auch hier die Neuzeit so mancherlei zufügte und entfernte, sodaß das, was wir jetzt noch sehen, bei weitem nicht das darstellt, was vor Jahrhunderten für eine bestimmte Periode so bezeichnend war. Aber auch in dieser Vermischung großer Kunstperioden liegt ein starker Teil des Reizes, den solche Orte auf uns ausüben.

Zu den maurischen Typen und denen der italienischen Renaissance treten in Spanien noch solche aus der Zeit Ludwigs XIV. in Frankreich, die ja eine so großartige Periode der Gartenkunst bildete. Das in Versailles geschaffene Vorbild wurde auch in Spanien, und zwar in den Anlagen beim Lustschloß La Granja bei Segovia nachgeahmt. Sie sind besonders wegen ihrer Wasserkünste und Brunnenmotive berühmt geworden.

B. G.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Das schöne Spanien: Alcazargarten in Sevilla

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Allerlei Vegetarisches aus Südafrika

Von einem Mariannhiller Missionsbruder

(Schluß)

Pawpaw. Dieses ist eine eigenartige Pflanze. Der Stamm ist dick, nicht holzig sondern mehr fleischig, die Blätterstiele werden bis zu einem Meter lang und die Blätter selbst sind denen des Ahorn nicht unähnlich, nur viel größer. Die Früchte sitzen rund um den Stamm und haben die Gestalt von Kürbissen, ungefähr so groß wie ein Kinderkopf. Auch inwendig ist sie dem Kürbis gleich. Die Samenkörner sind rund und von der Größe des Hanfsamens. Das Fruchtfleisch ist saftig und fast schmelzend und von angenehmem Geschmack.

Quavas. Dies ist eine Frucht von der Größe eines Hühnereies. Die Farbe ist gelblich, das Fleisch dagegen rötlich und mit kleinen harten Kernen untermischt. Sie sind sehr schmackhaft, werden aber nicht im großen angebaut.

Cherimoyer. Diese Frucht gedeiht auch noch weit im Inlande, auch hier in Centocow. Die Bäume sind fast immergrün; kommt aber ein starker Reif, dann fallen sie ab. Das Fruchtfleisch ist weiß, sehr süß und mit größeren Kernen untermischt

Grenadillas. Dieses ist die Passionsblume, welche hier wegen der Früchte gezogen wird. Diese sind gerade nicht schlecht, sind aber auch kein Leckerbissen.

Palmen. Das Palmenland ist das Küstenland. Von einer Kokos- oder Dattelpflanzung habe ich in Südafrika noch nichts gehört, es gibt nur Zierpalmen.

Erdbeeren. Diese werden vielfach angepflanzt, aber nicht in dem Maße wie in Amerika, wo große Felder angepflanz werden.

Rosen gibt es hunderte von Sorten. Im allgemeinen werden nur Buschrosen gezogen.

Wein. Wein wird hauptsächlich um Kapstadt herum gepflanzt. Viele frische Trauben werden exportiert Der südafrikanische Wein scheint an Güte den europäischen nachzustehen; er wird auch in Südafrika wenig getrunken.

Kaktus. In hiesiger Gegend wurde diese Sorte als Einzäunung benützt, natürlich nur von Schwarzen. Ich habe niemals gesehen, daß sie sich von selbst verbreitet; aber in anderen Gegenden überwuchert sie ganze Länderstrecken.

Burweed. Dies ist ein Unkraut, das gesetzlich ausgerodet werden muß. Die Samenkapseln sind voll von kleinen Häkchen, die sich in die Wolle der Schafe hängen und von dort kaum mehr herauszubringen sind. Dadurch wird der Wert der Wolle bedeutend vermindert.

Brombeeren. Es sind die europäischen gemeint. Sie vermehren sich durch Wurzelausläufer und verbreiten sich im ganzen Lande.

Banane. Bis jetzt habe ich mit Ausnahme der Orange, nur über europäische Früchte geschrieben. Nun will ich einiges über tropische erwähnen. Eine der bekanntesten ist die Banane. Sie wächst nur nahe an der Küste. Hat ein Stengel oder Staude seine Traube getragen, so ist seine Lebenszeit vorüber; er stirbt ab, nachdem vorher von seinem Wurzelstock junge Schößlinge herausgewachsen sind. Die Bananenkultur ist größtenteils in den Händen der Indier.

Ananas gedeiht gleichfalls nur nahe an der Küste. Sie werden in ein gut zubereitetes Feld gepflanzt. Die Setzlinge bekommt man von Schössfingen, welche vom Wurzelstock herauskommen.

Waldbäume. An Wäldern ist Südafrika sehr arm. Natal ist noch am stärksten bewaldet und heißt deswegen auch die Gartenkolonie von Südafrika. Im Innenland der Kapkolonie, im Orange-Freistaat und in Transvaal ist es öde. Die Wälder liegen meist an südlichen Bergabhängen.

Loquats. Dieser Baum kann ziemlich viel Kälte vertragen und kommt im Mittellande noch ganz gut durch. Er hat sehr schönes Laub und eignet sich daher ganz vorzüglich als Zierbaum. Die Früchte sind Beeren mit ziemlich großen Kernen. Der Geschmack ist säuerlich.

Oliven. Ich glaube, daß Oliven in Südafrika ganz gut gedeihen würden. Wir haben hier in Centocow einige Olivenbäume. Die Blätter sind klein, graugrün und die Früchte wie kleine Zwetschgen. Ihr Geschmack ist ungemein bitter,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und man sollte nicht meinen, daß aus solchen Früchten solch gutes Öl bereitet werden kann.

Feigen. Feigen gehören eigentlich wieder zu den europäischen Früchten, denn an der Küste wollen sie nicht gut gedeihen, während sie in kälteren Gegenden besser gedeihen. Sie werden hier nicht im Großen angepflanzt wie in Kalifornien.

Maulbeeren. Die Früchte sind gleich länglichen Brombeeren. Es gibt verschiedene Sorten, die durch Stecklinge gezogen werden. Der Maulbeerbaum mag noch an Bedeutung gewinnen, wenn die Seidenraupenkultur in Schwung kommen sollte.

Die Silberakazie gehört auch unter die Unkräuter, obwohl es ein Europäer kaum verstehen mag, einen Waldbaum, der zum wenigsten Brennholz liefert, dahin zu rechnen. Hackt man sie ab, so schießen sie wieder von neuem aus.

Mangoes. Dieses ist ein immergrüner Baum mit schönem Laube und ist deshalb auch als Zierbaum beliebt. Die Frucht hat die Gestalt eines großen Eies von grünlichgelber Farbe. Die gewöhnlichere Sorte hat einen starken Terpentingeschmack. Der Kern ist verhältnismäßig groß und das Fruchtfleisch löst sich nicht gut von ihm.

Avocado Peer. Diese Frucht heißt Birne, denn Peer ist Birne. Sie hat aber nur die Gestalt einer solchen. Die Farbe ist grün, in der Mitte ist ein wallnußgroßer Kern, das Fleisch ist gelblich und nahezu schmelzend. Die Frucht hält sich nicht lange.

Gelbholzbaum. Dieser Baum ist der bekannteste und nützlichste unter den südafrikanischen Bäumen. Sein Holz wird zu Brettern geschnitten. Er vertritt hier das Fichtenholz.

Sneeze-Wood. Dieser Baum steht der Nützlichkeit wegen an zweiter Stelle. Er ist nicht so stark vertreten wie das Gelbholz, ist aber sehr gesucht wegen seiner Dauerhaftigkeit. Das Holz ist sehr hart und wird kaum für Möbel verwendet.

Stinkwood. Der englische Name bedeutend stinkendes Holz. Dieses ist von brauner Farbe; wenn es lackiert wird, gibt es ausgezeichnete Möbel.

Ironwood. Das Eisenholz wird in der Wagnerei verwendet. Es ist nicht mehr viel verbreitet.

Wilder Feigenbaum. Er wird sehr groß und bildet eine ungeheure Krone. Der Stamm ist verdreht und verwachsen wie selten bei einem Baum. In Mariannhill steht ein schönes Exemplar auf dem Friedhof, im Schatten desselben sind die Gräber unserer verstorbenen Äbte. Er hat keinen praktische Zweck; auch die Früchte sind wertlos.

Pinien. Es gibt verschiedene Arten derselben Die hiesigen Pinien sind wie die europäischen Föhren, welche auf Lehmboden wachsen; sie haben kein Kernholz und werden schnell blau und verfaulen.

Cypressen. Davon gibt es mehrere Arten. Es sind schöne Bäume, jedoch nur wenig angepflanzt und zwar als Zierbaum oder als Windschutz. Sie bilden sehr dichte Kronen.

Araucaria. Ein sehr schöner Baum mit symetrisch stehenden Ästen; wird jedoch nur als Zierbaum angepflanzt, obwohl er brauchbares Holz liefert.

Grevillea robusta. Im englischen wird dieser Baum Silbereiche genannt, ist aber von der Eiche ganz und gar verschieden. Das Holz ist weich. Als Zierbaum ist er wegen seiner Blätter und der vielen Blüten beliebt.

Syringa. Dieser Baum ist im ganzen Lande verbreitet und wird meistens in der Nähe der Wohnstätten angefunden. Leider wird das Holz nicht verwertet; nicht einmal als Brennholz

Trauerweiden. Diesen Baum trifft man meistens an Flüssen und Bächen; er gibt der Landschaft ein schönes Gepräge. Das Holz wird in Schwefelholzfabriken verwendet.

Bambus ist eigentlich eine Pflanze, obwohl er baumhoch wird. Er wächst meist nahe der Küste. Die Bambusstangen finden Verwendung beim Hüttenbau.

Europäische Arten. Von diesen ist die Eiche am meisten vertreten. Pappeln finden sich auch noch vor. Fichten, Tannen, Lärchen, Buchen, Eschen, Ahorn, Ulmen usw. habe ich noch nicht gesehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Akazie. Die europäischen Sorten sind zwar vertreten, haben aber wenig Wert. Eine andere Akazienart wurde von Australien eingeführt und liefert die Gerberrinde.

Käfer: Käfer treten periodenweise auf. Es gibt solche fast von der Größe der Maikäfer; andere sind wieder bedeutend kleiner. Es kann vorkommen, daß deren so viele auftreten, daß sie viele Bäume einfach kahl fressen. Ein regelmäßiger Plaggeist ist der Bohnenkäfer, welcher mit Vorliebe die Blüten frißt und auf diese Weise die Ernte vernichtet. Er geht aber nicht nur an Bohnen, sondern auch an Blumen und andere Pflanzen. Eine andere großen Schaden verursachende Art ist der Eukalyptuskäfer. Er lebt von den Blättern des Eukalsptusbaumes, der von Australien eingeführt wurde. Wahrscheinlich kommt auch der Käfer von dort.

Raupen: An Fruchtbäumen sind verhältnismäßig wenig Raupen. Eine Art, welche besondere Erwähnung verdient, ist der Armhwurm. Diese Raupe tritt periodenweise auf und geht an Ackergewächse, besonders Erbsen usw. In der Regel macht sie nicht viel Schaden, da sie nicht oft auftritt.

Schildläuse: Die schlimmste Sorte wurde bereits erwähnt. Nun kommt eine andere Art, welche der ersteren nicht viel nachsteht betreffs des Schadens, den diese in den Obstgärten anrichtet. Es ist dies die Perniciosus scale, aspidiotus perniciosus. Während erstere sich größtenteils auf die Orangenbäume beschränkt, hat es letztere auf Apfel-, Birn- und Steinobstbäume abgesehen. Sie wird hauptsächlich niedergehalten durch Spritzungen mit besonders für sie bereiteten Präparaten. Sie ist noch nicht im ganzen Land verbreitet, weshalb gesetzliche Vorsichtsmaßregeln angewandt werden, um sie auf ihre derzeitigen Aufenthaltsorte zu beschränken.

Heuschrecken: Es wird wohl nicht mehr allzulange dauern, und diese Tierchen werden der Vergangenheit angehören. Die Regierung wendet alle Mühe auf, sie zu vertilgen, und man merkt es auch schon, daß sie im Abnehmen sind.

Weevil oder Rüsselkäfer: (Calandra granaria). Diese Käfer haben es hauptsächlich auf das Getreide abgesehen, hier auf Mais und Bohnen. Sie legen ihre Eier in die Körner, wo sich die Maden entwickeln, wobei sie die Körner aufzehren. Daher wird hierzulande aller Mais sowie auch Bohnen in Tanks aufbewahrt.

Wattle Bag Worm: (Animula). Dieses ist ein Insekt, welches im Larvenstadium großen Schaden in den Pflanzungen der Wattle-Akasie, deren Rinde als Gerbrinde benutzt wird. Die Motten sieht man nicht, da sie, wie viele andere, bei Nacht fliegen. Die kleinen Maden, kaum vom Ei ausgekrochen, machen sich eine kleine Wohnung, einem Sacke ähnlich, den sie nach Bedürfnis vergrößern. Sie verlassen dieses ihr Nest nie; beim Fressen stecken sie nur den Kopf heraus und beim Gehen gebrauchen sie Füßchen, welche ganz nahe beim Kopfe sind. Um dieses Insekt zu bekämpfen, wurden schon viele Versuche gemacht, die aber bis jetzt erfolglos blieben.

Weiße Ameisen: (Termitidä). Diese gibt es hauptsächlich nahe der Küste; weiter landeinwärts richten sie nicht mehr so viel Schaden an. In Waldanlagen nagen sie viele Bäumchen um, besonders wenn ihnen die Sorte zusagt. Zaunpfosten werden abgenagt, sowie Möbel und Hausgeräte. Sie befolgen dabei eine ganz eigenartige Methode, da sie das Holz mit Erde überziehen, unter welcher sie ihre Gänge haben und ihr Zerstörungwerk vollbringen.

Pilzkrankheiten: An den Obstbäumen gibt es verschiedene Arten von solchen Pilzen. Näher auf dieselben einzugehen, würde zu weit führen und wäre auch langweilig. Es sei nur erwähnt, daß in einem landwirtschaftlichen Buche, das kürzlich von der Regierung herausgegeben wurde, nicht weniger als 78 verschiedene solcher Pilzkrankheiten verzeichnet sind. Aus diesem kann man ersehen, daß die Feld- und Gartenwirtschaft mit einem ganzen Heere von Feinden zu kämpfen hat und daß, obwohl gar manches verlockend sich anhört für den europäischen Landmann, doch nicht alles Gold ist, was glänzt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Primeln — Schlüsselblumen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Suti, der Schieläugige, hatte sich am Morgen in einer Kassadafarm wiedergefunden, war dann mit schwerem Kopf nach Hause gegangen und schlief nun einen neuen, besseren Schlaf. Kräftig an den Schultern gerüttelt, schlug er brummend mit den Händen um sich. Als er aber die Augen aufschlug, sah er den Ngil neben sich auf dem Bette sitzen.

„Ah, großer Ngil, du bist es! Ich erhebe mich sofort."

„Bleibe liegen, du kannst auch so zuhören. Ich habe einen Auftrag für dich."

„Hoffentlich ist er nicht zu schwer. Mein Kopf will heute schlecht begreifen."

„Er ist nicht schwer", sagte der Ngil und entwickelte seinen eben erst ausgedachten Plan. Suti schaute verständnislos drein. „Ah, du weißt nicht", unterbrach sich Jambascholl, „daß der Weiße entkommen ist?"

„Nichts weiß ich, großer Ngil", entgegnete Suti überrascht.

„Dann muß ich dir die Geschichte von Anfang an erzählen." Suti lauschte. Als der Ngil geendigt hatte, erhob er sich von seinem Lager.

„Schlafen kann ich nun doch nicht mehr. Ich will erst ein Bad nehmen, damit mein Kopf klarer wird. Dann will ich sehen, was zu machen ist. Wenn es eintrifft, wie du voraussiehst, kann es mir wohl gelingen."

„Ich werde eine Medizin machen, damit es gelingt."

„Ja, tu das, großer Ngil."

Ehrfürchtig geleitete er seinen Meister zur Tür hinaus. Dann ging er zum Fluß, um zu baden. Dort war es heute sehr still. Die Frauen waren schon in den Farmen, die Männer schliefen noch. Nur einige Kinder balgten sich im Sande.

Nach dem Bade schlenderte Suti zwischen den Plantenstauden hindurch dem andern Ende des Dorfes zu. Hinter einem abseits gelegenen Hause blieb er stehen. Er lauschte.

Es war ein Doppelhaus, d. h. es hatte in der Mitte eine Rindenwand, die den langen Raum in zwei Zimmer teilte. Jeder Teil hatte seinen eigenen Eingang. Der eine war die Wohnung des Hausherrn, der andere gehörte seinen beiden Frauen. Suti kannte das Haus genau. Er ging zur Tür der Frauenabteilung. Der Raum war leer, wie er vermutet hatte. Ein Blick rückwärts. Niemand war in der Nähe. Leise schlüpfte er ins Haus hinein.

Ein Bett, das der Mittelwand zunächst stand, war sein Ziel. Es war eine Kunst, sich darunter zu verbergen. Suti brachte es fertig, obwohl er sich dabei mehrmals den Kopf stieß. Dank der Kürze seines Leibes konnte er lang ausgestreckt liegen, ohne daß seine Füße unter dem Bett hervorschauten.

Um sein Fortkommen war ihm nicht bange. Kamen die Frauen früher zurück, als er vermutete, dann blieb er eben bis zum nächsten Tage liegen. Dann gingen sie wieder in die Farm. Den Kopf nahe an die Rindenwand schiebend, lauschte er hinüber. Der Ngil hatte richtig vermutet. Die beiden Männer, die Millner in der Nacht zu bewachen hatten, lagen in dem andern Raum, redeten miteinander und tranken dazu.

„Es ist nur gut, daß wir unsern Rum doch noch bekommen haben", hörte er den einen sagen. „Wir hatten ihn auch verdient", entgegnete der andere. Nun schwiegen sie längere Zeit. Das war Suti nicht angenehm. Wenn die Frauen erst zu Hause waren, würde er bei ihrem Geschwätz nicht mehr hören können, was drüben gesprochen wurde. Suti fügte sich ins Unvermeidliche, aber sein Wunsch, noch mehr zu erfahren, wurde bald erfüllt.

„Haha, ich muß lachen", fing der eine drüben wieder an, „was der Ngil ein Gesicht machte, als du ihm von der großen Medizin des Weißen erzähltest. Das hattest du fein ausgedacht."

„Nicht wahr? In der Not fällt manchmal auch einem Dummen etwas Kluges ein." Nun lachten sie beide.

„Ich bin nur froh, daß wir so gut davongekommen sind. Aber weißt du, was ich denke? Ich habe Atonga schwer im Verdacht. Vielleicht hat er uns mit Absicht betrunken gemacht und dann den Weißen befreit."

„Er war aber doch selbst auch so betrunken, daß er unmöglich . . ."

„Hast du Atonga schon einmal betrunken gesehen?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Sonst noch nie. Es war gestern das erste Mal."

„Und ich sage dir, er war gar nicht betrunken. Er tat nur so, um uns zu täuschen."

„Das ist möglich. Er ist ein schlauer Patron."

„Mir ist es gleich. Hat er es wirklich getan, dann um so besser für uns. Er wird es nie verraten, daß er uns zu trinken gegeben hat."

„Nein, das wird er nicht tun. Und sein Rum war besser als dieser da."

„Schadet nichts. Wir trinken ihn doch. Gib mir auch noch einen Schluck, und dann schlafen wir."

„Um uns von der durchwachten Nacht zu erholen, hahaha."

Ja, schlaft nur, dachte Suti, nun habe ich euch und den stolzen Ntonga dazu. Der Ngil wird mit mir zufrieden sein. Behutsam kroch er aus seinem Schlupfwinkel hervor und verließ das Haus. Nicht ahnend, daß man ihn beobachte, ging er sofort zum Ngil. Vor dem Hause empfing ihn eine von seinen Frauen.

„Der Ngil schläft", sagte sie, „du darfst ihn nicht stören."

„Aber es handelt sich um eine wichtige Sache."

„Ich weiß es. Er hat gesagt, du sollst morgen wieder kommen."

Mit diesem Bescheid war der Schieläugige zufrieden. Er ging nach Hause. Nachdem ihm seine List so gut gelungen, fühlte er wieder Hunger und Müdigkeit.

— — — — — —

Es war Dende sehr zuwider, daß der Ngil eine neue Gerichtsverhandlung gegen die beiden Wächter in Aussicht gestellt hatte. Er war im Grunde genommen kein Barbar; zudem trug er schwer an dem Verlust seines gerichteten Weibes. Ihm lag nicht viel daran, ob die Wächter der Lüge überführt wurden oder nicht. An der Tatsache, daß der Weiße entkommen war, änderte das nichts. Es war seiner Ansicht nach eine unnütze Schererei. Er war mit sich selbst und mit der ganzen Welt unzufrieden, am meisten mit dem Ngil.

Jambascholl hatte ihn nach seiner Unterredung mit Suti aufgesucht und ihm gesagt, er werde sich drei Tage zurückziehen und eine große Medizin machen, um die Wahrheit über die Vorfälle der beiden letzten Tage zu erfahren. Die Geister, mit denen er im Bunde stehe, würden ihre Macht zeigen, darauf könne Dende sich verlassen.

Und nun war der Abend des dritten Tages gekommen, und der Ngil hatte ihm eine neue Nachricht geschickt. Er erbot sich, am nächsten Morgen vor ihm und den Ältesten in einer geheimen Sitzung die beiden Wächter der Lüge zu überführen. Der Häuptling möge also deren Einberufung verfügen. Dende ärgerte sich über die Art und Weise, wie der Ngil ihm Befehle gab. Trotzdem mußte er wohl oder übel die Ältesten zur Sitzung laden. Die beiden Wächter wollte er aber erst am nächsten Morgen benachrichtigen, damit sie ohne jede Ahnung und ohne vorher eine Verabredung treffen zu können, vor Gericht erschienen.

In der Tat waren die beiden Männer sehr erstaunt, als sie durch Boten des Häuptlings gerufen wurden. Sie trafen sich vor der Türe des Hauses, in dem die Sitzung stattfand. Miteinander zu reden hatten sie keine Zeit, denn sie wurden sofort vor den hohen Rat geführt. Der Häuptling ergriff das Wort.

„Vor einigen Tagen habt ihr uns von dem Weißen, der in der Nacht entfloh, eine sonderbare Geschichte erzählt. Wir haben euch geglaubt, denn wir dachten, die Banoho lügen nicht. Immer war die Lüge bei uns verhaßt. Es sind aber Zweifel aufgetaucht an der Wahrheit eurer Aussage. Wir wollen sie nachprüfen. Und deshalb frage ich euch noch einmal, ob es wahr ist, was ihr uns erzählt habt. War es Lüge, so gestehet es ein. Sie wird sonst offenbar werden, schneller, als ihr ahnt. Nun redet!"

„Wir haben nicht gelogen, Häuptling", sagte der eine.

„Was wir sagten, war die reine Wahrheit", fügte der andere bei.

„Es rede der Ngil!" sprach Dende.

Jambascholl erhob sich, trat in die Mitte und begann:

„Häuptling der Banoho und ihr Ältesten, höret! Ich klage diese Männer an, erstens der Lüge, zweitens der Mitschuld an der Flucht des Weißen. Sehr schön habt ihr", rief er, gegen die Angeklagten gewandt, „sehr schön habt ihr eure Lügen ersonnen. Ihr glaubt, es habe niemand gesehen, wie ihr trotz des Verbotes trankt von dem süßen Wein und berauscht von seiner Kraft im Schlafe lagt. Ihr täuscht euch. Die Menschen schliefen und sahen euch nicht, aber die Geister haben gewacht.

Ich habe eine große Medizin gemacht. Der Geist des verstorbenen Häuptlings

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Suge, den ich rief, hat mich erhört. Er hat mir gesagt, was ihr getan habt.

Als alle Leute schliefen, lag Ntonga nicht weit von der Stelle, wo ihr am Feuer saßet. Er hatte noch von dem Getränk, das nur die Weißen trinken. Er gab es euch, und ihr trankt. Ich weiß, ihr habt den Weißen nicht befreit. Das hat Ntonga getan, nachdem ihr eingeschlafen wart. Wollt ihr nun eingestehen, ihr Lügner, daß ihr geschlafen habt?"

Die beiden Männer zitterten vor Angst. Unbegreiflich war ihnen die Kenntnis des Ngil. Woher wußte er das alles? Hatte Ntonga sie verraten? Da sie schwiegen, fuhr der Ngil fort:

„Ich bin Jambascholl, der Ngil, die Geister hören mich. Was tatet ihr, nachdem der Häuptling euch den versprochenen Rum gegeben hatte? Saßet ihr nicht in deinem Hause, Ekonga, lachend und spottend über die Dummheit des Ngil, den ihr so schön belogen?"

„Alle Großväter und Großmütter!" schrie Ekonga auf.

„Aber der Ngil läßt seiner nicht spotten. Die guten Geister rächen die Schmach, die einem Ngil widerfährt. Nun gestehet endlich die Wahrheit. Ihr habt euch von Ntonga zum Trinken verführen lassen. Ist es so?"

„Ja, es ist so", antwortete Ekonga.

„Verzeiht uns die Lüge. Wir haben aus Angst gelogen. Der Ngil weiß alles. Wie er es sagt, so ist es gewesen", schrie voll Verzweiflung sein Gefährte.

Auf Befehl Dendes wurden die beiden ins Gefängnis abgeführt. Der Ngil verlangte die Vorführung Ntongas. Der Häuptling sandte einen Boten an ihn ab. Es verging eine gute halbe Stunde, ehe Ntonga erschien.

Von dem Boten hatte er erfahren, daß die beiden Wächter schon im Gefängnis saßen. Daß man ihn jetzt in die Versammlung der Ältesten rief, war ihm ein Beweis, daß sie gestanden und ihn verraten hatten. Aber sie konnten nichts von ihm sagen, als daß er ihnen zu trinken gegeben. Diese Anklage konnte er aushalten. Von seinem Rettungswerk hatte niemand etwas gesehen. Woher der Ngil seine Kenntnis hatte, wußte er schon. Elesa hatte Suti beobachtet, als er zum Hause des Ekonga schlich. Mehr als die Wächter konnte der Ngil also auch nicht wissen. So trat er fröhlich und freimütig vor die Versammelten, grüßte und fragte den Häuptling, warum er gerufen sei.

„Du bist eines schweren Verbrechens angeklagt", sagte Dende.

„Ich habe kein Verbrechen begangen", erwiderte Ntonga mit ruhiger Stimme.

„Du hast den Weißen, der am Galgen sterben sollte, heimlich befreit."

„Wer behauptet von mir solch unerhörte Dinge?" fragte Ntonga im Tone der Entrüstung.

„Der Ngil ist dein Ankläger."

Ntonga lachte. „Hat der weise Ngil" — aus der Stimme klang verhaltener Spott — „nichts Besseres zu tun, als solche Neuigkeiten zu erfinden?"

„Schweig, du frecher Mensch", rief der Ngil, „ich erfinde nicht. Ich weiß, was ich sage, und werde es beweisen."

„Schön", sagte Ntonga. „Aber ich rede jetzt nicht zu dir, du dreimal Weiser, sondern zum Häuptling und den Ältesten der Banoho. Höret mich! Noch früh an jenem Abend wurde der Ngil von seinen Weibern nach Hause getragen, weil er selbst nicht mehr gehen konnte. Er wird euch jetzt erzählen, was in jener Nacht auf dem Dorfplatz geschehen ist."

Der Ngil kochte vor Wut.

„Jambascholl hat die Ereignisse jener Nacht auf anderem Wege erfahren", belehrte der Häuptling ruhig.

„Ja, er hat gute Spione", erwiderte Ntonga kühn, „aber an jenem Abend waren sie ebenso betrunken wie er selbst."

Der Ngil konnte sich nicht mehr halten. Er sprang einen Schritt gegen Ntonga heran, ballte ihm die Faust und schrie: „Schande über dich, du junger Mensch, daß du eines alten Mannes spottest."

„Ich spotte nicht", gab Ntonga zurück, „ich sage nur, daß du lügst!"

Die Ältesten zuckten zusammen. Solche Reden gegen den Ngil war man nicht gewohnt. Jambascholl gebärdete sich wie ein Wahnsinniger, raufte sich die Haare und schrie mit heiserer Stimme: „Rache, Rache, Häuptling, Sühne für diese unerhörte Schmach!"

Dende gebot Ruhe. „So kommen wir nicht weiter. Nur der redet fernerhin, dem ich die Erlaubnis dazu gebe. Wie kannst du sagen, Ntonga, daß der Ngil lügt? Sprich!"

„Wenn der Ngil sagt, er wisse, daß ich den Weißen befreite, so hat er gelogen."

„So hat der Ngil nicht gesagt", erklärte Dende. „Du hast seine Anklage noch nicht ganz vernommen. Höre zu. Der Ngil rede."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jambascholl war durch das Auftreten Ntongas doch ein wenig verblüfft. Er zweifelte zwar keineswegs an seiner Schuld. Aber einen Beweis konnte er nicht erbringen, wenn Ntonga sich nicht selbst verriet. Er begann also nochmals mit der Erzählung von der Geisterbeschwörung. Doch sah er bald, daß das bei Ntonga nicht verfing. So beschränkte er sich darauf, kurz darzulegen, wie Ntonga den beiden Wächtern Wein gegeben, um sie zu berauschen. So habe es ihm der Geist Suges gesagt. Im stillen hoffte er, Ntonga werde leugnen. Dann hatte er wenigstens einen Erfolg.

Als der Ngil schwieg, sprach der Häuptling: „Hast du den Wächtern zu trinken gegeben?“

„Das habe ich getan“, antwortete Ntonga mit gut gespieltem Erstaunen. „Was liegt daran?“

„Das war verboten!“

„Ich erinnere mich nicht, daß du mir ein solches Verbot gegeben hast.“

„Dir nicht. Aber den Wächtern hatte ich verboten, zu trinken.“

„Dann haben sie Strafe verdient, denn sie tranken.“

„Du durftest ihnen nichts geben“, sprach Dende. „Da du aber augenscheinlich nichts von meinem Verbot gewußt hast, so trifft dich keine Schuld. Aber warum gabst du ihnen zu trinken?“

„Weil sie mir keine Ruhe ließen. Ich wollte schlafen. Sie aber schwatzten in einem fort. Da gab ich ihnen die beiden Flaschen unter der Bedingung, daß sie ruhig wären. Du weißt ja, Häuptling, daß ich mir aus den Getränken nichts mache.“

„Ich muß glauben, was du sagst, da niemand das Gegenteil beweisen kann. Wir dachten, du hättest die Wächter trunken gemacht, um den Weißen zu befreien. Hast du das getan?“

„Wenn der Ngil die Geister gefragt hat, so möge er reden“, entgegnete Ntonga ausweichend. „Er möge die Geister herrufen, damit sie seine Aussage beweisen.“



Frl. Anna Josefa Reuter, Altenahr
Zu ihrem Silberjubiläum als treue, eifrige Förderin unserer Missionszeitschriften. Glück und Segen für noch viele Jahre!

Der Ngil schwieg. „Du bist frei“, sagte der Häuptling mit einem fragenden Blick auf die Anwesenden. Sie nickten. „Du kannst gehen.“ Nun fand der Ngil die Sprache wieder.

„Ja, gehe“, rief er wütend. „Beweisen kann ich dir nichts. Getan hast du es doch! Meine Geister lügen nicht. Fürchte ihre Rache!“

Ntonga, der bereits bis zur Tür gegangen war, wandte sich um und rief mit fester Stimme: „Wie ich dich und deine Geister fürchte, sollst du sehen, du Lügner. Höret, ihr Ältesten der Banoho!

Was der Ngil euch von der Geisterbeschwörung erzählte, ist eitel Lüge und Trug. Er hat keine Medizin gemacht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Drei Tage lag er in seiner Hütte hier im Dorfe, aß und trank und schlief. Fragt seine Frauen, ob es nicht wahr ist. Der Geist, dem er seine Kenntnisse verdankt, heißt Suti. Zum Schieläugigen ging der Ngil an jenem Tage, als ihr die Wächter hier verhört hattet. Suti schlich sich in die Hütte des Ekonga, wo die beiden Männer saßen und ihren Rum tranken. Er versteckte sich im Hause der Frauen und horchte. Dort erfuhr Suti, daß die Wächter von dem Weine getrunken hatten, den ich ihnen gab. Darauf lief er sofort zum Ngil und erzählte es ihm. So, ihr Männer, nun urteilt, ob der Ngil ein Lügner ist oder nicht. Wenn ihr Zeugen wollt, bringe ich sie."

Stolz erhobenen Hauptes verließ er die Versammlung.

Der Häuptling und die Ältesten waren bestürzt. Sie saßen geduckt wie Hühner, die ein Platzregen überrascht. Geriet nicht vor dem Stürmen dieses Jünglings die ganze Welt ins Wanken? Der Freimut seiner Rede zerriß die geheimnisvollen Schleier, den die Geisterwelt gewoben um den Ngil. Was sie geglaubt in Furcht und Zittern, er schritt darüber weg und nannte es Betrug. Das von den Vätern übernommene Erbe sank in den Staub. Wie kam es, daß keiner von ihnen je gesehen, was dieser Jüngling sah? Und warum schwieg der Ngil? Zum zweiten Mal hat Ntonga ihn der Lüge überführt. Bei solchen Niederlagen war schwer, an seine Zaubermacht zu glauben. So dachten sie; zu reden wagte keiner.

Auch der Ngil fand keine Worte der Aufklärung, der Verteidigung oder der Anklage gegen Ntonga. Er erhob sich und wankte zur Tür hinaus. „Rache", murmelte er, „Rache!"

Am Abend desselben Tages kam Elesa zu Ntonga hinüber. Ihr Vater, so erzählte sie, habe den ganzen Tag noch kein Wort gesprochen. Jambaschollls Weiber heulten im Dorfe, denn der Ngil habe sich im Hause eingeschlossen und weise Speise und Trank von sich. Die Ältesten stünden zu zweien oder zu dreien flüsternd beieinander. . . .

„Und nun ist meine Elesa neugierig und möchte wissen, was es in der Versammlung gegeben hat", setzte Ntonga lachend hinzu.

„Muß ich denn nicht wissen, wie es dir ergangen ist?"

„Du sollst es erfahren. Komm an den Strand. Der Wind weht frisch von der See her, und die Sonne sinkt ins Meer. Auf die Felsen laß uns niedersitzen, dann will ich dir erzählen."

Elesa schritt voraus auf dem schmalen Fußwege, der zum Strande führte. Ntonga folgte ihr. Auf einer niedrigen Felsgruppe setzten sie sich. Es war ein schöner Abend.

„Bald wird wieder der Gewittersturm brausen über unsern Häuptern und der Erde den Regen spenden, nach dem sie verlangt", begann Elesa, indem sie den Himmel betrachtete.

„Möge der Sturm, den der Ngil gegen uns entfesseln wird, uns ebenso zum Segen gereichen."

„Du hast den Ngil beleidigt?" fragte sie ängstlich.

„Ich habe ihm heute die Lügenmaske vom Gesicht gerissen, hinter der er sich bisher versteckte, um das Volk zu betrügen."

„Der Ngil vernichtet jeden, der sich gegen ihn erhebt", meinte Elesa traurig.

„Er wird es so lange tun, bis der mächtige Christengott ihn zerschmettert. Nur ihm vertraue ich. Schützt er mich nicht, so bin ich verloren."

„Du hast es verdient, daß er dich schützt, denn du bist gut."

Ntonga schwieg, in tiefes Sinnen verloren.

„Elesa", sagte er dann, „ich gehe großen Gefahren entgegen. Der Ngil wird nicht rasten und ruhen, bis es ihm endlich gelingt, sich an mir zu rächen . . . Wäre ich Christ, ich fürchtete nicht den Tod. Aber noch habe ich nicht das Wasser erhalten, das uns reinigt von allen Sünden, daß wir wahrhaft Kinder Gottes werden . . . Wenn ich falle als Opfer des Ngil, so möchte ich Christ sein . . . Elesa, willst du mich zum Christen machen?"

„Wie kann ich das?" fragte das Mädchen. „Ich verstehe nicht einmal, was du gesprochen hast."

„Du wirst es verstehen. Auf einer Seereise wurde einer von uns, der mit mir die weißen Priester bedient, schwer krank. Die Priester hatten uns viel erzählt von Gott und vom Himmel und von dem Geiste, der in uns ist und nicht stirbt, wenn wir sterben. Als nun mein Freund zum Sterben kam, fragte ihn der Priester, ob er auch zu Gott gehen wolle in den Himmel. Der sagte: ja, das wolle er. Nun erzählte ihm der Priester von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, der in diese Welt kam, um die Menschen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

frei zu machen von dem Bösen, das sie getan. Er hat uns eine Medizin gegeben, die unsere Seele heilt. Nur wer rein ist, kann eingehen zu Gott. Mein Freund erhielt die gute Medizin. Dann starb er und wir begruben ihn im Wasser. Der Priester aber erzählte uns später noch mehr von dieser Medizin."

„Wie machte er sie?"

„Er nahm Wasser und goß es auf die Stirn des Kranken und sprach Worte dazu, die ich nicht verstand. Später lehrte er sie uns. Sie heißen: Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes."

„Was heißt das: ich taufe dich?"

„Es heißt, ich tauche dich ins Wasser, und es bedeutet eine Waschung. Wie der Körper rein wird, wenn man ihn wäscht, so wird auch die Seele rein, wenn dabei die richtigen Worte gesprochen werden."

„Ist das die ganze Medizin? Das ist gar nicht schwer."

„Siehe also, du kannst es auch. Willst du mich taufen?"

„Darf ich denn tun, was die Priester der Weißen tun?"

„Du darfst es. Er hat es uns gesagt. Taufen kann jeder Mensch, der Mann, die Frau, das Kind, der Christ und der Heide. Jeder der taufen w i l l, kann es auch."

„Wenn es dein Wunsch ist, werde ich dich taufen; und dann taufst du mich auch, ja?"

„Für dich ist es noch nicht nötig. Dich will der Ngil nicht töten. Wenn du aber einmal krank werden solltest, dann tue ich es."

„Gut, daß du so gut auf die Worte des Weißen gehört hast. Hoffentlich hast du nichts vergessen. Doch komme jetzt, damit ich dich taufe. Dann muß ich nach Hause zurück."

Sie traten ans Meer bis die Flut ihre Füße bespülte. Ntonga beugte sein Haupt. Elesa schöpfte Wasser mit der hohlen Hand und goß es über seinen Scheitel. Sie zitterte. Er mußte ihr die Worte vorsprechen; sie waren ihr vor Aufregung entfallen . . . und des Sohnes . . . und des Heiligen Geistes."

Ntonga richtete den Blick zum Himmel empor und breitete sehnend die Arme aus. Was war das Glühen und Sprühen des Abendrotes gegen die Flamme, die in seinem Busen loderte. „Mein Gott", rief er aus, „nun darf ich es sagen; denn du bist mein Gott und ich bin dein Kind. Dorthin darf ich kommen. Dort über den Wolken und über dem Abendrot ist meine Heimat. Dort werde ich einst glücklich sein."

„Und an Elesa denkst du nicht?"

„Ich denke an dich. Was mein ist, ist dein, und meine Freude soll auch deine sein."

„Ach, Ntonga, bist du jetzt wirklich ein Christ?"

„Ja, jetzt bin ich es."

„Darüber freue ich mich. Zugleich aber bin ich noch traurig, weil ich noch Heidin bin. Doch an die Freude will ich denken, denn es gibt noch Leids genug. Gute Nacht."

Sie ging am Strand entlang, kehrte aber nach wenigen Schritten wieder um. „Ich muß dich noch einmal sehen", sagte sie, „mir ist so weh und bang. Am liebsten ginge ich nicht von deiner Seite, damit dein Schicksal auch das meine sei."

„Fürchte nichts, Mädchen! Gott wird uns schützen!"

Nun ging sie. Langsam, zögernden Fußes. An jedem Felsblock blieb sie stehen und schaute rückwärts. Da eilte Ntonga ihr nach. „Auch ich kann mich heute nicht von dir trennen", sagte er. „Gib mir noch einmal die Hände. Du weißt, daß ich dich mehr liebe als alle Töchter der Banoho. Was der Ngil auch tue, er mag mich vergiften, erwürgen, verbrennen. Auch dann bin ich dein. Ich danke dir für alles Gute, das du mir getan. Du hast mich vom Tode errettet, du hast mich heute zum Christen gemacht. Ich danke dir."

Sie lehnte an seiner Schulter und schluchzte: „Ntonga, Ntonga!"

War es Ahnung?

— — — — —

In der Frühe des nächsten Tages ging die „Schwalbe" der Lohove-Mündung gegenüber vor Anker. Der Pirat war da. Jambascholl kannte die schwarze Flagge, die am Fockmast auf- und niederging. Er hatte schon mehrmals Sklaven an Barnill verkauft.

In der Nacht war ihm der Entschluß gereift, Elesas Auslieferung sofort von Dende zu verlangen. Damit traf er seinen Nebenbuhler an der empfindlichsten Stelle. Das wußte er. Das Erscheinen des Sklavenschiffes aber gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Seines endlichen Sieges gewiß begab er sich zum Häuptling.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Die Schmach, die mir gestern widerfahren ist, verlangt Sühne", sagte er.

„Was soll ich tun?" fragte Dende. „Du hast auf die Anklage Ntongas nichts zu antworten gewußt."

„Ich weiß zu antworten. Zunächst verlange ich die beiden Wächter als meine Sklaven."

„Ich kann sie nicht zu Sklaven machen, ohne daß der Rat der Ältesten sie verurteilt."

„Du mußt es, denn ich will es so!"

Dende wehrte sich, der Ngil bestand auf seiner Forderung.

„Das Volk wird Rechenschaft von mir verlangen."

„Ich werde sie zum Schweigen bringen, verlaß dich darauf. Also, die Leute sind mein?"

„Es geht nicht, Ngil. Verlange, was du willst, nur das nicht. Erst muß ich die Ältesten hören."

„Du wirst sie mir sofort geben, oder du verfällst der Rache der Ngil."

„Wer ist Häuptling, du oder ich?"

„Laß diese unnützen Reden", entgegnete Jambascholl mit wegwerfender Handbewegung. „Du bist Häuptling, und ich bin Jambascholl, der Ngil der Banoho."

„Dann tue, was du willst. Du mußt es aber auch selber vor dem Volke verantworten."

„Ja, das werde ich!" Damit ging der Ngil. Die beiden Gefangenen wurden in sein Haus geführt. Suti, Mpesa und Janga kamen. Der Ngil hatte sie zu sich beschieden und gab ihnen seine Befehle. „Nun gilt's. Zeigt, daß ihr durch die erlittenen Niederlagen gelernt habt."

Es war spät am Nachmittag. Ntonga lag bei seinem Vater in der Küche. Der Alte stöhnte über Schmerzen in der Seite. „Es wird ein Tornado kommen", sagte er, „ich fühle es in meinen Gliedern."

Plötzlich horchten sie beide auf. Ein Schrei erscholl aus den Farmen. Und noch einmal. Der Angstschrei eines Verunglückten. Ntonga war aufgesprungen und stand unter der Tür. „Hilfe . . . Hilfe . . .!"

„Es ist jemand in Gefahr, ich will hineilen", sagte er.

„Nimm das Haumesser mit", riet der Alte, „vielleicht ist ein Leopard da."

Ntonga griff an die Rindenwand, wo das Haumesser steckte, und sprang hinaus. Mit langen Sätzen lief er bis zum Ende der Farm. „Wo bist du?" rief er laut. Ein Stöhnen war die Antwort. Er zwängte sich durch das Unterholz, das in der verlassenen Farm üppig aufgeschossen war. „Hier, hier!" Bald hatte er die Stelle erreicht. Suti, der Schieläugige, lag am Boden mit gräßlich verzerrtem Gesicht.

„Was ist dir?" fragte Ntonga, „hat eine Schlange dich gebissen?"

„Hilf mir, hilf mir aufstehen."

Ntonga ließ das Haumesser zu Boden fallen und beugte sich über ihn. Suti schlang die Hände um seinen Nacken. Im selben Augenblick stürzte ein anderer hinterrücks über Ntonga her. Er fühlte eine Schlinge um seinen Hals. Dann schwanden ihm die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er sich von zwei Männern getragen. Er hatte ein Grasbüschel im Munde stecken. Seine Hände waren fest an den Körper geschnürt. Er war in ein großes Tuch gewickelt, das kaum zu atmen gestattete. Ich bin in der Gewalt des Ngil. Nun muß ich sterben. So dachte er. Wie gut, daß ich ein Christ bin.

Die Träger kamen nur langsam vorwärts. Sie gingen nicht auf dem gewöhnlichen Pfade, sondern durch Farmen, durch Busch und hohes Gras. Suti machte ihnen den Weg frei. Ntonga hörte das Rauschen des Flusses. Nun machten sie halt.

Auf der anderen Seite des Flusses stand Elesa und knüpfte das Lianenseil los, mit dem ihr Kanu an den Stamm einer Palme gebunden war. Als sie die drei Männer drüben bemerkte und Suti erkannte, fuhr sie nicht, wie gewöhnlich, geradeswegs über das Becken hinüber, sondern ließ das Kanu abwärts treiben. An der Mündung des Flusses stieg sie ans andere Ufer.

Eine unnennbare Unruhe hatte sie befallen. Sie wollte Ntonga besuchen und sich überzeugen, daß ihm nichts geschehen sei. Ntonga war nicht da. Der Vater erzählte ihr, was vorgefallen war.

Ihre Unruhe wuchs. Sie lief zum Hause, wo Mune wohnte, und rief ihn. „Hilf mir Ntonga suchen. Er ist in die Farm gegangen, wo jemand um Hilfe rief, und ist noch nicht zurückgekommen. Such ihn. Ich fürchte den Ngil."

Mune ergriff sofort Lanze und Haumesser und stürzte fort.

„Hallo, wohin so eilig?" rief ihm jemand nach.

Mune wandte sich. „Ach, du bist es, Pembe. Du kommst gerade recht. Rasch,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

da hast du mein Haumesser. Komm, wir müssen Ntonga helfen. Ich wittere Verrat. Schnell, hier in die Farmen hinein." Während sie weiter liefen, erzählte er dem Freunde, was er von Elesa erfahren.

„Ntonga, Ntonga!"

Keine Antwort. Sie fanden den Platz, wo das Gras niedergetreten war. Dort lag ein Haumesser. Mune hob es auf.

„Das gehört Ntonga. Man hat ihn überfallen. Sieh, hier sind sie gewesen. Komm, wir hauen ihn heraus."

chens auf. „Ntonga", rief sie mit einer vor Angst fast erstickenden Stimme, „Ntonga!"

Da hob sich eine vermummte Gestalt über den Rand des Kanus. Nur ein wenig. Es mußte dem Jüngling eine furchtbare Anstrengung sein, sich zu erheben. Suti beugte sich vor und drückte ihn nieder.

Jetzt wußte sie alles. Das war die Rache der Ngil. Im ersten Augenblick kam ihr der Gedanke, zu Jambascholl zu laufen und ihn auf der Stelle nieder-



Negertyp aus Deutsch-Ostafrika

Sie folgten der frischen Spur bis zum Fluß, fuhren hinüber und fragten bei den Dorfleuten nach. Niemand hatte Ntonga gesehen. Nun liefen sie zum Häuptling, um ihm den Vorfall zu melden und ihre Befürchtungen auszusprechen.

Unterdessen war Elesa zum Strande gelaufen. Dort, wo sie Ntonga gestern zuletzt gesehen, wollte sie ihn suchen. Sie eilte den Strand hinunter der Flußmündung zu. Eben bog ein großes Kanu um die Ecke und steuerte auf die Brandung los. Suti saß vorn an der Spitze. Zwei Männer ruderten. Ein entsetzlicher Gedanke stieg in der Brust des Mäd-

zustechen. Aber ihre Füße waren schwer wie Blei. Sie mußte stehenbleiben, hinausschauen. Dort fuhr das Kanu. Darin war er, ihr Geliebter!

Und kein Mensch weit und breit. Keiner, der Hilfe brächte, keiner, der ihn befreite.

Sie lief den Hütten zu. „Pembe", rief sie, „Mune!" Keine Antwort. Ach, die beiden waren in den Farmen, um Ntonga zu suchen. Ratlos eilte sie zum Strande zurück. Wenn sie über den Fluß fuhr . . . . Männer zusammenrief . . . Nein, die kamen zu spät. Einholen konnten sie die Schergen des Ngil nicht mehr. Auf das Schiff zu gehen trauten sie sich nicht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Zu spät!" schrie sie auf. Ein Meer von Weh und Verzweiflung brandete in diesem Wort.

Ein lautes Donnerrollen fuhr über das Meer. Elesa erschauerte. Wie gebannt stand sie da und starrte nach dem Schiff hinüber, dessen Lichter bereits aufflammten. Die Dunkelheit zog rasch heran, denn dicke Wolkenmassen zogen am Himmel herauf.

Das Kanu schwamm als kleiner Punkt fern auf dem Wasser. Bald würde es das Schiff erreichen, das schreckliche Schiff, das soviel Herzeleid brachte. Dann würde man Atonga wegführen in ein fremdes Land, als Sklaven . . . Und keine Rettung mehr, keine . . . Sie würde ihr Leben hingeben, wenn sie ihn befreien könnte von dem harten Lose, schlimmer als der Tod.

Und wieder rollt und grollt der Donner durch das Geäst der Urwaldriesen, und ein Leuchten und Flammen zuckt auf über dem dunklen Meere. Gespenstisch ziehen die wässerigen Schwaden heran, vom Winde getrieben. Das Meer wirft schwarze Wellen. Die Brandung saust und tost um die zerklüfteten Felsen.

Elesa starrte hinaus in die Weite. Dort tanzen einzelne Lichtflecke auf dem Meer, häufig unsichtbar beim Aufflackern der Blitze. Das ist das Schiff. Das Kanu muß dort angekommen sein. Atonga wird an den Weißen verkauft. Und Elesa . . . steht hier . . .? Elesa, was zauderst du? Kannst du leben ohne ihn?

Es kommt Leben in die Gestalt. Sie eilt der Stelle zu, wo sie ihr Kanu geborgen. Da flammt ein greller Blitzstrahl, das Auge blendend, vor ihr auf, und ein Krachen und Klirren und Klingen folgt, wie das Splittern eines gewaltigen Hartholzbaumes. Einen Augenblick steht sie da wie betäubt. Sie zittert, ist verwirrt, unschlüssig. Was will sie jetzt auf dem Meere? Es ist ein Unding, bei diesem Wetter hinauszufahren. Seekundige Männer bleiben zu Hause. Wenn der Sturm kommt und der Platzregen, wäre sie verloren. Schon dröhnt die Brandung drohender als sonst, der Wind fegt stoßweise durch die Baumkronen.

„Und wenn ich sterben muß auf dem Meere. Besser sterben, als leben ohne ihn." Elesa denkt es nicht, sie spricht es aus. Mit festem Griff reißt sie die Liane los, erfaßt das Ruder und schwingt sich in das kleine Fahrzeug. Die immerflackernden Blitze zeigen ihr den Weg über die Barre. Riesige Wellenberge rollen mit Getöse heran. Sie achtet ihrer nicht. Sie kennt das Meer. Mag es toben und wüten, stärker ist die Gewalt, die sie treibt. Es ist der Mut der Verzweiflung, mit dem sie sich in die See hinaus wagt. Fest schwingt sie das Ruder. Bald rechts, bald links stößt sie es hinein in die tosende Flut, um ihr Kanu in der Fahrtlinie zu halten.

Aber der Wind wird zum Sturm, zum Orkan. Ein scharfer, kalter Regen peitscht ihr ins Gesicht. Er kommt heran wie eine niederstürzende Wolke, die alles verschlingen möchte. Unter Brausen und Tosen verbinden sich Himmel und Erde. Der Sturm greift mit mächtiger Faust in die Wogen und wirft sie haushoch empor, greift in die Wipfel der Urwaldriesen und zerrt und schüttelt sie, daß sie ächzen, krachen, splittern. Er ist ein wilder Titan, der in den Elementen wühlt und tobt, der niederwirft, zerstört, verschlingt, was ihm in den Weg kommt. Aber die Elemente lieben den Riesen, der sie ihrer Fesseln ledig macht. Sie erheben sich mit ihm in wilder Raserei. Die Natur erschauert unter dem Druck des Gewaltigen. Ein Kampf aller gegen alle entbrannt. Es heult der Orkan, es brüllt das Meer, es prasselt der Regen, und die zuckenden, zügelnden Blitze schmettern über den Kampfplatz hin.

Elesa denkt nicht an die Gefahr, die sie umtobt. Wie ein Spielball wird ihr Kanu turmhoch emporgehoben, und im nächsten Augenblick scheint es wieder in bodenlose Tiefen zu versinken. Sie achtet es nicht. Mit kundiger Hand schwingt sie das Ruder und blickt sehnsüchtig hinaus nach den Lichtern des Sklavenschiffes.

Aber die Finsternis ist undurchdringlich. Der Regen hat einen schweren Vorhang um sie gespannt. Sie weiß nicht, ob sie die rechte Richtung eingehalten. Aber sie rudert weiter. Eine lange, bange Stunde vergeht, und noch eine. Dann läßt der Regen allmählich nach. Der Donner verliert sich in der Ferne.

Elesa späht in die Nacht hinaus, sucht rings am Horizont nach einem verheißenden Lichtschein. Doch kein Licht ist zu sehen. Wohin sie sich wendet, hängt grau und schwarz das Firmament über dem Meere. Das Schiff ist verschwunden. Wohin? Wurde es eine Beute des Orkans? . . .

Dem Mädchen entsinkt der Mut. Jetzt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erst fühlt sie, daß ihre Kräfte durch stundenlange Arbeit erschöpft sind. Sie legt das Ruder auf den Boden des Kanus nieder. Die Hände ruhen lässig in ihrem Schoße. Und schon zieht von neuem der Tornado herauf. Der Unhold kehrt zurück. Häufiger leuchten die Blitze im Osten auf. Bald vernimmt sie wieder das Brausen des Sturmwindes. Das Rollen des Donners kommt näher und näher. Eine neue Regenflut ergießt sich über das Meer.

Elesa sitzt tatenlos in ihrem schwankenden Fahrzeug. Sie fühlt sich im ungleichen Kampfe unterlegen. Jede Gegenwehr ist nutzlos. Nun möge der Sturm sie treiben, bis eine letzte Welle sich schließt über ihrem nassen Grabe . . . .

— — — — —

„Hölle und Teufel war das ein Wetter!"

Mit diesen Worten begrüßte Barnill seinen Vertrauten, der zur Ablösung auf der Kommandobrücke erschien. Der Pirat war wie aus dem Wasser gezogen. Seine Zähne klapperten vor Frost.

„Ich habe euch einen Punsch gebraut, wie ihr lange keinen mehr getrunken habt. Macht nur, daß Ihr in die Kabine kommt. Feuchte Kleider bringen Rheuma."

„Gewaschen sind diese Lappen gründlich", sagte Barnill lachend, indem er an sich herunterschaute. „Brauchen nur noch gebügelt zu werden, dann sind sie wie neu."

„Sonst nichts Neues auf Wache?" fragte Jago.

„Zwei Boote sind zum Teufel gegangen", antwortete der Kapitän. „Es muß aber schon vor meiner Wache gewesen sein."

„Kann sein. Bei dem Getöse habe ich nichts davon gemerkt. Übrigens ein halbes Wunder, daß sich nicht die ganze „Schwalbe" in Wohlgefallen aufgelöst hat. Ein Schiff, das noch so seetüchtig ist, berechtigt zu großen Hoffnungen für die Zukunft."

„Die kannst du fahren lassen. Es ist die letzte Reise. Ich hab's gesagt, und es bleibt dabei. Und wenn ich die Ware beim kleinen Tom abgeliefert habe, mag meinetwegen der alte Kasten versaufen. Ein Käufer wird sich schwerlich dafür finden."

„Allmählich fange ich an zu glauben, daß es Euch Ernst ist mit der Aufgabe des Geschäftes. Nachdem Ihr dem Ugil die drei Leute entführt habt, dürft Ihr Euch nicht mehr hier sehen lassen.

„Deswegen meinst du? Da bin ich anderer Ansicht. Der wird gar nicht ahnen, daß ich ihm die Leute nahm. Bei dem Unwetter können sie umgekommen sein. Es wäre vielleicht auch geschehen, wenn ich sie weggeschickt hätte. Die werden froh sein, daß ich es nicht tat. Ich komme mir ganz merkwürdig vor als Lebensretter. Hahaha! Und war der Gedanke nicht geradezu klassisch? Ich soll dem Ugil drei Neger abkaufen und nehme sechs umsonst! Ja, bei Aufgabe des Geschäftes wird am meisten verdient. So, nun gute Wache. Steif gen Nordost, bis Land in Sicht kommt."

Er glitt die Treppe hinab, um seine Kabine aufzusuchen. Der Küchenmatrose mit dem Punsch wartete schon auf ihn.

Atonga stand vor der Kajüte des Kapitäns. Er wollte klopfen. Da er drinnen reden hörte, zögerte er. Sollte er es wagen? Er nahm einen neuen Anlauf. Es war zu spät. Jago, der auf der Brücke stand, hatte ihn bemerkt und rief ihn näher zu sich. Atonga gehorchte. „Was schleichst du da herum?" herrschte ihn der „Erste" an. „Habe ich dir nicht deinen Platz angewiesen?"

„Ja, Herr. Doch ich wollte den Kapitän sprechen", entgegnete Atonga.

„So—o—o! Was verschafft denn dem Kapitän die Ehre deines Besuches, hä?"

„Ich wollte ihn bitten, uns etwas zu essen zu geben. Wir haben seit gestern früh nichts genossen. Zwei von uns auch gestern nichts."

„Das ist ihre Schuld, mein Junge, ganz ihre Schuld. Und dir tut das Fasten gut. Mach nur schnell, daß du wieder an deinen Platz kommst. Leg dich hin und schlaf, dann vergeht dir der Hunger. Wenn ich dich aber noch einmal herumschleichen sehe, erhältst du eine Tracht Prügel! Verstanden?"

„Ja, Herr, ich habe verstanden."

„Na also. Dann marsch. Pack dich fort!"

Atonga kehrte zu seinen Leidensgenossen zurück, die ihm sehnsüchtig entgegenblickten.

„Es hat nichts gegeben?" fragte Ekonga enttäuscht.

„Nein. Mit dem Kapitän habe ich nicht gesprochen, und der lange, dumme Mensch, den sie Jago nennen, drohte mich verprügeln zu lassen, wenn ich noch einmal von hier weggehe."

„Wir werden hier verhungern", seufzte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Suti und guckte mit einem Auge nach Backbord, mit dem andern nach Steuerbord hinüber.

„Das werden sie nicht zulassen", meinte Atonga. „Aber es scheint, daß nicht viel Lebensmittel an Bord sind."

Mpesa streckte sich stöhnend aus und sprach: „Dann will ich schlafen, bis der Tod kommt."

Und die sechs ungleichen Menschen, die das Schicksal jetzt so enge verbunden hatte, lagen dicht beieinander auf der Ladeluke und hingen traurigen Gedanken nach.

Atonga schob sich eine Taurolle zurecht, legte den Kopf darauf und schaute zum Himmel. Der Plan für sein zukünftiges Leben war bald fertig. Elesa war nun für ihn verloren. Das schmerzte am tiefsten. Aber Gott hatte ihm das Leben gelassen, das auch verloren schien. Er wird es zu ertragen wissen. Wohin er auch kommen mag, er wird bei Menschen sein, die seine Arbeit schätzen. Er wird arbeiten, fleißig, gehorsam, ehrlich. Das muß ihm das Vertrauen seines Herrn erwerben. Vielleicht gelingt es ihm, sich freizukaufen, eine selbständige Anstellung zu erwerben. Wenn der Agil Elesa nur nicht tötet . . . Das Mädchen ist mutig . . . . Wer weiß? Wenn er einen guten Herrn fände, bei dem ein Emporarbeiten möglich wäre . . . Er will den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Wenn nur Elesa ihm erhalten bliebe . . . Wer weiß? . . .

Er schlief ein.

Barnill, der sich nach dem warmen Morgenpunsch niedergelegt hatte, erwachte gegen Mittag mit einer, wie er sich selbst gestand, famosen Idee. Er ließ Atonga durch seinen Steward zu sich rufen. Atonga glaubte nichts anderes, als daß es nun doch etwas zu essen gäbe, und sah in dieser Erwartung ganz fröhlich drein.

„Was freust du dich so, mein Junge?" fragte Barnill.

„Herr, ich dachte, jetzt gibt es zu essen."

„So? Hast du solchen Hunger?"

„Ja, Herr Kapitän."

„Du sollst zu essen haben, wenn es auch knapp ist. Doch habe ich dich nicht deshalb gerufen. Du sollst mein Diener sein, solange du auf dem Schiff bleibst. Wenn du dich gut führst, kannst du dir etwas ersparen. Ich kann dich dann auch deinem zukünftigen Herrn empfehlen. Du bist nicht dumm. Du wirst leicht Aufseher in einer Pflanzung werden oder sonst einen besseren Posten bekleiden. Dann hast du es gut."

„Ich danke Herr! Ich werde mich gut führen."

„Das hoffe ich. Jetzt geh zum Steward, der dich gerufen hat, und sage ihm, du sollst gleich das Frühstück hier auftragen für mich und den ersten Offizier."

„Es wird geschehen, Herr Kapitän."

Jago riß die Augen auf, als er an dem kleinen Tisch in der Kapitänskabine saß und Atonga erschien, um die Herren zu bedienen.

„Nicht wahr, du schaust?" sagte Barnill. „Den habe ich mir als Diener zugelegt. Er versteht die Sache und spricht auch schon ziemlich Englisch. Ja, so ist's recht", sagte er zu Atonga, „stell nur daher. Du hast wohl schon Steward gespielt?"

„Ja, Herr."

„Wie ich doch meine Leute gleich immer richtig einschätze!" lobte sich der Kapitän selbstgefällig.

Atonga freute sich über das neue Amt. Es schien ihm eine gute Vorbedeutung für die Zukunft und die erste Stufe zu einer besseren Lebensstellung. Die Arbeit lenkte seine Aufmerksamkeit von der Vergangenheit ab. Geschickt und willig entledigte er sich seines Probestückes.

Als das Frühstück beendet und Atonga hinausgegangen war, schüttelte Jago den Kopf.

„Das hätte ich aber nicht getan, Kapitän", meinte er.

„Du hättest manches nicht getan, was uns Vorteil brachte", entgegnete Barnill, „weil du nie weit genug siehst."

„Dazu braucht man doch nicht weit zu sehen. Den Kerl in Eurer Kabine schalten lassen! Ihr könnt ja tun, was Ihr wollt. Aber ich traue dem Kunden nicht."

„Merkst du nun, mein kluger Jago, daß du zu kurz siehst? Gerade weil ich ihm nicht traue, habe ich ihn genommen. So habe ich ihn immer unter den Augen. Ich habe ihm eine schöne Zukunft vorgemalt. Jetzt ist er zufrieden. Und das ist mir lieber, als wenn er im Winkel sitzt und schwarze Pläne schmiedet. So kommt er am besten über den Verlust seiner Freiheit hinweg. Und ich habe an ihm einen geschickteren und besseren Diener als an dem andern."

„Das ist wohl richtig", gab Jago kleinlaut zu, „aber trauen dürft Ihr ihm doch nicht."

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu beachten. Sie würden sonst nicht nur das sittliche Empfinden der katholischen Zillertaler tief verletzen, sondern auch von den Behörden beanstandet werden.

Ich bitte Sie, liebe Sommergäste, nehmen Sie diesen meinen Begrüßungsbrief so gut auf, wie er von mir gemeint ist. Es würde mich freuen, wenn ich Ihnen seelsorglich irgendwie Dienste leisten könnte. Ich stehe Ihnen in allen seelsorglichen Angelegenheiten jederzeit gerne zu Diensten.

So heiße ich Sie alle mit meinen Pfarrangehörigen herzlichst willkommen. Mögen Sie sich von Ihren schweren Berufsarbeiten hier ausruhen, gut erholen, um neu gestärkt zu Ihrem Beruf zurückkehren zu können mit dem Bewußtsein, angenehme Tage im Zillertal verlebt zu haben.

Dies wünscht Ihnen ergebenst
Josef Krapf, Pfarrer

Das antireligiöse Museum in Moskau. In dem ehemaligen Moskauer Kloster „Zu den Leiden Christi" ist von den Bolschewisten ein antireligiöses Museum eingerichtet worden, über das der bekannte Journalist Arthur Rundt in der „Neuen Freien Presse" berichtet. Neben den bekannten Propagandaplakaten gegen die Religion sind hier in absichtlicher Regellosigkeit eine Menge religiöser Symbole, Bildwerke, Kultgegenstände aufgestapelt, mit der Absicht, zu zeigen, daß alle Religionen ohne Unterschied „auf derselben Stufe stehen" und nichts anderes als „Systeme des Aberglaubens" sind.

Da sind z. B. „als abgeschaffte Götter" ein Zeus von Otrikoli und ein Buddha einander gegenüber zur Schau gestellt; eine kultische Holzschnitzerei aus Sumatra (ein Fährboot mit den Seelen Abgeschiedener auf der Reise ins Jenseits) steht neben ein paar Zauberpuppen, mit denen der kaukasische Bauer zur Zeit der Dürre den Regen herbeirufen wollte. Im Mittelraum ist die karikierte Wachsfigur eines Popen mit langem Bart aufgestellt, ringsherum Kultgegenstände und Erinnerungen an die Herrschaftszeit der orthodoxen Kirche, u. a. auf einem Tisch ein Haufen Folterwerkzeuge.

Eine Hauptattraktion sind die in einer Glasvitrine aufbewahrten Gebeine des hl. Seraphim, die früher im Kloster von Sarow aufbewahrt wurden, dort hohe Verehrung genossen und von zahlreichen Wallfahrern aufgesucht wurden. Das Museum besitzt auch einen „positiven Abschluß": Gewissermaßen als „neue Götter" sind Bildwerke der angeblichen Befreier von der Religion aufgestellt, eine Statue Demokrits z. B., eine Riesenplastik Giordano Brunos, Porträts von Lenin, Stalin, Kalinin, Marx usw.

Das Museum wird meist gruppenweise besucht; ein Demonstrator erklärt die ausgestellten Objekte und sucht den Zuhörern die Tendenz möglichst deutlich einzuprägen. Die Ausstellung sieht oft seltsame Besucher. Der Direktor Letunow erzählte z. B. dem berichtenden Journalisten, daß eine alte Frau, die durch die Fürbitte des hl. Seraphim von einer schweren Krankheit geheilt worden zu sein glaubt und seither aus Dank dafür jeden Monat einmal nach Sarow zum Grab des Heiligen pilgerte, seit der Übertragung der Gebeine des hl. Seraphim in das antireligiöse Museum monatlich dieses aufsucht und bei jedem Besuch auf die Ecke der Museumsvitrine einen kleinen Blumenstrauß niederlegt. Wahrhaft ein rührender Beweis tiefer Gläubigkeit und ungebrochener Gelöbnistreue!

Msgr. Kasimir Bajerowicz, Direktor des päpstlichen Werkes zur Verbreitung des Glaubens, hat den **Anteil Polens an der Missionstätigkeit der Kirche** ermittelt. Gegenwärtig sind in den Missionen 69 polnische Priester tätig, von denen 49 zu verschiedenen religiösen Kongregationen in den einzelnen Apostolischen Vikariaten gehören; 2 Missionsbezirke sind polnischen Missionären anvertraut: das Apostolische Vikariat in Brokenhill in Südafrika, wo 40 polnische Jesuiten tätig sind, und ein Teil des Apostolischen Vikariats von Henting-Fu in China.

Gebetserhörungen

Beuthen: H. S. Anbei den Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes „Joseph" als Dank der Rosenkranzkönigin, dem hl. Joseph und der hl. Theresia für erhaltene Gnaden.

E. B. i. B.: Anbei . . Mk. für ein Heidenkind als Dank für Hilfe in einer Rentenangelegenheit.

Düsseldorf: Dank dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius für Erhaltung der Stelle und bitte um weitere Hilfe.

A. A.: . . . Mk. als Dank zur Taufe eines Heidenkindes mit der Bitte um weitere Hilfe.

J. A. H.: Dank der hl. Familie und dem hl. Judas Thaddäus für schnelle Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hohendorf: P. M. Dank der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. und den armen Seelen für Erhörung in Anliegen.

N. N.: Eine Berg.-Leserin sendet beiliegend . . Mk. Antoniusbrot für Erhörung in einem Anliegen und bittet um weitere Hilfe.

N. N.: Dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Johannes und dem hl. Jakobus innigsten Dank für Erhörung in schweren Anliegen.

Waldshut: Dank der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen und Wohnungsangelegenheit.

Neustadt: Dank dem hl. Joseph, dem sel. Br. Konrad und dem hl. Franz Xaver für erlangte Hilfe.

Oberköblitz: Dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Antonius, hl. Hubert und der hl. Rita sei innigster Dank gesagt für Hilfe in Todeskrankheit.

N. N.: Öffentlicher Dank dem hlst. Herzen Jesu, seiner lb. Mutter, dem hl. Joseph und allen Heiligen, die uns in schwerem Anliegen geholfen haben. Anbei Betrag für ein Heidenkind.

Dank dem hl. Joseph, hl. Aloysius und dem hl. Antonius für bestandenes „Einjährige". Veröffentlichung war versprochen.

Gebetsempfehlungen

Dunstelkingen: Eine schwer heimgesuchte Familie bittet um das Gebet für ein lahmes Kind zur schmerzh. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, sel. Br. Konrad und zur hl. Theresia.

Slupsko: Bitte ums Gebet in einer schweren Prüfung Gottes und um Gesundheit.

Eine Familie bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia v. K. J. um Hilfe in einer Rentenangelegenheit und verschiedenen Anliegen.

Altenstadt: Ein Abonnent bittet ums Gebet in einem schweren Anliegen um Arbeit und Gesundheit. Bei Erhörung Almosen.

Mainburg: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und zu den armen Seelen um Hilfe in einem besonderen Anliegen. Bei Erhörung Veröffentlichung und Heidenkind versprochen.

Eine Mutter bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia v. K. J., zum hl. Antonius und zu den 14 hl. Nothelfern, damit ihre Enkelkinder zur kath. Schule geschickt werden, damit ihr Schwiegersohn die Gnade erhält, sein gegebenes Versprechen, zur kath. Kirche überzutreten, ausführt und um besseren Geschäftsgang und eine gute Lehrstelle für ihren Enkel.

Bühl: Bitte innigst um das Gebet in schweren Seelenleiden.

Ungenannt: Eine Förderin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zu den 14 hl. Nothelfern und zum hl. Antonius in verschiedenen schweren Anliegen.

V. K. R. 100: Bitte um inniges Gebet um guten Ausgang in einer wichtigen Sache.

Beuthen: Bitte ums Gebet zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen in schwerer Geldnot; zur schmerzh. Mutter und zur hl. Theresia um Frieden in der Familie.

Beuthen: Bitte um eine neuntägige Andacht in einem schweren Anliegen.

Gr. B.: Ein kranker Leser bittet um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den armen Seelen um Wiedererlangung der Gesundheit. Anbei Almosen für die Mission.

K. B. R.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Joseph und zu den armen Seelen in besonderen Anliegen. Bei Erhörung Missionsalmosen versprochen.

C. R.: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zur göttlichen Vorsehung, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Mutter Anna in einem schweren Anliegen um guten Ausgang einer Sache.

C. R.: Ungen.: Eine besorgte Mutter bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und zur schmerzhaften Mutter für ihre Tochter in einem besonderen Anliegen und um glückliche Standeswahl.

Eine Wohltäterin bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu und zum hl. Joseph für ihren jüngsten Sohn um Sinnesänderung in der Standeswahl.

Halbendorf: Eine Leserin bittet ums Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zu den 14 hl. Nothelfern und zur hl. Familie um günstigen Kauf eines neuen Gutes und in sonstig. Anliegen.

Oppeln: Eine Abonnentin bittet ums Gebet zum hl. Joseph u. hl. Jud. Thaddäus um Bekehrung ihres verirrten Sohnes und um Erhaltung seiner Lehrstelle.

Wilburgstetten: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zum sel. Bruder Konrad und zu den armen Seelen um Heilung eines schweren Knochenleidens an der rechten Hand. Antoniusbrot versprochen.

Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. um baldige glückliche Heirat und Segen im Ehestande.

N. N.: Eine Mutter bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zum hl. Judas Thaddäus um ein glückliches Examen für ihren Sohn.

Mülheim: Eine Mutter bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus in schweren Anliegen. Bei Erhörung Almosen.

Echtz: Eine Wohltäterin bittet in einem schweren Anliegen ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Aloysius und zu den 14 hl. Nothelfern.

Hoch: Bitte um das Gebet zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum göttl. Herzen Jesu und zur hl. Theresia in schweren Gerichtssachen.

Königswinter: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet für ihren Bruder, der durch ein Unglück das Augenlicht verloren hat, daß er als Vater und Ernährer seiner Familie erhalten bleibe und die Gesundheit wiedererlange.

Witten: Eine Wohltäterin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und zu den armen Seelen um friedlichen Ausgang in sehr unangenehmen Familienverhältnissen.

A. N. bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, zum Vater Kolping und zur hl. Theresia in verschiedenen Anliegen.

Stolberg: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet in einer neuntägigen Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Sinnesänderung ihres Gatten und um Hilfe in schweren Anliegen und in Wohnungssachen.

J. M.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zur hl. Mutter Anna, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Rita und zu den armen Seelen um Erhörung in schweren Anliegen.

A. A.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Theresia und mehreren anderen Heiligen um Hilfe in Geldsorgen und Erlangung einer Stelle.

Ottersweier: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet in schweren Anliegen.

J. F.: Ein Berg.-Leser bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, und hl. Antonius um Hilfe in geschäftlicher und finanzieller Not und anderen Anliegen.

A. A.: Ein Leser, dessen Mutter krank, er arbeitslos und dazu noch kriegsbeschädigt ist (ohne Rente, bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, sel. Bruder Konrad, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Hilfe, um gute Stellung und Gesundheit.

S. A. H.: Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Antonius um guten Ausgang einer Operation, um baldige Gesundheit und Erhörung in schweren Anliegen.

Mittelwalde: Bitte um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, zu den 14 hl. Nothelfern und zu den armen Seelen um guten Ausgang einer Rentenangelegenheit.

Lykershausen: Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den armen Seelen in schweren Anliegen.

Bitte um das Gebet um Fortschritt in der Schule und in einem Seelenanliegen.

Es starben im Herrn

Würzburg: Ehrw. Br. Eugen Haberberger.

Wattenheim: Elisabeth Maltry, eine langjährige Förderin des Vergißmeinnichts.

Frl. Franziska Wicking, eine Wohltäterin unserer Mission.

Brooklyn: Frau John Heinlein. Buffalo: Simon Klein, Katharina Laufer, Georg Siffringer. Buffalo: Agnes Sigl. West Point: Frank Dendinger. Columbus: Eugenie Huber. Reading: Gertrude Stadelmayer.

Eppertshofen: Michael Kaiser. Bogen: Xaver Obermeier. Elzach: Franziska Wangler. Rudenberg: Jakobine Hösler. Motten: Anton Seitsch, Rosa Schuhmann. Enkenbach: Georg Klomann Katharina Roth. Habsheim: Josefine Burtz. Ottersweier: Frau Straub. Wehr: Berta Eschbach. Hüpstedt: Franziska Kaltwasser. Eubigheim: Anton Diez. Rielasingen: Jakob Wagmüller. Birkenhördt: Margarethe Metzger. Würzburg: Josef Mainhart. Oberstotzingen: Michael Buhl. Apfelbach: Theresia Brähler. Tann: Therese Ebermaninger. Karlsruhe: Elisabeth Gießler. Schöntal: Maria Wagner. Herbertingen: Rosina Dehm, Anna Siebenrock, Xaver Dirlewanger, Anna M. Lutz. Heustreu: Ottilie Höberlein. Bruck: Stephan Gehrich. Untergimpern: Maria Lutz. Lykershausen: Josef Bröder. Holzkirchhausen: Maria Schlör. Borgholz: Frau Witwe Güthoff. Rech: Frau Sebastian. Kempen: Jakob Locks. Rheine: Alfons Brendsen. Malberg: Johann Debos, Frau Streit, Gertrud Wallerang. Borgholz: Frau Joh. Volkmann. Osnabrück: Elisabeth Topin. Volkesfeld: Philipp Müller. Waldesch: Anna Brust. Münstereifel: Frl. J. Kölsch. Krefeld: Margarete Bongartz. Birkesdorf: Josefa Bocks. Hergarten: Herr Koch. Meppen: Gerhard Schwenen. Fuchswiese: Johann Mattonet. Würzburg: Christine Schmetzer, Maria Götzel, Lorenz Eismann. Duttenbrunn: Maria Ebert. Seitenberg: Paul Breitschädel.

Empfehlenswerte Bücher

Du meine Mutter — ich dein Kind. Ein Marienbüchlein von Andreas Obendorfer. 32 S. Text und 8 Bilder in bestem Kupfertiefdruck. Preis 40 Pfg. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

„Du meine Mutter — ich dein Kind!" Ein überaus liebes Büchlein. Es ist Maria, der Gottesmutter, gewidmet und soll Liebe zu ihr und Vertrauen auf die Macht ihrer Fürbitte in unsere Herzen hineintragen.

Die Heimat des Heiligen Geistes. Ein Heilig Geist-Büchlein von A. Obendorfer. 32 S. Text und 8 Kupfertiefdruckbilder. Preis 40 Pfg. — Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München Ein Pfingstbüchlein, sehr geeignet zur Lesung in der Zeit der Pfingstnovene! Dieses Schriftchen handelt von der Heimat des Hl. Geistes. Er wohnt in den Tiefen der Gottheit als die ewige Liebe des Vaters und des Sohnes. Möge durch das Büchlein der Gottesgeist noch mehr bekannt werden bei unserem katholischen Volke!

Eine Kindesseele. Guido von Fontgalland 1913 bis 1925. Neuauflage des Büchleins „Vitus." 11.—15. Tausend. Neu übertragen nach dem 135. Tausend der franz. Ausgabe von Joseph Junkes S. J. 80 S., kart. Schutzumschlag mit Guidos Bild und Illustrationen. Preis 60 Pfg. Verlag des „Eucharist. Völkerbundes" Wien IX, Canisiusgasse 23.

Unter den bisher in deutscher Sprache erschienenen Lebensbeschreibungen ist dieses schmucke Büchlein bei so tiefem Preis wohl die reichhaltigste. Möge es viele Freunde gewinnen!



Mariannhiller Jubiläumskalender 1932

Zum 50jährigen Bestehen der Mariannhiller Mission unsern Wohltätern, Förderern und Freunden gewidmet.

Die Jubiläumsausgabe dieses Kalenders ist in besonderer Weise ausgestattet. Gediegener Lesestoff aus der Gründungszeit und Fortentwicklung der Mariannhiller Mission bis auf heute wechselt ab mit Unterhaltendem und Belehrendem, Heiterem und Ernstem mit einer Fülle von Illustrationen, darunter zahlreiche Vollbilder. Ein Wandkalender und zwei hervorragend schöne Buntbilder sind dem Lesekalender, der eine wirkliche Festgabe ist, beigelegt. — Das Mittelstück des Umschlages zeigt den Gründer Abt Franz Pfanner nach einer Büste des Professors Weckbecker, München. — Aus dem Inhalt sei unter anderm angegeben: 50 Jahre Mariannhill — Der gute Hirte, historische Erzählung — Aus der Gründungszeit Mariannhills — Ein Wiedersehen — Margarethe, geschichtl. Erzählung — Vom religiösen Leben des Zuluvolkes — Das Duell, eine heitere Geschichte — Der Brief der Mutter usw. usw. Die Beiträge sind von bekannten und geachteten Mitarbeitern. — Das Kalendarium ist völlig neu ausgebaut und findet mit seinen landwirtschaftlichen Hinweisen großen Anklang bei der Landbevölkerung. — Das Preisrätsel, für das 200 Preise ausgesetzt sind, ist diesmal besonders originell.

Wir dürfen die sichere Erwartung aussprechen, daß der Festkalender bei seinem geringen Preis von

60 Pfennig

den vollsten Anklang des gesamten Leserkreises finden wird und bitten deshalb auch um Weiterempfehlung.

Zu beziehen durch unsere Vertretungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 7 Juli 1931 49. Jahrgang

Verlagsort Mödlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Juliheftes:

Julinächte. Gedicht von Fritz Flinterhoff 193
Juli. Von M. A. 194
P. Ignatius Arnoz, RMM., der neue Obere der Mission Bulawayo 196
Der Papst zwischen Negern, Ostasiaten, Indern, Australiern . . 197
Moscheſch, der Begründer des Basutoreiches 200
Gottes Gäste. V. F. Schrönghamer-Heimdal 201
Stand des Apostolischen Vikariats Mariannhill 205
Missionsseminar Aloysianum Lohr 206
Vom Zimmermann zum Priester 208
6. Generalversammlung des Akad. Missionsbundes Deutschlands in Altenberg 209
Missionspost 212
Im Banne der Agil. Von Herm. Skolaster 213

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

SILVANA-HEILQUELLE



Staatlich anerkannter kochsalzfreier, eisen- und kohlensäurehaltiger Kieselbrunnen der **Mariannhiller Mission G.m.b.H. Würzburg**
Brunnenverwaltung Groschlattengrün i. Fichtelgeb.

Harras oder Kiste mit je 30 ganzen Flaschen zu RM. 21.—
Harras oder Kiste mit je 20 ganzen Flaschen zu RM. 14.—
Harras oder Kiste mit je 30 halben Flaschen zu RM. 10.50
Harras oder Kiste mit je 60 halben Flaschen zu RM. 21.—

An Flaschenpfand wird erhoben:
für die ganze Flasche 20 Pfennig
für die halbe Flasche 15 Pfennig
für Harras RM. 2.— für Kiste RM. 5.—

Bestellungen an

Silvana-Niederlage, Reimlingen, (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Briefkasten

Billige Gelder (volle Auszahlung, 3% Zins, 2% Amortisation) sind jetzt in Deutschland zu haben.

Nähere Auskunft durch den St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Schwaben.

„Villa" in Schirgiswalde b. Bautzen in Sachsen zu verkaufen. Modern eingerichtet. 25 Zimmer mit elektr. Licht. Direkte Eisenbahnverbindung auf der Linie Dresden—Bischofswerda—Zittau in Sachsen. Auch für klösterl. Niederlassung, Schwestern, geeignet. Auskunft gibt die Redaktion.

Niederrheinische Leser. Einem längstgehegten Wunsche vieler Marienverehrer ist der St. Josephs-Verlag entgegengekommen mit der Neuherausgabe der „Stimmen von Kevelaer." Dies Organ soll die Marienverehrung am Niederrhein, Rheinland und Ruhrgebiet überhaupt fördern und pflegen. Jeder, der Kevelaer kennt, wird diese Monatsschrift halten.

Aus Welt und Kirche

Spanien: So sang- und klanglos die Monarchie von der Weltbühne abtrat und der letzte König eines Reiches, das einmal zwei Welten beherrschte, sein Land verließ, um einer zeitgemäßeren Staatsform Platz zu machen, so stürmisch war die Geburt der neuen Republik. Was verschuldet oder unverschuldet im traumlosen Schlaf versunken war, wurde unsanft aufgeweckt. Und da die bekannte „kochende Volksseele" etwas zum Probieren ihrer jungen Freiheit brauchte, wurde ihr von den „neuen" Männern der Knochen des Kirchenhasses vorgeworfen. Da hatten sie etwas zum Knabbern. Der Brand eines Klosters, einer Kirche mit ihren „fabelhaften" Reichtümern zog allezeit die hungrigen Prolis und Freiheitshelden an. Kunstwerke und Altertümer haben bei dem heutigen antihistorischen Zeitalter ja doch keinen Wert mehr. Wer keine Philosophie versteht und nichts von Geschichte, wer zu dumm ist, um über letzte Dinge nachzudenken, wird „modern" und „Verneiner" alles bisher gut gewesenen. Damit aber die Kaufhäuser, Börsen, Jurplätze, Theater und sonstige Wohltätigkeitseinrichtungen eines Staates nicht zugrunde gehen bei einer Revolution, so müssen die daran glauben, welche keinen Widerstand leisten: die Kirchen und Klöster. Es müssen ja Freudenfeuer brennen bei solch „heilsamen" Umwälzungen.

Berliner Blätter finden das außerordentlich „klug" von den neuen Krippenbesitzern, daß sie, um kostbares Bürgerblut zu verschonen, lieber die Kultorte in Rauch aufgehen ließen: ein Leben gilt mehr als ein steinernes Gebäude und die Safes in den Banken sind heiligere Orte als ein Gnadenbild. Gottes Langmut ist erstaunlich, die Menschen reizen ihn nicht. Er belohnt seine Getreuen, die von der Kanaille zertreten werden und er wird, wenn die Erde, die aus einem Gasball sich unter seiner Weisheit formte, wenn sie einmal ein vergaster Ball sein wird, die Firma auflassen und Rechenschaft verlangen. Und was dann folgt? Im Gedanken daran sind Sünder Heilige geworden und solche, die sich Weise dünkten, wahnsinnig.

Das **kirchliche Urteil über die wunderbaren Erscheinungen von Canfanaro** (Istrien), in dessen Pfarrkirche am Weihnachtstage 1930 Gläubige eine Vision des Erlösers geschaut haben, ist nun gefällt worden. Es wird darin gesagt, „man könne nicht von Suggestion sprechen bei einem Phänomen, das gleichzeitig die gesunden Sinne mehrerer Personen treffe, die in aller Ruhe weit davon entfernt seien, sich über derartiges aufregen zu lassen." Das kirchliche Urteil gründet sich auf eingehende Untersuchungen und zahlreiche eidliche Aussagen von Augenzeugen. Auf Grund des Urteils werden jetzt große Feiern zu Ehren des göttlichen Erlösers in der Pfarrkirche von Cafanaro vorbereitet.

Ein Bischof gegen weltlichen Aufwand bei der Erstkommunion-Feier. Bischof Matthias Ehrenfried von Würzburg schreibt in einer Kundgebung über den Wert und gegen die Ausartungen des Brauches, die Erstkommunion der Kinder durch eine Familienfeier zu begehen:

„Es ist gewiß eine gute Sitte, auf die kirchliche Feier der Erstkommunion eine schlichte häusliche Familienfeier folgen zu lassen. Eine herzliche Familienfeier ist auch geeignet, den Eindruck der Erstkommunion in der kindlichen Seele zu verstärken und die Bande der Familie, die heute leider so sehr gelockert sind,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

enger und fester zu knüpfen. Allein die häuslichen Veranstaltungen am Weißen Sonntag überschreiten mitunter das rechte Maß. Wir stehen gegenwärtig in einer Zeit der größten wirtschaftlichen Not in der Stadt und auf dem Lande. Millionen ist es schwer, ja unmöglich, aus sich heraus auch nur die notwendigste und bescheidenste Ausstattung ihrer Kinder zur Erstkommunionfeier zu beschaffen. Mit Rücksicht auf diese ernsten Verhältnisse wäre es unverantwortlich, bei der Kommunionfeier am Weißen Sonntag einen übermäßigen Aufwand zu machen. Das müßte den Armen und Notleidenden zum Ärgernis gereichen und die Spannung zwischen den einzelnen Schichten des Volkes erweitern.

Die Gewohnheit, die Familienfeier am Weißen Sonntag möglichst groß und prunkvoll zu gestalten, hat einerseits zu gegenseitigen Überbietungen bei den Bemittelten geführt; andererseits hat sie Minderbemittelte veranlaßt, die Erstkommunion ihrer Kinder um Jahre zu verschieben, weil sie zur Zeit den Aufwand der herkömmlichen Familienfeier mit zahlreichen Einladungen der Verwandten nicht leisten konnten, sich aber wegen der öffentlichen Meinung einer einfachen Feier ohne größere Einladungen und Aufwand schämten.

Wir wenden uns daher an den Hochwürdigen Klerus und an unsere geliebten Diözesanen mit der väterlichen Mahnung, jeden überflüssigen Aufwand am Weißen Sonntag zu vermeiden und die Kommunionfeier unserer schweren Zeit entsprechend möglichst einfach zu gestalten. Sorgen wir mit allem Eifer, daß die Seelen der Kommunionkinder den Glanz des hochzeitlichen Kleides der Gnade tragen; freuen wir uns darüber, daß ihre Herzen ein reiner Tabernakel werden. Das ist der Hauptgedanke des Festes, von dem der äußere Aufwand und Prunk nicht ablenken darf."

Der Bischof empfiehlt den bemittelten Eltern und kinderlosen Eheleuten, armen Eltern durch Spenden zu ermöglichen, ihren Kindern die notwendige Kleidung und Ausstattung für die Erstkommunion zu beschaffen.

Vor kurzem fand im Hochgebirge von Savoyen die Äbtissin des Karmeliterinnenklosters Reposoir einen **tragischen Tod**. Sie wollte ein in fast 3000 Meter Höhe gelegenes altes Kastell besuchen, wo ein neues Kloster errichtet werden sollte. Sie machte den Weg allein, wurde beim Anstieg von starkem Blutandrang befallen und sank bewußtlos zusammen. So fand man sie auf, brachte sie ins Kloster zurück, wo sie nach wenigen Tagen starb.

Äbtissin Maria von Jesu war die Tochter des italienischen Marquis Rudini, der wiederholt Ministerpräsident in Italien war, heiratete mit 16 Jahren den Multimillionär Marquis Charlotti. Gabriel d'Annunzio widmete ihr zahlreiche Gedichte und machte sie zur Heldin seines Dramas „La Dame del Garda." Als Sportdame und flotte Reiterin durchzog sie Europa zu Pferd. Da trat die Tragödie in ihr Leben. Ihr einziger Bruder verübte bald nach dem Tode seines Vaters Selbstmord. Nunmehr zog sich die Marquise aus der Welt zurück, und später trat sie in den Orden ein. Den größten Teil ihres bedeutenden Vermögens hatte sie damals schon für gute Werke hergegeben. Die frühere Weltdame wurde später die Äbtissin Maria von Jesus im einfachen braunen Kleide der Karmeliterinnen und stiftete eine Reihe Klöster dieses Ordens in Italien und in Frankreich.

30 Kriege seit dem Weltkrieg! Das Ende des Weltkriegs hat den Frieden nicht gebracht — nicht nur in dem Sinn, daß gerade die Friedensverträge eine Unmenge neuer Spannungen und Konfliktstoffe aufgehäuft haben und daß daher die Siegerstaaten gezwungen sind, Rüstungen unerhörten Ausmaßes vorzunehmen, sondern auch in dem Sinn, daß seit dem Ende des Weltkrieges eine Menge kleinerer Kriege bezw. kriegsartiger Revolutionskämpfe stattgefunden hat. Sie haben, sofern sie sich nicht in Europa abspielten, dort oft keine besondere Beachtung gefunden; meist ist auch keine formelle Kriegserklärung erfolgt — diese Kämpfe und Kriege sind aber jedenfalls ein Zeichen für die ständige Unruhe, die seit 1918 in der Welt immer noch herrscht.

Der „Österreicher", Nr. 2, 1931, zählt eine Reihe von kriegerischen Ereignissen nach dem Weltkrieg auf: die 6 Feldzüge gegen die Sowjets 1919 u. 1920, geführt von Denikin, Wrangel, Judenitsch, Awaloff-Bermondt, Koltschak und Semenow; die Kriege Polens gegen die Ukraine 1919, Englands gegen Afghanistan 1919, der Türkei gegen die Armenier 1919, Griechenlands gegen die Türkei 1919 u. 1920, Rußlands gegen Polen 1920, Polen gegen Litauen 1920, den Baltikum-Krieg 1919/1920, den deutschen Kampf gegen die polnischen Insurgenten in Oberschlesien 1921, d'Annunzios Feldzug um Fiume 1920, Frank-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 7 Juli 1931 49. Jahrgang

Julinächte

Das sind Nächte, reich an Segen,
Da die Blütendüfte weh'n,
Nächte, da auf allen Wegen
Glück und Frieden traulich geh'n;
Da die Engel Gottes schweben
Durch die stille, weite Welt,
Segnen auf den Höh'n die Reben
Und im Tal das Aehrenfeld;
Da sie streuen süßen Schlummer,
Wo ein Kämmerlein erhellt,
Und ein finst'rer Erdenkummer
Noch ein Herz umschlungen hält;
Nächte, da in Mondeshelle
Schwarz und ernst manch Kirchlein steht,
Wo die Engel auf der Schwelle
Leise sprechen ein Gebet.

Fritz Flinterhoff

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Juli

Von M. A.

Langsam hatte die Nacht ihre dunklen Vorhänge aufgerollt. Drüben über den duftenden Bergwäldern stieg der junge Tag herab, Tau in den Locken, Sonne über dem Scheitel. Tropfen um Tropfen träufelte nieder, netzte Blätter und Blumen, Halme und Zweige. All die Gräser, all die Bäume in Wald und Flur trugen ihr Tröpflein so feierlich still wie man nur Köstliches hält. Und wahrlich wie glitzernde Edelsteine funkelten all die Tauperlen, denn die goldstrahlende Sonne durchschimmerte sie wundersam. Hundertfach brach sich das gleißende Licht und erhöhte dadurch den einzigartigen Zauber.

Was da stand in heiligem, unentweihten Morgenfrieden, das ließ mich erinnern an die ungezählten Menschenseelen, die auch Leben und Dasein aus der gleichen allmächtigen Schöpferhand empfingen. An ihnen klebt auch ein Tautröpflein, aber nicht lichtklares Wasser, nein, ein Tröpflein rubinroten Blutes, Herzblut Gottes. . . .

Es war eine Nacht, eine leiddunkle Nacht im Garten Gethsemane. Da kniete der Gottmensch schmerzgebeugt auf der feuchten Erde. Die Sünden all, angefangen von der Erbschuld im Paradiese und dem ersten Blutvergießen draußen auf freiem Felde bis hinauf zur letzten Sünde in der letzten Minute des letzten Jahrhunderts vor dem Weltgerichte lag auf ihm. Unter dem ungeheuren Druck dieser Riesenlast drang Tropfen um Tropfen warmen Herzblutes aus den Poren des ringenden Erlösers, feuchtete Kleider und Boden dunkelrot. Besonders der Gedanke: umsonst, so vieles umsonst, der quälte und preßte und preßte und quälte, daß es rann und rann, warm und dunkel . . . immer mehr . . .

Der schauer- und angstgefüllten Gethsemanenacht folgte der leidübervolle, blutige Karfreitag. Erbarmungslos sausten die Geißel nieder und rissen Wunde um Wunde am heiligsten Leibe des göttlichen Dulders. Und aus den klaffenden Wunden floß das warme Blut in Bächlein. Dann wieder drangen die scharfen Dornen tief ein in des Heilands heiliges Haupt. Wieder rann Blut, heilig Blut unaufhaltsam.

Blut färbte die Straßen von Jerusalem, rötete den steilen Weg nach Golgatha, Heilandsblut floß in Strömen aus den so grausam durchbohrten Händen und Füßen. Noch nicht genug. Die Lanze öffnete auch weit und tief das heilige Herz, daß ein neuer, letzter Blutquell sich ergoß. Gottes heiliger Engel hielt in Ehrfurcht erschauernd die goldene Schale, um ihn aufzufangen für die schuldbeladene Menschheit. Liebe, unbegreifliche Gottesliebe ließ das Herzblut des Erlösers verströmen bis zum letzten Tropfen für die Sünden der Welt, für die Erlösung der Seelen.

O, daß wir hin und wieder Stille hielten auf unserm Lebensweg, wenigstens einmal im Jahre, im Monat des kostbaren Blutes, und uns

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die heilig-ernsten Fragen stellten: Wird das Heilandsblut, das an meiner Seele klebt mir zum Fluche, oder wird es mir zum Segen? Zähle ich zu jenen, für die es der Gottmensch umsonst vergoß, oder bin ich bei den Glücklichen, denen es Kaufpreis wird in den Himmel? Das eine wie das andere, es hängt von unserm Willen ab.

„Sein Blut komme über uns und unsere Kinder", hatte in unverantwortlichem Leichtsinne die irregeführte Menge vor dem Hause des Pilatus geschrien. Und furchtbar kam die vom Himmel gerufene Rache. Sie verfolgte den Rest des nun heimatlos gewordenen, verblendeten Judenvolkes durch alle Länder und alle Jahrhunderte.

„Sein Blut komme über uns", so rufen gleichsam auch jetzt noch all die Tausende, die an die erlösende Kraft des kostbaren Blutes nicht glauben. Umsonst floß der hl. Quell für jene, die fern bleiben von der Erneuerung des Kreuzesopfers auf dem Altare und die sich nicht nähern dem göttlichen Gastmahle, um Fleisch und Blut des Opferlammes zu genießen. Furchtbar wird einst ihr Gericht. Das Blut Christi, auch für sie vergossen, wird um Rache schreien, wie Abels Blut zum Himmel um Rache rief. Für sie alle wird zum Verderben werden, was Gott zum Segen bestimmt hatte.

Doch glücklich jene, die voll gläubigem Vertrauen hinaufblicken zum hl. Gral, der goldenen blutgefüllten Schale. In siebenfachen Strömen ergießt sich ihr kostbarer Inhalt über die heilsbedürftige Menschheit.

Die Kraft des Heilandsblutes reinigt die mit der Erbschuld belastete Seele im Sakramente der Taufe. In unvergleichlichem Glanze erstrahlt sie nun im weißen Gewande der heiligmachenden Gnade. Doch über staub- und schmutzbedeckte Straßen führt der Lebensweg und nicht immer gelingt es, das hl. Kleid in schimmernder Schönheit zu tragen. Der Glanz vergeht, das reine Weiß wird durch dunkle Schuld befleckt. Da fließt über den Reuevollen das hl. Blut wie Himmelstau und er wird „abgewaschen, geheiligt, gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesu Christi." Und dann darf sich die Seele aufs innigste mit ihm vereinigen in der hl. Kommunion. In der Kraft dieser göttlichen Speise und dieses göttlichen Trankes wandert sie nun gestärkt weiter bis zur Schwelle der Ewigkeit. Nochmals, „badet sie sich im Blute des Lammes", um gereinigt von letzter Schuld strahlend und jubelnd einzuziehen ins himmlische Jerusalem, ins ewige Sion. . . .

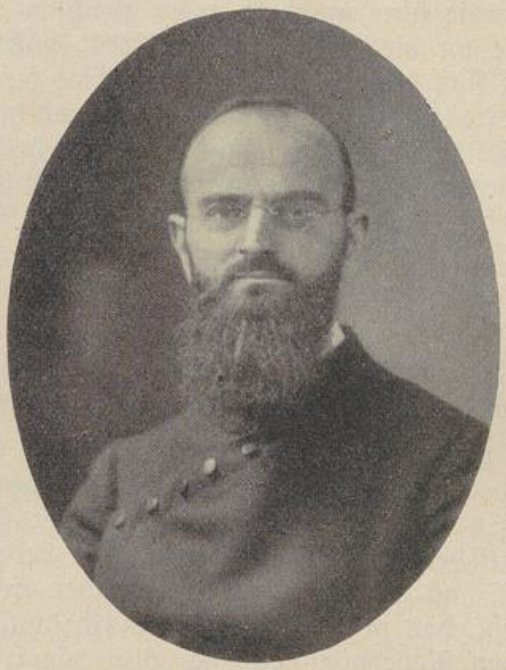
O, daß wir alle zu diesen Glücklichen zählten! Und wir werden es, wenn wir alle bewußt mit dem Gedanken durch das Leben gehen: „Meine Seele ist betaut von Gottes Blut. Ich bin erkauft mit diesem kostbaren Preise."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P. Ignatius Arnoz RMM., der neue Obere der Mission Bulawayo

Am 29. April 1931 wurde laut röm. Dekret der Hochw. H. P. Ignatius Arnoz zum Missionsobern des selbständigen Missionsgebietes Bulawayo in Rhodesia und Betschuanaland ernannt, das den Mariannhillern übertragen worden war.

P. Ignatius Arnoz, der 1. Obere dieses weiten und noch wenig bearbeiteten Missionsgebietes stammt aus der Diözese Leitmeritz in der Tschechoslowakei. Er ist geboren am 1. 4. 1885 in Bodenbach. Seine Gymnasialstudien absolvierte er in Mariaschein in Böhmen in der bekannten dortigen Lehranstalt. Die philosoph. u. theologisch. Studien machte er in Rom am Kollegium der Propaganda u. erwarb sich den Grad eines Doktors der Theologie. Am 25. 7. 1910 wurde er in Rom zum Priester geweiht. In der Stadt Gablonz wirkte er dann 10 Jahre in eifrigster Seelsorge. Sein groß. Missions-Interesse brachte ihn zum heroischen Entschluß trotz der Wirren d. Nachkriegszeit auf missionarischem Gebiete sich dem Missionswerke zu widmen. Er trat 1920 in die Mariannhiller Mission ein und reiste bereits 1922 in das südafrikan. Gebiet. Bis 1925 war er i. Rhodesia, dann wurde er Regens des Mariannhiller Pius-Seminars in Mariatal, Natal, im Vikariat Mariannhill. Nach Verlegung des Priesterseminars nach Europa, Würzburg, widmete er sich wieder den direkten Missionsarbeiten und war dann seit März 1930 in Bulawayo, Rhodesia, tätig, wohin der eifrige Missionar von seinen Obern beordert wurde. Das Vertrauen der obersten kirchlichen Behörde hat ihn nun an die Spitze eines selbständigen Missionsgebietes gestellt. Die Bürde ist nicht leicht. Seine Freunde in Mission und Heimatland werden ihn aber in ihren Gebeten nicht vergessen. Mögen auch viele edle Missionsfreunde sich finden, um der noch von fast allen materiellen Mitteln völlig entblößten Mission in tatkräftiger Weise zu helfen. Des Dankes der Missionare und des Gebetes der Neuchristen sowie des Segens Gottes dürfen sie versichert sein.



Hochw. P. Ignatius Arnoz, RMM.

P. D.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Papst zwischen Negern, Ostasiaten, Indern, Australiern . . .

Der Papst ist Vater aller Völker. Als der Papst aus dem Automobil stieg, um das neue Propagandakolleg auf dem Janikulus einzuweihen, da wurde der spontane Ruf „Viva il Papa" von Angehörigen aus 27 Nationen gerufen, den Studenten des Kollegs: Chinesen, Japanern, Indern, Griechen, Rumänen usw. Zweimal hat der Papst den Vatikan verlassen; zweimal besuchte er dabei die Missionsunternehmungen; fürwahr, „der Papst der Missionen!"! Am 20. Dezember 1929 weihte er das Missionsmuseum im Lateran, vor einigen Tagen besuchte er das neue Propagandakolleg.

Sein Kommen war eine Überraschung. Als der Papst in die geschmackvolle neue Kapelle eintrat, waren alle Anwesenden aufs höchste erstaunt.

Zehn Minuten vor 11 Uhr wußten selbst Kardinäle nicht, daß der Papst komme, vielmehr war seine Vertretung durch Kardinal Pacelli angekündigt. Um 11 Uhr fuhren drei Automobile vor. Das erste war leer, es sollte den Weg freimachen. Im zweiten saß der Gouverneur der Vatikanstadt. Aus dem dritten stieg der Papst. Er lächelte freundlich ob des enthusiastischen Empfanges. Ein Japaner packte den Arm eines Amerikaners und rief laut: „Der Papst, der Papst, wer hätte das gedacht?" Beglückt meinte der Generalsekretär des Päpstlichen Werkes zur Heranbildung eines einheimischen Klerus: „Alles, was wir versuchten, um Priester und Volk zur Hilfeleistung für den einheimischen Klerus in den Missionsländern zu interessieren, ist nichts im Vergleich zu diesem Ereignis. Praktisch und überzeugend zeigt der Papst heute seine große Liebe zu den zukünftigen einheimischen Priestern. Jetzt wird die Welt edelmütig seiner Führung folgen."

Nach der Begrüßung betrat der Papst die Kapelle, gefolgt von 17 Kardinälen. Kardinal van Rossum, der gänzlich überrascht war, sprach ein paar Dankesworte: „Ich bin wortlos, um unsere Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen." „Es ist nicht übel, angesichts so prächtiger, für sich selbst sprechender Tatsachen wortlos zu sein", antwortete der Papst, erinnerte daran, daß er den Grundstein des Gebäudes selbst in den vatikanischen Gärten gesegnet habe und dankte der Vorsehung, dem Weiheakt beiwohnen zu dürfen. Die Reporter machten verzweifelte Anstrengungen, über den Ablauf des weiteren Programms etwas zu erfahren, nachdem der Papst das Gebäude gesegnet hatte. Sie ahnten nicht, daß sein Aufenthalt eineinhalb Stunden dauern würde.

In der Aula des Kollegs wurde jeder Student dem Hl. Vater vorgestellt. Er hatte für alle ein freundliches Wort. Die ganze Welt ging gleichsam in ihren Vertretern am Papst vorbei: Mesopotamien, China, Indien, Ceylon, Rumänien, Australien usw. Als der Australier vor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

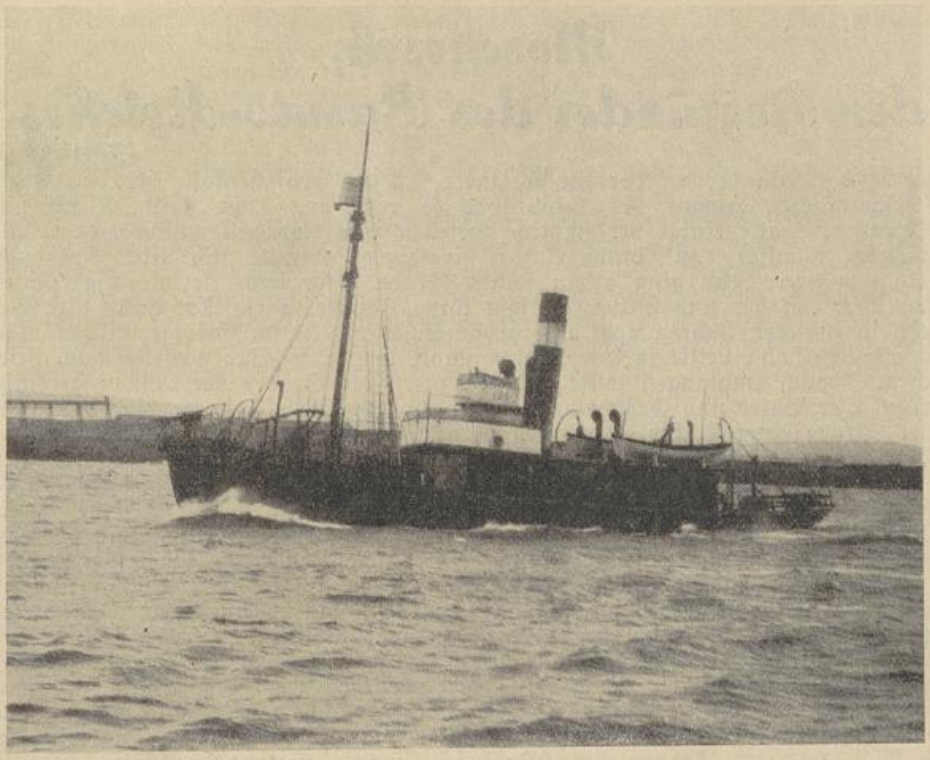
gestellt wurde, bedeutete man dem Papst, er sei ein glänzender Violinspieler. Sofort mußte er sein Instrument holen und eine Probe seiner Kunst zum besten geben: das „Gebet" von Martino. Nach allen Seiten richtete Pius XI. zum Teil recht humorvolle Ansprachen an die Theologen.

Von der Aula aus wanderte der Papst durch den ganzen modern eingerichteten Bau. Als er von der Terrasse zum Vatikan hinüberschaute, erscholl von der Straße ein gewaltiges „Viva." Der Papst wollte alles sehen und ging vom Kolleg zum neuen Vorlesungsgebäude mit der mächtigen Aula hinüber. Die Studenten umdrängten ihn bei diesem Spaziergang in jugendlicher Begeisterung. Die feierliche Würde von St. Peter mit seinen endlosen Wachen, Gendarmen und Nobelgardisten mit blitzenden Degen war wie weggeblasen. Zwei Kardinäle begleiteten den Hl. Vater. Überall wurde der Papst „geknipst." Einer der Theologen wartete dabei so lange, bis der Papst ihn fast anstieß. Aber niemand schimpfte. Niemand jagte die kindlich frohen Kleriker zur Seite. Der Papst war in seiner Rolle des liebenden Vaters, und sein Lächeln entwaffnete alle Furcht, alles Zeremoniell. Inmitten seiner zukünftigen Priester aus den Missionsländern schien er restlos glücklich zu sein. Auf einmal durchbrach er die Studentenkette, um einen ehrwürdigen Prälaten in orientalischer Gewandung zu begrüßen, den Präsidenten des Maronitischen Kollegs in Rom, der ihm erzählte, wie er im Jahre 1870 ins Propagandakolleg eintrat, als Papst Pius IX. „Gefangener im Vatikan" wurde.

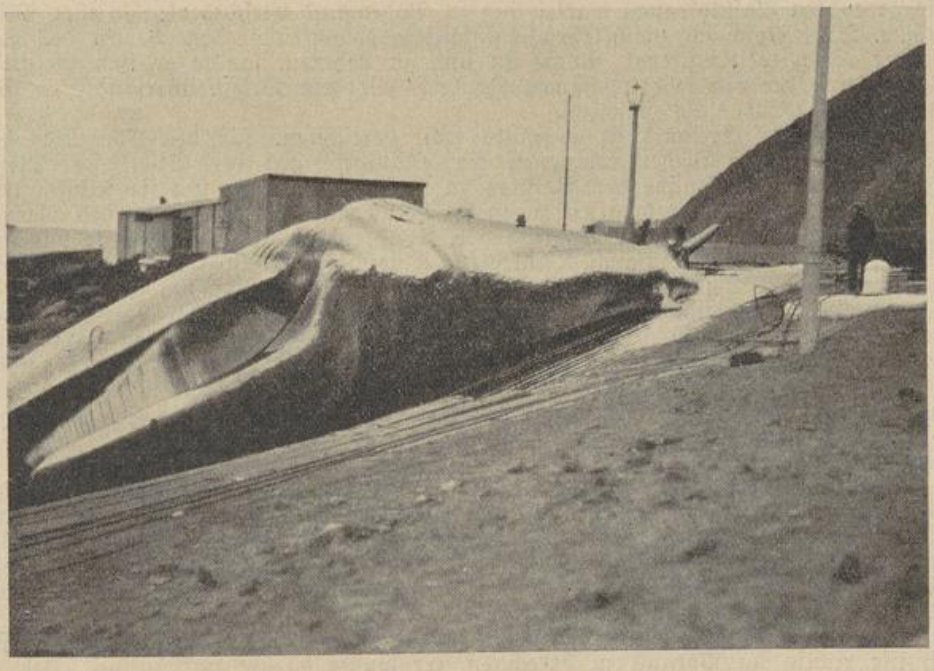
In der Aula nahm der Papst in unformeller Weise auf dem Professorensitz Platz und mahnte die Studenten, sich durch das prächtige Gebäude zu großen Gedanken und Taten anregen zu lassen. Der hl. Karl Borromäus habe einst, als man ihn wegen der Errichtung eines prächtigen Seminars in Mailand kritisierte, gesagt, seine Schönheit sollte die zukünftigen Priester zu hehren Idealen anregen.

Unter mächtigen Heilrufen bahnte sich der Papst den Weg durch die dichtgedrängte Menge zu seinem Auto. „Da geht er", sagte ein Neger aus Jamaika, „ein historisches Ereignis vollendet sich, zugleich das denkwürdigste Erlebnis meines Lebens."

Als das Auto den Hügel hinabfuhr, konnte man in einen See von Gesichtern blicken: von Europäern, Asiaten, Afrikanern. Das universale Priestertum einer Weltkirche! Auf dem terrassenförmig sich senkenden Rasengrund standen Gruppen von Kardinälen. Das Rot und das Grün harmonierten schön miteinander. 300 Jahre sind es her, seit das ursprüngliche Propagandakolleg eröffnet wurde, „um junge Männer jeder Nation zu sammeln, zu erziehen und auf das Priestertum und das christliche Apostolat vorzubereiten und sie dann hinauszusenden zur Verbreitung und Verteidigung des Glaubens in der ganzen Welt." —



Walfischjäger bei Durban



Erlegter Walfisch: links ist der mächtige Rachen zu sehen

Moschesch, der Begründer des Basuto-Reiches

(Fortsetzung)

Auf der Wanderung dorthin ereignete sich ein Zwischenfall, der den unerschöpflichen Humor des Häuptlings so recht ins Licht stellt. Elend und Hunger hatte einige verkommene Gesellen zum Kanibalismus verleitet. Als Moschesch nämlich von Butha-Buthe hinwegzog, trennte sich sein Großvater Peete vom Heere und ging allein seines Weges. Doch bald fielen einige Kanibalen über ihn her und stillten an ihm ihren Hunger. Diese Tat hatte für Moschesch in späteren Jahren noch eine große Schwierigkeit im Gefolge. Als nämlich sein ältester Sohn Letsie in den Jahren stand, wo er die Jugendweihe nach heidnischem Brauch empfangen sollte, mußten zuerst die Gräber der Ahnen gereinigt werden. Der Vater und Großvater des Knaben lebte noch, doch wo war das Grab seines Urgroßvaters? Die erwähnten Kanibalen, die den alten Peete ergriffen und verspeist hatten, wurden vor Moschesch gebracht. Seine Pflicht war es nun, sie zu töten. Doch Moschesch tötete niemand, solange er es vermeiden konnte. Gelassen sagte er darum: „Den Gräbern deiner Ahnen sollst du keine Unbill zufügen." Also durften die Kanibalen leben. Man vollzog an ihnen nun die vorgeschriebene Grabesreinigung und Letsie durfte zur Jugendweihe zugelassen werden.

Auf die Jugendweihe legte Moschesch großen Wert. Er selbst überwachte alle Handlungen, die dabei vorgenommen wurden. Als er eines Jahres nicht zugegen sein konnte, übertrug er die Aufsicht darüber seinem früheren Feinde Sekonyela, den er gerne zum Freunde gehabt hätte. Dabei mußte er dem fremden Häuptling den Eintritt in seine Feste Thaba-Bosiu gewähren, wohin sich sonst niemand den Eintritt erzwingen konnte. Doch Sekonyela mißbrauchte in schamloser Weise das Vertrauen. Seine Soldaten plünderten die Feste und führten das Vieh und die Frauen des Moschesch hinweg. Sekonyela selbst setzte sich auf den Häuptlingsstuhl des Basutofürsten. Nun war aber die Geduld der Basutoleute zu Ende. Zornentbrannt stürzten sie sich auf die Eindringlinge und trieben sie von den Viehherden hinweg und warfen sie aus dem Felsennest hinaus. Die geraubten Basutofrauen warfen sich zu Boden und verhinderten so ihre Mitnahme. Als Moschesch zurückkehrte, mißbilligte er entrüstet den Verrat des Sekonyela. Doch weit entfernt, Rache an ihm zu nehmen, sandte er ihm vielmehr einen Brief, der ihn sehr beschämte. Zugleich mit dem Briefe übersandte er ihm eine Anzahl Rinder als Geschenk.

Ein anderes Ereignis ist ebenfalls recht bezeichnend für den Charakter des Basutohäuptlings. Wieder erschienen die Matabele auf der Bildfläche. Dieses Mal nicht um die Feinde der Basutos zu verjagen, sondern um sie selbst anzugreifen. In großen Heeresmassen zogen sie heran, machten am Fuße des Berges halt und bereiteten sich zum Angriffe vor. Während sie noch am Flusse badeten, tanzten und ihren Kriegsschmuck anlegten, setzte plötzlich ein Hagel von Steinen von der Felsenfeste her ein. Die Basutos wollten nicht warten, bis sie angegriffen wurden. Nun suchten die Matabele die Felsenspalten entlang die Höhe des Berges zu erreichen. Doch da rollten ganze Felsenmassen den Berg hinab und blanke Assegais erhoben sich drohend am Eingang. So ließen sie vom Angriffe ab und zogen sich zurück. Plötzlich stand ein Basuto vor ihnen. „Moschesch läßt euch grüßen", sagte er. „Er nimmt an, daß der Hunger euch in sein Land getrieben hat, darum schickt er euch eine Viehherde, damit ihr auf dem Heimwege nicht verhungert."

Nach mehreren Jahren traf ein Missionar einige Matabeleleute in Kapstadt. Er fragte sie, ob ihnen auch der Häuptling Moschesch bekannt sei. „Und ob", riefen sie, „es ist ja jener Mann, der Felsen auf unsere Köpfe hageln ließ und danach uns Ochsen schickte, damit wir nicht verhungerten. Gegen den ziehen wir niemals mehr zu Felde." Und in der Tat, seit diesem Ereignis herrschte Frieden zwischen den Basutos und den Matabele.

Moschesch besaß einen ungeheueren Weitblick und vermochte zukünftige Ereignisse richtig im Voraus zu berechnen. Er wußte darum nur zu gut, daß es nicht allein die feindlichen Negerstämme waren, die für sein Volk eine Gefahr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bedeuteten. Auch die Weißen drangen gegen Norden vor und hielten Ausschau nach fruchtbarem Land und nach neuen Wohnplätzen. Er wußte, daß er im Kampf gegen diese unterliegen würde, darum schlug er einen andern Weg ein. Er hatte nämlich auch von einer anderen Art von Weißen gehört, man nannte sie Missionare; diese nahmen sich in besonderer Weise der Schwarzen an. Darum zog er aus, auch für seinen Stamm Missionare zu suchen. Großer Widerspruch, der sich dagegen bei seinem Volke erhob, vermochte ihn nicht von seinem Plane abzubringen.

Eines Tages traf er auf der Jagd einen Halbweißen aus dem Griquastamm, der ein Christ war. Diesem klagte er seine Sorgen wegen des ewigen Kriegführens. Der Griqua antwortete ihm: „Unser Volk lebt stets in Frieden." „Da habt ihr gewiß recht viele Gewehre", forschte Moschesch. „Nicht Gewehre, sondern Missionare haben wir", erwiderte der Christ, „das ist es, was dir noch fehlt, Moschesch." Der Häuptling bat nun den Griqua, auch für ihn einen Missionar zu besorgen. Der Christ versprach, alles zu tun, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Endlich gelangten auch drei Missionare ins Basutoland und wurden von Moschesch und seiner Frau Mamahoto überaus herzlich begrüßt. Einer dieser Missionare entwirft ein Bild dieses bedeutenden Mannes nach dem Eindruck, den er bei dieser ersten Begenung auf ihn machte. Er schreibt: „Der Häuptling warf auf mich einen Blick voll Majestät und Güte. Sein Gesichtsausdruck war gleichmäßiger als der seiner Untergebenen. Seine schön geformte Stirn, seine gleichmäßigen Gesichtslinien und sein Auge — ein wenig unstet, doch voll Intelligenz und Milde — machten einen tiefen Eindruck auf mich. Ich sah sofort, daß ich einen Mann mit vornehmer Gesinnung vor mir hatte, der im Denken geübt auch andere zu leiten verstand und vor allem sich selbst über sein Tun Rechenschaft zu geben suchte."

Moschesch ließ die Missionare unbehindert in seinem Gebiete arbeiten, doch er selbst blieb dem Christentum fern. Schlau sagte er: „Das Christentum ist für mich wie ein Ei, ich will warten, was aus diesem Ei einmal herausschlüpft."

(Fortsetzung folgt)

Gottes Gäste

Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Wir hatten das letzte Haus im Dorf daheim. Es stand äußerst gegen Aufgang und hatte die Sonne von allen Seiten. Auch drinnen in der Stube hatten wir die Sonne — ein allzeit gütiges Mutterherz. Wenn die Handwerksburschen die Bauernhöfe und Häuslerhütten im Dorfe abgeklopft hatten, kamen sie regelmäßig zu uns und baten um Nachtherberge. „Gottes Gäste", pflegte dann Mutter zu sagen, „vom Himmel gesandt, daß wir ihnen Gutes tun. Wir haben ja selbst nichts Übriges, aber für die Ärmsten der Armen reicht es noch. Keine Heimat haben, das ist das schlimmste Erdenlos. Auch der liebe Heiland hat nicht gewußt, wo er sein Haupt hinlegen soll, als er noch auf Erden wandelte. So sind denn die Wandergesellen seine Brüder, wie ja der Herr selber gesagt hat: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das tut ihr mir." Und wer weiß, ob nicht über den verhärmten Häuptern dieser Notmenschen schon ein Heiligenschein schwebt, freilich für uns noch unsichtbar. Aber am Tage des Gerichtes wird es offenbar werden, denn da werden die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein. Ihre Blöße wird in Fülle und ihre Dürftigkeit wird in Glorie verwandelt werden. Da werden sie auch derer gedenken, die ihnen auf Erden Gutes getan, und sie werden zum Herrn sagen: „Diese guten Leute haben mich gespeist und getränkt, haben mich gekleidet und beherbergt. Also wird der Herr auch uns ein Gleiches tun. Denn Wohltun trägt Zinsen. Wenn ihr einmal in die Welt und ins Leben hinaus müßt, Kinder, vergeßt mir die Gäste Gottes nicht. Es ist ein heiliges Geheimnis um Not und Armut."

Ich habe diese oftgehörten Mutterworte gern und gläubig mit ins Leben genommen und sie bewahrt als einen Hort edelster Menschlichkeit und werk-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tätiger Nächstenhilfe. Denn was nützt das größte und erste aller Gebote, wenn es bloß geglaubt und nur bei schicklicher Gelegenheit, meist zur Verherrlichung des eigenen Namens, geübt wird? „Lasset die Toten ihre Toten begraben." Nächstenliebe als Fernstenhilfe aus reiner Menschlichkeit getätigt weckt und wirkt das Wunder der Gotteskindschaft, des einen Vaters, in dem wir alle verschwistert sind. Almosen sind recht. Aber wo sie nicht aus Liebe gegeben werden und keine Gegenliebe wecken, sind sie wertlos. Sie überbrücken nicht die gähnende Kluft zwischen Armut und Wohlstand, das Menschliche bleibt beiderseits unberührt, und darauf käme es doch an.

Was dieses Menschliche ist?

Ich lag als Studentlein einmal rastend auf einer Ferienwanderung im Heidekraut neben der Waldstraße, da sah ich, selber ungesehen, wie von der einen Seite ein brevierbetender Priester, von der andern Seite der Straße ein ziemlich verwahrloster Stromer des Weges kam. Als sie zusammentrafen, zog der Stromer den Hut und bat um eine milde Gabe.

„Ja, Bruder", sprach der edle Priester, „bei dir fehlt es schon weit. Komm, laß uns Stiefel tauschen, damit du wenigstens die harten Straßen menschlich wandern kannst."

„Hochwürden, das kann ich nicht verlangen", wehrte der Vagabund ab. „Ihre neuen Stiefel gegen meine alten tauschen, wo mir die Zehen schon herausschauen."

„Nichts Hochwürden, Bruder sind wir und ich stehe in deiner Schuld, da es mir soviel besser geht als dir", entgegnete der Priester und entledigte sich seiner schönen, neuen Stiefel, um das zerlumpte Schuhwerk des Fechtbruders in Empfang zu nehmen. Dann legte er ihm die Arme um die Schultern und sprach: „Gott sei mit dir auf allen deinen Wegen, mein armer Bruder. Und wenn du wiederkommst, kehr ein bei mir!"

Ich sah, wie der zu tiefst erschütterte Wandergesell dem seines Weges ziehenden Priester mit tränenblitzenden Augen noch lange nachblickte. Und ich wußte: der Arme hatte tausendmal mehr empfangen als ein Paar gute, neue Stiefel — er hatte tiefste Menschenliebe erfahren, die reiche Ströme flutender Gegenliebe in ihm erweckte.

Als ich viele Jahre später eine eigene Häuslichkeit bekam, wuchs mir bald auch eine ständige Kundschaft landfahrender Leute zu. Sie hatten es bald herausbekommen, daß sie bei mir nicht bloß ein Almosen, sondern auch ein Herz fanden. Das Almosen, ein bescheidenes, allzubescheidenes — bekamen sie unten an der Tür von der Haushälterin aus der Handwerksburschenbüchse. Das Herz wußten sie oben im Studierstübchen am Schreibtisch. Sie brauchten nur ein winziges Steinchen gegen das Fenster zu werfen, dann gab es noch etwas aus dem schmalen Geldbeutel — und ein Stück Herzlichkeit dazu.

Mit manchem dieser Brüder bin ich Wanderwege gegangen, wenn ich gerade Zeit hatte, und habe dabei echtes Menschentum gefunden und eine Treue, wie sie nur bei den Ärmsten zu finden ist.

Treue, Treuherzigkeit und Vertrauen wachsen aus einer Wurzel.

Ging ich da einmal mit sehr, sehr hohen Staatspersönlichkeiten, darunter der erste Würdenträger des Landes, zur Zeit der Kirschenreife lustwandeln. Liegt unter einem Kirschbaum an der Straße so ein Gottes Gast, nennt mich beim Namen und ersucht mich, ihm, dem halben Krüppel, einen fruchtschweren Ast herunterzubiegen.

Haben die hohen Herrschaften kugelige Augen gemacht ob solchen „Ansinnens", das ich frischfröhlich erfüllte.

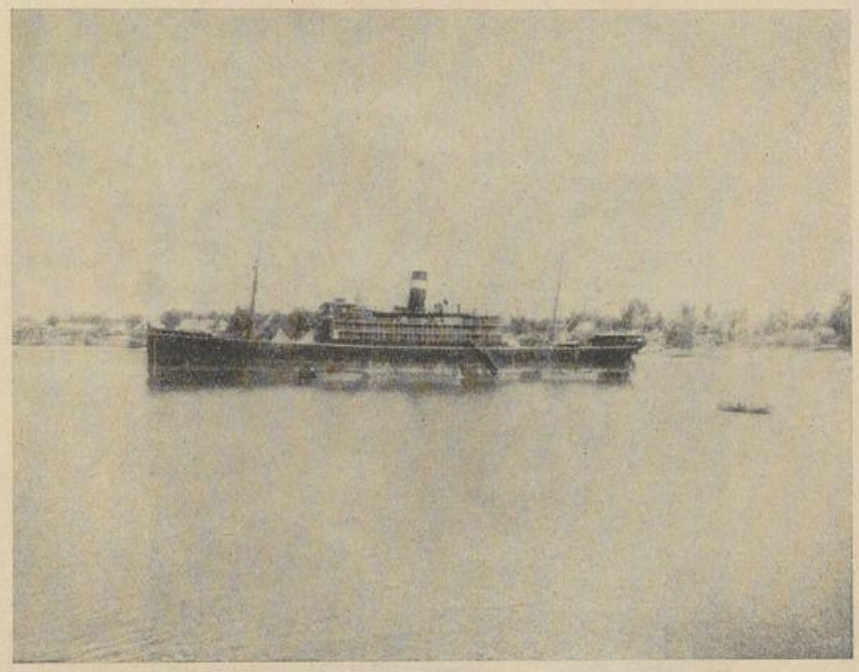
Es war ja ein Bruder aus meiner Stammkundschaft. Ein andermal kam mir einer ins Haus, der mich dringend zu sprechen wünschte. Da ich nicht daheim war, fragte ihn meine Frau, ob er nicht ihr sein Anliegen sagen könnte. „Nun ja", war der Bescheid, „ein recht glückseliges, neues Jahr hätte ich ihm halt wünschen mögen."

„Das können Sie doch mir auch", war die Antwort meiner Frau.

„Ja, eigentlich schon", gab er kleinlaut zu, „aber es ging nicht so recht von Herzen, weil halt das Vertrauen noch nicht da war, das auf erfahrener Treue gründet.

Seitdem wissen auch die Meinen Bescheid, wenn solche Gäste Gottes zu uns kommen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

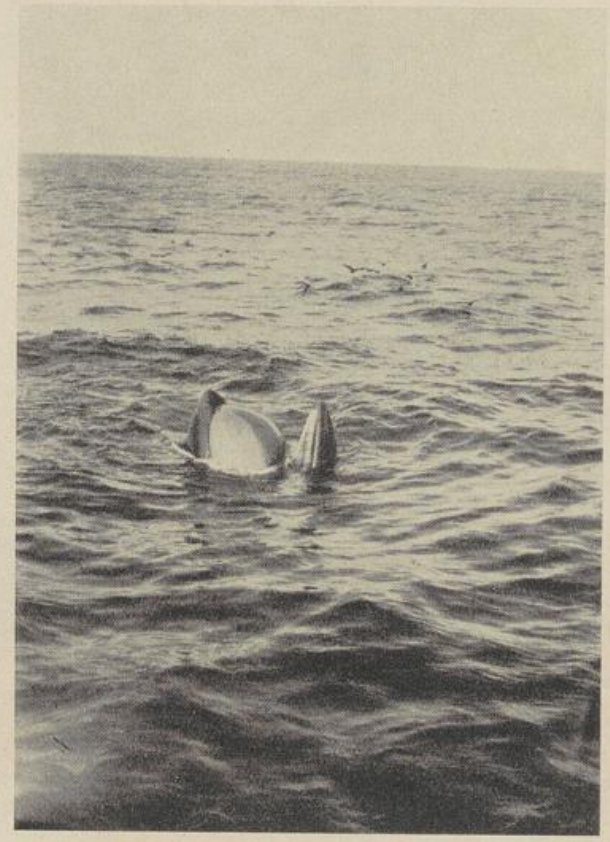


Passagierdampfer an der südafrikanischen Küste



Ausbooten an der südafrikanischen Küste

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Torpedierter Walfisch
dessen Zunge infolge der Explosion aufgetrieben wurde

„O Frau", sagt einer anerkennend, „sie haben halt einen Verstehstmich! So was hab' ich zehn Jahre nicht mehr gegessen."

Was war's? Ein frischer Faschingskrapfen — ein geringes Ding, und konnte soviel Licht und Liebe auslösen.

Wie sie ihr Herz ausschütten, diese Heiligen der Landstraßen, wenn in warmer Stube und bei gutem Mahl die Eisesrinde der Fremdheit taut, wenn Seele zu Seele spricht.

An Sonntagen haben wir regelmäßig unsern Herrgottsgast. Bescheiden bitten sie nur um ein bißchen was Warmes — und wenn sie dann ein richtiges Sonntagsmahl vorgesetzt bekommen, wie leuchtet es da vor Glück und Dank aus den Augen dieser Bedrängten. Für uns, gar für die Kinder, ist es allemal ein Fest, wenn sie einen Herrgottsgast bewirten dürfen. Sie wissen ja schon: Es ist ein Bruder vom einen großen Vater her, uns von ihm gesandt, daß sein Herz neu in Liebe erwarme aus trüber Lebensnot.

Es ist wahrhaftig ein großes Geheimnis um die Armut der Gäste Gottes, aber auch um die heilige Himmelsglut helfender Menschenliebe.

Stand des Apostol. Vikariats Mariannhill

vom 1. Juli 1929 bis 30. Juni 1930

Kathol. Schulen:

Volksschulen	157
Knaben	3407
Mädchen	4586
Mittelschulen	11
Knaben	401
Mädchen	323
Industrieschulen	7
Knaben	183
Mädchen	115
Simultanschulen	25
Knaben	563
Mädchen	736

Kultstätten:

Kirchen	38
Kapellen	
mit Lokalgeistlichen	20
ohne Lokalgeistliche	131
Friedhöfe	48
Hospitäler	8
männliche Insassen	219
weibliche Insassen	280
Waisenhäuser	7
Knaben	42
Mädchen	77

Caritative Anstalten:

für männliche Insassen	1
Pfleglinge	12
für weibliche Insassen	14
Pfleglinge	193
Apotheken	20
Patienten	3165
Druckereien	2
Beschäftigte	20
Werkstätten	
für Knaben	44
Lehrlinge	454
für Mädchen	31
Lehrlinge	395

Katechumenen

Gruppen	174
männliche Teilnehmer	877
weibliche Teilnehmer	2944
Missionen wurden gehalten:	
in christlichen Gemeinden	20
Predigten für die Gläubigen	2527
„ „ „ Heiden	1401

Beichten:

Osterbeichten	17 471
außerdem	264 453

Kommunionen:

Osterkommunion	17 576
außerdem	749 558
Letzte Ölung	721

Heiraten:

unter Christen	417
Mischehen	22

Todesfälle:

Erwachsene	588
Kinder	909

Taufen:

Erwachsene in Todesgefahr	485
„ nicht in Todesgefahr	1693
Kinder von Heiden	705
„ von Christen	2758
Firmlinge	1816

Katholiken:

Weiße	1399
Farbige	1625
Schwarze	57 238
Letzte Nummer	
des Taufbuches	10 038
des Totenbuches	31 331
der Ehematrikel	5537
des Firmbuches	27 552

Kirchliche Bruderschaften usw.

Herz Jesu-Bruderschaft
Marienkinder
Kindheit-Jesu-Verein
Gebetsapostolat
St. Anna-Bruderschaft
St. Schutzengel-Bruderschaft
Skapulierbruderschaft

Priester

Mariannhiller Patres	58
Weltpriester	7
Eingeborene Priester	4

Brüder

Brüder	127

Schwestern

Schwestern vom kostb. Blute	299
Andere Kongregationen	183

Lehrpersonal

Europäische Schwestern	94
Eingeb. männliche Lehrkräfte	75
„ weibliche	175
Katechisten männliche	87
„ weibliche	48

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsseminar Aloysianum, Lohr

Ein Wandertag

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!" — So klingt es in Kopf und Herzen, so schallt es aus hundert frischen Knabenkehlen in die Welt hinaus. Wandertag, ein Zauberwort für jeden Schüler, auch für den Missionszögling. Doch das Lohrer Gymnasium hat mit seinen Wandertagen arg viel Pech. Fast regelmäßig macht der Himmel ein saures Gesicht dazu. So auch im Mai. Als der Wandertag festgelegt war, goß es in Strömen vom Himmel herunter und aus der schönen, weiten Spessartwanderung wurde ein recht zahmer Spaziergang. Für diesen verregneten Ausflug mußte Ersatz geschaffen werden und das geschah am folgenden Sonntag.

Der Schülergottesdienst war beendet. Schnell heim, die Kleider gewechselt und die Wanderstiefel geschnürt. Drei Gruppen marschieren auf getrennten Wegen dem gemeinsamen Ziele zu, voran die leuchtenden Wimpel. Die Spessarthügel geht es hinauf, hinab, durch die frischgrünen, duftenden Wälder. Als der Pater Direktor gegen Mittag vom Gottesdienst heimkam, war das Haus ausgestorben. Nun hieß es eilen.

Schnell die Musikinstrumente ins Auto gepackt und los zum verabredeten Lagerplatz. Von weitem schon wurde das Auto gesichtet und mit jubelndem Hurra begrüßt. Aber Pauke und Trompeten kann man nicht essen und trinken. Also zurück zum Aloysianum. In einer halben Stunde war das Auto wieder da, dieses Mal schwer beladen mit Brot und Wurst und kräftigem Kakao. Kein Wunder, gestaltete sich der Empfang noch stürmischer. Rasch formierte sich die Musikabteilung, zog dem „Fouragewagen" entgegen und mit einem schneidigen Marsch wurde er zum Lagerplatz geleitet.

Kaum war der erste Hunger gestillt, da ging auch schon das Ballspiel los. Selbst auf dem Marsch also hatten unsere unentwegten Sportler sich nicht von ihrem Ball trennen können! Der Rest von Brot und Wurst wurde unter die hungrigsten Sieger im Wettlauf verteilt. Unter den kreuzweis aufgepflanzten Wimpeln spielte die Kapelle ihre schönsten Ständchen. Ein paar ganz Waghalsige mußten von den höchsten Bäumen heruntergeholt werden. Schließlich stieg die Stimmung so hoch, daß ein glänzender Einfall mit Beifall angenommen und ausgeführt wurde: Das „klassische" Schauspiel „Catilina" auf einer Freilichtbühne im Spessart!

Es war ja auch gar so schön. Die Wanderung durch den kühlen Morgen war nicht sonderlich ermüdend und am Nachmittag brach sich die Sonne durch die Wolken Bahn. „Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!"

Doch da tönt das Signal zum Sammeln und Aufbruch. Ein Wimpel an der Spitze, dahinter die Musikkapelle, der zweite Wimpel und dann die ganze muntere Schar, die Kleinsten voran. Wie das Echo schallt von den waldigen Höhen! Längst schon hatte es die Ankunft unserer Wanderer im nächsten Dorf verkündet. Jung und alt eilt an die Fenster, hinaus auf die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Straße und läßt die Studenten an sich vorüberziehen, die Jugend wohl mit heimlichem Neid. Sogar der Herr Pfarrer steht am Fenster, freut sich der jungen Schar und winkt ihr noch lange nach.

Endlich kommt Lohr in Sicht. Es wird ja auch allmählich Zeit für die jungen Beinchen der Sextaner! Aber das Städtchen muß erst noch durchquert werden, bevor sich das Tor des Aloysianums gastlich öffnet. Drum



Auf froher Wanderfahrt: Missionsstudenten unseres Aloysianums Lohr a. M.

noch einmal stramm aufgetreten, mag das Pflaster auch noch so holperig sein, noch einmal kräftig in die Trompeten und Posaunen gestoßen! Das Kalbfell droht fast zu springen, so energisch bearbeitet es der Paukenschläger! Jetzt endlich mit einer tadellosen Schwenkung in den Hof des Aloysianums hinein: „das Ganze, halt!" Auseinander stiebt die Schar, hinunter zum Fußwaschen, hinauf zum Wäschewechseln. „Pater Direktor, schön ist's gewesen!" Und nach dem Abendessen tummelt sich die muntere Gesellschaft schon wieder auf dem Spielhof, als ob sie nicht einen mehrstündigen Marsch, sondern eine lange Studierzeit hinter sich gehabt hätte!

Ob wohl auch alle am nächsten Morgen ihre lateinischen und griechischen Wörter gewußt haben??? . . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vom Zimmermann zum Priester

Zur Primiz des H. H. P. Lukas Lehmann in Aufen

Einfach ist das Häuslein in Aufen, dem der hochwürdige Neupriester Lukas Lehmann entstammt. In rastloser Arbeit hatten jedoch seine Eltern ihr Eigentum ständig erweitert. Der Vater, der allseits geachtete Zimmermann, arbeitete jahrzehntelang in Donaueschingen. Die Mutter Luitgard ist eine arbeitsfrohe und grundsatzfeste Frau. Ihren Kindern waren die Eltern gute und besonnene Erzieher. Ohne jede Verzärtlichung, aber gesund und frisch, wuchsen die Lehmannskinder heran.

Seit vielen Jahrzehnten hat die Familie Schleicher-Lehmann ob der Kapelle der schmerzhaften Mutter Gottes, am Schellenberg in Donaueschingen, einige Grundstücke im Besitz. Dadurch kam der junge Lukas mit seinen vier Geschwistern öfters auf die Höhe am Schellenberg. Eltern und Kinder versäumten auch nicht, der schmerzhaften Mutter beim Vorübergehen ein Gedenken zu widmen.

Priester zu werden, war in frühesten Jahren der tiefste Herzenswunsch des kleinen Lukas. Die nötigen Barmittel waren aber, bei vielerlei andern Sorgen, im Hause Lehmann nicht so flüssig, um ein Kind auf die hohe Schule senden zu können. So hieß es denn verzichten auf das gesteckte hehre Ziel. Zimmermann, wie sein Vater, wurde der junge Lukas. Die Tüchtigkeit, die sich der junge Handwerker in seinem Berufe erwarb, ließ erkennen, daß die Berufswahl eine gute war. Das in der Lehre Erlernte genügte ihm nicht, so sehen wir ihn später in der Fachschule zu Freiburg, um ein Meister in seinem Fach zu werden. Heimgekommen, verschafften ihm sein Fleiß und seine Tüchtigkeit allgemeine Wertschätzung.

Niemand ahnte, daß der allzeit gefällige Zimmermann Lukas Lehmann innerlich noch schwer zu ringen hatte. Das Ideal seines Jugendwunsches trat ihm immer wieder vor die Seele. In diesem Ringen ging, wenn die andern in später Abendstunde schon talwärts gezogen waren, der Zimmermann Lukas hinein ins Kapellchen am Schellenberg und trug der leidgeprüften Schmerzensmutter seine Berufszweifel vor. Fest vertraute er auf ihre mütterliche Hilfe. Der vertrauende junge Mann war nicht enttäuscht. Täglich fuhr er nach Donaueschingen zum Meister Buck, bei einem Familienfest des Schreibers vertrat er noch eine Ehrenstelle — während in seinem Innern der große Entschluß, ins Kloster zu gehen, heranreifte. Er wollte sich bescheiden mit dem Stande eines Laienbruders, die Handwerksarbeit glaubte er auch weiter ausüben zu müssen.

Liebe Freunde wußten ihn aber wieder für sein Jugendziel zu begeistern. Der Entschluß wurde gefaßt und Lukas Lehmann vertauschte den Zimmerplatz mit dem Gymnasialklassenzimmer zu Reimlingen. Die schmerzhafte Gottesmutter hatte geholfen. Die Kongregation der Missionare von Mariannhill glaubte an die Willenskraft des Spätberufenen. Schweren Herzens ließen ihn seine Familie und seine Freunde ziehen. Ob er all die Schwierigkeiten noch meistern wird, ob nicht seine Kriegsverletzung, die er kaum überwunden hatte, das angestrengte Studium erschwerte?

Lukas Lehmann aus Aufen hat es in zäher Geistesarbeit geleistet. Es zeigte sich bald, daß er auch das Handwerkszeug der Wissenschaft zu führen, zu nützen verstand. Einige Jahre — die schwere Gymnasialzeit liegt hinter ihm. An der Universität Würzburg wächst der Akademiker, der Theologe heran.

Mit Stolz sehen wir ihn am Osterfeste 1931 wieder heimkehren, als Neugeweihter, als Priester, als Missionar, als Führer des Volkes, als Freund der einfachen Leute, aus deren Reihen er selbst hervorging.

Am Emmaustage falteten sich im kleinen Filialkirchlein zu Aufen beim hl. Erstlingsopfer viele arbeitsharte Hände und manche Freudenträne glänzte in durchfurchten Gesichtern. Denn sie alle wissen, daß alles was der Priester von dieser Stunde an tut, einzig den Zweck hat, Menschenseelen zu retten.

Christus ist es, der nun den Priester im reifen Alter aussendet in die weite Welt. Nach menschlichem Ermessen wird der H. H. Missionar P. Lukas Lehmann seinen priesterlichen Wirkungskreis in Südafrika finden. Und wenn auch vielleicht viele Enttäuschungen und viele Arbeit im fernen Missionsland seiner wartet, er folgt dem Meister nach. Christus schickt ihn zu unseren schwarzen Mit-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

brüdern, manche große Leibes- und Seelennot mag sich vor ihm auftun. Er wird, wenn seine Obern ihn rufen, gehen in Gottes Namen. Der Meister schickt ihn in die Hütten der Schwarzen, zu den Gesunden und Kranken, den Waisen, den Bedrückten, den Schuldigen, nach Afrika, wo Hunderttausende auf Trost und Hilfe warten. Mögen auch Dornen und Disteln seinen Priesterweg umsäumen, er geht tapfer vorwärts im Vertrauen auf seinen göttlichen Meister, der die Welt überwunden hat.

Aber auch unendliche Schönheit und unbeschreiblichen Reichtum wird ihn der Meister in Afrika finden lassen. Tag für Tag wird er am heiligen Altar, und wär's im armseligsten Missionskapellchen, Gottes übernatürliche Kraft entfalten dürfen. Kinderseelen wird er leiten und führen, freuen wird er sich mit den Büßern, unzählige Getröstete werden ihm danken und mancher Blick eines Sterbenden wird ihm überreicher Lohn für alle Mühen sein.

Lieber priesterlicher Freund, ziehe nun nach deinem Primiztage im stillen Heimatdörflein frohgemut hinaus zum Weinberg des Herrn.

Die Weihegnaden, die du im Dome zu Würzburg empfangen hast, mögen zum Strome heilender Gotteskraft werden, der vielen Rettung und Heilsuchenden die Kraft und die Gnade Gottes vermittelt.

In froher Festesfreude grüßt dich noch einmal deine Heimat. In einer stillen Abendstunde wirst du zum Muttergotteskapellchen am Schellenberg gehen und Rückblick halten auf den wundersam geheimnisvollen Schicksalsweg, den dich Gott und die himmlische Mutter geführt.

Dann schau noch einmal tief in die glückfrohen Augen deiner Mutter, deiner Freunde, in wehmutsvollem Gedenken an den toten Vater, die heimgegangene Schwester — und dann ziehe in Gottes Namen — unsere herzlichsten Segenswünsche begleiten dich.

A. M., Aufen

6. Generalversammlung des Akademischen Missionsbundes Deutschlands in Altenberg

Altenberg, die Perle des Dhüntales, beherbergte vom 10.—14. April die 6. Generalversammlung des Akademischen Missionsbundes Deutschlands, die mit einem Führerkursus für die Vorsitzenden einzelner Vereine verbunden war. Aus allen Gauen Deutschlands waren die Führer der akademischen Missionsbewegung herbeigeeilt, um hier an altehrwürdiger Stätte ein machtvolles Bekenntnis abzulegen zur katholischen Sache im allgemeinen und zum akademischen Missionsgedanken im besonderen. Vertreten waren die Universitäten Aachen, Bonn, Breslau, Frankfurt, Giesen, Köln, München, Münster, Wien, Würzburg und die Hochschulen und Seminarien von Limburg, Paderborn und Trier. Kardinal Schulte, der Protektor des Bundes, und der Fürst zu Löwenstein hatten brieflich ihre besten Wünsche für ein gutes Gelingen der Tagung ausgesprochen.

Die Leitung der Führerschulung lag in den Händen von P. Kastner, P. S. M., Vallendar. Ziel dieser Tagung war die religiöse Fundamentierung und Vertiefung des akademischen Missionsgedankens. Im Mittelpunkt aller Vorträge stand die Führergestalt des Völkerapostels Paulus, des Weltmissionares. Die Tagung ward allen Teilnehmern zum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tiefsten Erlebnis und sie wird gewiß in der Arbeit der kommenden Jahre reiche Früchte zeitigen.

Am dritten Tage begann dann die eigentliche Generalversammlung mit einem feierlichen Levitenamt im hohen Dome. Anschließend folgten die Beratungen, die im Führerheim „Haus Altenberg", im Schatten des Domes, vor sich gingen. Die Berichte der einzelnen Bundesvereine zeugten von gesteigerter Aktivität, aber auch von wachsenden Erfolgen. Neugründungen entstanden seit der letzten Generalversammlung zu Münster 1929 an der Universität Köln und am Seminar zu Fulda. Es folgten Berichte und Entlastung des Bundesvorstandes. Zum Vorort für die beiden nächsten Jahre wurde der Verein Münster gewählt. Generalsekretär Büscher (Münster) und Schriftleiter P. Dr. Berghaus, O. Min. Cap. (Münster) wurden in ihren Ämtern bestätigt. Den Schluß des Tages bildete ein Vortrag des Altmeisters der deutschen Missionswissenschaft Herr Univ.-Prof. Dr. Schmidlin über „Missionslehrgesellschaft und Weltpriesterseminar."

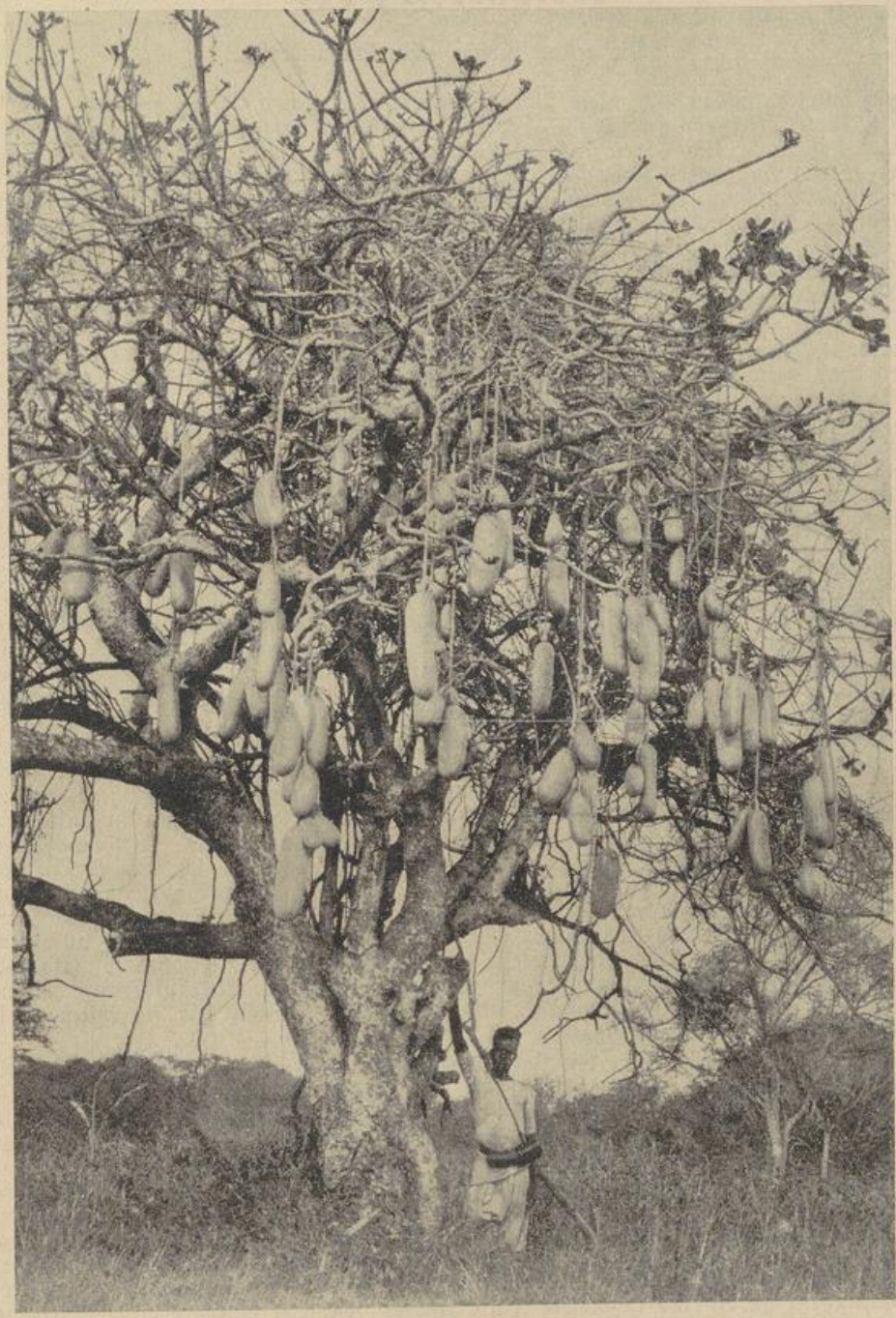
Der letzte Tag war organisatorischen Fragen und innerer Aufbauarbeit vorbehalten. Fräulein Gellhaus (Bonn) referierte über „Die Mitarbeit der Studentin", phil. Hasenberg (Köln) über „Propaganda und Presse", stud. theol. Weiter (München) über „Das Apostolat an den ausländischen Studenten." Die allgemeine Aufmerksamkeit, deren die Referenten sich erfreuen durften, und die stets rege Diskussion, zeugten zur Genüge von der Arbeitsfreude und dem Willen zur Tat, die alle Teilnehmer beseelten. — Als Gäste wohnten der Tagung bei P. Joseph Keller, S. J. von der Missionszentrale für Japan in Köln und P. Kromer, C. S. Sp., der eben von seiner Studienreise durch Afrika zurückgekehrt war. Beiden Herrer verdankt die Tagung mehrere interessante Vorträge und manche wertvolle Anregung für die praktische Arbeit des Bundes.

Die beiden Tage nach Schluß der Generalversammlung verbrachten die auswärtigen Teilnehmer als Gäste des Kölner Vereins in der rheinischen Metropole, wo sie unter Führung des H. H. P. Keller die hervorragendsten Kulturschöpfungen des kath. Westens besichtigten und sich dabei auch großzügiger rheinischer Gastfreundschaft allseits erfreuen durften.

So berechtigen die herrlichen Tage am bergischen und rheinischen Dom zu den schönsten Hoffnungen für die fernere Arbeit des Akademischen Missionsbundes. Die Generalversammlung zu Altenberg wird ein Markstein in der Geschichte der deutschen akademischen Missionsbewegung werden. P. J. H.

„Je stärker der Glaube und die Liebe des Katholiken ist, desto mehr schmerzt es ihn, wenn andere den wahren Glauben nicht haben, desto mehr ist es ihm eine Herzenssache, auch anderen das hohe Gut des wahren Glaubens mitzuteilen." Alban Stolz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Der Leberwurstbaum,
der seinen Namen nach den eigenartigen wurstähnlichen, an langen Fäden hängenden Früchten erhalten hat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionspost

Die ersten Grüße aus Empandeni

Vielleicht haben sich viele Vergißmeinnichtleser schon lange gedacht: Der P. Kammerlechner muß wohl gestorben sein, da er ein ganzes Jahr schon nichts mehr von sich hören ließ. Gestorben ist er nicht, er lebt noch sehr wohl, aber er hat ein großes Kreuz zu tragen und da ist er ein ganzes Jahr lang noch nie zum Ausschnaufen gekommen. Nun, ich will den Lesern nichts vorjammern, es soll ja Jammer genug in der Heimat geben; aber erzählen möchte ich ihnen etwas von unserer größten Station in dem neuen Missionsgebiet der Mariannhiller, Bulawayo, nämlich von Empandeni, wo ich das Haupt geworden bin, aber dieses Haupt ziert keine Fürstenkrone, sondern mehr eine Dornenkrone.

Als ich noch Weltpriester war habe ich mir oft gedacht, einmal ein Ökonomiepfarrer (Pfarrei mit Grundbesitz) zu werden. Womit man aber sündigt, damit wird man gestraft. Bin ins Kloster gegangen und mit dem Gelübde der Armut sollte die Sache abgetan gewesen sein, aber da mußte ich nun gerade als Ordensmann einer der größten Ökonomiepfarrer der Welt werden. Empandeni ist eine riesige Farm. Da werden sich die Leser denken, da hat er ja jetzt Geld genug. Doch bei weitem nicht getroffen, denn der Boden allein nützt einem nichts. Wenn einem die ganze Wüste Sahara gehörte, könnte er doch nicht leben, und so ist es auch mit Empandeni. Es wächst eben nicht viel hier, weil es zu wenig regnet. Ungefähr 2000 Eingeborene wohnen auf der Farm und die zahlen einen ganz geringen Pacht, so daß 2 Patres und 4—5 Brüder (so ungefähr das Missionspersonal von Empandeni) nicht davon leben könnten. Wir haben genug Flüsse auf der Farm, aber diese scheinen den Schöpfungsbericht nicht zu kennen, daß Gott der Herr in den Flüssen das Wasser gesammelt habe; jahraus, jahrein ist nur tiefer Sand im Flußbett und nur unmittelbar nach schwerem Regen sind es gefährliche, wilde Ströme. Wenn man außer der Regenzeit Wasser will, muß man im Sand erst ein Loch graben und dann nach einiger Zeit füllt sich dieses mit Wasser. Wegen diesem Wassermangel ist es hier sehr schwer, etwas anzupflanzen. Dazu kommen noch die Termiten, diese kleinen, lästigen Viecher und Vielfraße. Erst vor kurzem hätten sie mir bald in meinem Schlafzimmer meine Ledergamaschen aufgefressen, die ich mehrere Wochen nicht mehr benützt hatte. So schlau waren sie, daß sie an der Außenseite nichts von ihrem Zerstörungswerk merken ließen. Als ich sie zufällig wegnehmen wollte, entdeckte ich, daß es ein mit einem Ledergürtel geschützter Termitenhaufen geworden. Ist nur gut, daß sie keine Fleischfresser sind, sonst müßte man fürchten, daß man am Morgen einen Termitenhaufen anstatt des Missionars finden würde. So haben dieselben auch unser sonst recht nettes Missionskirchlein schon schlimm zugerichtet und so bald wir aus der größten Geldnot heraus sind, müssen wir an eine Restaurierung denken, denn dem lieben Heiland im hlst. Altarssakrament müssen wir in erster Linie eine anständige Wohnung schaffen.

Nun bin ich hier schon ein Jahr Oberer und habe mich redlich bemüht, die Leute hier kennen zu lernen. Bin schon eine kleine Allgegenwart auf der Missionsfarm geworden, d. h. die Leute sind nirgends und zu keiner Zeit mehr sicher, ob nicht ihr Pfarrer mitten unter ihnen auftaucht. Sie haben das gern und auch wieder nicht. Sie freuen sich, daß man sie besucht, mit ihnen redet und ein wenig Spaß macht und sie haben es wieder nicht gern, weil man eben manchmal zur ungelegenen Zeit kommt. So z. B., wenn gerade die Mädchen, natürlich auch die erwachsenen, fast nichts am Leibe haben und die kleinen Buben noch weniger, oder wenn es gerade Bier gibt, oder sonst irgend etwas los ist, was der Pater doch eigentlich nicht zu sehen bräuchte. Für Bier müssen sie einen Erlaubnisschein haben und in diesem Falle setzt es höchstens einige Späße ab, wenn gerade einer fast ganz im Kürbis verschwindet, der hier allgemein als Bierkrug gilt. Schlimmer aber ist es, wenn es an einigermaßen schamhafter Bekleidung fehlt. Ja, sie wissen es ganz gut, es kann ganz gewaltig wetterleuchten und donnern, und manchmal schlägt es auch ein. Aber das muß ich meinen Empandenianern lassen, nachtragen tun sie nichts und widerspenstig sind sie auch nicht. Sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

haben in diesem einen schon viel gelernt. Unsere Vorgänger scheinen eben nicht viel Vertrauen auf Christianisierungsfähigkeit der hiesigen Eingeborenen gehabt zu haben und haben ihnen daher auch nicht zugemutet, ihre heidnische Kleidung und Art abzulegen. Nun so leicht geht das beim neuen Herrn nicht. Er will nicht haben, daß der Heiligennamen nur im Taufbuch steht, gebraucht aber als Rufnamen einen waschechten Heidennamen. Er kann auch nicht sehen, daß Christen um kein Haar mehr Schamhaftigkeit kennen als die echtesten Heiden; das geht bei aller Anpassung zu weit. Ein Christ muß abstechen von den Heiden in jeder Beziehung, denn der hl. Paulus sagt: „Er muß aus dem Glauben leben."

Es hat schon einen schweren Kampf gekostet, bis die Leute hier das eingesehen haben und wird auch noch manchen Kampf kosten. Diese Umstände sind wohl auch daran schuld, daß einstweilen für Eingeborenenschwestern kein Boden ist. Sind ja unsere englischen Schwestern, mit denen wir hier zusammen arbeiten, selbst der Überzeugung, das sei nur etwas für Europäer. So haben wir hier uneheliche Mütter zwar in großer Zahl, Eingeborenenschwestern keine. Wenn die Heimat nicht nachläßt, recht viel für die Missionen zu beten und zu opfern, so werden auch die Missionare von Empandeni nicht den Mut verlieren und die Gnade Gottes wird helfen, bis auch hier echt christliches Leben blüht. Ich schmeichle mir sogar, daß wir bisher nicht umsonst gearbeitet haben. Es gäbe noch sehr viel zu tun, wenn die Geldnot und Personalmangel nicht so groß wären.

Damit glaube ich, ist es für heute genug mit unserem Plauderstündchen. Die lieben Leser wissen jetzt, wo ich stecke und wie es mir geht. Manchmal denke ich mir bei unserer Wassernot, in meinem schönen Heimatland im geliebten Bayern gibt es Bier genug und wir haben nicht einmal genug Wasser. Doch alles zur größeren Ehre Gottes und zum Heile der Seelen.

Im Banne der Nyil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Es wurde an die Tür geklopft. Auf das „Herein" des Kapitäns öffnete Ntonga, blieb aber mit seinem ziemlich großen Eßnapf unter der Tür stehen.

„Hast du dir dein Essen geben lassen?" fragte Barnill.

„Ja, Herr Kapitän. Ich habe noch eine Bitte."

Nun, dann schieß gleich los."

„Darf ich den andern, die mit mir gekommen sind, auch davon geben?"

„Meinetwegen, wenn es dir Spaß macht."

„Ich danke, Herr Kapitän."

Die Tür fiel ins Schloß. Barnill sah seinen „Ersten" ernst an. „Du hast dem Burschen Unrecht getan. In dem steckt ein guter Kern."

„Ach was! Das ist . . . na ja, sagen wir mal . . . weiter nichts als Rassenzusammengehörigkeitsgefühl. Das täten wir einem Weißen gegenüber auch."

„Wir sind auch Weiße. Aber von einem Neger hätte ich das nicht erwartet. Alles was recht ist!"

„Er spielt sich als Patron seiner Landsleute auf. . . . Auf meine Kosten. Denn ich habe ihnen vorhin das Essen verweigert." Jago war ärgerlich. Barnill merkte es und lachte dazu.

„Werden wir heute noch Man-war-beach erreichen?" fragte Jago nach längerem Schweigen.

„Ganz gewiß. Um drei oder vier, denke ich, sind wir da."

„Der „Rote" wird schon mit Sehnsucht nach uns Ausschau halten. Wenn er viel Köpfe zusammengebracht hat, wird es um die Verpflegung auch nicht glänzend bestellt sein."

„Schlimm kann das nicht sein. Die Kerls werden schon etwas finden. Er hat seine beiden Flinten und Munition. Auf der Landzunge gibt es viele Affen, auch anderes Wild ist da. Wenn er Not leidet, ist es seine eigene Schuld."

„Wieviel Leute erwartet Ihr in Man-war-beach?"

„So dreißig bis vierzig wird er wohl zusammenbringen. Zum Einladen ist Zeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genug, wenn nicht ein Unwetter dazwischen kommt."

„Kommen wird schon was. Es ist heiß genug dafür. Ich will nochmal nach den Booten sehen."

„Schön. Ich gehe selber an Land. Und eine Pulle werde ich mitnehmen, damit der „Rote" gleich getröstet wird wegen unseres langen Ausbleibens."

„Ich werde sie ins Boot besorgen", sagte Jago, indem er die Kabine verließ.

Ntonga ging mit seinem Eßnapf zu den Banoholeuten. Die beiden Wächter hatten schon großen Hunger und freuten sich. Ntonga lud aber auch die andern zum Essen ein.

„Denen gibst du auch?" sagte Ekonga ebenso unwillig wie neidisch. „Die haben es wahrlich nicht verdient."

„So tut jeder Christ", erwiderte Ntonga einfach.

„Ja, du willst es immer den Christen gleich tun; ich weiß es."

„Ich b i n ein Christ!"

Ekonga vergaß vor Staunen den Mund zu schließen, in den er gerade eine schöne Reiskugel geschoben. „Du bist ein Christ, und wir wußten es nicht? Wenn man aber als Christ seinen Reis mit solchen Schuften teilen muß, dann werde ich niemals einer."

„Das ist d e i n e Sache, und der Reis m e i n e. Ich kann ihn geben, wem ich will." Ekonga schwieg betroffen. Mpesa aber sagte: „Ntonga, du bist besser als der Ngil." — „So ist es", stimmten Suti und Janga ein. „Wir haben uns täuschen lassen."

— — — — — —

„Das ist denn doch . . . puh, äh . . . Luft, Luft!"

„Achtung, festhalten!"

„Bah . . . schon wieder den Rachen voll Seewasser . . . puh!"

„Achtung! Da kommt noch eine . . . Brrrr. Das ist hart! Mir geht der Atem aus."

„So ist die „Möwe" noch nie geflogen wie heute."

„Heiliger Patrick", stieß der Steuermann unter Prusten hervor, „so etwas hab' ich noch nie erlebt."

„Fein, was?" scherzte Brown, indem er helfend in die Speichen des Rades griff. „Wir sind wohl vom Kurs abgekommen?"

„Die See drückt stark nach Steuerbord."

„Wir dürfen nicht zu nahe an Land. Wir wollen lieber . . ."

Eine neue Sturzsee rollte über Deck, schlug über die Brücke, als wollte sie die schwachen Menschlein hinwegfegen, die sich erkühnten, den Kampf mit ihr aufzunehmen.

„Ha . . . puh . . . Wollen mehr links halten."

„Hoffentlich hat's bald ein Ende. Gestrenge Herren regieren gewöhnlich nicht lange."

Der Gewittersturm hatte ihnen gehörig zugesetzt. Ihre Gummimäntel konnten sie, trotz der Kapuze, nicht vor der Nässe schützen. Der Regen und die überstürzenden Wogen schlugen ihnen ins Gesicht. Das Wasser lief ihnen durch den Halskragen in die Kleider. Sie waren durchnäßt bis auf die Haut.

Doch nun war's überstanden. Die Gewalt des Sturmes hatte ausgetobt. Die Wellen rauschten zwar noch über Bord, aber bis zur Kommandobrücke reichten sie nicht mehr hinauf. Das Gewitter verlor sich in der Ferne. Vom Donner hatten sie beim Tosen der See und dem Stampfen der Maschine überhaupt nicht viel gehört.

Die Wachtmannschaft atmete auf. Die Ablösung kam. Nun konnten sie ausruhen und trocken werden.

„So, Williams", rief Brown seinem Kameraden zu, „jetzt dürfen wir wieder Menschen sein. Runter in die Kabine."

Der Angeredete hörte nichts. Er lief nach Steuerbord hinüber. Beim Schein eines Blitzes hatte er ein Boot zu sehen vermeint. Er wartete ein neues Aufleuchten ab. Richtig, er hatte sich nicht getäuscht. „Mann in Seenot!" schallte es über das Deck.

„Wo?" fragte Brown.

„Hier, rechts vor uns schwimmt ein kleines Fahrzeug."

„Achtung, Maschinenraum! Halt, rückwärts!"

Die Bordwache drehte den Scheinwerfer und suchte. „Hier! Da ist es!"

„Es ist leer." — „Nicht doch". — „Warum kommt es denn nicht näher?"

„Werfen Sie die Rettungsboje", rief Brown und lief die Treppe hinab. Williams folgte.

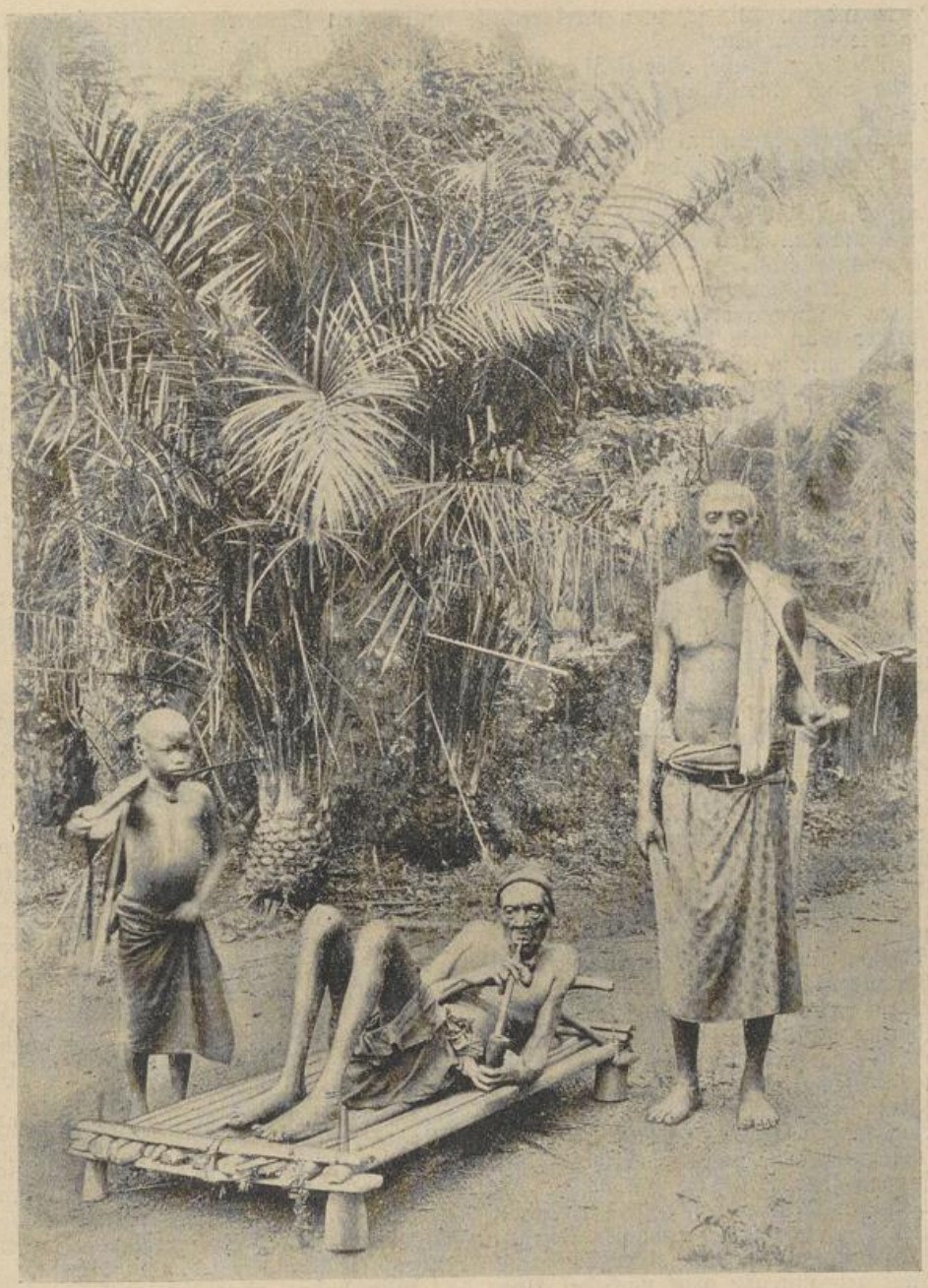
Das Seil surrte, der Ring flog hinaus.

„Ha, das hat geschnappt", sagte der Matrose befriedigt. „Er hat ihn schon."

Die Boje wurde an Bord gezogen. Aber wie erstaunte die Wache, als ein Mädchen über die Reling stieg!

Elesa klammerte sich an der Reling fest. Ihre Glieder erschauerten vor Kälte. Sie war vollends erschöpft. „Bitte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Alter Häuptling in Jaunde auf dem afrikanischen Kanapee, gemütlich sein Pfeifchen schmauchend

nehmt mich mit", hauchte sie. Niemand verstand es.

„Führen Sie das Mädchen in den Kesselraum", sagte Brown. „Vorn in der Ecke ist Platz. Da kann sie trocken werden und ausschlafen. Müde ist sie, das sieht man. Was wir mit ihr anfangen sollen, weiß ich allerdings nicht."

Dann ging er zum Kommandanten. Raffles lag in den Kleidern aufs Bett gestreckt.

„Kurs läßt sich nicht feststellen, Herr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kommandant. Wir scheinen stark rechts abgetrieben zu sein."

„Gibt's jetzt Ruhe, oder zieht das Unwetter noch einmal auf? Was meinen Sie?"

„Ich hoffe, es kommt nicht mehr, Herr Kommandant. Wir haben genug."

„Dann lassen Sie Anker werfen." Raffles erhob sich und besah den Sprecher genauer. Brown sah nicht gerade salonmäßig aus. Das Wasser lief ihm aus den Kleidern und rieselte bereits in kleinen Bächen am Boden.

„Herr Gott, wie sehen Sie aus! Sie bringen mir ja die reinste Überschwemmung herein. Machen Sie nur fix, daß Sie ins Bett kommen. Die Wachen sind doch abgelöst?"

„Zu Befehl, Herr Kommandant!"

„Haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen?"

„Zu Befehl. Soeben wurde ein Mädchen in Seenot gesichtet und an Bord genommen."

„Was? . . . Ist es denkbar, daß ein Mensch bei dem Unwetter draußen sein kann, ohne zu ersaufen? Wo kommt sie denn her?"

„Ich konnte es noch nicht feststellen, Herr Kommandant. Sie ist zu erschöpft."

„Das muß ein sonderbares Geschöpf sein. Bis morgen früh kann sie dableiben. Wir scheinen demnach nahe an der Küste zu sein. Schön! Jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen. Der Steward soll da aufwischen, damit ich nicht wegschwimme."

Brown ging, um die erhaltenen Befehle auszuführen.

Elesa hatte sich in einer Ecke des Kesselhauses zusammengekauert. Die heiße Luft, die da heraufströmte, tat ihr wohl. Ihre nassen Kleider dampften bald. Die Wärme wirkte einschläfernd. Mit dem Trost, trotz aller Gefahr das Schiff erreicht zu haben, worauf man Atonga gefangen hielt, schlief sie ein.

Johnson wunderte sich, daß es schon heller Tag war, als er erwachte. Die abgekühlte Luft hatte ihm einen kostbaren Schlaf gebracht. Er griff nach der Uhr, die am Kopfende seines Bettes hing. Sie zeigte zehn Minuten nach sechs. Das war denn doch noch nicht dagewesen. Hatte er den Weckruf verschlafen, oder wurde das Wecken vergessen? 5 Minuten später stampfte er über Deck, um sich bei der Wache zu erkundigen. Der Obermaat gab ihm einen schriftlichen Befehl, den der Kommandant noch in der Nacht durch den Steward geschickt hatte. Er las: „Wecken sechs Uhr dreißig, Raffles." Hm, der „Alte" hat doch ein Herz für seine Leute, dachte er.

„Sonst nichts Neues?"

„Nachts um elf Uhr wurde ein Mädchen in Seenot gesichtet und an Bord genommen."

„Um elf Uhr? Hatte da nicht Leutnant Brown die Wache?"

„Jawohl, Herr Kapitänleutnant", rief Brown von der Brücke herab. „Haben Sie die Seerose noch nicht gesehen?"

„Hatte noch nicht die Ehre, Kamerad."

„Sie werden staunen."

Ein Matrose lief zum Kesselhaus und brachte Elesa herbei. Und Johnson staunte wirklich. Er hatte einen Scherz auf der Zunge. Die Sicherheit und der Ernst, mit dem das Mädchen ihm entgegentrat, verscheuchten ihn. „Verstehst du Englisch?" fragte er.

„No, Sir!"

„Aber die Frage hast du doch verstanden. Jetzt willst du wohl wieder nach Hause zurück?" setzte er mit einer Handbewegung nach der Küste hinzu.

„No, Sir", entgegnete sie ängstlich. „Bitte, bitte, nehmt mich mit." Das letzte war in der Sprache der Banoho geredet.

„Was du da redest, verstehe ich wieder nicht. Willst du mit uns fahren?"

„Yes, Sir!"

„Halt!" sagte Johnson zu dem Matrosen. „Holen Sie mal den Senegalesen her, der zuerst an Bord kam. Der versteht wohl die Sprache dieser Leute."

Omam kam. „Frage das Mädchen, warum sie an Bord gekommen ist und was sie von uns will."

Omam stellte die Frage und übersetzte die Antwort. „Sie sagt so: Ihr habt Atonga genommen; jetzt sollt ihr sie auch nehmen."

„Das verstehe ich nicht. Wer ist denn Atonga?"

Elesa blickte verlegen zu Boden als sie die Frage hörte. Sie zupfte an ihrem Kleid herum, wußte nicht recht, was sie antworten sollte. Nach einigem Zögern entgegnete sie: „Er ist mein Mann."

„Wir haben aber keinen Schwarzen an Bord, der Atonga heißt. Sag ihr das."

Ein bittender Blick aus Elesas Augen, der das ganze Weh ihres Herzens verriet, traf den Offizier. Sie hob die Hände gefaltet zu ihm auf. „Herr, schlag mir meine Bitte nicht ab. Ich weiß, daß er hier ist. Der Agil hat ihn gefangen, um ihn als Sklaven zu verkaufen. Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stern gegen Abend haben ihn die Männer des Agil hierher gebracht. Ich habe es gesehen. Darum bin ich auch hinausgefahren auf das Meer. Denn wo Atonga ist, da will ich auch sein."

„Das sind Rätsel", rief Johnson aus. „Sag ihr: Gestern Abend waren wir noch gar nicht hier. Wir sind erst in der Nacht gekommen, gerade als wir sie auffischten."

Ungläubig schaute ihn Elesa an. Nun war es ihr klar, der Mann verschwieg ihr die Wahrheit. „Herr, ich habe euer Schiff den ganzen Tag gesehen. Als der Agil Atonga gefangen hierher bringen ließ, sah ich das Kanu. Ich fuhr hinaus. Da kam das Unwetter, und ich sah das Schiff nicht mehr. Nachher sah ich es wieder, und ihr nahmt mich auf."

Nun begann Johnson zu begreifen. „Wenn du ein Schiff gesehen hast, dann war es ein anderes, nicht dieses."

„Kauft ihr keine Sklaven?" fragte sie.

„Im Gegenteil. Wir sind dazu da, um die Sklavenhändler zu bestrafen. Wohin ist das andere Schiff gefahren?"

„Ich weiß es nicht, Herr. Einmal sagte der Agil zu meinem Vater: Wenn das Sklavenschiff von uns fortgeht, fährt es nach dem Orte, den die Inglis Man-war-beach nennen."

„Du willst zu deinem Manne?"

„Ja, Herr."

„Gut, dann kannst du hier bleiben. Er ist auf dem Schiff des Sklavenhändlers, den wir suchen. Wir werden ihn fangen und deinen Mann befreien."

„Ich danke, Herr."

„Das ist ja ein kostbarer Fingerzeig", rief Brown von der Brücke herab. „Wenn der Kerl diesmal wieder nach Man-war-beach gegangen ist, holen wir ihn wohl noch ein."

Johnson hörte es nicht mehr. Er eilte zum Kommandanten. Der aber war sehr ungläubig.

„Das will ich Ihnen sagen, mein lieber Johnson, da die Fahrt nach Norden geht, gebe ich meine Zustimmung. Hoffnung habe ich keine. Es ist der letzte Versuch, muß es bleiben. Von Man-war-beach fahren wir sofort heim. Wir sind schon vier Wochen über die uns gesetzte Frist draußen. Ich kann es nicht länger verantworten."

„Darf ich dem Herrn Kommandanten die Versicherung geben, daß wir alle, Offiziere und Mannschaften, bereit wären, in den dichtesten Kugelregen zu gehen, um den Erfolg für den Herrn Kommandanten herauszuhauen?"

„Ich weiß es, und ich danke Ihnen dafür", sagte Raffles bewegt. „Doch das ändert nichts an der Tatsache, daß ich ein Pechvogel bin. . . Johnson . . ."

„Zu Befehl, Herr Kommandant!"

„Es ist der letzte Zug, den wir heute machen. Für den heutigen Tag sind Sie Kommandant der „Möwe." Ich muß es freilich dem Namen nach bleiben. Aber Sie befehlen nach Ihrem Ermessen, ohne mich zu fragen. Ich bin abergläubisch wie alle Seeleute. Vielleicht haben Sie mehr Glück. Das bleibt aber vorläufig unter uns, nicht war?"

„Zu Befehl! Ich danke dem Herrn Kommandanten für das mir geschenkte Vertrauen. Ich habe keinen anderen Wunsch, als . . ."

„Ich weiß, ich weiß, schon gut, lieber Johnson."

Der „Erste" ging. Klang sein Schritt nicht wuchtiger als sonst?

Die Ankerkette rasselte. Die „Möwe" nahm ihre Fahrt wieder auf. Johnson stand auf der Brücke. Die Wachen wechselten in üblicher Reihe. Er blieb auf dem Posten. Heute durfte er zeigen, daß er fähig war, einen kleinen Kreuzer zu führen. O Gott, wenn er Erfolg hätte! Der Lorbeer fiel freilich einem andern zu. Aber der hatte es verdient. Und Raffles war edel genug, das Verdienst seiner Offiziere anzuerkennen. Er würde nicht verfehlen, ihm „oben" eine gute Nummer zu sichern. Und wenn er es auch deswegen nicht tat, du lieber Himmel, der Wunsch, vorwärts zu kommen, war ihm nicht fremd.

Die Sonne ging zur Rüste. Mit abgeblendeten Lichtern flog die „Möwe" vorwärts.

— — — — — —

„Die „Schwalbe" macht ihrem Namen Ehre", sagte Barnill zu seinem Vertrauten, als sie mit Volldampf nach der Küste schwenkten, die soeben vor ihren Augen auftauchte.

„Ja, Ihr könnt Euch nicht beschweren. Selten bleibt einem das Glück so treu bis zum Ende wie Euch. Einem andern wäre es bei der Verwegenheit, mit der Ihr oft vorgeht, längst schief gegangen."

„Meine Verwegenheit ging eben nie weiter, als Klugheit und Überlegung gestatteten."

„Das sagt nur nicht zu laut. Ich meine, es ist schon mehr als Verwegenheit, daß Ihr zum Beispiel hier Eure Konterbande verstaut, wo die Polypen oft wochen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lang herumliegen, wenn sie ihre Kessel flicken."

„Du bist kurzsichtig wie immer. Kriegsschiffe sind größer als mein Kasten. Ehe die mich sehen, habe ich sie längst gesichtet. Steh' ich denn umsonst auf der Brücke? Ich weiß, wo die Gefahr droht, und gehe ihr aus dem Wege. Das ist die ganze Kunst. Mancher lernt sie nie." Mit einem spöttischen Seitenblick auf Jago waren die letzten Worte gesprochen.

„Danke für das Kompliment. Ich weiß, daß ich von Euch noch lernen kann."

Atonga stand in der Nähe der Kapitänskabine und schaute nach dem Lande hinüber. Das Bild war ihm nicht fremd. Schon öfter hatte er, wie heute, von Bord aus diese Herrlichkeit der schönen Gotteswelt betrachtet, heute zum ersten Mal als Unfreier, als Gefangener, als Sklave. Schmerzliche Sehnsucht hielt Einzug in seiner Seele. Wenn er hier ... Doch das war undenkbar. Er wandte sich ab. Sein Blick fiel auf Barnill, der auf der Brücke stehend nach ihm ausschaute. Der Kapitän winkte ihn zu sich.

Atonga beeilte sich, dem Befehl nachzukommen. Er wußte, daß die Langsamkeit dem weißen Herrn verhaßt war. Mit wenigen Sätzen nahm er die Treppe, blieb aber, oben angekommen, in wartender Haltung abseits stehen, da Barnill noch mit Jago im Gespräch begriffen war.

„Sie haben mich gerufen, Herr Kapitän", sagte er, als Barnill eine Pause machte.

„Ja. Geh, laß dir einen Korb oder eine kleine Kiste geben. Nimm ein halbes Brot aus dem Schrank und ein Stück Schinken, ungefähr soviel" — er zeigte die Größe an seiner Hand — „wickle beides in Papier ein. Die Flasche, die auf dem Tische steht, nimm auch mit. Dazu Pfropfenzieher, zwei Gläser und zwei Bestecke. Wir gehen an Land. Was also hast du zu tun?"

Atonga wiederholte den Auftrag. Als er hörte, daß er an Land gehen sollte, schien sich der Schlag seines Herzens zu verdoppeln. Barnill merkte den Schimmer, der im Auge des Jünglings aufleuchtete.

„Ja, geh jetzt", sagte er. „Wenn dir aber die Idee kommen sollte, auszureißen, dann gib sie schleunigst auf. Ich nehme ein Gewehr mit und schieße nie daneben. Verstanden?"

„Ja, Herr." Atonga war betroffen, daß Barnill ihn erraten hatte. Allein trotz des Gewehres wollte der Gedanke an die Flucht ihn nicht verlassen. Er gab sich Mühe, nicht daran zu denken. Es gelang ihm nicht. Als er die Kabine Barnills betrat, standen zwei Flaschen auf dem Tisch. Kurz entschlossen wickelte er beide in Papier und legte sie in seine Kiste. „Mögen sie trinken", dachte er, „das erschwert das Zielen."

Es wurde doch später, als Barnill gedacht hatte, ehe die „Schwalbe" Manwar-beach erreichte. Die Wellen hüpften schon gegen den untern Rand der Sonnenscheibe, als die Boote auf den Sand liefen. Der „Rote" begrüßte den Kapitän mit vertraulichem Handschlag.

„Ihr seid verteufelt lang ausgeblieben, alter Häuptling. Fast fürchte ich, Ihr hättet mich vergessen."

„Wir hatten Pech, so halberlei wenigstens. Ich erzähle es dir nachher. Wieviel Leute hast du?"

„Siebenundvierzig, wenn nicht noch in letzter Stunde einer ausgekniffen ist. Verschiedene habe ich in den spanischen Bock spannen müssen und einen sogar zur Ader gelassen."

„Laß die Schlimmsten gleich mit dem ersten Schub fort. Zwanzig Mann in jedes Boot. Den Rest nehmen wir mit. Mein Boot kommt wieder."

Der „Rote" ließ einen kleinen, selbstgezimmerten Tisch aus dem Zelt herausbringen. Zwei Kisten mußten als Stühle dienen. Die beiden setzten sich.

„Laß ein Feuer anzünden", befahl Barnill, „damit das Boot den Weg findet."

Ein paar Schwarze führten den Auftrag aus. Atonga hatte die zwei Gläser zuerst hervorgesucht, öffnete eine Flasche und schenkte ein. Danach packte er auch die andern Sachen aus.

„Ihr habt eine feine Nase", sagte der „Rote", indem er das Glas erhob und Barnill zutrank. „Darauf habe ich lange gewartet."

„Das dachte ich mir. Zu essen habe ich auch mitgebracht. Wie stand es damit?"

„O, Hunger haben wir nicht gelitten. Was hast du da?" fragte er Atonga. „Ah, Geräuchertes, ja, das ist mal was anderes. Nur her damit. Da bin ich dabei."

Der „Rote", der diesen Namen seinen Haaren zu danken hatte, hieß eigentlich Hans Roeger und war der einzige Gebildete an Bord des Sklavenschiffes. Er stammte aus Holstein, wo sein Vater ein kleines Mühlengrundstück bewirtschaftete. Hans studierte zuerst ein Semester Theologie, das war ihm zu fromm, dann

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zwei Semester Jura, das war ihm zu schwer. Nach weiteren vier Semestern Medizin fiel er durch. In Holland nannte er sich Arzt, was ihm von der Staatsanwaltschaft sehr verübelt wurde. Nach verbüßter Strafe ging er nach England, machte verschiedene vergebliche Versuche, festen Boden zu gewinnen, und blieb zuletzt bei Barnill hängen. Der Pirat schätzte ihn, weil er der Mannschaft mit seiner Heilkunde gute Dienste leistete und weil er ein guter Gesellschafter war.

„Der Schinken ist ausgezeichnet", sagte Roeger. „Der stammt gewiß aus Holstein. Nirgendwo gibt es so saftige Schweine und so aromatischen Rauch." Damit schnitt er sich zum dritten Mal ein Stück davon ab.

Barnill lachte. „Laß es dir gut schmekken, Hans. Zwischendurch kannst du aber erzählen, wie es dir gegangen ist."

„Nein, erzählt Ihr zuerst, ich habe noch zu tun. Übrigens geziemt es sich, daß zuerst der Herr redet und dann sein getreuer Knecht."

„Wir sind im Sanaga gewesen", warf Barnill hin, als wenn es sich um eine alltägliche Sache handle.

„Was? Mit dem ganzen Kahn? Und heil wieder herausgekommen? Donnerwetter! . . . Nehmt Ihr noch etwas davon?" fügte er hinzu, auf den Schinken zeigend. „Nein? . . . Um so besser, dann nehme ich den kleinen Rest. Schade, daß die Pulle schon leer ist."

Atonga hatte die zweite Flasche aus der Kiste gezogen und war daran, den Pfropfenzieher einzudrehen.

„Was ist das? Noch eine?" fragte Barnill erstaunt.

„Ja, Herr, es standen zwei Flaschen auf dem Tisch. Da nahm ich sie mit."

„So? Das wußte ich nicht. Nun, da sie einmal da ist, her damit."

Atonga füllte die Gläser.

„Welcher Satan hat Euch geraten, mit Eurem Kasten in den Sanaga hinein zu kriechen?"

„Die Polypen waren uns auf den Fersen."

„Donnerwetter, erzählt doch; das ist ja rührend."

„Wenn wir an Bord sind. Das war aber noch nicht das Schönste. Im Sanaga ging es noch toller zu. Weißt du, Hans, über meine Erlebnisse und Abenteuer mußt du ein Buch schreiben. Du wirst berühmt damit."

„Werde ich sowieso! Und den Titel dazu habe ich auch schon: Barnill, der frechste aller Piraten, oder die Geheimnisse des großen Stromes, Seeräuberroman aus der Gegenwart von Hans Roeger, Seeräuber."

„Bravo!" rief Barnill. „Das zieht. Der Titel ist die Hauptsache." Die Gläser klangen. Die zweite Flasche verschwand schneller als die erste.

„Herr, gestatte, daß ich ein wenig abseits gehe." Atonga war es, der mit diesen Worten das Gespräch der beiden Zechgenossen unterbrach.

„Ja, geh, aber schnell, und entferne dich nicht zu weit."

„Nein, Herr", sagte Atonga, indem er eilig den Strand entlang lief.

„Halt, das ist weit genug", rief Barnill ihm nach. Atonga blieb stehen. Als sich der Pirat aber einen Augenblick später wieder umwandte, sah er Atonga weiter laufen. Er war bereits aus dem Schein des Feuers hinaus und der Felsgruppe nahe, die nicht weit von der Stelle aufragte. Da es dunkel war, sah man seine Gestalt nur noch wie einen Schatten am Ufer entlang gleiten.

„Donnerwetter, der Kerl geht mir durch", rief Barnill, indem er das Gewehr vom Boden aufhob.

„Ach was! Er will nur auf die Felsen gehen. Das tun meine Leute immer. Das ist so Gewohnheit bei den Negern", sagte Roeger.

Aber Barnill wußte es besser. Als er Atonga zu den Felsen hinaufspringen sah, riß er das Gewehr an die Backe. „Ärgerlich! Der Feuerschein blendet." Er machte zwei, drei Schritte vorwärts. Der Schuß krachte.

„Da hast du's, mein Junge. Warum hörst . . ." Mitten im Satz brach er ab. Ein Aufschrei Roegers hatte ihn erschreckt.

Im selben Augenblick packte ihn eine kräftige Faust im Nacken und warf ihn rücklings zu Boden. Zwei Matrosen rissen ihm das Gewehr aus der Hand. Noch ehe er recht an Gegenwehr dachte, klirrten eiserne Klammern um seine Handgelenke.

„Was ist das?" rief er bestürzt und sah sich nach Roeger um.

Den hatte bereits das gleiche Schicksal ereilt. „Meine Herren!" stotterte er. . . .

„Nun kommt die Vergeltung", sagte Johnson, der mit gezogenem Degen neben ihm stand. Vorwärts, ins Boot!"

„Aufstehen!" befahl Tailor. Barnill, der am Boden lag, konnte sich der geschlossenen Hände wegen nicht schnell genug erheben. Die drei Matrosen, die ihn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

überwältigt hatten, halfen ihm dabei. Sehr sanft gingen sie nicht mit ihm um. Barnill fuhr auf.

„Sie haben kein Recht, mich so zu behandeln. Ich verlange . . .“

„Maul halten, Bursche!“ schrie Tailor, „sonst zeigt dir meine flache Klinge, was du zu verlangen hast.“

Die Verbrecher wurden ins Boot gebracht. Johnson erklärte den Schwarzen, die noch an Land waren, daß sie frei seien. Dann folgte er.

— — — — — —

Bald nach Sonnenuntergang sichtete der Mann im Mastkorb der „Möwe“ die Lichter des Piratenschiffes. Die Boote hingen fertig in den Kranen. Die Matrosen standen abteilungsweise mit Gewehr bei Fuß an Steuerbord. Jeder war auf seinem Posten.

Am Himmel hing schwarzes Gewölk. Im Schutz des dunkeln Abends kam die „Möwe“ bis auf ungefähr anderthalb Knoten an das Schiff des Piraten heran. Dann standen die Maschinen still. Die Boote glitten ins Wasser. Johnson befand sich im ersten Boot, das von der „Möwe“ abstieß. Das Boot, das neben dem seinen fuhr, war von Tailor befehligt. Williams hatte das dritte, ein Bootsmannsmaat das vierte Boot.

Die Bootsleute ruderten um die Wette. Johnsons Boot war das erste, das an der Bordwand der „Schwalbe“ anlegte. Eine Leine flog an Bord, ein eiserner Haken schlug sich mit Geräusch fest. Ehe die Wache kam, um nachzusehen, standen schon zwei Matrosen auf Deck. „Kein Wort!“ zischte der eine von ihnen und hielt dem Ankommenden die Mündung seines Gewehres vor die Nase. Und der Mann war still.

Geräuschlos kletterten die Matrosen hinauf und verteilten sich an Backbord-Reling. Eine Gruppe stieg die Treppe hinab in die untern Räume. Alles ging ohne Kommando.

Jago saß in der Kapitänskabine. Es war keine edle Arbeit, der er sich unterzog. Er hatte mit einem Nachschlüssel den Geheimschrank Barnills geöffnet, studierte dessen Geschäftsbücher und schrieb Zahlenreihen daraus ab. Ein Schurke traut dem andern nicht.

Tief versunken in seine Beschäftigung, hörte er das Aufschlagen der eisernen Haken an Deck nicht. Erst als das Geschrei einiger Leute, die von den Matrosen festgenommen wurden, zu ihm heraufdrang, wurde er stutzig. Er öffnete die Tür der Kabine und lugte hinaus. Da blinkte Tailors Pistole vor seinen Augen. „Hände hoch!“ gebot der Obermaat, und Jago tat, wie ihm geheißen. Ein Held war er nie.

In zehn Minuten war die ganze weiße Besatzung des Piratenschiffes zusammengebracht. Johnson fragte nach dem Kapitän. Als er hörte, Barnill sei an Land gegangen, übergab er Williams das Kommando an Bord und fuhr mit Tailor und sechs Matrosen hinüber.

Johnson ließ das Boot außerhalb des Feuerscheins auf den Sand laufen. Er stand schon am Ufer, als Ntonga sich von den beiden Piraten trennte. Die Aufregung, die Ntongas Flucht hervorrief, kam ihm gelegen. So wurden die Verbrecher völlig überrascht und fanden keine Zeit zur Gegenwehr.

Nachdem das kleine Kommando zur „Schwalbe“ zurückgekehrt war, ließ Johnson auch die andern Europäer des Schiffes in Eisen legen. Ketten waren genug vorhanden.

Williams ging mit einigen Matrosen hinab, um die gefangenen Sklaven aus ihrem Verlies zu befreien. Fast hatte er seinen zart empfindenden Nerven zu viel zugetraut. Der Gestank, der aus den Räumen drang, sobald man die Tür öffnete, benahm ihm den Atem. Er mußte zurücktreten. In der Finsternis war niemand zu sehen. Nur unterdrückte Jammerlaute gaben Kunde, daß hier Menschen hausten.

„Mein Gott, ist's möglich, daß man in solcher Luft leben kann?“ rief er aus.

Die Matrosen leuchteten mit ihren Laternen hinein. Die Schwarzen lagen am Boden, erhoben sich aber schnell, als man ihnen winkte, herauszukommen. Der Raum starrte vor Schmutz. In den Viehställen eines Negerdorfes sah es besser aus als hier.

So schnell ist Williams selten treppauf gegangen wie nach diesem Anblick. Die Schwarzen folgten, neugierig, was ihrer warte. Auf ein Zeichen Johnsons stellten sie sich an Steuerbord auf.

Daß etwas Wichtiges im Gange sei, ahnten sie, weil Männer und Frauen zugleich an Deck gerufen waren. Nun sahen sie ihre Peiniger in Fesseln. Und die neuen Herren des Schiffes fluchten nicht und schlugen nicht mit Peitschen. Waren sie gerettet? Die Männer riefen nach ihren Frauen. Man drängte durcheinander, suchte sich. Zum ersten Mal sahen sie sich wieder nach wochenlanger Trennung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Johnson trat zu den gefesselten Europäern. „Da seht", rief er, „was ihr aus gesunden Naturmenschen gemacht habt. Seht diese halbverhungerten, gram gebeugten Gestalten. Ihr habt diese Neger schlimmer als Vieh behandelt. Erwartet von mir keine Rücksichtnahme. Ihr habt sie nicht verdient. Die Gerechtigkeit schreit nach Ausgleich. In denselben Räumen, wo ihr die Schwarzen gequält habt, werdet ihr nun selber wohnen, bis der Richter euch das Urteil spricht."

Barnill biß die Zähne aufeinander und blickte trotzig vor sich hin. Ein paar Matrosen bettelten um Gnade. „Ein Weißer kann da unten nicht leben", jammerte der Schiffskoch.

Johnson beachtete sie nicht. Sie wurden abgeführt.

Unbeschreiblich war der Jubel unter den Schwarzen, als ihnen die Freiheit verkündigt wurde. Sie warfen sich vor Johnson auf die Kniee, um ihm zu danken, umarmten sich und schluchzten vor Freude.

Die Leute, die erst hier an Bord gebracht worden waren, baten fast alle, sofort an Land zurückkehren zu dürfen. Entweder hofften sie die Heimat zu erreichen, oder sie wollten das nahe gelegene Viktoria aufsuchen, um sich dort unter der Leitung des englischen Baptistenmissionars Thomson eine neue Heimat zu gründen. Die andern zogen es vor, nach Fernando Poo zu gehen, weil sie auf der Insel zu bleiben gedachten, oder weil sie da leichter Gelegenheit fanden, ihre weiter südlich gelegene Heimat aufzusuchen.

Williams blieb mit einem kleinen Kommando auf der „Schwalbe", während Johnson mit den übrigen an Bord der „Möwe" zurückkehrte.

Raffles hatte sich den ganzen Tag nicht sehen lassen. Trübsal blasend saß er in seiner Kabine. Er zweifelte und hoffte und harrte gespannt auf den Ausgang der Dinge. Als die „Möwe" vor Anker ging, war er auf dem Sprunge, hinauszugehen, um sich zu erkundigen, was es gäbe. Doch er beherrschte sich. Es war besser, er blieb, wo er war. Er war ein Pechvogel und wollte den Verlauf der Expedition durch sein Dazwischenkommen nicht stören. Erst als das laute Hurrarufen unzweifelhaft einen glücklichen Erfolg verkündete, wagte er sich hinaus.

Johnson trat ihm entgegen, grüßte und berichtete kurz. Da packte ihn Raffles bei den Schultern, zog ihn in seine Kabine und sagte: „Eigentlich sollten Sie Strafe erhalten, weil Sie als Kommandant der „Möwe" so Ihre Würde vergessen. Aber wer soll Sie strafen, Sie?"

Und dann setzten sie sich, und der „Erste" erzählte ausführlich, wie es gegangen war.

— — — — — —

Am andern Morgen lagen die beiden Schiffe auf der Reede von St. Isabel vor Anker. Da wegen der Übergabe der befreiten Sklaven mit der Behörde zu verhandeln war, mußte Johnson selbst wieder an Land gehen. Raffles rief ihn vorher in seine Kabine.

„Mein lieber Johnson", sagte er, „ich möchte die ganze Mannschaft meines Schiffes Anteil nehmen lassen an der Feststimmung, in der ich mich befinde. Wie wär's, wenn wir heute abend eine gemütliche Abschiedsfeier aus Afrika veranstalteten? Leider ist nicht viel mehr da, womit man aufwarten kann. Sie wissen ja selbst. Ich will Ihnen Geld mitgeben. Soviel kann ich noch entbehren. Es sind fünfzehn Pfund. Das reicht wohl. Kaufen Sie, was Sie kaufen können. Und besorgen Sie das Weitere. Williams versteht sich darauf."

Die spanischen Beamten waren entgegenkommend. Ohne lange Förmlichkeiten wurde Johnson mit ihnen fertig. Dann kaufte er Eßwaren und Getränke ein. Auch Zigarren und Tabak vergaß er nicht. Eine ganze Karawane, beladen mit Kisten und Paketen, folgte ihm an den Strand. Dort begrüßten ihn die Schwarzen, die unterdessen ausgeschifft waren, mit großem Geschrei, mit Gesang und Tanz als ihren Befreier. Er war im Begriff, ins Boot zu steigen, als er Elesa am Strande kauernd gewahrte. Sehnsüchtig schaute sie nach der „Schwalbe" aus, doch kein Boot kam mehr von dort her. Sie weinte.

„Hast du Atonga nicht gefunden?" fragte er.

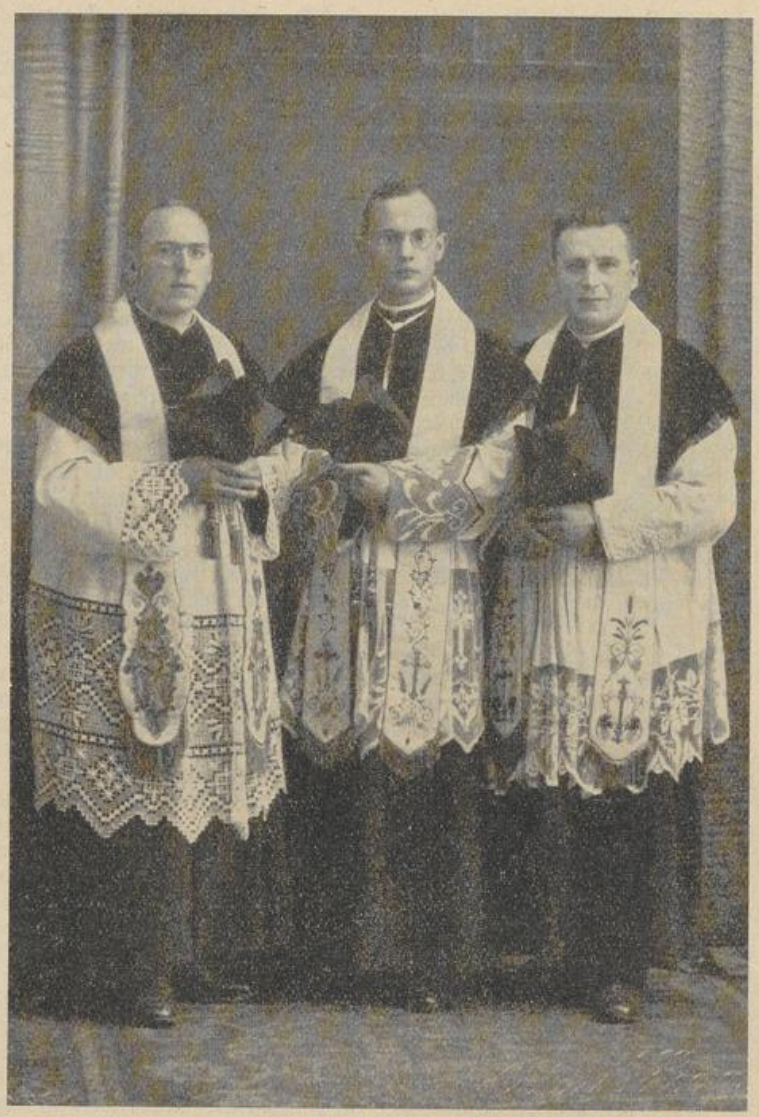
„No, Sir!"

„Wo ist er denn geblieben?"

Diese Frage verstand sie nicht. Da trat einer von den Männern vor und sagte: „Den Mann, den sie sucht, hat der Weiße gestern abend an Land mitgenommen und erschossen. Die andern haben es so erzählt. Nun ist sie traurig."

Diese Nachricht war auch für Johnson ein Wermutstropfen in seine Freude. So viele hatte er glücklich gemacht, nur diese eine nicht. Und sie gerade hatte es

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Neupriester der Mariannhiller Mission
Hochw. P. Frey, Hochw. P. Schmidt, Hochw. P. Lehmann

verdient. Ohne sie hätte die „Möwe" den Erfolg des gestrigen Tages nicht zu verbuchen gehabt. Gewiß fand sie hier ein Unterkommen. Die Missionsschwestern würden ihr das Haus nicht verschließen. Doch das hatte sie ja nicht gesucht.

Er haderte mit dem Schicksal, das seine Gaben so ungleich verteilt. In trüber Stimmung kam er an Bord. Dort war sein erstes, den Kameraden, die ihn mit seinen Gaben in Empfang nahmen, die traurige Nachricht zu vermitteln. Doch was half das Mitleid der Armen, die am Strande saß und weinte? . . .

Es war ein prächtiger Abend vor St. Isabel. Johnson hatte sich seines Auftrags glänzend erledigt. Williams war am Nachmittag herüber gerufen worden und hatte mit seinem Geschmack überall selbst mit Hand angelegt. Das Vorderdeck glich einem großen Pavillon. Es waren Drähte ausgespannt, an denen buntfarbige Lampions schaukelten. Bis

in den Fockmast hinauf strahlten am Abend die bunten Lichter.

Für die Offiziere und die Spitzen der spanischen Behörde, die ihren Besuch zugesagt hatten, war eine lange Tafel gedeckt. Die Matrosen hatten ihre Tische rechts und links an der Reling stehen. Aus der Küche dufteten köstliche Hammelbraten, und die Mission hatte zwei Riesenkörbe mit Gemüse gesandt.

Ein bunt beflaggtes Boot brachte bald nach sechs Uhr den Gobernadore und einige andere Herren an Bord. Leutnant Brown empfing sie am Fallreep und führte sie zur Kabine des Kommandanten. Als der Schall der Trompete zum Diner rief und Raffles seine Gäste hinausgeleitete, stand das Kommando, das am Tage vorher das Sklavenschiff genommen hatte, in Paradeuniform aufgestellt an Deck. Raffles selbst hatte es so angeordnet. Er wollte den Gobernadore ehren und zugleich seinen Leuten eine Freude machen, indem er sie ihm vorstellte.

Der Spanier dankte herzlich. „Meine Herren, Sie dürfen stolz sein auf die Flagge, unter der Sie segeln. Aber auch Ihr Mutterland wird stolz sein auf seine Söhne, die im heißen Afrika Recht und Freiheit schützten. Meine Herren, ich spreche Ihnen meine Hochachtung aus."

Als der Sekt in den hohen Gläsern perlte, erhob sich Raffles an der Tafel, ergriff sein Glas und sprach: „Hochverehrte Herren! Kameraden! Das Mutterland hat uns hinausgesandt. Für das Mutterland taten wir unsere Pflicht. Zum Mutterland kehren wir jetzt zurück. Hoch unsere Königin!"

Im Verlaufe des Mahles wurden in üblicher Weise noch verschiedentlich Trinksprüche ausgebracht. Am meisten Begeisterung rief Raffles hervor, als er sich gegen Ende noch einmal erhob, um auf Johnsons Wohl zu trinken.

„Kameraden!" sagte er. „Meinen Offizieren verdanke ich den Erfolg des gestrigen Tages. Ich danke Gott, der mir solche Offiziere zur Seite gegeben hat. Ich leere mein Glas auf das Wohl des neuen Kommandanten der „Schwalbe", unseres lieben Johnson."

Da klopfte Brown dem kleinen Leutnant auf die Schulter. „Abgesägt, mein Lieber, abgesägt! Ihre Herrschaft hat nicht lange gedauert."

„Aber Sie bleiben doch bei mir, nicht wahr, Williams?" unterbrach Johnson, der sich den beiden genähert hatte, um mit ihnen anzustoßen.

„Mit Freuden, Herr Kommandant."

„In einer Stunde fahren wir an Bord unseres Schiffes. Sobald die Besucher fort sind, heben wir die Anker."

— — — — — —

Das Unwetter war dem Ansehen Jambascholls nicht förderlich. Ein loderndes Feuer in wohlverschlossenem Hause, draußen ein Orkan, der Urwaldriesen knickte, und ein kalter Regen, der gegen die Wände toste, das war der beste Rahmen für ausgiebigen Dorfklatsch.

Es war schon bekannt, daß der Ngil die beiden Wächter als Sklaven verkauft hatte, ohne die Entscheidung der Ältesten abzuwarten. Man war darüber empört. Die Unzufriedenheit mit der Willkür des Ngil erhielt neues Wasser auf ihre Mühlen. Die Furcht vor den Unsichtbaren, mit denen der Ngil zu drohen pflegte, schwand mehr und mehr. Der Ngil belog das Volk, das hatte Ntonga bewiesen. Nicht die Geister hatten die Wächter verraten, sondern Suti, der den Spion spielte. So war das Verschwinden Ntongas leicht zu erklären. Der Ngil hatte ihn beiseite geschafft, weil er ihm im Wege stand.

Mune ging unter strömendem Regen von Haus zu Haus und erzählte, was er mit Ntonga und Pembe zusammen in den Ngumbabergen erlebt hatte. Man mußte ihm glauben, denn er war nicht ohne Zeugen. Außerdem erbot er sich, alles öffentlich bekanntzugeben, damit das Volk wisse, was es von den Ngil zu halten habe. Wer aber war seines Lebens noch sicher, wenn es Menschen gab, die vor solchen Greueln nicht zurückschreckten? Mune zweifelte nicht, daß der Haß, den er gegen den Ngil schürte, schon bald in hellen Flammen auflodern werde.

Freundlich stieg der junge Tag im Osten empor. Der Wettersturm hatte die Luft gereinigt, der Regen sie abgekühlt. Schon frühe schritt Mune mit seinem Gewehr, das er mit Pulver und Eisenscherben geladen hatte, durchs Dorf und rief die Leute auf, ihm zu folgen. Die Männer, die ihn bewaffnet sahen, suchten ihre Speere und Haumesser und zogen mit. Bald wimmelte der Platz vor dem Hause des Häuptlings voll Menschen.

Da kam Dende händeringend und erzählte, daß Elesa ebenfalls verschwunden sei. Die Nachricht wirkte wie ein elektrischer Schlag. Die Wut gegen den Ngil kannte keine Grenzen mehr. Mune stieg

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf die große Ruftrommel und rief in die Menge hinein: „Auf, ihr Banoholeute! Vorwärts zum Ngil. Wir müssen unsere Freunde retten. Wir werden den Ngil zwingen, sie herauszugeben. Fürchtet nicht seine Macht. Er besitzt keine. Die Geister helfen ihm nicht. Mit diesem Gewehr werde ich stärker sein als der Ngil und seine Geister. Wer Mut hat, der folge mir!"

Mit wilder Begeisterung wurde der Entschluß begrüßt. Alles scharte sich um Mune, der die Führerrolle übernommen hatte. „Vorwärts! Wir fürchten den Ngil nicht. Wir zerreißen die Bestie, die unsere Freunde morden will."

Jambascholl lag gähnend in seinem Hause. Es war ihm ein Trost, daß seine Rache endlich gelungen war. Sein verhaßter Nebenbuhler war Sklave und konnte ihm nicht mehr schaden. Nun würde es nicht schwer sein, das Ansehen beim Volke wiederzugewinnen.

Das Geschrei, das vom Dorfe herüber hallte, störte ihn in seinem Gedankengang. Neugierig erhob er sich und schaute zur Tür hinaus. Eine seiner Frauen kam gelaufen.

„Fliehe, Ngil, fliehe!" rief sie ihm schon von weitem entgegen. „Man will dich ermorden."

Jambascholl lachte verächtlich. „Mach dir keine Sorgen. Niemand wird es wagen, mich anzurühren."

Aber das Weib drang in ihn: „Gehe, ehe es zu spät ist. Die Leute sind sehr böse. Sie haben keine Angst mehr vor dir."

„Dann muß ich ihnen Angst machen. Ich bleibe!"

Einen Augenblick überlegte u. schwankte er doch. . . . Nein, er durfte nicht fliehen. Das hieße seine Machtstellung für alle Zeiten verlieren. Er mußte der Menge zeigen, daß er stärker war als sie.

Unter wildem Geheul zog das Volk heran. Mune schwang sein Gewehr. „Ngil", rief er, „wir sind gekommen, unsere Freunde zu holen, die du gefangen hast. Ntonga und Elesa, gib sie heraus!"

„Ja, gib sie heraus!" brüllte der Haufe. „Du sollst ihnen nichts Böses antun."

Als der Ngil Elesa nennen hörte, erschrack er. „Was redet ihr von Elesa? Ihr sucht sie? Was ist mit ihr?" Die Besorgnis, die aus seiner Stimme sprach, war nicht erkünstelt. Aber man glaubte ihm nicht. „Er lügt, er lügt!" schrien ein paar Burschen aus der Menge.

„Wer wagt es, so mit mir zu reden?" gab Jambascholl zurück. Er hatte die Stimme erhoben. Sie klang wie ein Peitschenhieb. Die Schreier duckten sich. Keiner mochte die Aufmerksamkeit des gefürchteten Mannes auf sich lenken. „Was wollt ihr von mir?" Hoch aufgereckt stand der Ngil vor dem Volke.

Da trat Ntongas Vater aus der Menge hervor. „Großer Ngil", begann er, „ich war dir immer treu geblieben. Sieh mein ergrautes Haupt. Beraube mich nicht der Stütze meines Alters. Gib meinen Sohn frei, den du gefangen hältst."

„Ah, Ntonga", erwiderte der Ngil. „Du weißt nicht, welche Kränkung mir durch deinen Sohn widerfahren ist. Du hättest ihn besser erziehen sollen. Jetzt ist es zu spät."

„Was hast du mit ihm getan? Er ist tot?" Die Stimme des Alten zitterte.

„Ich habe ihn als Sklaven verkauft. Nie kehrt er zu dir zurück."

Ein hundertstimmiges Wehe scholl zum Himmel hinauf. Die Menge drängte vorwärts.

„Nieder mit dem Elenden!" schrien die Freunde Ntongas. Dende trat an den Ngil heran. „Du hast das Recht der Banoho mit Füßen getreten", rief er ihm entgegen. „Ntonga war ein freier Mann." Aber seine Worte verhallten im Geschrei der Masse. „Wo ist Elesa?" — „Er hat sie gemordet!" — „Nein, glaubt es nicht. Er hält sie verborgen."

Vergebens bat Dende um Ruhe. Vergebens beteuerte der Ngil, daß er von Elesa nichts wisse. Der Damm war durchbrochen. Höher und höher stieg die Flut. Unter lautem Schluchzen brach Elesas Mutter sich Bahn durch das erregte Volk. Sie warf sich Jambascholl zu Füßen. „Mein Kind", jammerte sie, „gib mir mein Kind."

„Ich habe dir Elesa zum Weibe versprochen", sagte Dende. „Ich werde mein Wort halten. Aber sage mir, daß du ihr kein Leid getan."

„Ich weiß nicht, wo das Mädchen geblieben ist. Ich habe sie nicht gesehen", beteuerte der Ngil.

(Schluß folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

reichs Kämpfe gegen die cilicische Bevölkerung 1921, die Kämpfe in Deutschland gegen die Rote Armee im Ruhrgebiet und gegen den rheinischen Separatismus, daneben die übrigen Revolutionskämpfe in Deutschland, 5 Marschallkriege in China 1922—1929, ungerechnet die kleineren Revolutionen und Kämpfe in diesem Reich; den Kampf der Türken gegen die Kurden 1925, den Krieg Abd-el Krims gegen Spanien 1925 u. 1926, Frankreichs Kämpfe gegen die Drusen u. Damaskus 1925; Ibn Ssauds Kämpfe gegen Hussein 1925, Amerikas Besetzung von Nikaragua 1927, Boliviens Konflikt mit Paraguay 1929, Chinas Konflikt mit Rußland wegen der Nordmandschurei 1929, den Revolutionsfeldzug in Brasilien 1930. Manche dieser Kriege und Kämpfe haben eine große Anzahl von Opfern gekostet!

Gebetserhörungen

N. N.: Der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und der hl. Theresia sei inniger Dank für Erhörung und Hilfe in schweren Anliegen.

B. J. K.: In einem schweren Familienanliegen nahm ich Zuflucht zur Mutter v. d. immerw. Hilfe und sie hat mich erhört. Tausendmal Dank.

R. Sch.: Herzlichen Dank der lb. Mutter Gottes für Hilfe in schwerer Krankheit.

N. N.: Dem hlst. Herzen Jesu und der lb. Mutter Gottes danke ich für erlangte Hilfe in großer Not.

Nürnberg: Dank dem hlst. Herzen Jesu, hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und allen Heiligen.

Drensteinfurt: Dank der gottsel. Anna Kath. Emmerich für plötzliche Heilung von einer schweren Halskrankheit.

Haltern: Anbei . . . Mark zu Ehren der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theresia als Dank für Heilung eines Fußleidens.

Rehlingen: Anbei . . . Mk. für Erhörung in verschiedenen Anliegen zum Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und den hl. 14 Nothelfern. Veröffentlichung war versprochen.

Meiderich: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius für glückliche Wiederkehr meiner Brüder aus dem Kriege.

Brand: Dank der hl. Theresia für Befreiung aus Krankheit und Todesgefahr.

Köln-Nippes: Anbei . . . Mk. als Dank für Erhörung in Berufsangelegenheiten. Veröffentlichung war versprochen.

Grevenbroich: Sende . . . Mk. zu Ehren des hl. Joseph und der hl. Theresia zum Dank für erhaltene Hilfe. Veröffentlichung versprochen.

Lorchhausen: . . . Mk. zur Taufe eines Heidenkindes zu Ehren der Mutter v. d. immerw. Hilfe, des hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia als Dank für Hilfe in Anliegen.

Dillenburg: Herzlichen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia für Erhörung in einem Anliegen.

M.: Betrag für zwei Heidenkinder, sowie Vergißmeinnicht und Kalender mit vielem Dank erhalten. Herzliches „Vergelt's Gott."

Königstein: Dank dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und hl. Antonius für Hilfe in besonderen Anliegen.

Sch. B.: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und hl. Antonius für Hilfe in einer Krankheit. Anbei Missionsalmosen.

Sch. B.: Eine Wohltäterin dankt der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und hl. Antonius für Hilfe in schweren Anliegen. Anbei Almosen.

Ungenannt: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theresia für erhaltene Stellung.

Zawazki, K.: Dank dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

Gebetsempfehlungen

Augsburg, M. O.: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zum sel. Br. Konrad zwecks baldiger glückl. Regelung einer Heiratsangelegenheit.

Saulgau: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Joseph um Hilfe in schwerem Leiden.

Eine Familie mit heftigen Familienzwisten bittet um das Gebet der Verg.-Leser um Frieden.

N. N.: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Rita, hl. hl. Theresia, zum sel. Br. Konrad und zum sel. Liborius Wagner und zu den armen Seelen.

Oberachern: Bitte um das Gebet zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Aloysius und zur hl. Theresia um Gesundung in jahrelanger Krankheit. Almosen versprochen.

Thierhaupten: Eine Verg.-Leserin bittet um die Gebetshilfe in einer Krankheit zu Ehren der lb. Mutter Gottes und hl. Theresia und zum sel. Br. Konrad um eine glückliche Ehe.

Eine Mutter bittet um das Gebet zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen um baldige Hilfe in schwerem Anliegen und zu den hl. 14 Nothelfern um Glück in Geldangelegenheiten.

Ferner bitte ich um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und zur hl. Theresia um baldige Hilfe in einem Kopfleiden.

K. P. 105: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerwährenden Hilfe, zur hl. Theresia und zum hl. Antonius um eine Rente, in Zahlungsschwierigkeiten und um Bekehrung des Bruders.

Bitte um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter Gottes von Altötting, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zum sel. Br. Konrad um baldige Regelung einer Heiratsangelegenheit. Bei Erhörung Almosen.

Turawa: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Judas Thaddäus, zur hl. Theresia, hl. Rita und zum hl. Antonius in Nervenleiden und mehreren Anliegen.

Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zur hl. Theresia und zum hl. Antonius in verschiedenen Anliegen.

Halbendorf: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hil-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

se und zum hl. Eduard um Hilfe in langjährigen Nerven- und Herzleiden und um die Gnade der Berufung zum Ordensstande.

Gr. Strehlitz, M. Z.: bittet um das Gebet zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen um Hilfe in schwerem Anliegen.

Bitte ums Gebet für meine Mutter um Befreiung von ihrem Beinleiden zum hl. Antonius, zur hl. Rita und zu den armen Seelen.

Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen um baldige glückl. Heirat, Gesundheit und Segen im Beruf und in sonstigen Anliegen.

Ungenannt bittet ums Gebet zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum hl. Gerhard um Schutz und Hilfe in Lebensgefahr.

A. N. bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Franziskus, zur hl. Mutter Anna, hl. Theresia und zu den armen Seelen um Glück in einem Anliegen.

Kl. H.: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zur hl. Familie, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia um Erhörung in einem schweren Anliegen.

Wendzin: Eine Familie bittet um eine Novene zur schmerzh. Mutter um guten Geschäftsgang und in sonstigen Anliegen.

Eine Frau bittet ums Gebet zum hl. Judas Thaddäus, hl. Ignatius und zur hl. Theresia in einem Anliegen.

Miechowitz: Anbei Almosen um durch die Fürbitte des hl. Antonius Stellung zu erlangen.

Gleiwitz: Eine Förderin bittet um das Gebet für ihr. Bruder um Rückkehr zum kath. Glauben.

Hoske: J. Sch. Anbei Almosen mit der Bitte ums Gebet in mehreren besonderen Anliegen und langjähriger Krankheit.

Hildesheim: E. F. bittet ums Gebet für einen Schwerkranken.

M. M. H. bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe und zur hl. Theresia um Gesundheit des Mannes und um Frieden in zwei Familien.

B. J. J.: Bitte um eine Novene zu Ehren der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph und hl. Antonius um baldige Hilfe in schwerem Anliegen.

E. W. bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und hl. Antonius um Gesundung in körperlichen Leiden.

Drosendorf: E. B. Bitte ums Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und sel. Br. Konrad um Hilfe in einer schweren Krankheit.

N. N. bittet um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, sel. Br. Konrad, zur hl. Katharina und zu den armen Seelen in Geldangelegenheit und zwei Anliegen.

Um das Gebet bitten sieben Personen in verschiedenen Familienanliegen.

A. B.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes v. Altötting, zum hl. Joseph, sel. Br. Konrad und zur hl. Theresia um Hilfe in Rentenangelegenheit und Frieden in der Familie.

Es starben im Herrn

In Reußen starb unsere langjährige Förderin Frau Elisabeth Sendrowski.

Goch: Heinrich Versteyl. Würselen: Maria Göble, Theresia Vondenhoff. Homer: Johann Eirot. Glane: Wilhelmine Sudtmann. Köln: Gertrud Fuchs. Henglarn: Anna Maria Altmiks. Illerich: Barbara Schmitz. Neu-Versen: Gerhard Schwenen. Moselkern: Matthias Palm. Nalbach: Matthias Bellmann. Salz: Anna Weber. Altenhundem: Albert Friedhoff. Kempen: Jakob Lochs. Widdeshoven: Alois Heinen. Borgholz: Frau Güthoff, Frau Volkmann. Holthausen: Elinghaus. Bardenberg: Peter Pütz. Euenheim: Heinrich Küpper. Meiderich: Bernhard Sperfeld. Renzert: Frau Theodor Fuchs. Aachen: Emma Nienhaus. Würselen: Frau Klara Reis. Osterfeld: Gerhard Bruns. Güsten: Frau Kremer. Coesfeld: Willi Raspe. Andernach: K. Hamm. Nieste: El. Möllmann. Hürtgen: Josef Bergs. Krefeld-Oppum: Karl Leufen. Gressenich: Josef Klotz. Lenne: Fritz Mues. Brand: Frau Hubert Menniken, Frau Klubert. Gleierbrück: Frau Pieper. Duisburg-Laar: Dr. Jakob Binz. Brüggen: Maria Elisabeth v. Lozen. Eilendorf: Frau M. Pennings. Grossenkast: Veronika Kammer, Berta Diel. Hetzles: Johann Georg Schütz. Esselberg: Walburga Waldmüller.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

„Die Schule Jesu Christi." Übersetzt von der Schwester Maria Gertrud v. d. hl. Familie aus dem Kloster Rödelmaier b. Neustadt, Bay. Ganzleinen Mk. 9.80. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung, Münster i. W.

Pater Grou ist ein Meister unter den Schriftstellern des geistlichen Lebens. Gerade dieses Werk ist ein Schatz für alle nach Vollkommenheit strebenden Seelen im geistlichen und weltlichen Stande. — Ein anderer Besprecher sagt: „Man wird oft staunen über die Erhabenheit der Gedanken, über die tiefe Salbung, mit der Pater Grou alle Gegenstände dieses Buches behandelt. Geistliche und weltliche Personen werden es mit hoher Befriedigung aus der Hand legen und reichen Nutzen daraus schöpfen."

Urwuchs. Lustige Geschichten von Fr. Schrönghamer-Heimdal. 250 S., brosch. Mk. 3.—, in Halbleinen gebunden Mk. 4.—. Liter. Institut von Haas & Grabherr, Augsburg.

Schrönghamer ist ein lustiger Schalk und gemütlicher Plauderer. Ein solches Buch ist eine wahre Arznei für trübselige Gemüter. An diesen vielen Geschichten wird jeder Leser seine Freude haben.

Alle guten Geister. Spukgeschichten von F. Schrönghamer-Heimdal. 250 S., brosch. Mk. 3.—, in Halbleinen geb. Mk. 4.—. Literar. Institut von Haas & Grabherr, Augsburg.

Zahlreiche rätselhafte Erscheinungen und Begebenheiten, die sich wirklich zugetragen haben, sind in diesem interessanten Buche gesammelt. Eine gruselige Lektüre, aber durch Schrönghamers meisterhafte Formkunst so trefflich dargestellt, daß sich auch die schwächsten Nerven ohne Bedenken daran wagen können.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Die Sommerfrische. Eine Geschichte vom biederen Landvolk, von vornehmen Herrenleuten u. allerlei Lumpen von F. Schrönghamer-Heimdal. Mit Bildern von Karl Sigrist. 250 S., brosch. Mk. 3.50, in Halbleinen geb. Mk. 4.50. Literar. Institut von Haas & Grabherr, Augsburg.

Mit urwüchsigem, überschäumendem Humor berichtet der Dichter, was alles in einer Sommerfrische sich ereignen kann, wobei er seiner Satire gegenüber gewiss. Kulturerscheinungen freien Lauf läßt. Schrönghamer ist ein echter Volksschriftsteller, der in ungezwungener Weise den richtigen Ton zu finden weiß.

Die Todesbarke. Geschichtlicher Roman aus der Zeit der Kämpfe um die blaue Adria. Von J. A. Claudius. Broschiert Mk. 1.90. Literar. Institut von Haas & Grabherr, Augsburg.

Die Insel Arbe in der Adria ist der Hauptort der Handlung, deren Tempo und dramatische Wucht jeden Leser mitreißt. Ein blondes Irenmädchen kämpft unter großen Gefahren gegen einen unheimlichen Gegner. Ein Stück Weltgeschichte in meisterhafter Darstellung rollt vor den Augen des Lesers ab.

Die Jagd über die Inseln. Eine Erzählung aus den Kämpfen der japanischen Kirche von Georg Alfred Lutterbeck, S. J. Mit Bildern von L. Rohrer. 148 S., in Leinwand Mk. 2.80. Herderverlag, Freiburg i. Br.

Franz Xaver, der größte Missionar der Neuzeit, gründet im aufstrebenden Japan eine blühende Kirche. Die Eifersucht der Bonzen usw. ruft eine furchtbare Verfolgung hervor. Juliano Nakaura, einer der vier japanischen Prinzen, die Europa und Rom gesehen hatten, ist der Hauptheld. Neben ihm der kleine Akira, der mit seinem Frohsinn alle Herzen erobert. Ein stofflich reiches, spannendes Buch für tapfere junge Burschen.

Frohes Kreuztragen. Von Stadtpfarrer Karl Wild. 224 S. und 13 Kupfertiefdruckbilder Mk. 3.50. Verlag „Ars sacra", Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

Das Buch ist kein „modernes" Buch — es ist alte Weisheit — aber ein überaus zeitgemäßes Buch. Man wünscht es in die Hand aller Kreuzträger, deren Zahl Legion ist. Es wird ihnen Mut, Erhebung und Frohsinn — und damit Kraft zum Tragen und Überwinden geben.

Das Seelenbuch eines Jesuiten. „Aus dem Engadin." Briefe zum Frohmachen. Von Peter Lippert S. J. 168 S., 11 Kupfertiefdruckbilder. Halbleder Mk. 4.60. Verlag „Ars sacra", Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

Dieses Buch ist goldschwer in seiner Schönheit und Weisheit. Mit Recht hat ihm der Verlag ein erlesen feines Gewand gegeben. Man sollte es Tag um Tag zur Hand nehmen und nur einen einzigen dieser wundervollen Seelenbriefe lesen, so wie sie der Verfasser aus der stillen Bergwelt um Sils Maria an das Krankenlager seines Freundes gesandt hat. Es ist ein seltenes Buch, in welchem der Philosoph und Seelsorger dem Dichter und Leser die Hände reicht.

Betende Händlein in betender Hand. Ein fröhlich frommer Weg ins Gottesreich für Mutter und Kind. Von Marga Müller. Bilder von Alda Laurin. 160 S. mit 10 farb. Bildtafeln. Leinen Mk. 2.80. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

Das ist wirklich ein fröhlich frommer Weg, den die Mutter da mit dem Kinde durch den Tag, durch die Woche und durch das heilige Jahr geht. Man weiß beim Lesen nicht, soll man sich mehr über die Fröhlichkeit oder die Frömmigkeit dieser feinen, fast durchwegs neu ersonnenen Reime freuen. So denkt und redet das echte Kind.

Die Erneuerung der Welt durch das kostbare Blut. Von Pater Pezelin Halusa, O. Cist. 7. Band der Sammlung: Schule des inneren Lebens. 122 S., Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50. — Salesianer-Verlag, München 11.

Mit dieser Schrift, der drei andere ähnlichen Inhalts vorausgegangen, krönt der Verfasser sein Lebenswerk, das kostbare Blut zu verherrlichen. Er begann damit im Todesjahr der im Rufe der Heiligkeit gestorbenen deutschen Mystikerin und Ordensfrau vom „Guten Hirten" Maria vom göttl. Herzen aus dem Grafengeschlecht der Droste-Vischering, die ebenfalls Zeit ihres Klosterlebens für die größere Ehre des kostbaren Blutes geeifert.

Mein Jesus und ich! Gebete vor und nach der hl. Kommunion für Kinder. Von Pfarrer Th. Zenner. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Ein würdiges Festgeschenk für jedes Kommunionkind.

Ein goldener Schlüssel zum lieben Heiland im Tabernakel. Innige Gebete zum göttlichen Kinderfreund. 112 S., in Leinwand geb. Mk. 1.20. Kanisiuswerk Konstanz Baden,

Eine edle Gabe für unsere kleinen Kommunionkinder. Der Verfasser hat sich tief in das Seelenleben unserer Kleinen hineingefühlt und läßt sie in den sieben Kommunionandachten auf innige, echt kindliche Weise mit ihrem Heiland traute Zwiesprache halten.

Kleine Wegweiser. Sammlung apologet. Schriften. 32 S., 20 Pfg. Doppelnummer 64 S. 40 Pfg. Kanisiuswerk, Konstanz, Baden.

Bis jetzt sind erschienen: Nr. 1: Ist's mit dem Tode aus? — Nr. 2: Ach, das Beichten! — Nr. 3/4: Goldene Zungen. — Nr. 5/6: Ein Paradies auf Erden. — Nr. 7/8: Unsere beste Mutter. — Nr. 9/10: Für Heiratslustige und Andere. — In Vorbereitung sind folgende Bändchen: Auf Wiedersehen im Fegfeuer! — Die kostbare Perle. — Räuber der Unschuld. — Das große Fragezeichen. — Kain. — Würgengel und Schutzengel der Menschheit. — Hast du den Segen Gottes? — Teufelsstricke. — „Eigentum ist Diebstahl", ein verderbliches Schlagwort.

„Kleine Lebensbilder": **Dr. Joh. Nepomuk von Ringseis,** der große Verteidiger der katholisch. Kirche. Von Jesuitenpater B. Lang. 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.

Das Lebensbild dieses treuen Kämpfers unserer hl. Kirche ist quellengetreu geschrieben und gibt der Jugend eine würdige Führergestalt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zwei neue Bücher für Marienverehrer!

Das einfache Leben
der Mutter Gottes u. der hl. Theresia v. Kinde Jesu

Von D. W. Mut. Nachahmbar geschildert in Erwägungen für jeden Tag des Monats. Mit 2 Bildern, 136 Seiten, RM. 1.80.

Die hl. Theresia findet es nicht recht, daß man uns Maria unnahbar schildert, man sollte sie nachahmbar zeigen, weil sie mehr Mutter als Königin und ihr Leben sehr einfach gewesen sei. Das Buch zeigt in 31 Erwägungen das einfache Leben der Mutter Gottes und der heiligen Theresia v. Kinde Jesu.

Heilige Marienverehrer in Wort und Bild

Von D. W. Mut. Mit 33 Bildern nach Kupferstichen aus dem 15. Jahrh., vornehm ausgestattet und gebunden RM. 1.50.

Ein vornehmes und ansprechendes Marienbüchlein. Für 31 Tage im Monat wird je ein Heiliger in Wort und Bild gezeigt, der ein besonderer Marienverehrer war.

Ein Buch für die reifere Jugend!

Aus Tschakas blutigen Tagen

Eine Erzählung aus der Zeit der Zulukämpfe vor hundert Jahren von H. R. H.
214 Seiten; illustriert, Preis RM. 1.80

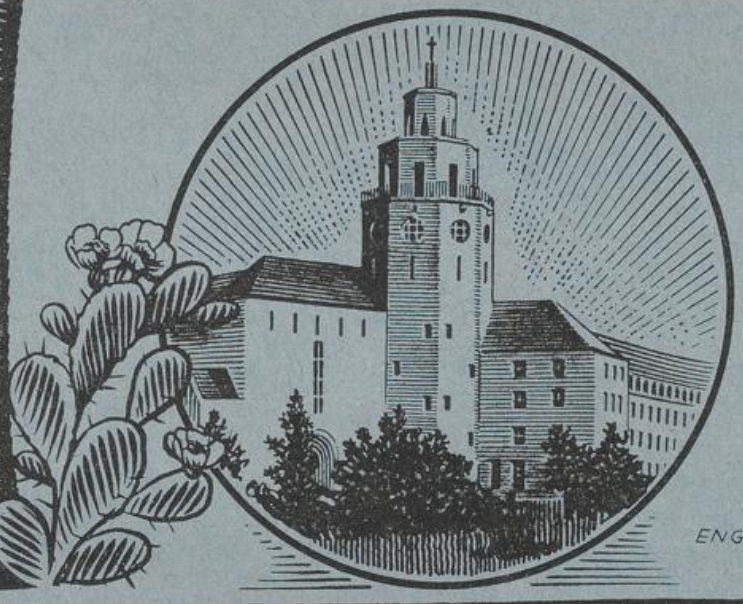
In diesem Buche enthüllt sich unseren Augen ein Kulturbild aus dem südafrikanischen Leben zur Zeit des grausamsten aller Zulukönige, Tschakas, des „großen Elefanten", wie es anschaulicher kaum geschildert werden kann. Ein Trauerspiel voll düsterer Größe und furchtbarer Tragik entrollt sich vor uns. Die Entwicklung, der Aufstieg und das grausige Ende dieses dämonischen Tyrannen zeigt uns das entsetzliche Schicksal jener eingeborenen Völker.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission



Nummer 8 August 1931 49. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Augustheftes:

Maria Himmelfahrt. Gedicht . . 225
Maria Himmelfahrt 226
August. Von M. A. 228
Moschesch, der Begründer des Basutoreiches 231
Missionspost 233
Liedertext zu afrikanischem Vogelsang. Von P. Odo Ripp, RMM. 242
Zu uns komme das eucharistische Reich! 246
Im Banne der Agil. Von Herm. Skolaster 247
Japanische Sprichwörter und Sinnsprüche 256

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

SILVANA - HEILQUELLE



Staatlich anerkannter kochsalzfreier, eisen- und kohlensäurehaltiger Kieselbrunnen der
Mariannhiller Mission G.m.b.H. Würzburg
Brunnenverwaltung Groschlattengrün i. Fichtelgeb.

Harras oder Kiste mit je 30 ganzen Flaschen zu RM. 21.—
Harras oder Kiste mit je 20 ganzen Flaschen zu RM. 14.—
Harras oder Kiste mit je 30 halben Flaschen zu RM. 10.50
Harras oder Kiste mit je 60 halben Flaschen zu RM. 21.—

An Flaschenpfand wird erhoben:
für die ganze Flasche 20 Pfennig
für die halbe Flasche 15 Pfennig
für Harras RM. 2.— für Kiste RM. 5.—

Bestellungen an

Bei Bestellungen bitte den genauen Bestimmungs-Bahnhof angeben!

Silvana - Niederlage, Reimlingen (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

70. Deutscher Katholikentag. Vom 26. bis 30. August 1931 in Nürnberg.

Das vorläufige Programm:

Mittwoch, 26. August:

20 Uhr Eröffnung des Vertretertages im Rathaussaal. Teilnehmerkarten zur Vertretertagung werden nur ausgegeben an besonders geladene Gäste vom Generalsekretariat des Zentralkomitees Paderborn, Kamp 23.

Donnerstag, 27. August:

8 Uhr feierliches Pontifikalamt zu Ehren des Hl. Geistes in der Frauenkirche für die Mitglieder des Vertretertages.

9—13 Uhr Beratungen des Vertretertages über das Thema: „Die Nöte der Gegenwart und ihre Überwindung im Geiste der hl. Elisabeth" in 5 Gruppen.

15—18 Uhr Fortsetzung der Beratungen des Vertretertages.

20 Uhr Festkonzert des „Liederkranz"-Bamberg: „Die hl. Elisabeth" von Liszt. Stadtbeleuchtung.

Freitag, 28. August:

8 Uhr feierliches Pontifikalamt zu Ehren der Gottesmutter, der Patronin der deutschen Katholikentage, in der Frauenkirche.

9—13 Uhr Fortsetzung der Beratungen des Vertretertages.

9—18 Uhr Sonderveranstaltungen der katholischen Vereine.

20 Uhr erste öffentliche Versammlung in der Festhalle im Luitpoldhain: Begrüßung, Präsidentenwahl „Die katholische Jugend und die neue Zeit."

Zum Eintritt berechtigen die Mitgliedskarten und die Tageskarten, für Sitzplätze besondere Preise.

Samstag, 29. August:

8 Uhr feierliches Pontifikalrequiem für die verstorbenen Mitglieder der Katholikentage.

10 Uhr geschlossene Mitgliederversammlung im Rathaussaal; Bericht über den Vertretertag. Zum Eintritt berechtigt nur die Mitgliedskarte, Sitzplätze frei.

9—18 Uhr Sonderveranstaltungen der katholischen Vereine.

20 Uhr zweite öffentliche Versammlung in der Festhalle im Luitpoldhain. „Auf den Pfaden der hl. Elisabeth." — „Katholische Kultur und deutsches Volkstum." — Eintritt wie bei der ersten öffentlichen Versammlung.

Sonntag, 30. August:

9 Uhr Festpredigt und feierliche Pontifikalmesse im Stadion (Kampfbahn). — Als Ausweis zum Eintritt dient das Festabzeichen, außerdem stehen 2000 reservierte und nummerierte Sitzplätze zu je 2 RM. zur Verfügung. Anschließend an den Festgottesdienst Arbeiter-, Bauern- und Männerversammlung im Stadion. Nachmittags: Großer Jugendfestzug. Jugendkundgebung im Stadion (Kampfbahn).

16.30 Uhr große öffentliche Schlußversammlung im Stadion (Kampfbahn). „Der Christ in den sozialen Nöten der Gegenwart." — Eintritt wie bei der ersten öffentlichen Versammlung; außerdem stehen noch 2000 reservierte und nummerierte Sitzplätze zu je 2 RM. zur Verfügung.

20 Uhr Festkommers der vereinigten kathol. Studentenverbände in der Festhalle im Luitpoldhain. Festkonzert des Münchener Domchores. Stadtbeleuchtung.

Montag, 31. August:

Dankwallfahrt nach Bamberg. Festoper im städt. Opernhaus am Ring.

Übersicht über die Klöster- und Kirchenzerstörungen in Spanien. Kathol. Blätter bringen folgende Übersicht über die jüngsten Kirchenstürme in Spanien und die dabei zerstörten Besitzungen religiöser Orden und Gemeinschaften:

Häuser der Gesellschaft Jesu. 1. In Madrid wurde das große Ordenshaus mit der angrenzenden Kirche, wo die Gebeine des hl. Franz von Borgia ruhten, angezündet und vollständig verbrannt. Ferner wurde dort das große technische Institut der Jesuiten zur Ausbildung von Ingenieuren, Werkmeistern und Arbeitern verbrannt. In Malaga wurde die Residenz, in Sevilla das Kolleg, in Alicante ein Exerzitienhaus angezündet, in dem auch ein Institut zur Heranbildung von Arbeiterkindern unter Leitung der Jesuiten blühte.

2. Andere Häuser wurden geplündert, davon einige mit wirklichem Vandalismus. Genauer gesagt folgende: a) die Kollegs von Malaga, Valencia, Chamertin; b) die Residenzen von Cadix, Jerez, Sevilla, Alicante und Valencia. In der Residenz von Sevilla erhielten 300 Arbeiter vollkommen kostenlos Unterricht, der von 20 Lehrern erteilt wurde. Zwei Abteilungen der Marianischen Kongregation, eine für Arbeitslose, die andere zur Unterstützung von Gefangenen, bestanden nicht ohne Erfolg, da 120 Gefangene auf diese Art gerettet werden konnten. Die Jesuiten wurden gezwungen, einige weitere Häuser zu verlassen, zum Teil, weil von den Aufrührern mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Brandstiftung gedroht wurde: a) die drei Noviziate von Aranjuez, Gandia und Salamanca und das Terziat von Manresa; b) die Kollegien von Orihuela und Gijon und das Schriftstellerheim von Madrid. Alle Novizen sind in ihr Noviziat zurückgekehrt; alle sind in ihrer Absicht bestärkt, ihrer Berufung treu zu bleiben.

3. In Katalonien und in den baskischen Provinzen haben die Häuser der Jesuiten — soweit bisher bekannt — nichts zu leiden gehabt. In anderen Orten, wie z. B. in Saragossa, wurden die Niederlassungen bedroht, aber von Freunden des Ordens mit Erfolg verteidigt. Indessen besteht nach den letzten Meldungen auch dort die Gefahr der Vertreibung.

4. Es scheint, daß niemand bei den Brandschatzungen ums Leben gekommen ist, daß jedoch mehrere verwundet und mißhandelt worden sind. Das Leben des P. Torres, des Superiors des Ordenshauses von Madrid und Direktors der großen Kongregation del Pilar, wurde von einem heldenmütigen jungen Manne gerettet, der ihn unter den größten Gefahren durch die Menge an einen sicheren Ort brachte.

Häuser anderer Orden. Man sagt, daß im ganzen zwischen 100 und 200 Ordenshäuser verbrannt worden sind. Diesbezüglich folgende Einzelheiten:

1. Dominikaner: Drei Häuser verbrannt. 2. Kapuziner: a) Das Kloster von Valencia geplündert. b) Zwei oder drei Häuser in Andalusien verbrannt. Ein Teil der Gemeinschaften dieser Gegenden hat sich auflösen müssen. 3. Karmeliter: Ihre große Residenz in Madrid, berühmt durch die Bibliothek und die kritischen Studien über die Werke der hl. Theresia, wurde verbrannt. Man hat keine Hoffnung, daß die Manuskripte und alten Ausgaben von einzigartigem Wert gerettet werden konnten. Ihr Haus in Alicante wurde ebenfalls verbrannt. 4. Salesianer: Mehrere Häuser, u. a. das große Kolleg von Alicante, wurden verbrannt. 5. Den christlichen Schulbrüdern, die so viel für das Wohl der Armen getan haben, wurde das schöne Kolleg in Madrid verbrannt. 6. Die Schwestern der Gesellschaft Mariens (Notre Dame) mußten ihre Klöster in Pueblo Nuevo (Barcelona), Manresa, Lerida, Saragossa, Sanlucar de Barrameda, Madrid, Coruna und Jerez de la Frontera verlassen. infolgedessen mußten sie den Unterricht, den sie zum großen Teil den Armen erteilten, unterbrechen. Ihr neues Kolleg in Alicante, das 1929 erbaut ist, wurde verbrannt; die Schwestern mußten sich in aller Eile in Sicherheit bringen; von ihrer Habe konnten sie nichts retten.

7. Die Schwestern vom heiligsten Herzen haben durch Feuersbrunst ihr großes Haus vom heiligsten Herzen in Charmartin bei Madrid verloren. Eine Nonne, die drei Tage zuvor die Sterbesakramente empfangen hatte, sollte in einem Auto fortgebracht werden; dieses wurde jedoch verhindert und die arme Sterbende mußte auf einer Matratze zu ebener Erde vor dem in Flammen stehenden Hause hingelegt werden; am folgenden Tage wurde sie mit Hilfe des Roten Kreuzes nach Frankreich geschaft; sie erregte überall tiefes Mitleid. Das ganze Gebäude wurde zerstört; nur die Statue des heiligsten Herzens blieb unversehrt und beherrscht die Ruine. In Madrid selbst hatte man bereits das Externat des Klosters vom heiligsten Herzen angezündet. Da erschien die Mutter Oberin, um mit ausgestreckten Armen um Mitleid für die Schülerinnen und die bejahrten Schwestern zu bitten. Das Feuer wurde gelöscht und die Schwestern verließen das Kloster in Laienkleidern, um bei befreundeten Familien Schutz zu suchen. 8. In der Stadt Alicante allein wurden verbrannt: a) das Kolleg der Salesianer, b) das Haus der Franziskaner, c) das Haus der Karmeliter, d) die Pfarrei Benalica, e) das Exerzitienhaus der Jesuiten, f) das Pensionat der Oblaten-Schwestern, g) das neue Kolleg der Schwestern der Gesellschaft Mariens (Notre Dame). In derselben Stadt wurden verwüstet: a) das bischöfliche Palais, b) die Kirche des Karmel, c) die Residenz der Jesuiten, d) das Pensionat der Augustinerinnen, e) das Kolleg der Jesu-Mariä-Schwestern, f) das Kolleg der Maristen.

Negerkämpfe in Südafrika. Einer Meldung aus Durban (Südafrika) zufolge wurden in der Nähe von Sranskop (Natal) 14 Eingeborene getötet. Angehörige des Hlongwa-Stammes wurden bei einer Hochzeitsfeierlichkeit von Mitgliedern des Amabomvu-Stammes, die sich im Schutze der Nacht in das Dorf eingeschlichen hatten, plötzlich überfallen. Die Angreifer setzten eine Hütte, in der ein Teil der Hochzeitsgäste Zuflucht gesucht hatte, in Brand und tötete den, der es versuchte, dem Brande zu entfliehen. Es scheint, daß sich die Angreifer für die Entführung der Braut aus ihrem Stamme haben rächen wollen.

Der Wahrheit die Ehre. Tausende von Kinobesuchern haben im letzten Jahre den in seiner Art großartigen Ton- und Sprechfilm „Atlantic" bewundert. Der Film stellt den Untergang des eng-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 8 August 1931 49. Jahrgang

Maria Himmelfahrt

„Wie? Die Jungfrau zu verehren,
Nahet ihr im Leidgewand?
Darf der Tod den Leib verzehren,
Der nie einen Fehl gekannt?

Hört den Ferngesang zur Leier,
Seht der Wolken gold'ne Zier!
Sucht im Grabe! Nur den Schleier
Und den Gürtel findet ihr.

Weinet nicht! In ew'gen Treuen
Bleibt ihr Herz euch zugetan,
Und von ihren Rosen streuen
Wir zum Trost auf eu're Bahn.

Eilet, führt die hirtenlosen
Schafe in die Kirche ein,
Und bekränzet mit den Rosen
Jesu Kreuz und Opferstein!"

(Aus Marienleben. P. Theob. Masarey O. M. C.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maria Himmelfahrt

15. August

Einst hatte Maria auf Erden Marthadienst geleistet, war doch ihr Leben das einer vielbeschäftigten Hausfrau. Das stille Heim von Nazareth konnte von ihrer Hände Arbeit erzählen. Aber ihr Herz war bei Gott! Ohne die übertriebenen Marthasorgen und engherzigen Marthawünsche diente sie schlicht und selbstlos in allem dem Heiland.

Nun ist sie im Himmel. Nach den Mühen, die aller Sterblichen vergänglicher Anteil sind, hat sie ewige „Marienruhe" an Jesu Seite erlangt. So ist sie erst ganz und ausschließlich „Maria." Ihr Marthaberuf, den sie mit uns und für uns getragen hat, ist vorüber. Himmelfahrtstag eröffnet den Ausblick auf ewiges, ungeteiltes „Marienleben."

Die Kirche vernimmt heute ein Echo von dem Jubellied der Engel, die unsere Mutter jetzt in ihrer Seligkeit umschweben. Es soll in unseren Herzen treuen Widerhall finden! Mehr als den Engeln gehört Maria auch im Himmel uns noch an. Auch unser mühevolles und opferreiches Marthaleben ehrt Maria. Sie verschmäht die schwache Hingabe, mit der wir dem Heiland zu dienen suchen, neben dem glückdurchströmten Singen der Engel nicht, die jetzt unsichtbar auch das eucharistische Opfer Christi umgeben.

Mutter, in deiner Himmelsseligkeit hilf uns, einst an Reinheit und Heiligkeit deinen Engeln gleich, ewige Jubellieder dem Heiland und dir singen zu dürfen!

Die Himmelskönigin hat auf Erden für ihre ewige Seligkeit gearbeitet und geopfert. Durch ein Leben treuer Gottesliebe und emsiger Dienstbeflissenheit hat die „Magd des Herrn" sich den „besten Teil" erwählt, der immer ihr glückliches Los sein wird. Heute sehen wir die Vollendung und Krönung ihrer Diesseitsmühen. Niemand zweifelt mehr, daß Marias Anteil hier und dort doch der beste sei, mag sie auch noch so oft verachtete und unbekannte Pfade gewandelt sein.

O Christ, Marienkind! Schau auf die Himmelsruhe am Herzen Gottes und der heiligen Mutter, wenn dir vom Kommuniontisch weg wieder die Unruhe, die Sorge des Alltags dräut. Sei mutig entschlossen, so schwer die Zeit auch sei, für dein ewiges Himmelslos zu arbeiten und zu leiden! Es gilt die Seligkeit, die Maria, deine Mutter, schon genießt. Nach kurzer Erquickung beim eucharistischen Heiland laß dich nicht durch Bosheit und Wahnwitz der Welt enttäuschen. Harre aus, bis du das Marienglück gefunden, das kein Krieg, kein Umsturz, kein Alter dir wieder nehmen kann.

Und heute beten wir am Ende der Messe mit dem Priester zum gütigen Gott, „daß er durch die Fürsprache der großen Mutter uns Gäste am himmlischen Mahle vor allen Übeln bewahre, die den Erdenpilgern noch drohen." (Postkommunio des Festes). — d —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Photo: Hanfstängl, München

Guido Reni: Mariä Himmelfahrt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

August

Von M. A.

Mit Spannung lauschten wir in seligen Kindertagen der Parabel vom barmherzigen Samaritan. Jedes Jahr hörten wir sie mit demselben, nein, mit neuem Interesse. Sie ist uns ja erzählt mit den Worten des besten Lehrmeisters, der je über die Erde ging. So einfach, so klar traten die Ereignisse vor unsere Seele: „Es ging ein Mann von Jerusalem nach Jericho." Wir sahen ihn wandern auf einsamer Gebirgsstraße, schweiß- und staubbedeckt. „Er fiel unter die Räuber." Das war so recht für die kindliche Phantasie. Schwarzvermummte Gestalten sahen wir hinter Baum und Busch und aus Felsenklüften hervorkommen, mit gewaltigen Prügeln fielen sie über den Wehrlosen her, zogen ihn aus, schlugen ihn wund. Halbtot ließen sie ihn liegen und verschwanden wieder in der Bergwildnis. O, der Arme! Aus klaffenden Wunden floß das Blut, färbte und feuchtete den Boden. Wie mögen seine Augen brennend Ausschau gehalten haben nach Hilfe und Rettung! Wir freuten uns mit dem Schwerverwundeten, daß ein Priester denselben Weg kam. Ob er ihn wohl bemerkt? Ja, „er sah ihn, doch er ging vorüber."

Unbegreiflich schien das unserm kindlichen Denken und Fühlen. Doch da kam ja noch einer, ein Levit. Ob der sich wohl erbarmt? Vergebens hatten wir gehofft. Nun ist wohl alles vorbei! Der Ärmste muß sein Leben verlassen enden. Wie erleichtert atmeten wir aber auf, da es hieß, „da kam ein reisender Samaritan, sah ihn, ward von Mitleid gerührt, trat zu ihm hin, goß Wein und Öl in seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein Lasttier und brachte ihn in die nächste Herberge." Nun wird alles wieder gut werden. So unser frühestes Denken. Und mit den Jahren ging uns auch immer mehr das andere Verständnis auf. „Welches von den dreien scheint dir der Nächste desjenigen zu sein, der unter die Räuber fiel?" So selbstverständlich schien uns bald die Antwort: „Der, welcher Barmherzigkeit getan hat."

Jahrzehnte gingen vielleicht seit jenen Kindertagen. Wer nicht nur mit den Ohren, sondern mit williger Seele auf die heiligen Worte der Parabel lauscht, dem klingen und schwingen sie jährlich tiefer und tiefer in die Seele, vor allem das gewaltige, fordernde und zwingende Schlußwort: „Geh' hin und tue desgleichen", übe Barmherzigkeit!

Viele, gar viele möchten sich einreden, das ist nicht mein Beruf. Wofür gibt es denn Armen- und Krankenhäuser, Fürsorgeanstalten, charitative Vereine jeglicher Art? Sie haben sich zur Aufgabe gesetzt, der Menschheit zu helfen. Und dann all die sozialen Gesetze ohne Zahl!

Da fällt mir eine Sage ein. In der Nähe des alten Rom fand sich eine tiefe Erdspalte, die schon vielen zum Verderben geworden. Es ging die Sage, das Beste müßte man hineinwerfen, dann würde sie sich schließen. Und so warfen die Römer ihre kostbarsten Kleinodien hinein, doch sie schloß sich nicht. Da war ein edler Jüngling, dem ging der Sinn der Sage leuchtend auf. Er stürzte sich hinein, opferte sich aus reiner, selbstloser Liebe und gleich schloß sich über ihm die Spalte. . . ."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Doré: Der barmherzige Samariter

Gähnt nicht zwischen der Menschheit von heute ein unheilbringender, tiefer Abgrund. Welch ein Klassen- und Ständehaß, wieviel klaffende und schroffe Gegensätze! Man will helfen. Gründet Verein um Verein, stellt Gesetze auf und hofft dadurch die Kluft zu schließen. Vergebliches Bemühen, weil sooft das Beste fehlt, die Liebe. Die barmherzige, selbstlose, dienende Liebe muß hineingeworfen werden in den Abgrund, sie wird ihn schließen, wird die Menschenherzen verbinden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Du fragst, was kann ich einzelner da tun? O, viel, sehr viel. Auf die Liebe jedes einzelnen kommt es an. Sind nicht alle Menschen Wanderer, die gleich dem Manne im Evangelium von Jerusalem nach Jericho gehen? Sie sind gleich diesem vielen Gefahren ausgesetzt. Schau sie dir einmal an, alle die dir begegnen auf dem Lebensweg, schau sie an mit dem Tiefenblick, mit verstehender Seele. Gewiß, du kannst nicht allen helfen. Das wäre ein töricht Wollen und Hoffen. Doch dem einen oder dem anderen kannst du Barmherzigkeit tun. Oft schon hilft ein Geldstück, ein Mittagessen in Liebe gegeben dem andern über die nächste leibliche Not. Manchmal gibt ihm diese scheinbar kleine Hilfe wieder den Glauben an die Menschengüte. Nie wieder werde ich den dankbar leuchtenden Blick vergessen, der mir einst aus dem wettergebräunten, leidgefurchten Gesichte eines arbeitslosen Handwerksburschen entgegenstrahlte. Es war bitterkalter Winter. Da kam er in sehr dürftiger Kleidung frostzitternd an unsere Türe. Aus den tiefgelegenen Augen schrie der Hunger, nicht nur der leibliche, nein, auch der Hunger nach Güte und Verstehen. Ein Plätzchen in der wohligen Stube, eine Erquickung, ein warmes Kleidungsstück, ein paar mitfühlende, liebende Worte und sein innerer Groll, seine Verbitterung gegen alle Besitzenden schmolz wie der Schnee an seinen durchlöcherten Schuhen. Und in seinem Händedruck lag mehr als Dank, da lag wieder Mut und Vertrauen und aus seinen Augen sprach wieder Glauben an Menschen- und Gottesgüte.

Du kannst vielleicht einem Arbeitslosen Erwerb verschaffen, das ist noch besser als klingende Münze.

Manchmal kannst du vielleicht Weggenosse sein. Frage nicht: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ Du bist nicht nur verantwortlich für deine Seele. Du wirst einmal mehr oder weniger Rechenschaft ablegen müssen für die Seelen jener, mit denen dich das Leben zusammengeführt.

Vielleicht fiel dein Nächster unter die Räuber, weil du nicht in selbstloser Liebe gewacht. Er blieb halbtot liegen, weil du nicht den Wein der Liebe und das Öl der Barmherzigkeit in seine Wunden geträufelt. Er zerbrach am Leben, weil du ihm zuvor den Glauben an Liebe und Treue zerbrochen. Was willst du dem Ewigen sagen, wenn er seine Seele einst von dir fordert?

Du zählst vielleicht auf all die Guttaten deines Lebens, all die Hilfeleistungen· Jeden Sonntag wirfst du eine klingende Münze in den Opferstock; du hast eine große Summe auf öffentlicher Liste gezeichnet; du machst regelmäßig Besuche in Krankenhäusern und Spitälern, bist Mitglied in mehreren charitativen Vereinen usw.

O ja, viel hast du getan. Hattest immer das Wort Barmherzigkeit auf den Lippen. Doch trugst du sie auch in tiefer Seele? Ich meine jene Barmherzigkeit, die gibt, ohne daß der Empfänger es als Geschenk empfindet, die gibt ohne Ersatz, ohne Dank, ohne Lob zu erwarten. Die um so glücklicher ist, um so lieber schenkt, je verborgener ihr reiches Geben bleibt. Jene Barmherzigkeit meine ich, die auch persönliche Opfer bringt. Wie tat der barmherzige Samaritan? Er frug nicht nach Name und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stand des Hilfsbedürftigen, kümmerte sich nicht, ob der ihm einst danken werde, er nannte auch dem Wirte nicht den eigenen Namen. Nur eines tat er: Er half in selbstloser, heiliger Liebe. „Geh' hin und tue desgleichen. . . .!"

Moschesch, der Begründer des Basutoreiches

(Fortsetzung)

In den Missionaren hatte Moschesch die Freunde gefunden, die er suchte. Sie standen ihm bei mit ihrem Rat und lehrten ihn die Weißen verstehen; schrieben seine Berichte an die europäische Behörde, wobei sie in denselben die Wendungen und Ausdrücke seiner Sprache beibehielten. Sie freuten sich an seinem edlen Mut, seiner reichen Erfahrung, an der Art, wie er seine Regierungsgeschäfte erledigte und an seiner liebevollen Freundschaft, die er ihnen erwies. Diese engen Beziehungen zwischen Häuptling und Missionaren schlugen für den ganzen Stamm zum Segen aus.

Mit den Jahren wurden die Verhältnisse in den umliegenden Gebieten verworrener. Regierungswechsel in der Kapkolonie veranlaßte die Buren zu dem berühmten großen Zuge nach Norden, in die von Tschaka verwüsteten Gebiete. Auch um die Grenzen des Basutolandes begann man sich zu streiten. Moschesch war bereit, Siedler in sein Gebiet aufzunehmen, doch sollten diese sich stets bewußt bleiben, daß sie nur als Gäste Aufnahme fanden. Als man aber von ihm die Übergabe von Land, das er sein Eigentum nannte, erzwingen wollte, ließ ein Streit sich länger nicht vermeiden. Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als undisziplinierte Banden das Land durchzogen und nach Belieben plünderten und raubten. Zur Verwirrung trug noch der Umstand bei, daß man garnicht wußte, wie sich die englische Behörde zu den wandernden Buren stellte. Strafexpeditionen, die im Stammesgebiet nach Verbrechern fahndeten, trugen ebenfalls zur Erbitterung bei. Als Belästigung empfand man auch das zeitweilige Erscheinen von hohen Regierungsbeamten, die über Verträge und Abkommen verhandelten und sich um die Herstellung von Landkarten bemühten.

Mit den Buren stand Moschesch meist auf Kriegsfuße, doch mit den englischen Behörden kam er lange in Frieden aus, so daß ein Statthalter der Kapkolonie über ihn schreiben konnte: „Moschesch ist der weitblickendste und aufrichtigste Häuptling ganz Südafrikas, der es verdient, daß man ihm Vertrauen und Achtung entgegenbringt."

Moschesch suchte die Negerstämme zu vereinigen und sammelte sie zum geschlossenen Vorgehen gegen die Übergriffe der neuen Siedler. Die englischen Behörden der Kapkolonie bat er um Hilfe, ja, er wandte sich sogar an die englische Königin. Zuweilen half man ihm, zuweilen auch nicht. Obgleich Moschesch in Kriegen, die ihm aufgezwungen wurden, fast immer siegreich war, so schätzte er den Frieden und die Freundschaft doch höher als den Sieg. Die Geschichte von der Schlacht bei Berea gibt uns einen tiefen Einblick sowohl in die Sorgen des Häuptlings, wie auch in sein weises Verhalten in einer erfolggekrönten Stunde.

Die Kapkolonie hatte einen anderen Statthalter erhalten. Sogleich beklagten sich die Buren bitter darüber, daß die Räubereien der Basutos überhand nähmen. Die Klage war mit Recht vorgebracht, obgleich Moschesch in keiner Weise mit den Ausschreitungen etwas zu tun hatte, ja diese sogar untersagte. Nun forderte die Behörde Wiedererstattung des Geraubten und legte dem Volke dazu noch eine schwere Strafe auf. Sie ließ auch Truppen rings um den Bereaberg aufmarschieren, die die Zahlung von den Basutos erzwingen sollten. Innerhalb von drei Tagen sollten 10 000 Stück Vieh und 1000 Pferde zur Stelle sein.

Sowohl Moschesch wie auch die Missionare waren von der Unmöglichkeit der Leistung überzeugt, da das Vieh in so kurzer Zeit nicht zusammengebracht werden konnte. Moschesch übersandte nun ein Drittel des Geforderten und wartete das Weitere ab. Die Truppen von der Kapkolonie brachen von der Missions-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

station, die unterhalb von Thaba-Bosiu lag, auf und rückten in drei Kolonnen vor. Die erste blieb im Hinterhalt stehen, da sie die Viehherden mit sich führte, die zweite rückte zum Angriff vor und die dritte suchte in den Felsenklüften Deckung, wo sie die ganze Nacht hindurch blieb. Da aber am nächsten Morgen der gewünschte Erfolg des Angriffes ausblieb, zogen sich alle drei Kolonnen zu ihrem Ausgangspunkte zurück. Droben auf dem Kamme des Bereaberges bewegten sich Krieger des Basutovolkes und beobachteten den Rückzug des Feindes in der Ebene. Alle fühlten, daß der Sieg auf Seiten der Basutos war. Doch Moschesch dachte an keinen Siegesjubel, denn er wußte, daß sein Volk durch die Räubereien Unrecht begangen hatte, das durch diesen Sieg der Waffen noch nicht gut gemacht war. Um Mitternacht ließ er einen Missionar zu sich rufen und diktierte ihm folgenden Brief an den Statthalter:

Thaba-Bosiu, Mitternacht des 20. Dez. 1852

Eure Exzellenz! Heute haben Sie gegen mich gekämpft und viel Vieh hinweggenommen. Da Sie wegen der Entschädigung der Buren gegen uns zu Felde gezogen sind, so bitte ich Sie nun damit zufrieden zu sein, was Sie erreicht haben. Ich bitte um Frieden. Sie haben uns gestraft. Es mag genügen, darum bitte ich Sie. Schauen Sie mich nicht weiterhin als einen Feind der Königin an. Ich will alles versuchen, um mein Volk in Zukunft in Ordnung zu halten.

Ihr ergebener Diener Moschesch.

Daraufhin ließ der Statthalter alle Truppen den Rückzug antreten und es erfolgte kein weiterer Angriff. Manche hielten es für einen Mißgriff, daß der Statthalter den Ölzweig, den Moschesch ihm anbot, annahm. Doch stimmen nur noch sehr wenige dieser Ansicht bei.

In späteren Jahren, als das Basutoland von allen Seiten bedrängt wurde, ging Moschesch auch nicht immer gerade Wege. Sein Selbsterhaltungstrieb war im Alter ungebührlich gesteigert. Doch der Hauptgrund dazu liegt in den Wirrnissen der Zeit, denen Moschesch ebenfalls seinen Tribut zollte. Er hielt nicht alle seine Versprechen und führte nicht alle seine Unternehmungen zu Ende. Doch er war nicht allein, der in jener Zeit Fehler machte. Das zähe Festhalten des Häuptlings an der Unabhängigkeit des Basutolandes war manchem ein Dorn im Auge. Ebenso nahmen auch viele Anstoß an seiner Ausdauer, mit der er sein kleines Volk durch alle Gefahren hindurchlenkte, bis er es unter den direkten Schutz der britischen Krone gebracht hatte, und so es vor der Auflösung bewahrte.

Was die innere Regierung anbelangt, so war Moschesch ein weiser Regent, der sein unabhängiges und etwas ungestümes Völkchen in Gerechtigkeit und Güte zu leiten wußte. Er gab ihm gesunde Gesetze, förderte die Erziehung und belebte den Handel. Doch suchte er die Einfuhr von Alkohol zu verhindern. Er leitete seine Leute zum Nachdenken an, damit sie sich bei Beratungen im Interesse des Gemeinwohls mit Erfolg und Nutzen beteiligen konnten. Unter seiner Leitung erlangte der Pitso oder die Volksversammlung eine Machtstellung, die sich bis heute fast unvermindert erhalten hat. Nichts erstrebte er zur eigenen Bereicherung. Das Wohl seines Volkes war das Ziel aller seiner Arbeit. Und diese Arbeit war nicht vergeblich. Selbst weiße Regierungsbeamte haben sich oft und oft bewundernd über das Geschick geäußert, mit dem er sich durch alle Zeitenwirren hindurchfand.

Von seinem Volke wurde Moschesch hoch verehrt und durfte die Leitung über dasselbe fast bis zum Ende seiner Tage in Händen haben. Als er endlich vom Alter geschwächt und halb blind am Ende seiner Kraft stand, gab er seine Regierung auf. Seine Söhne übernahmen nun die Leitung des Staates. Der alte Mann, nur noch ein Schatten seiner einstigen Kraft und Größe lebte nur noch kurze Zeit. Endlich im Jahre 1870 starb er in einem Alter von über 70 Jahren.

Nun leuchtete sein Ruhmesglanz noch einmal auf. Die Basutos begannen nun alle seine Großtaten aufzuzählen, die er zum Wohle ihrer Nation vollbracht hatte. Sie gedachten auch der selbstlosen Arbeit ihres Häuptlings. Und wieder ward Moschesch der gefeierte Held des Volkes, wieder herrschte er in allen Herzen und noch heute lebt im Herzen dieses Volkes Moschesch, der Begründer der Basutonation.

Heute wird das Basutovolk von Griffith, einem Sohne des großen Häuptlings regiert, der ein guter Katholik ist. Unter seinem Schutze arbeiten die Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis Mariä mit großem Erfolg an der Missionierung des Landes. Die in Natal lebenden Basutos werden von den Mariannhiller Missionaren auf den Stationen Mariazell, Marialinden u. a. seelsorglich betreut.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionspost

Polygamie bei den Matabele

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM., Empandeni (Bulawayo)

Das Volk, das die ausgedehnte Missionsfarm von Empandeni und deren Umgebung bewohnt, ist kein reines Rassenvolk, sondern ein Mischvolk, vielfach zum Unterschied von den Matabele, Amakalanyas genannt. Im ganzen Volk aber, ob reine Matabele oder Amakalanyas, bleibt sich ganz gleich, ist die Vielweiberei sehr eingebürgert und bildet ein Haupthindernis gegen das Durchdringen des Christentums. Auch christliche Ehemänner kommen leicht in Versuchung, ihren Glauben beiseite zu setzen und in dieses Laster zu fallen, was natürlich dann die Notwendigkeit im Gefolge hat, die Missionsfarm verlassen zu müssen. So findet man in dem Taufbuch viele Heiraten verzeichnet und die Familie ist nicht mehr zu finden, sie ist ausgezogen: warum? Die Antwort lautet fast regelmäßig „Vielweiberei." Da aber zum Heiraten immer zwei gehören, so liegt hier der Fehler bei beiden Geschlechtern. Der bekannte verstorbene Missionar



Unser Hochwst. P. General mit den Brüdern der Vertretung in Linz

P. Fräßle, S. C. J., schreibt in seinem Buche über seine Kongo-Mission: „Alter Makulu, deine Weissagung erfüllt sich: Mit der Vielweiberei wird es zu Ende gehen — — —; denn ihr werdet keine Mädchen mehr finden, die sich kaufen lassen." Diesen Satz Fräßle's können wir in unserer Mission nicht anwenden; denn selbst kath. Mädchen und Frauen leihen nur zu willig der Versuchung ihr Ohr und lassen sich als so und so vieltes Weib verschachern.

Was ist nun der Grund dieses Übels unter diesem Volke? Sinnlichkeit ist es wohl zum Teil, aber sie ist durchaus nicht ausschlaggebend; denn wahrhaft sittlich auf diesem Gebiete steht dieses Volk nicht tiefer, wenn auch nicht höher als irgend ein anderes Volk, europäische Völker nicht ausgenommen. Der Hauptgrund liegt wohl in der Bequemlichkeit des Mannes und dessen zu großem Reichtume. Er muß eben mehr Weiber nehmen, weil er eben für mehr als eine Arbeit hat. Oder seine erste Frau ist schon zu alt, daher braucht er eine junge Kraft. Mägde gibt es nicht, also muß eine junge Frau her, die noch tüchtig arbeiten kann.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Derselbe Fall tritt ein, wenn die Frau unheilbar krank wird. Das ist auch der Grund, warum selbst kath. Frauen nichts dagegen haben, wenn der Mann eine zweite Frau nimmt; denn geteilte Arbeit ist halbe Arbeit.

So war das ein wichtiger Beratungspunkt, als ich neulich im Bulekraal war, wo wir dieses Jahr eine Schule errichteten. „Ja, was ist es mit den Mädchen, die da lernen und dann schließlich getauft werden, kann man die verheiraten?" — „Ja, selbstverständlich könnt ihr die verheiraten, natürlich aber nur mit einem christlichen Burschen." — „Ja, was aber, wenn von uns einer — natürlich zu seinen anderen Frauen dazu — noch ein junges Weib haben will und ein Mädchen freit?" — „Ja, das geht natürlich nicht." Es war mir wirklich sehr belustigend, wenn ich diese alten, zahnluckigen, „wunderschönen" Bräutigame betrachtete, die noch junge Mädchen freien wollten. O ihr glücklichen Bräute! Als ich sie aber tröstete, daß noch lange nicht jedes Mädchen, das jetzt lerne, auch getauft werde, sondern daß es auch ihr Vater zugeben müsse, da waren sie wieder zufrieden. Man müßte eigentlich lachen, wenn es letzten Endes nicht so unsagbar traurig wäre. Die Vielweiberei macht den Menschen doch wirklich zum Tiere und läßt die Gottesidee der Schöpfungsgemeinschaft zwischen Eltern und dem allmächtigen Gott ganz in seiner Seele ersterben.

Und was kann man tun, um diese Zustände abzuschaffen? Mokulu aus P. Fräßle's Buch hat uns den Weg gewiesen. Es darf keine Mädchen und Frauen mehr geben, die sich noch für die Vielweiberei hergeben. Dann aber muß die religiöse Erziehung gerade der Frauen- und Mädchenwelt im Mittelpunkt unserer Missionstätigkeit stehen, dann muß der Liliengarten der unbefleckt bewahrten Keuschheit auch hier zu blühen anfangen, so wie wir es überall in den Mariannhiller Missionen finden. Es muß durch tiefe religiöse Erziehung der Mädchenwelt auch hier die Möglichkeit, Eingeborenen-Schwestern heranzuziehen, gegeben sein. Ein besseres Christentum, das ist das Mittel, nicht Säuberung der Missionsfarm von allen korupten Elementen. Es ist ja sicher nicht zu verwerfen, im Gegenteil, wenn das Mutterbedürfnis der Mädchenwelt ein großes ist und jede es als ihr Ideal betrachtet. Es ist das ein Zeichen sittlichen Hochstandes im Gegensatz zu Europa mit seiner Kinderscheu. Das aber muß der christliche Geist schaffen, daß sie dabei den Weg des Willens Gottes wählen, d. h. in der rechtmäßigen Ehe allein ihre Sehnsucht nach dem Kinde zu erfüllen trachten. Aber auch ein noch höheres Ideal darf wenigstens einem echt christlichen Volke nicht ganz fremd sein, seinen Leib anstatt Gott hinzugeben im Dienste des Schöpfers als Vater und Mutter, seinen Leib zu kreuzigen in ständiger Enthaltsamkeit, um ihn als wahres Brandopfer Gott dem Herrn darzubringen. Daß diese Ideen dem Volke hier einstweilen noch ganz fehlen, ist zum Teil auch die Schuld der Theorie, die bisher hier leitend war in der Missionierung, daß der Eingeborene zu einem eigentlichen Tugendstreben gar nicht fähig sei. Ordensberufe wäre nur etwas für Weiße, aber nicht für Schwarze. So hat mir vor kurzem ein sonst ganz braves Mädchen, das schon mehrere Jahre hier bei den Schwestern lebt, auf die Frage ob sie nicht Schwester werden wolle, zur Antwort gegeben: „Ich bin doch ein schwarzes Mädchen." Ja, Erziehung zu wahrer christlicher Schamhaftigkeit und Keuschheit, das ist wohl das einzige Mittel zur Abschaffung der Vielweiberei, daß es eben nur noch überzeugte christliche Frauen und Mädchen gibt, die den nötigen Martyrermut haben, sich auf keinen Fall, selbst bei Todesgefahr, für die entwürdigende Vielweiberei herzugeben. Damit das gelinge, bitten wir um das Gebet der Missionsfreunde.

Herz Jesu-Sonntag in der Mission

Von P. Karl Kräutle, RMM., Lourdes

Eine dreitägige Missionstour liegt hinter uns. Bin erst kurze Zeit in der Mission — also noch ein Neuling, der alles noch mit anderen Augen betrachtet als ein erfahrener, langjähriger Missionar. Alles betrachtet man von der schönen Seite und von so manchem läßt man sich erfreuen, wenn man hinausreitet, seien es nur hungernde Schweinchen, die einem über den Weg laufen oder etliche große mit edel geschwungenen starken Hörnern geschmückte Ochsen, die am Wegesrand oder am Bergesabhang ihre Nahrung suchen. Man kann sich freuen selbst über ein herziges, dickes, schwarzes Baby, das zufrieden und so sicher auf dem Rücken der schwarzen Mutter sitzt wie das Kindlein zu Hause, in Deutschland, im weichen Bettchen eines netten Kinderwagens.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Diesmal also durfte ich als Gast oder Gehilfe mit einem älteren Missionar mitziehen auf eine dreitägige Missionstour. Es ist an einem Samstag, 9 Uhr vormittags. Ein plötzlicher Krankenruf beschleunigt noch unsern Aufbruch. Die Pferde stehen bereit. Die Mäntel sind aufgerollt und vorne am Sattel befestigt hängen zu beiden Seiten große Ledertaschen herab mit Meßwein, Hostien — Verpflegung — wie auf einem Marsch im Feindesland; gewiß, Heidenland ist geistiges Kriegsland. Wir sind zur Abreise bereit. Ich hole aus dem Tabernakel das Allerheiligste und lege eine Hostie in die Versehburse, schwinge mich auf's Pferd und fort geht es. Schnell liegt unsere große Station hinter uns. Mein Begleiter eilt eine Strecke voraus — ich komme nach. Es ist Vorabend des schönen Herz-Jesu-Sonntags. Meine Gedanken eilen hinüber über das weite Meer — in die heimatlichen deutschen Lande, wo dieser Tag immer mit besonderer Feierlichkeit begangen wird. Auch hier im Missionsland ist es so. Hunderte von schwarzen Christen kommen stundenweit aus den verschiedensten Richtungen herbei, um ihren religiösen Pflichten nachzukommen, um gemeinsam Herz-Jesu-Freuden zu erleben in der großen, stattlichen Mutterkirche zu Lourdes. Aber nicht alle können kommen. Darum geht der Missionar hinaus, um auch jene Menschen an den Herz-Jesu-Freuden teilnehmen zu lassen. Und die Kranken! Ja, überaus groß ist die Liebe des göttlichen Herzens Jesu. Der Heiland, der große göttliche Menschenfreund, will auch zu den entferntesten Menschen kommen. Schon bei manchem Ritt zu einem Kranken dachte ich, der Heiland will selber einmal den Weg gehen, den der Kranke in gesunden Tagen vielleicht so oft zur Missionskirche gegangen, der Heiland will selber die Hütte sehen, das Lager des Kranken, bevor dieser hinübereilt in die bessere, ewige Heimat. „Ja, kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen sind, ich will euch erquicken", so ruft der Heiland auch heute noch zu armen und verlassenen Kranken hier im Missionsland.

Aber hohe Berge geht es, hinauf, hinunter, und wieder hinan und steil wieder hinunter. Wir steigen ab und das Pferd folgt seinem Reiter. Eine schwarze Frau kommt heran und zeigt uns den Weg. Dort weit unten stehen einige Hütten. Ein junger Mann, ganz ordentlich gekleidet, wartet schon auf uns. Er führt unsere Pferde beiseite. Wir stehen vor der Hütte. Aber das laute Stöhnen einer Schwerkranken ruft uns hinein. Da liegt auf dem Boden eine junge Frau, die erst vor kurzer Zeit in den Ehestand trat. Bei unserem Erscheinen wird die Kranke ruhig. Sie ist ja ein treues Kind unserer hl. kath. Kirche und weiß ja — es kommt jetzt der Heiland und will mir helfen. Nach Empfang des hl. Bußsakramentes kommen die Angehörigen und sonstige Bekannte herein in die Hütte und setzen sich nieder, die Frauen links, die Männer rechts. Der einfache Notaltar, eine Kiste, darauf ein weißes Tuch, wird neben dem Krankenlager errichtet. Ich lege die goldene Versehburse auf das weiße Linnen, zwei Kerzen brennen, es ist alles sehr arm. Der Heiland war ja auch so arm auf die Welt gekommen, und gerade dadurch will er die Armen reich machen; reich an der Seele. Die Leute knieen jetzt nieder — der Priester spricht das „Domine, non sum dignus" und die Sterbenskranke richtet sich ein wenig empor und empfängt den Leib des Herrn. Ganz still ist es jetzt in der Hütte. Welch heiliger Augenblick! — Weit ab vom Lärm der zivilisierten Städte, in stiller Einsamkeit. Weit im Innern dieses Landes brennt die Herz-Jesu-Liebe; der Heiland nimmt Wohnung in dieser Seele. Herz Jesu-Freuden — Heilandsfreuden — leuchten nun aus den glühenden Augen der fiebernden kranken jungen Frau. Und was bedeutete für uns dieser Herz Jesu-Dienst? Den Heiland, den Freund der Kranken, das Kostbarste, was wir haben, lassen wir zurück im Herzen der Sterbenden. Wir nehmen Abschied, besteigen unsere Pferde, um Herz-Jesu-Freuden noch in weiteren Seelen zu entzünden.

Heiß brennt die Mittagssonne vom hellblauen Himmel. Immer hart bergauf geht unser Weg. Die treuen Pferde sind ihn schon längst gewöhnt. Hin und wieder kommt ein schwarzer Reiter an uns vorbei, meistens ein Heide. Doch jedermann grüßt uns freundlich und wir erwidern den Gruß. Die Schwarzen haben eine große Achtung vor ihrem Missionar. Sie wissen, daß er eine hohe, heilige Gewalt besitzt und daß er ihnen helfen will. Der Heide grüßt den Missionar, die rechte Hand nach vorne hoch erhebend, mit sakubona (unser „Guten Tag; grüß Gott!) oder nur mit 'mfandis(i), oder mit 'Nkos(i), Herr; letzterer Name gilt gewöhnlich dem Häuptling. Aber wie ganz anders lautet der Gruß von Christen, Männern, Frauen und Kindern. Da kommen Schulkinder des Weges. Schon von weitem grüßen sie ihren Baba gemeinsam und laut mit dem schönen kathol. Gruß: „Madunyiswe u Jesu 'Kristo — Gelobt sei Jesus Christus!" Der Missionar sagt: „Kuze kube pakade — in Ewigkeit." Die Kinder sagen dann gemein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sam: „Amen." Ist das nicht etwas so Schönes und Nachahmenswertes! Darum sei es ein Apell vor allem an die missionstreuen und missionsbegeisterten Kinder in deutschen Landen: Grüßt mit den schwarzen Christenkindern eure Priester in Stadt und Dorf mit dem schönen katholischen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus."

Unsere Reise geht weiter. Da und dort sehe ich am Bergesabhang einige Hütten, die von ferne aussehen wie große Bienenkörbe. Ich frage meinen Begleiter: „Wohnen dort Christen?" „Nein", lautet kurz die Antwort, „das sind Heiden!" Bald aber erreichen wir das Gebiet, wo unsere schwarzen Christen wohnen. Dort weit drüben am Fuß des hohen Berges in Ensigeni, so heißt man das Gebiet, sehe ich das stattliche Missionskirchlein.



Unsere diesjährigen Afrikamissionare
Von links nach rechts:
Br. Richard, P. **Buchard**, P. **Eder**, **Br. Tarsitius**

Um 3 Uhr nachmittags kommen wir müde dort an. Wir schreiten zur Kirche. Da kommt ein schwarzer, gut gekleideter Mann uns entgegen. Das muß was besseres sein, dachte ich mir; denn er trägt einen eleganten Frack und einen hohen Stehkragen. Welch eine Überraschung! „Ist das der Katechet?" frage ich noch schnell meinen Führer. „Ja." Nun war das Rätsel gelöst. Es ist der Katechet Aloys, der hier schon viele Jahre segensreich wirkt. Er kommt uns freundlich entgegen, begrüßt uns und freut sich auch auf den Missionar, der alle 4 Wochen nur einmal kommen kann. Neben dem Kirchlein ist das „Priesterhaus", eine einfache Kraalhütte mit Strohdach. Die Zimmereinrichtung ist auch denkbar einfach, ganz franziskanisch: ein Tisch und ein paar Stühle, 2 Bettstellen und einige Bilder an der Wand. Und doch fühlten wir uns ganz heimisch. Für mich war das Hüttenleben etwas ganz neues. Kaum hatten wir hier Einzug gehalten, da kamen schon Eingeborene, um mit dem Umfundisi ihre Angelegenheiten zu regeln. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leute setzen sich dabei auf den Boden und bringen so ihre Anliegen zum Vortrag. Ich spitzte natürlich auch meine Ohren — aber da ich der Zulusprache noch sehr unkundig war, konnte ich der Gerichtsverhandlung doch nicht recht folgen und kann darum hier den verehrten Missionsfreunden den Sachverhalt auch nicht wiedergeben. Ich nahm mein Brevier zur Hand, um die folgende Arbeit mit meinem schwachen Gebete zu befruchten. Bald wurde es dunkel, und das wird es hier in Afrika sehr rasch und nun kam das Abendessen. Dasselbe haben wir ja mitgenommen, dachte ich, so kann es hier nichts Neues geben. Aber plötzlich kamen da zur Türe herein zwei Kinder, die auf einer Platte ein gekochtes Huhn brachten mit Bohnensuppe und Tee. Nun, jetzt kann's reichen, dachte ich. Wir suchten uns dann zu stärken mit diesen unerwarteten Liebesgaben. Stockdunkel ist es draußen, totenstill um uns. Wir beendeten unsere Pflichtgebete und legten uns nieder zu einem erquickenden Schlafe.

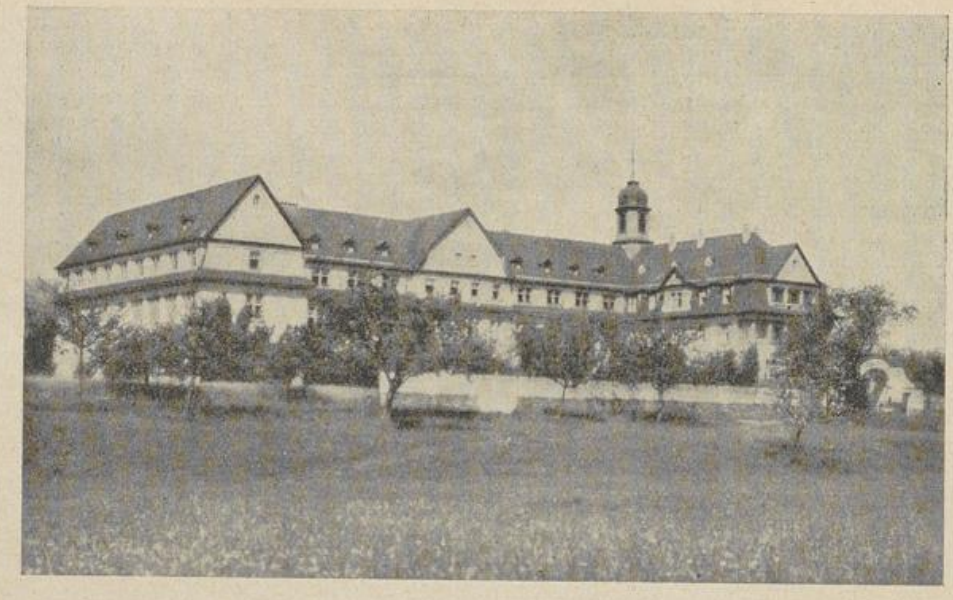
Feierlich steigt der Sonntagmorgen empor. Ja, Sonntag ist's in deutschen Landen — Sonntag ist's in allen Wipfeln — Sonntag ist's in Berg und Tal! Schon in früher Morgenstunde kommen die Gläubigen zur hl. Beichte; das Tagewerk hat begonnen. Höher steigt die Sonne und durchbricht die Nebelschwaden; zahlreicher eilt jetzt das Volk herbei. So viele Gläubige kommen zur hl. Beichte, um ihr Herz zu öffnen den Herz-Jesu-Freuden. So geht es bis über 10 Uhr. Auf der Seite sitzen die Leute im Gras und unterhalten sich ruhig und warten, bis der Gottesdienst beginnt. Ich komme eben an einer Gruppe älterer Frauen vorbei, die auch beisammen sitzen und es sehr wichtig haben mit besonderen Kunstgriffen. Im Mittelpunkt steht das Schnupfen, und das ist ein ehrenvolles Vorrecht der älteren Frauen. Diese haben nämlich besondere Löffelchen, die sie gewöhnlich hinter dem Ohr tragen. Mit diesem „Beförderungsmittel" vollzieht sich sehr vorsichtig und feierlich das Schnupfen. Die Kinder erfreuen sich beim Spiel.

Da klingt die große Missionsglocke. Alle eilen in die Kirche; doch sie ist bald voll. Halb 11 Uhr ist's geworden. Da durfte ich an den Altar treten zum hl. Opfer. Während der Priester sich ankleidet, singen alle mehrstimmig die 10 Gebote Gottes und die 5 Gebote der Kirche, um stets eingedenk zu sein, was zu einem guten Christenleben gehört. Mit dem Kreuzeszeichen des Priesters beim Stufengebet beginnt auch das Volk mit dem „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen." Abwechselnd folgen die Meßgebete und Gesänge in Zulu. Dabei wird es einem so ganz warm ums Herz, wenn man frisch von Deutschland kommt und sieht, was die früheren Missionare leisten mußten, wieviel Opfer und Entbehrung und Enttäuschung sie auf sich nehmen mußten, um das Heidenvolk von all den abergläubischen Sitten abzubringen, um es zu sammeln unter dem Kreuz zu einmütigem Gebete beim hl. Opfer in der einen wahren, heiligen katholischen und apostolischen Kirche. Ja, diese rastlose Arbeit der noch lebenden ergrauten Missionare hier im Missionsland wirkt neubelebend, ja überaus begeisternd auf jeden jungen Priester, der in den künftigen Jahren von Deutschland, von unserem teuren Pius-seminar in Würzburg hierher kommen darf, um mit uns zu arbeiten, um da weiterzubauen, wo die bisherigen Missionare infolge gebrechlichen Alters aufhören müssen.

Unterdessen klingt das Glöcklein zur hl. Kommunion. Groß und Klein, Kinder und Erwachsene drängen sich zur Kommunionbank, um den Heiland zu empfangen, um Herz-Jesu-Freuden zu verkosten. „Ja, kommt zu mir", so ruft der Heiland auch diesen Menschen zu, „ich will euch erquicken mit meiner Liebe." Die hl. Feier geht zu Ende und daran schließt sich die Herz-Jesu-Litanei mit dem Weihegebet an das göttliche Herz Jesu. „O liebster Jesu, Erlöser des Menschengeschlechtes, blicke auf uns herab, die wir uns in Demut vor deinem Altare niedergeworfen haben. Dein sind wir und dein wollen wir auch sein." Was gibt es Schöneres, als so an diesem Tage mit allen Völkern des Erdkreises dem göttlichen Herzen sich zu weihen.

Nun folgt die Predigt des Missionars. Er soll es doch sein, der stets als Leuchte vor seiner Herde einhergehen soll; der seine ihm anvertrauten Seelen an die Gnadenquellen des göttlichen Herzens Jesu führen soll. Er soll stets wachsam sein und fort und fort ausschauen nach den Feinden der Menschenseelen. Trotzdem muß der Missionar sehen, wie es da und dort Seelen, Christen gibt, die dem Heidentum wieder zum Opfer fallen. Was will der Missionar predigen, wenn es ihm mit jedem Tag mehr zum Bewußtsein kommt, wenn er immer mehr fühlen muß, wie Seelen retten so überaus mühsam ist, wenn er heute sät und in der Nacht schon der Feind kommt und Unkraut ausstreut, um Menschenseelen zu vergiften. Will sich der Missionar da nicht vielmehr eingedenk seiner eigenen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionsseminar Aloysianum Lohr a. M.
Photo A. S, Aloysianum

Schwachheit und Hilfsbedürftigkeit an seinen göttlichen Meister wenden mit dem Hilferuf: „Jesus, mein Heiland, predige Du doch selber diesem Volke!" Und sieh, der göttliche Meister hilft seinem Gehilfen, dem Missionar, daß er auch in der fremden Sprache die richtigen Worte findet, um auch das schwarze Volk auf gute Weide zu führen. Nach der Predigt folgte der „Angelus", der Engel des Herrn, und ein gemeinsames Muttergotteslied schloß den schön verlaufenen, gnadenreichen Herz-Jesu-Sonntag auf unserer Außenstation Ensigeni.

Die Leute machten sich auf den Heimweg. Still wurde es wieder um das Kirchlein. Darin aber brannte das ewige Licht; denn der Heiland weilte noch im Tabernakel. Am nächsten Morgen führte uns ein weiterer Krankenruf zu einer schwer kranken Frau, die auch den göttlichen Gast ersehnte, um mit ihm Herz Jesu-Sonntag zu feiern.

Auch wir zogen wieder heimwärts. Die Pferde liefen schneller. Dabei führte unser Weg an einer heidnischen Hütte vorbei, wo ein Biergelage stattfand. Ein paar Männer kamen heraus aus der dunklen Hütte und begrüßten uns. Ein alter Häuptling wollte sogar von meinem Begleiter eine „längst versprochene Hose" haben. Da wir jedoch beim angeheiterten Zustand dieses „Hilfsbedürftigen" keine Verhandlungen eingehen wollten, so ritten wir lustig galopierend weiter. Bald darauf kamen wir an einen Kraal heran, vor dem mehrere Männer beisammensaßen. Schon von weitem bemerkten wir, daß diese etwas besonders Wichtiges haben mußten. Als wir dann in ihre Nähe ritten, sahen wir, wie sie an einem Sarg für ein totes Kind herumarbeiteten. Das war nicht so einfach, da doch jeder sein Gutachten verwirklicht haben wollte, und wenn es auch nur eine alte gebrauchte Kiste war. Nicht weit davon stiegen wir ab, besuchten eine alte Frau mit ihren Angehörigen, die sich natürlich sehr geschmeichelt fühlte, und betraten deren recht ärmliche Hütte. Wir setzten uns auf den Boden auf ein Stück Holz. Während mein Begleiter sich mit den Christen unterhielt, machte ich stille Betrachtungen in der Hütte. Da sah ich nun abseits mir gegenüber die heidnische Mutter des toten Kindes, wie sie vor sich in eine Ecke starrte und so den ganzen Tag trauerte um ihr totes Kind.

Doch auf dem Heimweg begegnete uns noch ein schwarzer Mann mit einem Tabakspfeifchen im Munde. Er kam weither und war guter Laune. Er wollte dort jemand besuchen, woher wir kamen. Kein Reisegepäck hat er bei sich und auch keinen Mantel, nur sein Pfeifchen. So wandert er tagelang dahin. Kommt die Nacht, dann sucht er Unterkunft in einer Hütte und stärkt sich dort, bevor er weiterzieht.

Jetzt lag unsere Station wieder vor uns. Wir waren am Ziel — daheim — Lourdes, dem Zentralpunkt eines großen regsamen Missionsfeldes.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie man große europäische soziale Probleme lösen könnte

Wenn unser Professor im Gymnasium unsere geistigen Fähigkeiten sehr niedrig taxieren wollte, dann hat er immer gesagt: „Es ist besser, Sie gehen zu den Hottentotten oder zu den Zulukaffern!" Ich hätte mir damals im Traume nicht einfallen lassen, daß ich wirklich zu den Zulukaffern gehen würde. Nun, da ich aber hier bin sehe ich, daß durchaus nicht alle Einrichtungen in Europa sehr ideal sind, ja, daß Europa von den hiesigen Schwarzen viel lernen könnte. Ich habe mir seither auch von dem Worte Kultur einen etwas anderen Begriff gebildet ich möchte lieber vieles, was man in Europa Kultur nennt, Überkultur nennen. Es bestehen unter den Schwarzen Gebräuche, die viel besser sind als die Kultur in Europa. Ich will deshalb durchaus nicht behaupten, daß es möglich wäre, solche Gebräuche dort einzuführen. Aber wie schön wäre doch das Leben in Europa auch heutzutage, wenn man so leben könnte wie die hiesigen Schwarzen.

Schrecklich ist in Europa die Wohnungsnot. Eine Frau war bei Nacht am Sterben. Ich wurde als Priester gerufen. In dem kleinen Raume war eine kinderreiche Familie untergebracht, überall lagen die Kinder umher, selbst neben der Mutter mußten noch einige schlafen. Dabei eine Stadtluft, vor der einem Gott bewahren möge. Andere wohnen in elenden Kellern oder in Baracken zusammengepfercht wie die Heringe. Dabei müssen sie noch eine Miete zahlen, daß dem Manne die Augen übergehen, wenn das Vierteljahr zu Ende ist.

Anders hier. Hier ist jeder Hausbesitzer. Es gibt hier keine Mietwohnung. Wenn einer heiraten will, baut er sich selbst ein Haus. Er braucht keinen Maurer und Zimmermann. Der Bau ist in einem Monate fertig frisch zum Einziehen, schlüsselfertig, wie die Europäer sagen. Das Material kostet nichts. Er holt sich einige Stangen im Walde, auf denen das Dach ruht, die Wände werden einfach aus Erde gebildet, das Dach aus Stroh. Dabei braucht er keinen Baugrund zu kaufen, der Grund gehört infolge eines gesunden Kommunismus allen Leuten gemeinsam, die unter einem Chief leben, nur muß der Mann vom Chief einen Grund zugewiesen erhalten. Steuer hat er keine zu zahlen, außer der Kopfsteuer an die Regierung, die jeder im Betrage von einem Pfund jährlich ent-



Studenten des Aloysianums auf einem Ausflug
Photo A. S., Aloysianum

richten muß. Eine Baukommission braucht er auch nicht zu fragen, jeder baut hier wie es ihm gefällt und wie er wohnen will.

Man sage nicht, in einem solchen Loche möchte ich aber nicht wohnen. Wir selbst wohnen hier in der Mission öfter in solchen runden Kraalen, wo es recht wohnlich ist. Freilich machen wir Fenster, aber oft ist der Zimmerboden nur gestampfte Erde, die nach einem eigenen Verfahren festgeschlagen wird. Wenn der Kraal gut mit Gras gedeckt ist, braucht es keine andere Decke, da ist es schön kühl im Sommer. Wir haben Schulen in solchen Kraalen und auch Europäer wohnen darin. Wenn einer in Europa so etwas bauen würde, dann würde es ihm so ergehen wie einem Heimkehrer nach dem Kriege, der sich ein nettes Häuschen selbst gebaut hatte in St. Marien. Da erschien eines Tages die hohe, unangemeldete Baukommission und erklärte, das Haus müsse wieder verschwinden, weil es bauwidrig gebaut sei. Der Besitzer erklärte, wenn ich im Schweinestall meine Wohnung nehmen würde, dürfte mir niemand das verwehren, das sei seine Sache.

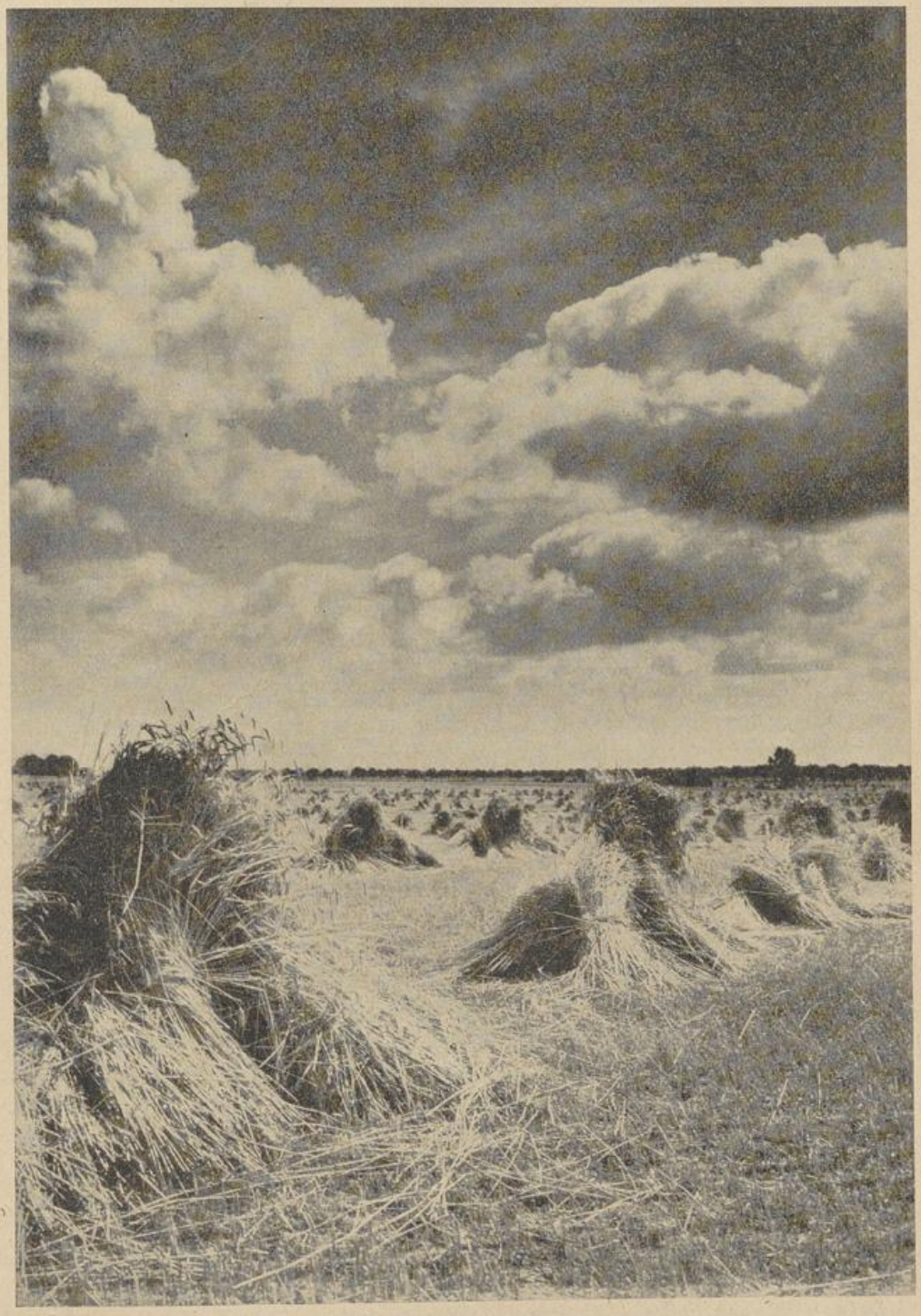
So würde es einem Europäer ergehen, wenn er mit der hergebrachten Kultur brechen würde, und sich ein einfaches Haus aus Erde oder Rasen, wie wir hier bauen, machen würde. Dafür aber hat diese Kultur nichts dagegen einzuwenden, daß infolge der Wohnungsnot viele körperlich und moralisch zu Grunde gehen. Lernet von den Schwarzen einfachere und billigere Wohnungen bauen.

Eine zweite brennende Frage in Europa, an der sich die Sozialpolitiker ihre Köpfe zerbrechen ist die Kinderlosigkeit. In den Taufbüchern kommt immer mehr das Einkinder-, Zweikinder- oder Keinkindersystem zum Ausdruck. Viele Pfarrer freuen sich schon nur mehr der ehelosen Taufen, weil die rechtmäßigen so selten werden. Damit geht Hand in Hand ein moralischer Niedergang, der die Beichtstühle verweisen läßt und den Heiland im Sakramente zum Einsiedler macht. Dieses Problem gibt es hier überhaupt nicht. Unlängst hat ein Mann am Schlusse des Brautexamens gesagt: „Hochwürden, bitte beten Sie morgen bei der hl. Messe für uns, daß wir ja recht viele Kinder bekommen." Wenn in Europa beim Brautexamen der Priester vom Kindersegen spricht, dann bekommen schon viele die Gänsehaut, wenn sie nur an die Möglichkeit einer zahlreichen Familie denken. Wo werden wir Geld hernehmen, den Kindern Kost und Kleidung zu geben, wie müßten wir selbst uns deshalb vielleicht einschränken. Hier wimmelt es von Kindern. Kinderlose Familien werden von den anderen eher bemitleidet. Warum? So sonderbar es klingen mag: des Geldes wegen. Denn Kinder haben heißt hier reich sein, heißt viel Vieh bekommen, weil jedes Mädchen ohne Unterschied bei der Heirat mit Ochsen bezahlt werden muß. Auch die Buben sind deshalb nicht verachtet, denn der Bub heiratet später auch und vermehrt so auch den Wohlstand der Familie. Der Kaufpreis ist sehr hoch. 10 Ochsen und noch Geld dazu sind für die Braut zu entrichten. Da der Brauch allgemein ist, gibt es keine andere Möglichkeit für den Burschen als zu arbeiten und zu verdienen, wenn er heiraten will. Würde er aber uneheliche Kinder erhalten, so wäre das für ihn kein Gewinn, sondern ein großer Schaden, weil in dem Falle das Kind dem Vater der Braut gehört und er noch zur Buße ihm einen Ochsen geben muß. Daher sind uneheliche Kinder selten. Noch seltener ist der Fall, daß der Vater des unehelichen Kindes die Braut, wie es in Europa oft der Fall ist, einfach sitzen läßt.

Mit dieser Frage der Geburtenregelung ist zugleich ein anderes großes Laster ausgeschaltet, nämlich des himmelschreienden Kindermordes, dessen sich Europa schuldig macht, daß es so viele ungeborene Kinder vom Himmel ausschließt. Gott sei Dank ist dieses Laster hier fast unbekannt. Selten gibt es hier, trotz des Wunsches nach Kindersegen, Familien wie in Europa mit zehn oder noch mehr Kindern. Da die Mütter die Kinder ausschließlich sehr lange stillen, ist die Geburtenfolge natürlich geregelt. Zwillinge sind nicht selten. Unlängst wurde ich zu einer Frau gerufen. Vor ihr lagen drei soeben geborene Buben, von denen schon einer gestorben war. Die anderen zwei konnte ich noch rechtzeitig taufen. Was würden in Europa die Brautleute sagen, wenn sie für ihre Kinder auch viel Geld erhalten würden. Vielleicht würden sie auch den Pfarrer bitten, er möge ihnen großen Kindersegen erflehen. Man würde schnell mit der Klage verstummen, daß man die Kinder nicht ernähren könne.

Die Gelehrten Europas zerbrechen sich jetzt auch die Köpfe darüber, woher es wohl kommen mag, daß die Krebskrankheiten so überhand nehmen. Diese schrecklich vielen Operationen in den Spitälern, dieses schmerzvolle Sterben. Man hat im Kriege der Unterernährung Schuld gegeben. Es sind aber von den Ökonomen nicht wenige unter den Leidtragenden. Ob nicht vielleicht die Ursache liegt in der Überkultur, in der vielfach unnatürlichen Ernährungsweise und im Übergenusse

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Erntezeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von Fleischspeisen. Merkwürdiger Weise ist diese Krankheit bei den Schwarzen sehr selten, fast unbekannt; auch bei der Missionaren nicht häufig.

Wie sorglos würde wohl eine Hausfrau in Europa leben, wenn sie die Ernährungsweise unserer Schwarzen etwas nachahmen würde. Die Hauptkost der Schwarzen ist hier Mais und Bohnen. Wenn ich so schreibe, denkt man in Europa gleich an die Strafhauskost. Der Mais ist hier sehr billig. Ein Sack kostet 10 Schilling. Den könnte eine Familie nicht in einem Monate aufessen, auch wenn sie sehr kinderreich wäre. Wir selbst essen am Morgen immer Palitsh, das ist, wie man in Europa sagen würde, Griesbrei oder Maisbrei; dasselbe ist kräftig und schmackhaft. Wie billig wäre ein solches Frühstück in Europa und wie ausgiebig. Die Hauptnahrungsmittel für den Eingeborenen sind Mais, Bohnen und Kürbisse, auch Sauermilch. Süße Milch trinkt niemand. Man lacht mich aus, wenn ich auf Reisen öfters meine Milchflasche herausnehme. Man braucht nicht zu denken, eine solche Kost wäre zu eintönig. Die Eingeborenen haben auch nicht für jeden Tag den gleichen Speisezettel sondern verschiedene Speisen aus diesen Nahrungsmitteln, die ihnen die Natur reichlich gibt. Wir Missionare essen selbst öfters solche Speisen und sie munden trefflich, wenn man im Kraale ermüdet sich niedergelassen hat. Brot kennen die Schwarzen nicht. Das Maisbrot, das man im Kriege bereitet hat, verdarb uns in Europa den Magen. Der Mais eignet sich nicht zum Brotbacken. Fleisch haben die Schwarzen selten. Wenn aber mal ein Stück Vieh geschlachtet wird, dann vertilgen sie unglaubliche Mengen davon. Als Getränk hat man Bier, der von Mais oder einer Körnerfrucht hergestellt wird, die man in Europa für Vogelfutter halten würde. Es gibt aber auch ein alkoholfreies Getränk, das aus der gleichen Frucht in anderer Weise hergestellt wird. Würde nun eine europäische Hausfrau nach diesem Rezepte leben, wie würde dann ihre Tagesarbeit aussehen?

Als ich das erste Mal die Schwarzen in ihren Hütten sah, in denen kein Mobiliar steht als nur einige Krüge zum Kochen und einige Matten zum Schlafen, da bekam ich ein großes Mitleid mit dem armen Volke. Doch heute denke ich anders, nachdem ich sie kennen gelernt habe. Sie kommen in die Stadt und sehen die Wohnungen und Kultur der Europäer; so etwas wollen sie aber nicht. Wenn man heutzutage so viel leidet unter den Ansprüchen des täglichen Lebens, dann frage man sich, ob es nicht einen Weg gäbe zu einer einfacheren und billigeren Lebensweise. Nicht alles, was man an den Naturvölkern verachtet, ist verachtenswert.

Liedertext zu afrikanischem Vogelsang

Von P. Odo Ripp, RMM., Maris Stella

Zur Ehre der Vogelwelt kann man sagen, daß seit Anbeginn der Schöpfung manch einer ihres Geschlechtes sich um die Menschheit sehr verdient gemacht hat. Als die Menschen noch im Schatten des Paradieses schuldlos und heilig wandelten, da wurde ihr Glück erhöht durch fröhlichen, heiteren Vogelsang. Noch entflohen die gefiederten Sänger nicht scheu vor ihrem Angesicht, fühlten sie doch, daß der Mensch ihr Herr und Gebieter war. Auch später noch, als schon die Sünde einen Mißton in Gottes schöne Schöpfung brachte, da fiel den Vögeln die seltene Ehre zu, des Herrn Boten zu sein, um seinen Propheten und Heiligen manche Liebesdienste zu erweisen. Dem Diener Gottes Noe zeigten sie den Wasserstand nach der Sündflut an. Dem Propheten Elias brachten Raben seinen Unterhalt. Wie dieselben Vögel die Ermordung des hl. Meinrad rächten, erzählt die Legende.

Als unsere Vorbilder für manche Tugenden stellt sie der Heiland auf. Taubeneinfalt soll unser Denken und Handeln kennzeichnen. Von ihnen, den sorglosen, fröhlichen Sängern sollen wir lernen, bei all' unsern An-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

liegen auf Gottes Vaterliebe zu bauen und nie zu zweifeln, als ob des Herrn Vorsehung uns übersehen könnte. Was uns besondere Achtung gegen dieses Federvolk einflößen soll, ist das tiefe Mitleid, das sie bewiesen an jenem schaurigen Karfreitag, als der Herr der Welt so Bitteres am Kreuze erduldete für seine Geschöpfe. Scheu flogen sie um den Kreuzesbaum herum, bis schließlich das Rotkehlchen sich anschickte, die schmerzenden Dornen aus dem hl. Haupte Christi herauszuziehen. Bei diesem hochedlen Liebesdienst erhielt das Vöglein eine Auszeichnung in Purpurrot, welchen Orden noch heute die Rotkehlchen tragen.

Wie alle Wesen, so tragen auch die Vögel Spuren ihres unendlich vollkommenen Schöpfers an sich. Unter ihnen finden sich Typen und Symbole für Tugenden und Laster, die wir lieben oder verabscheuen sollen. Wenn man will, könnte man von Temperamenten und Charakteren sprechen, deren Beschaffenheit aus ihrem Gesang oder Geschrei zu entnehmen ist. Der Mensch, die Krone der Schöpfung, hat es nun von jeher unter allen Himmelsstrichen versucht, das unbewußte Seelenleben seiner vernunftlosen Mitgeschöpfe zu deuten, besonders auch der Vögel. Was haben nun hiesige Naturkinder den Bewohnern der Luftsphären abgelauscht? Es ist manch Interessantes und Belehrendes, was diese Geschöpfe ihren überlegenen Brüdern und Schwestern zu sagen haben.

Der Missionar kann kaum einen größeren Ritt unternehmen, ohne daß er Flüsse oder Bäche zu übersetzen hat. Kommt er in die Nähe der Furten, da kann er gar oft einen grauschwarzen Sumpfvogel treffen auf einem Bein stehend, seinen Kopf, der hinten nach Kibitzart einen Federbusch trägt, hat er eingezogen. So schaut er gar fromm ins Wasser, offenbar um irgend eine Beute zu erspähen. Seine Füße sind etwas plump und befedert, so daß er nicht als Symbol der Schönheit gelten kann. Dies geht ihm scheint's tief zu Herzen. Während er so dasteht und in melancholischen Gedanken dahinbrütet, klagen ihn die Leute der Unzufriedenheit, des beleidigten Stolzes an. Im Spiegelbild des Wassers sieht er nämlich sein schäbiges Gefieder, seinen unschönen Schopf hinter dem wenig intelligent dreinschauenden Kopf, zuletzt die hagern befederten Stelzen. Das alles beleidigt seine Vogeleitelkeit nicht wenig, macht ihn griesgrämig und erpreßt ihm folgende Klage: „Ich wäre ja schön, ich, der Tekwane, doch es verunstaltet mich das und jenes."

Dieses Tekwane-Lied singen so viele eitle Menschenkinder, denen der Spiegel so manche Unzierde an ihrem Aussehen offenbart und sie in ähnliche Stimmung versetzt wie diesen Sumpfvogel. Doch, armes Wesen, sei nicht so töricht und härme dich nicht ob einer Sache, die dahinwelkt wie die Grasblume, an deren Moder auch Würmer einst sich sättigen. Sei klug und wisse, das, was die Natur dir versagt, die Gnade in einem viel höheren Grade dir ersetzen kann. Innere Tugend und Heiligkeit verleihen immer noch eine Anmut und einen Liebreiz, der die Himmlischen entzückt.

Die Witterung hat auf alle Lebewesen irgend einen Einfluß. So viele Menschen sind wandelnde Barometer, in deren Gliedmaßen es nebelt und regnet, stürmt und tobt, blitzt und donnert, noch bevor solche Phä-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nomene in der Natur sich zeigen. Von vielen Vögeln sagt der Volksmund ein gleiches. Auch die Schwarzen sind solcher Meinung. Solch ein Wetterprophet ist der Schlangenfresser Insingizi. Derselbe ist rabenschwarz und etwas größer als eine Gans. Sie gehen zu Paaren und sind weithin vernehmbar durch ihr dumpfes, stoßendes Geschrei. Wie ein Posaunenruf schallt dieses Geschrei durch die Täler und über die Berge. Was kündet er? Unstimmigkeit zwischen den beiden, ihr Verhältnis ist nicht ohne Trübung. Die gegenseitige Liebe ist erkaltet. Das Weibchen ist unzufrieden und droht dem Hausherrn wegzugehen. In alle Welt schreit es die Frau hinaus: „Ich gehe weg, ich gehe weg, ich gehe zu unsern Leuten" (in ihre Heimat). Im selben Baßton erwidert das Männchen ohne zu schmeicheln einfach und trocken: „Gehe, geh' doch, schon längst sagst du so." Diese kühne Antwort an Frau Insingizi hat den guten Erfolg, daß sie unter den Fittichen ihres Gemahls bleibt, aus der Not eine Tugend macht und die kleinen unausbleiblichen Reibereien, wie sie nun einmal in jedem Haushalt vorkommen, geduldig erträgt und in dieser Schule sich zum „starken Weibe" ausbildet. Hiesigen Frauen bei Christen und Heiden reißt zuweilen der Geduldsfaden, laufen in ihrer Aufregung davon in ihre elterliche Heimat. Damit spielen sie aber die Rolle der Besiegten. Nach einigen Tagen, wenn das Feuer des Zornes erloschen ist; treten sie wieder den Rückweg an in die Heimat ihres Mannes, von der sie in ihrem jugendlichen Leichtsinn einen Himmel voll lauter Freuden erwarteten. Nimmt sie keine Vernunft an, so kommt wohl auch die Polizei und spannt sie wieder in das Joch des Ehewagens, der wohl am besten dahinrollt, wenn beide in opferwilliger Hingebung und standhafter Treue gemeinsam ihre Pflicht tun.

Da es nun mit dem Heiraten so eine heikle wichtige Sache ist, so tönt aus hiesigem Gebüsch eine andere Mahnung in eben derselben Angelegenheit. Und das besorgt einer aus der Kuckucksfamilie. Leute aus deutschen Gauen werden nun gleich ausrufen: „Zum Kuckuck", was tut denn dieser Kunde hier auf diesem Erdteil? „Weiß der Kuckuck", was sein Beruf unter hiesigen Himmelsstrichen ist. Doch seiner Sache bewußt, erläßt der Kuckuck an das Jungvolk der Bantu und andere, die es sich zu Herzen nehmen wollen, folgende kurze Botschaft: „Kindlein, heiratet nicht." Solche Mahnung ist für Naturvölker stets aktuell. Denn ihre große Lebensfrage ist das Heiraten. Schon die Mutter, die mit ihrem kleinen Liebling spielt, berührt schmerzhaft diesen Punkt. „Herzkäfer, wo ist deine Braut?" „Mütterchen, wo ist dein Bräutigam?" Natürlich ist das liebe Geschöpf anscheinend so harmlos wie der Sohn des Waldbruders Philipp. Dieser verließ in seinen alten Tagen die verführerische Welt für die Waldeinsamkeit, um seinen Knaben von allen schädlichen Einflüssen unberührt in Gottesfurcht zu erziehen. Jahre verstrichen und eines Tages war Philipp genötigt, mit dem angehenden Jüngling zur Stadt zu gehen. Auf dem Wege dahin begegneten ihnen einige elegante junge Fräulein. „Was ist denn das?" fragt naiv der Junge. „Das ist ein Vogel, der sich Gans nennt", meint der Vater. „O

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wie schön ist er", sagte der Sprößling, „so muß ich einen haben." Diese natürliche Erkenntnis kommt der frühreifen Jugend nur zu bald, darum ist die Mahnung des Kuckuck, „Kindlein, heiratet nicht", schon angebracht.

Im August, wenn frühmorgens am nordöstlichen Sternenhimmel das Siebengestirn der Pleiaden, der Töchter des Atlas sichtbar wird, ist das für die Südafrikaner ein Zeichen zum Pflügen. Darum benennen die Schwarzen jene Sternengruppe isilimela, der für jemand pflügt — Pflüger oder Zeit zum pflügen. Doch der Saumseligen gibt es so viele, so daß es noch eines andern Boten benötigt. Dieser Alarmrufer ist ein Vogel, der Pezu Komkono ruft, und darum auch so genannt wird.



Die ersten Studenten des Missionshauses vom heiligsten Herzen Jesu in Langenbielau, Schlesien

„Hand an den Pflug, Hand an den Pflug" schreit er lebhaft den Trägen ins Gewissen. Wohl denen, die sich diesen Ruf zu Herzen nehmen, sich an die Bestellung ihrer Felder begeben. Eine reichliche Ernte wird ihr Lohn sein. Dieses „Hand an den Pflug legen" hat ja auch eine geistige Bedeutung, erinnert alle Christen an das Mahnwort des Herrn, im guten Vorsatz eines heiligen Lebens zu verharren, nicht nachlassen und träge werden, um nicht als untauglich für das Himmelreich erfunden zu werden. Wie dieser Vogel, so soll uns das Gewissen stets zurufen: „Hand an den Pflug!"

Wenn die Hirse reif wird, so stellen sich aus der Vogelwelt manche den Leuten unliebsame Besucher ein. Eigene Wachposten werden aufgestellt. um den gefräßigen Tierchen zu wehren. Einer dieser Diebe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heißt Umbalane, eine Art Kanarienvogel. Trotz allen Hütens erhält dieser doch seinen Anteil und volle Sättigung. Er scheint sich über die Hüter lustig zu machen, und im Übermut seines Wohlseins pfeift er ihnen folgendes Lied: „Das ist nicht Hirse, es ist ein Haufen! Was soll ich tun mit all' dem Vorrat?" Das klingt ein wenig leichtsinnig und zeigt ein im Glück verwöhntes Kind an, dem alles nach Wunsch geht. Es hat keine Ahnung, wie so viele in Notdurft darben und nur schwer ihren Unterhalt aufbringen. Wer im Überfluß lebt, soll nicht leichtlebig der Armen Elend vergessen, sondern von dem Vorrat gern den leidenden Gliedern des Herrn mitteilen. Im Volksmund wird dieser Umbalane häufig genannt. Weil er den Leuten gerade die Hirse streitig macht, die zu manchem guten Imbiß und Trunk den Stoff liefert, so ist er vielfach die Zielscheibe ihres Wurfgeschosses. Von einem Schwerkranken, an dessen Aufkommen gezweifelt wird, sagt man: „Der wird nach keinem Umbalane mehr werfen." Lassen die Taten jemandes auf eine schlimme Zukunft schließen, so sagt man von ihm: „Du wirst schließlich gekennzeichnet sein wie der Umbalane", der am Hals ein Merkmal hat.

Bei den sog. Wilden gibt es gar viele schöne und rührende Gepflogenheiten, die aus dem natürlichen Nährboden der unverfälschten Menschennatur aufsprossen. Wenn alle die Sitten und Gebräuche, die das Familien- und gesellschaftliche Leben regeln, aus einem höheren Beweggrunde geübt würden, dann wären die Leute in manchen Punkten nicht weit abseits vom Geiste des Evangeliums. Bei Krankheit und Tod zeigt sich die natürliche Nächstenliebe der Leute. Die gute Sitte will es, daß jeder aus dem weiten Familienkreis einen Beileidsbesuch abstattet, sich nach dem Befinden des Kranken erkundigt oder ihm die letzte Ehre erweist. Solches Unterlassen wird sehr verübelt und beargwöhnt. Es wäre um so schmerzlicher, wenn solche Unterlassungssünden zwischen Eltern und Kindern vorkämen. Eine solche herzbrechende Szene hat man sich vorzustellen, um die Totenklage einer Feldtaube zu verstehen. Das arme Geschöpf weint sich also aus: „Es starb mein Vater, ohne Meldung zu erhalten; es starb meine Mutter, ohne Meldung zu erhalten; es sagt mein Herz: ndu, ndu, ndu."

Ihr alle, die ihr Mitleid mit diesem wehklagenden Wesen habt, ersparet solches Herzeleid allen denen, die durch die Bande der Natur und Gnade mit euch verbunden sind.

Zu uns komme das eucharistische Reich!

Aufruf zum Gebet um Ausbreitung der eucharistischen Einstellung in unserem Vaterlande

Mitten in unserer tausendfältigen Not im Niedergang von Glaube und Sitte, Gerechtigkeit und Liebe bei den Einzelnen und in der ganzen Gesellschaft gibt es nur eine einzige Hilfe. Warum übersehen wir den Retter, der allein uns helfen kann? Er ist mitten unter uns und unserer Not, ist das große Schicksal der Menschheit, Welterlöser damals wie heute und in Ewigkeit: Christus!

Für die Menschheitserlösung und Menschheitsrettung hat er sich auf Golgatha geopfert, für die Menschheitsrettung opfert er sich täglich neu auf den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Altären, bleibt er bei uns wohnen in den Tabernakeln. Vor Anbruch unserer Sturmzeit hat uns der Himmel selbst durch den Mund des heiligmäßigen Papstes Pius X. dies Siegeszeichen verkündet: Die Kinder sollen früh, die Gläubigen oft kommunizieren, die Einsamkeit um die Tabernakel aufhören! Ein eucharistischer Frühling soll anbrechen, der allen Moder und alle Fäulnis der Zeit überwindet. **Christus ist das Zeichen, gesetzt zur Auferstehung oder zum Untergang: Am Schicksal des eucharistischen Heilandes wird sich das Schicksal der Menschheit entscheiden.**

Da sollte eine mächtige Bewegung wie ein Pfingststurm durch die Menschheit von heute gehen, ein einziger Schrei der Erlösung: Macht die Tabernakel weit auf! Aus dem Kreuzesopfer gehen alle Gnaden für die Rettung der Menschen und Völker hervor. Die hl. Messe, als Erneuerung des Kreuzesopfers, ist deshalb der Mittelpunkt unseres Gottesdienstes, die hl. Eucharistie die zentrale Wirklichkeit des gesamten katholischen Lebens und dessen überreiche goldene Schatzkammer.

Dieser eucharistische Geist ist aber eine unendlich große Gnade, deren Weg nach dem Willen Gottes vom Gebet bereitet, deren Vollbesitz erfleht und eropfert werden muß. Wir brauchen deshalb ein **Heer von Betern in allen Kreisen der Gesellschaft**, daß die Christen, besonders unseres Vaterlandes, die Stimme der Päpste hören, die Bedeutung der Tabernakel verstehen möchten. Ein Heer von Betern unter Priestern, Ordensleuten und Laien, Kindern und Erwachsenen, Armen und Reichen, Gesunden und vor allem unter den Kranken. **Sie sollen dem eucharistischen Heiland den Weg bereiten, beten um das eucharistische Reich! Um die Gnade der Durchführung der Kommuniondekrete, um die Verbreitung der eucharistischen Einstellung!**

> Tritt auch du in dieses Beterheer ein! Es ist das herrlichste Apostolat, das Du üben kannst. Bete mit uns und mit den Tausenden um das eucharistische Reich!

Über die Weise, wie Du beten kannst, höre folgende Vorschläge:

1. Oftmals das Stoßgebet: „Heiligstes Herz Jesu, zu uns komme Dein eucharistisches Reich!"
2. Täglich ein „Ave Maria" zur Mittlerin aller Gnaden.
3. Einen (bestimmten) Tag (z. B. den Donnerstag) jeder Woche mit all seinen Arbeiten, Leiden, Gebeten und Opfern und vor allem der hl. Messe und hl. Kommunion, wenn Du dazu Gelegenheit hast, dem Heiland in dieser Absicht aufopfern.

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Schluß)

„Er lügt", scholl es aus den Reihen. „Glaubt ihm nicht!" Von allen Seiten drang das Volk auf ihn ein. Er wollte sich zurückziehen. Elesas Mutter umklammerte seine Kniee. Ein Fußtritt stieß sie hinweg.

„Fluch dir, du grausamer Mensch", schrie sie auf. „Fluch dir", rief auch der alte Ntonga, „mögen die bösen Geister dich peinigen Tag und Nacht."

Beherzte Burschen drängten Mune vorwärts. „Schieß ihn nieder", ermunterten sie ihn, „du warst Ntongas bester Freund. Du mußt ihn rächen."

Mune hatte den Kolben seines Gewehres unter den rechten Arm geklemmt. Der Lauf richtete sich auf Jambascholls Brust. Der Zeigefinger krümmte sich am Abzug. Der Ngil sah es. Mit einem Satz war er in seiner Hütte und schob die Tür zu.

„Freunde, umzingelt das Haus", rief Mune, „damit er nicht fortläuft."

Sie folgten dem Befehl. Da gab es einen Knall, daß der Boden dröhnte. Das Dach des Hauses hob sich. Einige Dachmatten flogen zerrissen herunter. Dampf stieg aus der Öffnung des Daches, drang durch die Ritzen der Rindenwand.

Erschreckt wich das Volk vom Hause zurück. Der Ngil machte Medizin, und sie begann zu wirken. Wer weiß, ob sie nicht doch des Todes sind, wenn sie den Ngil nicht in Ruhe lassen? Wieder war es Mune, der die Furcht verscheuchte und die Wankenden zum Stehen brachte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er stemmte den Kolben seines Gewehres gegen eine Palme und drückte ab. Wirklich, er hatte gut geladen. Der Schuß wirkte erlösend. Da Mune sich nicht fürchtete, wollten auch die andern keine Angst zeigen. Die Eisenstücke hatten ein Loch in die Rindenwand geschlagen. Aber drinnen blieb alles ruhig. Der Ngil war mit seiner Weisheit am Ende. Er sah, daß es unmöglich war, das erregte Volk durch seinen Zauber zu erschrecken.

„Komm heraus, Ngil!" begann die Menge von neuem. „Gib uns unsere Freunde wieder. Elesa, die Schöne, die Perle der Banoho. Ntonga, den Starken, den Mann von Wahrheit und Mut."

Sie riefen vergeblich. Der Ngil gab keine Antwort. In Mune stieg ein entsetzlicher Verdacht auf. Sollten Ntonga und Elesa vielleicht auch in der Hütte sein? Und wenn der Ngil sie jetzt tötete?

„Freunde!" rief er. „Wir stürmen das Haus. Vielleicht finden wir sie, die wir suchen."

Mit dem Kolben stieß er die Tür ein. Seine Freunde folgten ihm. Sie fanden den Ngil am Boden liegend, eine Leiche. Nur ein kleiner Hautriß an seiner Linken war zu sehen. Er hatte sich mit einem vergifteten Messer verwundet.

„Der Ngil hat sich selbst getötet", lief es von Mund zu Mund. Aber die Freude, von dem gefürchteten Tyrannen befreit zu sein, war nicht ungetrübt. Die Sorge um die Vermißten behielt die Oberhand. Wo sollte man sie suchen, da mit dem Tode des Ngil erst recht jede Spur verschwand?

Und noch ein anderes Schreckgespenst tauchte auf. Wie wird die Gilde der Zauberer die Nachricht vom Tode ihres Genossen aufnehmen? Ist nicht das ganze Volk ihrer Rache verfallen? Gedrückten Herzens schlichen sie ins Dorf zurück.

Da die Vertrauten des Ngil nicht anwesend waren, konnte seiner Leiche nicht die übliche Ehre erwiesen werden. Den Dorfleuten fiel es nicht ein, sich darum zu kümmern. Seine Weiber schaufelten ihm in seinem Hause ein Grab und verscharrten ihn. Noch weniger hatten die Banoho Ursache, den Tod des Betrügers seiner Gilde mitzuteilen. Nachdem man die Ngil durchschaut hatte, wollte man nichts mehr mit ihnen zu tun haben.

Trotzdem erfuhren die Ngil das Vorgefallene sehr bald. In Eilmärschen kamen sie zur Beratung zusammen. Was man von der Küste zu hören bekam, war fast unglaublich. Ihre Macht schien dort gebrochen. Es mußten Maßregeln getroffen werden, um sie wieder aufzurichten. Der jüngere Ngil der Ngumba, der gut zu Fuß war, erbot sich, als Gesandter nach Kribi zu gehen. Sein bester Schüler sollte ihn begleiten, um als Ngil bei den Banoho zu bleiben. Damit war die Versammlung einverstanden. Man empfahl ihm noch, einige Männer mitzunehmen, die ihm bei der Überführung der Leiche helfen könnten.

„Das werden die Banoho tun", sagte er. „Ich werde sie zum Gehorsam zwingen. Sie werden bald erkennen, daß die Macht der Ngil größer ist, als sie sich einbilden."

Als der Gesandte in Kribi eintraf, ging er sofort zu Dende und setzte ihm auseinander, wozu er gekommen.

„Was die Leiche angeht", entgegnete der Häuptling, „könnt ihr machen, was ihr wollt. Was aber den neuen Ngil betrifft . . . wir wollen keinen. Das ist meine Antwort."

Der Ngil war auf solche Schroffheit nicht gefaßt. Er fand nicht gleich Worte der Erwiderung.

Sie standen vor dem Hause. Der Ngil sah sich nach einem Sitz um. Es war keiner da, und Dende gab auch nicht Befehl, einen zu bringen.

„Werden wir in deinem Hause wohnen und bei dir essen können?" fragte der Ngil.

„Ich habe euch nicht als Gäste eingeladen", gab Dende zurück, drehte ihm den Rücken und ging.

Der Ngil fauchte vor Zorn. „Das wirst du bereuen, du frecher Mensch!"

Der Häuptling zuckte verächtlich mit den Schultern.

Die Trommel rief das Volk zusammen. Neugierig strömte die Menge herbei. Auch die Frauen ließen ihre Kassada liegen und kamen. Dende eröffnete die Versammlung.

„Der Ngil der Ngumba ist gekommen, um die Leiche Jambascholls mitzunehmen. Wir lassen ihn gewähren und sind froh, daß auch die Gebeine des Betrügers aus unserem Dorfe verschwinden. Er will uns aber auch einen Nachfolger Jambascholls hier lassen. . . ."

Wildes Geschrei unterbrach seine Rede. „Nie und nimmer! Fort mit ihm! Wir brauchen keinen Ngil! Wir bringen ihn um, wenn er hier bleibt!"

„Da hast du die Antwort des Volkes", sagte Dende zum Ngil. Der aber gab sein Vorhaben nicht so leicht auf. Er wollte reden. Man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Jeder schrie, so laut er konnte, um den andern Mut zu machen.

Dende beruhigte die Menge. „Laßt ihn", sagte er. „Er mag reden, was er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Banohojüngling

will. Wir tun nachher doch, was wir wollen."

„Ja, laßt ihn reden. Wir wollen ihn hören und auslachen."

„Fürchtet die Unsichtbaren, die euch den neuen Ngil gesandt haben", rief der unwillkommene Gast. „Ihre Macht wird euch vernichten, wenn ihr nicht gehorcht. Ihr seid verantwortlich für den Tod Jambaschollls. Die Übeltäter werden der Strafe nicht entgehen. Das Leben der Ngil ist heilig. Wer es antastet, wird von den Unsichtbaren gerichtet. Ich warne euch. Wenn ihr nicht hören wollt, ist die Rache unausbleiblich. . . ."

Da drängte sich Mune, mit einem knorrigen Stecken bewaffnet, zwischen den Zuhörern durch. Den Stock bedrohlich schwingend, trat er dem Ngil entgegen.

„Das wagst du uns zu sagen, du Lügner? Wir sollen den Ngil gehorchen, die unschuldige Kinder und alte Weiber ermorden?"

Dem Ngil war die Lage ungemütlich. Er wandte sich hilfesuchend an den Häuptling.

„Dieser Mensch ist verrückt. Laßt ihn binden, damit er nicht Unheil stiftet."

„Ich bin nicht verrückt", schrie Mune, auf den Ntongas Mut übergegangen zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein schien. „Verrückt sind nur jene, die euch Lügnern und Mördern glauben. Schweig!“ setzte er hinzu, als der Ngil Miene machte, sich zu verteidigen. Habe ich dich nicht gesehen, dich und deine Gilde, als ihr in den Ngumbabergen die Leute hingeschlachtet? Fort von hier, sonst erschlag ich dich!“

Er drang gegen ihn vor. Der Ngil wich zurück. Das Volk bildete eine Gasse, durch die er mit seinem Begleiter verschwand. Nun spotteten sie und lachten über ihn. Er, der mit seiner Macht geprahlt hatte, lief vor einem Stecken davon. Das gab auch den Denkfaulsten zu denken.

Das Volk zerstreute sich. Der Ngil aber drückte sich mit seinem Begleiter zum Dorf hinaus. Bei Jambascholls Hütten suchte er dessen Frauen. Sie waren nicht da. Dende hatte sie zu ihren Familien heimgeschickt, um ihnen das Los Nyanguakakas zu ersparen. Da verließen die beiden Ngumba das ungastliche Dorf, um es nicht wieder zu betreten.

In Kribi aber eilte eine neue Nachricht von Haus zu Haus und versetzte alle in freudige Spannung.

„Wer hat es gesagt? Wo ist er? Hast du ihn gesehen?“

„Nein, aber meine Frau erzählte mir, Manga hat ihn gesehen.“

„Wen denn? Was denn?“

„Hast du noch nichts davon gehört? Ntonga ist wieder da.“

„Ist's möglich? Und Elesa?“

„Ich habe nichts von ihr vernommen.“

Ntonga stand zur selben Stunde trauernd bei der Leiche seines Vaters. Die Sorge um den Verschollenen hatte den Alten krank gemacht; die Freude des plötzlichen Wiedersehens brachte ihm den Tod.

Mune und Pembe standen bei ihrem Freunde und versuchten, ihn zu trösten. Von Elesa sprachen sie nicht.

Erst als die Totenklage vorüber und der alte Ntonga der Erde übergeben war, nahmen sie den Freund beiseite und gaben ihm, so schonend als möglich, Kunde von ihrem Verschwinden.

Das war die schwarze Stunde in Ntongas Leben. Er saß wie vernichtet auf seinem Bette. Kein Wort, keine Klage kam über seine Lippen. Mune ließ ihn nicht ohne Hoffnung. Er wollte ihm über den ersten Schmerz hinweghelfen. Elesa, so meinte er, wird bei ihren Verwandten in Kampo eine Zufluchtsstätte gesucht haben, um den Nachstellungen des Ngil zu entgehen. Sobald sie Nachricht von seinem Tode erhält, wird sie wiederkommen. Mune log. Er wußte es. Schon längst hatte Dende überall Nachforschungen angestellt, die ergebnislos waren. Sein gutes Herz drängte ihm die Lüge auf seine Zunge. Aber Ntonga hörte zu wie einer, der nicht mehr zu dieser Welt gehört. Er war überzeugt, Elesa war tot, war für immer für ihn verloren.

Der stille Gram, für den es keine Worte gab, warf ihn aufs Krankenlager. Tagelang lag er in wüsten Fieberträumen, fluchte und tobte, wies Speise und Trank zurück, oder weinte wie ein Kind. Pembe und Mune teilten sich in seine Pflege. Munes Mutter kochte ihm Tee aus gedörrten Kräutern, um das Fieber zu bannen. Aber was ihrer Kunst nicht gelingen wollte, das überwand zuletzt die Kraft, die in dem jungen Körper wohnte. Ntonga genas.

Vierzehn Tage nach seiner Rückkehr ging Ntonga zum ersten Mal im Schein der sinkenden Sonne mit Pembe und Mune am Strande auf und ab. Jetzt erst erfuhren die Freunde, wie es den Schergen des Ngil gelungen war, Ntonga zu ergreifen. Auch von seiner Flucht erzählte er.

Barnills Schuß hatte, trotz der gerühmten Treffsicherheit des Piraten, sein Ziel verfehlt. Ntonga kroch hinter der Felsgruppe ins Gebüsch und wunderte sich nicht wenig, daß niemand ihn verfolgte. Das Freudengeschrei der befreiten Sklaven lockte ihn wieder aus seinem Versteck hervor. Nun sah er, daß die Europäer und ihr Schiff verschwunden waren. Mit vielen andern zog er nach Viktoria. M. Thomson, dessen Schwiegervater bei den Duala missionierte, lieh ihnen sein Boot, das sie nach Duala brachte.

Unterwegs trafen sie mehrere Fischer, die zum Sanaga fuhren. Ntonga stieg in das Kanu eines Mannes über, der zur Sippe Isaues gehörte. Von Malimba kam er dann zu Fuß in die Heimat zurück.

Mune und Pembe wetteiferten in Beweisen der Freude über seine Rettung und Rückkehr. Ntonga schüttelte betrübt das Haupt. „Meine Freunde“, sprach er, „nicht lange werde ich bei euch sein. Die Heimat ist mir nicht mehr, was sie früher war. . . .“

Mune fuhr ihm entrüstet in die Rede. „Schweig davon. Das lassen wir nicht zu. Du bist noch krank und kannst nicht Dienste bei den Europäern tun.“

„Hier werde ich nie gesund“, seufzte Ntonga.

„Du mußt dir die traurigen Gedanken an die Tote aus dem Kopf schlagen“, redete Pembe auf ihn ein. „Trau-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rigkeit und Trübsinn ändern die Sache doch nicht."

„Ich kann es nicht", beharrte Atonga. „Jeder Stein, jedes Haus, jede Farm, der Strand, der Fluß, das Meer, alles ruft mir Elesa ins Gedächtins. Wohin ich mich wende, finde ich, was mich an sie erinnert. Ich weiß es selbst, daß ich nicht so weiter leben kann. Ich muß zu vergessen suchen, was einmal unerreichbar ist. Aber hier kann ich es nicht."

„Gewiß kannst du das", entgegnete Mune. „Du mußt nur wollen. Komm mit zur Jagd. Geh dem Wildschwein nach durch Busch und Sumpf, warte auf die gefleckte Antilope an ihrem Wege. Das bringt dich auf andere Gedanken."

„Was Atonga sagt", bemerkte Pembe, „ist nicht unrichtig. Fortgehen von dem Orte, wo man Leid erfahren, scheint mir ein gutes Mittel, es zu vergessen. Ich an deiner Stelle würde zu den Malimba gehen. Sie achten dich. Der Häuptling . . ."

„Nur das nicht", unterbrach ihn Atonga. „Dort ist die arme Misa, die den Verstand verloren hat. Ich mag nicht an sie denken. Sprecht nicht mehr davon."

„Dann geh nach Süden zu den Bapuhu", fuhr Pembe fort. „Du wirst dort vergessen. Du wirst ein Mädchen finden, das dir gefällt. Später kommst du wieder und führst sie als Gattin in dein Haus."

„Nein, das ist alles nichts. Ich muß weiter fort von hier. Ich will aufs Meer, zu den Weißen. Bin ich unter andern Menschen, dann wird es besser mit mir werden. Vielleicht komme ich später wieder zurück, vielleicht auch nicht."

„Und das sprichst du so ruhig aus?" sagte Mune unwillig. „An deine Freunde denkst du nicht? Weißt du nicht, daß wir in Traurigkeit leben werden, wenn du fort bist?"

Dende kam ihnen entgegen. Mune überschüttete ihn sofort mit der Neuigkeit.

„Was ist das?" rief der Häuptling aus. „Da tust du nicht recht, Atonga. Wir brauchen dich hier. Du hast den Kampf mit dem Ngil gewagt und hast gesiegt. Das Volk ist durch dich von der Verräterei und den Lügen der Ngil überzeugt worden. Die Leute glauben dir. Aber die Ngil werden versuchen, wieder Boden bei uns zu gewinnen. Wir brauchen Männer, die das Volk bewahren, es aufklären, es führen. Du bist dafür geeignet."

„Häuptling, du machst mich traurig. Ich weiß, daß das Volk noch sehr am alten Wahne hängt, daß ein kleiner Wind genügt, es zum Schwanken zu bringen. Ich kann es nicht ändern."

„Du kennst die Lehren der Weißen. Verkünde sie uns. Wir werden dir glauben."

„Nein, ich kenne sie noch nicht genug. Aber wenn ich Priester finde, werde ich sie bitten, hierher zu kommen."

„Und unterdessen haben die Ngil wieder ihre alte Macht erlangt", warf Mune dazwischen.

„Ihr, meine Freunde, seid fest überzeugt von der Ohnmacht der Ngil. Ihr werdet das Volk vor ihnen bewahren."

„Du redest so klug, Atonga", sagte der Häuptling, „daß dir niemand widerstehen kann. Ja, es ist besser für dich, wenn du gehst. In der Fremde wirst du vergessen. Ich aber werde in Trauer meine Tage verleben."

„Wäre es nicht so traurig, was wir erlebt haben, ich ginge nicht fort."

„Wann wirst du uns verlassen?" fragte Dende tonlos. Seine Gedanken weilten bei Elesa. Er hatte die Tochter verloren, nun verlor er einen Mann, der ihm lieb war wie ein Sohn.

„Mit dem nächsten Schiff, das an die Küste kommt", entgegnete Atonga, „wenn es mich als Diener annimmt."

„Ich hoffe, daß das Schiff noch lange auf sich warten läßt."

Drei Tage später kündete eine kleine Rauchsäule am Horizont die Annäherung eines Schiffes. Es fuhr nach Bapuhu. Nach eiligem Abschied machte sich Atonga auf den Weg dorthin. Seine Freunde standen am Strande mit Tränen in den Augen. Der Beste der Banoho war von ihnen gegangen.

IV.

Allen gegenteiligen Befürchtungen zum Trotz hatte nun Korvettenkapitän James Raffles einen ausgezeichneten Abschluß seiner Expedition zu verzeichnen. Mit diesem Lorbeer konnte er getrost in den Ruhestand zurücktreten, . . wenn es ihm ratsam erschien. Zu Hause gab es einen glänzenden Empfang, huldvolle Audienzen, ein besterntes Bändchen und . . . Beförderung.

Daran hatte er selbst nicht im Ernst gedacht. Es war eine große Überraschung, als er am Tage nach einer äußerst ehrenvollen Einladung beim Divisionskommandeur das dienstliche Schreiben empfing. Sechs Wochen später erhielt er den Befehl, als Kommandant eines großen Kreuzers eine Reise in die indischen Gewässer zu unternehmen. Sein Stern war aufgegangen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch Johnson war durch ein buntes Bändchen mit einem goldenen Etwas ausgezeichnet worden. Das ganze Offizierskorps heuchelte Neid, und Johnson mußte tief in seine Tasche greifen, um seinen Kameraden das Ersäufen dieses häßlichen Lasters zu ermöglichen. Dank der unbegrenzten Verschwiegenheit eines Adjutanten des Divisionärs erfuhr er auch, daß seine Beförderung in nächster Zeit bevorstehe. Vorerst wurde er für einige Monate zu einem großen Panzerschiff abkommandiert.

Raffles ließ es sich nicht nehmen, vor seiner Abreise nach Indien die Offiziere der „Möwe" zu einer Familienfeier einzuladen. Johnson schwamm in der Nordsee. Die andern aber fanden sich vollzählig ein.

Harriet und Louisa schienen nach der Beförderung ihres Vaters noch um einen Hauch schöner geworden zu sein, was man kaum für möglich gehalten hatte. Brown und Williams wenigstens behaupteten es so. Und die mußten es wissen. Die andern Offiziere wußten auch mancherlei. Vor allem, daß die beiden Freunde beim Kommandanten Hahn im Korbe waren, bei Frau Gemahlin einen dicken Stein im Brett hatten und von den Töchtern schrecklich bevorzugt wurden.

Zu einer Verlobung kam es indes nicht. Williams war zu schüchtern, und Brown gedachte sich die Sache noch zu überlegen. Aber Fräulein Louisa besaß eine nette Münzensammlung, wofür Leutnant Williams geradezu schwärmte. Und Brown kramte tagelang in den Aktenschränken seines väterlichen Geheimrats und fahndete nach alten Freimarken, um die Sammlung Fräulein Harriets zu bereichern. So spannen sich die Fäden zarter Freundschaft hinüber und herüber, und wer sich auf solche Dinge verstand, vermochte das Ende nicht unschwer vorauszusehen.

Acht Monate nach der Heimkehr aus Afrika wurde Johnson Korvettenkapitän und bekam die „Möwe" zugleich mit dem Auftrag einer neuen Reise nach Westafrika. So erhielten Brown und Williams ihren alten Kameraden wieder. Wie er sich als Kommandant ihnen gegenüber stellen würde, mußte abgewartet werden. Zu ihrer Freude merkten sie bald, daß er der „Alte" nicht nur geworden, sondern auch geblieben war. Nach dem feierlichen Empfang an Bord nahm er sie mit sich in seine Kabine.

„So, Kinder, nun möchte ich zunächst wissen, was es auf der „Möwe" Neues gegeben hat."

„Das ist nicht leicht gesagt, Herr Kommandant", sagte Brown.

„Halt. Ein Wort im Vertrauen. Wenn wir drei unter uns sind, will ich von Titel und Würde nichts hören. Ich kenne Sie beide als tüchtige Offiziere und bin überzeugt, unsere Kameradschaftlichkeit wird den Dienst nicht gefährden. So, und jetzt, Williams, wie steht es mit Ihrer Gesundheit?"

„Danke, gut. Ich habe eine tüchtige Kur durchgemacht und hoffe, sie wirkt nachhaltig."

„Freut mich. In der letzten Zeit, auf der Heimreise aus Afrika meine ich, war nicht mehr viel mit Ihnen los. Und", setzte er hinzu, „verlobt hat sich keiner?"

„Das hat noch Zeit", entgegnete Brown lachend. „Wir grünes Gemüse wollen Ihnen nicht vorgreifen."

„Können Sie gar nicht mehr."

„Wa . . . as? Nun, dann herzliche Gratulation."

„Danke! Bevor wir in See stechen, werde ich Ihnen eine junge Dame vorstellen, der an der glücklichen Heimkehr der „Möwe" sehr viel gelegen ist."

„Donnerwetter, hätte ich das gewußt!" sagte Brown mit komischem Ernst.

„Ja", meinte Williams, „Sie sind schuld. Sie waren der Ältere und mußten mit gutem Beispiel vorangehen."

— — — — —

Die „Möwe" hatte in Las Palmas Kohlen eingenommen und dampfte, vom besten Wetter begünstigt, nach Süden. Offiziere und Mannschaften, die in Winterkleidung die Heimat verließen, hatten ihre Tropen-Uniformen hervorgesucht. Schon auf den Inseln fanden sie schönstes Sommerwetter, und je weiter man nach Süden kam, desto mehr machten sich die Tropen fühlbar.

Brown und Williams waren dienstfrei und ergingen sich an Deck. Auch der Kommandant schloß seinen Aktenschrank und gesellte sich ihnen bei, um den schönen Abend zu genießen.

„Wollen wir uns nicht ein wenig setzen? Ja? . . . Heda, Steward, bring mal ein paar Sessel her. Hier an Steuerbord wollen wir der untergehenden Sonne nachsehen."

Der Schwarze, der auf den Ruf des Kapitäns herbeisprang und die geflochtenen Madeirastühle herantrug, war Ntonga.

„Ich finde es poesievoll", begann Johnson das Gespräch, „mich in den Tropen von einem Neger bedienen zu lassen."

„Das ist es unstreitig", stimmte Brown zu. „Das braune Gesicht gehört zur Tropensonne wie das Schweizer-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

häuschen in eine Gebirgslandschaft. Nur . . . ich weiß nicht . . . mir kommt der Bursche bekannt vor. Das Gesicht muß ich schon mal gesehen haben."

„Sie sprechen meine Gedanken aus", sagte Williams. „Eben zerbrach ich mir den Kopf, wo das gewesen sein könnte. Erinnere mich aber nicht."

„Unmöglich ist das nicht", meinte der Kommandant. „Vielleicht ist es einer von den Leuten, die wir voriges Jahr dem Sklavenhändler abnahmen. Aber fragen Sie ihn doch."

sich alle gleich. Ich wenigstens würde keinen von den Befreiten wiedererkennen."

„Aber wohl nur deswegen nicht", meinte Brown, „weil wir zu viele auf einmal vor Augen hatten. Das Mädchen, das uns auf die Spur des Piraten brachte, würde ich zweifellos aus Tausenden herausfinden."

„Ja, die allerdings", nickte Johnson. „Sie war auch eine aus Tausenden. Was mag aus ihr geworden sein?"

„Ich denke, sie wird die Heimat auf-



Ein P. Missionar unterrichtet einen aussätzigen Neger vor seiner Hütte im Urwald

Williams winkte Atonga heran, der sich nach Erledigung seines Auftrags zurückgezogen hatte und an der Reling stand.

„Sag, mein Sohn, habe ich dich nicht schon früher einmal gesehen?"

„Ja, Herr! Und den Herrn" — er deutete auf Brown — „sah ich auch. Damals, als ich den Weißen hierher brachte, den die Banoho töten wollten."

„So? Das warst du? Nun, dann wissen wir ja", setzte er zu den andern Herren gewandt hinzu, „warum uns das Gesicht so bekannt vorkam."

Atonga trat auf seinen vorigen Platz zurück.

„Sie reden von bekannten Gesichtern", nahm der Kommandant das Gespräch wieder auf; „mir scheint, Neger sehen

gesucht haben. Von St. Isabel nach Kribi ist es nicht weit."

„Von Millner haben Sie nie mehr gehört?" fragte Williams.

„Aufgehängt ist er", entgegnete Johnson, „regelrecht aufgehängt. Ich hab's kurz vor der Abreise in der Zeitung gelesen. Er war nach Venezuela gegangen. Paßt ja für solche Vögel gerade. Hat dort irgendwas mit einem Schwarzen gehabt und wurde von der Volksmenge gleich am nächsten Baum gelyncht."

„Der Krug, der zum Wasser geht", sagte Williams.

„Und die graue Gans, die endlich auch gebraten wird", setzte Brown hinzu.

„Und die Welt ist einen Vagabunden los", schloß der Kommandant.

— — — — — —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am Tage vor Weihnachten herrschte auf der Mission zu St. Isabel große Freude. Die Katechumenen, deren Vorbereitung für das Christentum beendet war, sollten getauft werden. Pater Ignaz, der Obere der Niederlassung, hatte ihnen den letzten Unterricht erteilt. Sie standen vor der Kirche und warteten auf das Zeichen zum Beginn der lang ersehnten Feier.

Endlich hallte der Ruf der kleinen Glocke vom Kirchendach herab. So freudig hatte sie ihnen noch nie geklungen, so willig waren sie ihr noch nie gefolgt. Ihre Gesichter strahlten. Pater Ignaz kam.

Zuerst führte er die Knaben in die Kirche hinein. In der Nähe der Tür mußten sie stehen bleiben. Dann folgten die Mädchen und wurden auf der andern Seite aufgestellt. Die Erwachsenen erhielten ihren Platz in der Mitte. Die schwarzen Lehrer und ihre Frauen übernahmen das Patenamt.

Pater Ignaz ging zur Sakristei und kehrte zwei Minuten später mit Chorrock und violetter Stola bekleidet zurück. Die erhabene Feier begann.

Es sind sinnreiche Zeremonien, die den Taufakt einleiten und vorbereiten. Jedes Wort, jede Handlung hat ihre Bedeutung. Der Glaube an den dreieinigen Gott, das Bekenntnis zur Kirche mit ihren Heilsmitteln, die Reinigung von der Sünde und das Streben nach einem tugendreichen Leben, das ist der tiefe und ernste Sinn der heiligen Feier.

„Exorcizo te . . ich beschwöre dich . ."

Andächtig, gesenkten Hauptes standen die Täuflinge da. Pater Ignaz hatte ihnen den Inhalt und die Bedeutung der heiligen Handlung erklärt. Sie wußten, was mit ihnen geschah.

„Ich beschwöre dich, unreiner Geist . ." Nichts Unreines kann Gemeinschaft haben im heiligen Tempel Gottes. Schon an der Pforte des Gotteshauses soll er weichen, der Geist der Verneinung und Lüge. . . „Recognosce sententiam tuam . . .", das Urteil ist gefällt. Gottes Gnade hat seine Auserwählten aus Tausenden, die im Heidentum leben, zur Taufe gerufen. Sie treten heraus aus dem Bannkreise Satans; sie schließen sich dem Heerbanner Christi an, entschlossen, seiner Fahne zu folgen, seine Gebote zu erfüllen.

„Ingredimini in templum Dei . . . So tretet denn ein in den heiligen Tempel Gottes", es sei euch das Sinnbild des Eintritts in die Gemeinschaft seiner Gläubigen.

Pater Ignaz hatte das Ende seiner violetten Stola auf den Arm des ihm zunächst stehenden Täuflings gelegt, und in langer Kette folgten sie alle seinem Rufe und zogen dem Altare entgegen, zu dessen rechter Seite der Taufbrunnen stand.

„Credo in Deum . . . Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde . . ."

Ein Chor vieler Stimmen schallte durch die heiligen Hallen — „und ein ewiges Leben. Amen. Vater unser . ." Die Täuflinge umgaben, in derselben Ordnung wie vorher, den Priester, der neben dem Taufbrunnen stand.

„Widersagt ihr dem Teufel?"
„Wir widersagen!"
„Und allen seinen Werken?"
„Wir widersagen!"
„Und aller seiner Pracht?"
„Wir widersagen!"

„Glaubt ihr an Gott, den allmächtigen Vater . . .? Glaubt ihr an Jesum Christum . . .? Glaubt ihr an den Heiligen Geist, eine heilige katholische Kirche . . .?"

„Wir glauben, wir glauben."
„Wollt ihr getauft werden?"
„Ja, wir wollen es!"

Während das Taufwasser die Häupter der ersten netzte, knirschten Schritte im Sande vor der Kirche, und durch die offenstehende Türe traten zwei Offiziere ein. Ntonga begleitete sie. Das Geräusch drang nach vorn. Einige Augenpaare wandten sich dem Eingang zu, flogen aber schnell wieder zurück. Pater Ignaz hatte nichts davon bemerkt.

Die Offiziere und ihr Begleiter nahmen in den hintersten Bänken Platz und betrachteten das Schauspiel vor ihren Augen. Die Täuflinge traten nacheinander an den Taufstein heran und beugten das Haupt darüber. Wuchtig klangen die Worte des Paters: „Ego te baptizo . . ." Leise plätscherte das Taufwasser in dem weiten Becken. Man hörte den Atem der Täuflinge.

Als die Knaben und Männer getauft waren, folgten die Mädchen.

Ntongas Augen wanderten über die Reihe der Täuflinge, ob nicht ein Bekannter darunter sei. Zuletzt hafteten sie an einer Mädchengestalt, die am Ende der Reihe nahe den Frauen stand. Der Anblick dieses Mädchens verwirrte ihn. Oder war es der Gedanke an jene, der sie ähnlich sah?

Es ist gut, dachte er, daß ich ihr Gesicht nicht sehen kann. Nun hat sie mich an Elesa erinnert. Ihre Größe, ihre Gestalt, die Art, wie sie das Haar trägt, stimmen mit ihr überein. Genau so würde Elesa aussehen, wenn sie, die Taufe erwartend, unter den Mädchen stände.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ach, stände sie dort! Daß der Vorwurf von mir wiche, der mich durchs ganze Leben verfolgt. . . Warum taufte ich sie nicht? Sie bat darum. Ich dachte nur an mich. Nun hat der Agil sie gemordet. Und sie war nicht Christin. Durch meine Schuld. . . .

Sein Haupt sank auf die Brust herab. Sein Antlitz barg sich in den Handflächen. Niemand sollte die Tränen sehen, die über seine Wangen strömten.

Das Mädchen aber, das die Veranlassung zu Atongas Gedankengängen geworden war, stand unbeweglich wie eine Bildsäule dem Taufstein gegenüber. Ihr Herz möchte überfließen vor Freude und Dank gegen Gott. So nah dem Augenblick, den sie so lange schon ersehnt! Und doch . . . und doch!

Ihre Augenlider senkten sich, ihr Blick ging in die Ferne. Nun war sie an der Reihe. Die Frauen gingen an ihr vorüber. Sie bemerkte es nicht. Vor ihr lag der Heimatstrand, vom Gold der Abendsonne umflossen. Sie sah einen Jüngling vor sich stehen, wie sie heute gebeugten Hauptes am Taufstein standen. Sie schöpfte Wasser aus der rollenden See, die ihre Füße bespülte, und goß es über sein Haupt. Heute verstand sie seinen Glauben, seine Freude, daß er ein Christ war. Er hatte ihr den Weg gezeigt. Nie wäre sie in der Fremde geblieben, wenn nicht die Sehnsucht nach dem Christentum sie dazu angetrieben hätte. . . .

Die Taufpatin störte sie. „Komm, der Pater wartet auf dich." Sie trat an den Taufstein.

„Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes."

War's nicht, als ob das Herz seinen Schlag verlangsamte aus Ehrfurcht vor dem Geheimnis, das sich an ihr vollzog?

Als sie wieder das Haupt erhob, flog ihr Blick zum Altar. Nun bin ich ein Gotteskind. So hatte Atonga gesprochen, so frohlockte es jetzt in ihrem Herzen. Nun erst könnte ich gleichberechtigt neben Atonga stehen, doch . . . er ist nicht mehr.

Wie ist das Menschenherz so arm, daß es in Stunden größter Freude oft tiefstes Weh verkosten muß!

Wo war er jetzt, der Mann, dem sie ihr größtes Glück verdankte? Nicht einmal in der Heimaterde fand er ein Grab Von tückischer Kugel war sein Leben zerstört. Am fremden Strande bleichten seine Gebeine. . . . Wie glücklich könnte sie sein, wäre er nicht gestorben.

Brown und Williams hatten sich erhoben und verließen die Kirche. Atonga folgte ihnen. Noch einmal suchten seine Augen das Mädchen, das ihn an Elesa erinnert hatte. Gerade verließ sie den Taufstein. Einen kurzen Augenblick sah er ihr Gesicht. Wie ein elektrischer Strom zuckte es durch sein Herz. Was war das? Er rieb sich die Augen. Als er wieder aufblickte, stand das Mädchen bereits an ihrem Platz und drehte ihm den Rücken zu. Furcht und Hoffnung und Zweifel im Herzen wankte Atonga ins Freie.

Die beiden Offiziere gingen auf dem Kirchplatz auf und ab. Sie wollten dem Obern der Mission einen Besuch machen und warteten auf sein Erscheinen. Atonga stellte sich in der Nähe der Tür auf, wo er sowohl die Herren als auch den Eingang zur Kirche im Auge behalten konnte.

Vergeblich suchte er sich einzureden, daß er einem Trugbild nachgehe. Vergeblich bewies er sich, daß Elesa unmöglich noch am Leben sein könne. Sein Herz überschrie alle Zweifel. Es zwang ihn, stehen zu bleiben, zu harren, sich zu überzeugen.

Nun traten die Neuchristen aus der Kirche. Heilige Weihe umschwebte sie, himmlische Freude strahlte auf ihren Gesichtern. Gespannt schaute Atonga nach der Pforte, ungeduldig. Wo blieb sie, auf die er wartete? Alle kamen heraus, nur diese nicht. . . . War es doch nur Täuschung, was er zu sehen vermeint? Hatte sich der Himmel nur einen Augenblick geöffnet und einen Engel gesandt, ihn zu grüßen?

Doch . . . wie konnte er sie übersehen! . . . Da stand sie, mitten auf der Treppe und sah über ihn weg aufs Meer hinaus.

War das Elesa, oder war sie es nicht? War es ihr Geist? Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Irrlichter flimmerten vor seinen Augen. In seinen Ohren ein Brausen und Rauschen. Er möchte ihr entgegenfliegen und wagt es nicht. Er möchte rufen und kann es nicht. Warum sieht sie nicht nach ihm? Kennt sie ihn nicht?

Sie tritt eine Stufe herab, eine zweite.

Da preßt sich all sein Hoffen und Zweifeln, all sein Fürchten und Sehnen zusammen in das eine Wort: „Elesa!"

Schüchtern klingt der Ruf und fragend. Aber sie hat ihn gehört und die Stimme des geliebten Mannes erkannt. Sie fragt nicht, ob es möglich ist; sie fürchtet nicht, daß es Täuschung ist. Sie eilt auf ihn zu.

„Atonga!"

Hand schlingt sich in Hand. Sie schauen sich an und wissen nichts zu reden. Für

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

solche Freude gibt es keine Worte. Nur die leuchtenden Augen verraten des Herzens überlauten Schlag.

Sie gingen zum Meeresstrande hinab.

„Wie gut ist Gott mit uns, wie gut!“ begann Elesa nach langem Schweigen. „Nun wäre mir die Heimat wieder lieb, trotz des Ngil und seiner Gesellen.“

„Der Ngil ist tot. Er machte seinem Verbrecherleben selbst ein Ende. . . . Und Mune und Pembe und dein Vater, wie würden sie sich freuen, dich wieder zu sehen!“

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. „Ach, Ntonga“, bat sie, „laß uns heimwärts ziehen.“

„Du hast dem Wunsche meines Herzens Worte verliehen. Ja, wir kehren in die Heimat zurück!“

Majestätisch sang das Meer seinen ewigen Choral. . . .

Japanische Sprichwörter und Sinnsprüche

Sprichwort — wahres Wort. Die Sprichwörter, welche meistens in knapper Form eine Wahrheit zum Ausdruck bringen, geben uns einen Einblick in die Anschauungen und den Charakter eines Volkes. Die Japaner, wie die meisten ostasiatischen Völker (Chinesen, Koreaner usw.) besitzen eine große Menge meist sehr treffender und interessanter Sprichwörter. Im folgenden geben wir davon eine Auslese, indem wir zu weniger leicht verständlichen einige Worte der Erklärung oder ein entsprechendes deutsches Sprichwort beifügen:

1. Die Liebe ist gewaltig wie der Tod, Eifersucht grausam wie das Grab.
2. Ein Frosch im Brunnen weiß nichts vom großen Weltmeere.
3. Selbst Kobo-dai-schi macht einen Schreibfehler. („Selbst der Weiseste kann sich irren.“)
4. Auf Bäumen sucht man keine Fische.
5. Viele gehen nach dem Schatzberge und kehren mit leeren Händen heim.
6. Schwalben und Sperlinge verstehen nichts von den Plänen der Kraniche und wilden Gänse.
7. Von der Klinge aus bildet sich der Rost. (Selbstverschuldetes Unglück. „Jeder ist seines Glückes Schmied.“)
8. Auch der Fuß des Leuchtturmes ist finster.
9. Über ihre eigene Person sind auch Wahrsager im ungewissen.
10. Reue kommt nicht vor der Tat.
11. Unbedacht fällt in den Graben.
12. Weidenzweige bricht kein Schnee. (Nachgiebigkeit).
13. Für den Mund ist kein Tor gemacht.
14. Wenn die Henne kräht, stürzt das Haus zusammen. (Ungewöhnliches Ereignis).
15. Wenn du Eile hast, mache einen Umweg. („Eile mit Weile.“)
16. Wenn man von einer Sache spricht, die man im nächsten Jahre ausführen will, lacht der Teufel.
17. Wenn der Bissen durch den Schlund gegangen ist, ist die Hitze vorüber.
18. Der Ehebund der Mandarinenenten ist innig. (Die Mandarinenenten gelten in Japan und China als das Symbol der ehelichen Liebe und Treue).
19. Wenn der Teufel nicht zu Hause ist, wird große Wäsche gehalten. (Tut man sich gütlich. — „Wenn die Katze nicht zu Hause, tanzen die Mäuse.“)
20. Wenn von dem Abwesenden die Rede ist, zeigt sich sein Schatten.
21. Auch in der Hauptstadt gibt es Bauern.
22. Biedere Leute haben viele Kinder.
23. Auch Kaulquappen können nur Frösche werden. („Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“)
24. Der Löwe schickt sein Junges ins Tal; lasse das Kind reisen, welches du liebst. (Außer Hause gewinnt man Lebenserfahrung.)
25. Wer von der Großmutter erzogen ist, ist um 300 Mon billiger. (Weil er verzogen ist.) (Mon ist die kleinste japanische Scheidemünze; etwa ein Viertelpfg.
26. Erziehung ist besser als gute Familie.
27. Smaragd und Kristall glänzen nur, wenn geschliffen.
28. Erdbeben, Donner, Feuer und den Vater muß man am meisten fürchten.
29. Selbst die Krähe vergilt die Wohltaten der Eltern. (Kindl. Dankbarkeit).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lischen Riesendampfers „Titanic“ dar, der in der Nacht vom 14. auf den 15. April 1912 mit einem riesigen Eisberge zusammenstieß. Von den 2340 Menschen fanden bei dem Zusammenstoß des Ozeankolosses 1635 den Tod, nur 705 wurden gerettet. Es war die furchtbarste Tragödie, die auf dem Ozean sich ereignet hat, seit Menschen die Meere befahren.

Der Tonfilm „Atlantic“ ist ein Wunderwerk der modernen Technik. Man sieht, wie die wasserdichten Schotten beim Zusammenstoß zertrümmert werden, wie das Wasser in den Maschinenraum eindringt, wie die Matrosen mit Pumpen versuchen, über das Wasser Herr zu werden; man sieht, wie die Rettungsboote herabrasseln, man hört die Kommandorufe des Kapitäns, man hört das Schreien der halb sinnlosen Menge, man sieht den panischen Schrecken der vom Selbsterhaltungstrieb aufgepeitschten Passagiere, die um einen Platz in einem Rettungsboote kämpfen und ringen, man sieht rührende und tiefschmerzliche Abschiedsszenen, alles ganz naturgetreu und der Wirklichkeit wohl entsprechend.

Warum hat man nicht die Schlußszene so dargestellt, wie sie wirklich war? Nicht um einen elenden Alkoholiker, der schließlich das „Vaterunser“ vorbetet, wie es der Tonfilm „Atlantic“ darstellt, waren die 1635 dem Untergang geweihten Passagiere versammelt, sondern um drei katholische Priester. Die gesamte amerikanische Presse war im April 1912 voll des Lobes und der Bewunderung über die Haltung der drei katholischen Priester beim Untergang der „Titanic.“ Der erste war P. Joseph Peruschitz, ein Benediktiner des bayerischen Klosters Scheyern. Der zweite war Thomas Roussel Byles, der Sohn eines englischen protestantischen Ministers, der sich dem Studium der kathol. Theologie gewidmet hatte und nach der Priesterweihe Pfarrer einer Landgemeinde in der Grafschaft Essex wurde. Er reiste auf der „Titanic“ nach Brooklyn, um dort seinen Bruder zu trauen. Der dritte war ein Litaue namens Montvilla aus der Diözese Seiny.

Bald nachdem das Unglück bekannt geworden war, sammelten die drei Priester die Gläubigen in der Kapelle um sich herum und zelebrierten die hl. Messe. Nach ihrer Beendigung richteten sie Trost- und Ermutigungsworte an ihre Umgebung. Dann waren sie den Kindern und Frauen bei der Einschiffung in die Rettungsboote behilflich. Mehrere Angebote seitens der Matrosen, sich zu retten, wiesen sie mit den Worten zurück, daß ihr Platz bei den an Bord befindlichen, dem Tode geweihten Menschen sei. Und als der Dampfer immer tiefer sank und das Orchester den Choral „Näher, mein Gott, zu dir“ spielte, segneten sie die unglücklichen Passagiere, die sich um sie herum geschart hatten. In Ausübung ihrer heiligen und tröstenden Pflicht gingen sie unter mit den Menschen, denen Gott noch in letzter Stunde durch sie die Gnade der Bekehrung geschenkt hatte, und die als gottergebene Christen das harte Opfer ihres Lebens brachten.

Fast alle Passagiere lagen beim Untergang des Schiffes auf den Knien und beteten. Warum hat die Filmgesellschaft, die den „Atlantic“-Film herstellte, dies nicht, der geschichtlichen Wahrheit gemäß, dargestellt? Nun, wir wissen es ja, bei gewissen Leuten hätte man Anstoß erregt, wenn man den Heldenmut katholischer Priester und das gottesfürchtige Sterben von eineinhalbtausend Menschen verewigt hätte.

Darum halten aber wir es für unsere Pflicht, die geschichtliche Wahrheit, den Heldenmut dreier katholischer Priester im Angesichte des unabwendbaren Todes festzustellen.

Gebetserhörungen

Slupsko, P. Th.: Anbei . . . Mark Almosen als Dank für erhörte Bitte.

Durch die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius und der kleinen hl. Theresia bin ich in einem sorgenvollen Anliegen erhört worden. Antoniusbrot war versprochen.

Ungenannt: Tausendfachen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für Erlangung einer Stelle. Sende . . . Mark zur Taufe eines Heidenkindes.

Breslau: Anbei . . . Mark für glücklichen Ausgang einer Angelegenheit mit der Bitte um eine Stellung.

N. N.: Innigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen und bitte um weitere Hilfe, daß die Kinder brav und gut werden. Almosen und Veröffentlichung war versprochen.

Kaiserslautern: Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.

E. Dank dem göttl. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und der hl. Theresia für Erhörung in einem Anliegen.

W. A. L.: Innigen Dank der schmerzh. Mutter Gottes, der hl. Theresia v. K. J. und dem hl. Wendelinus für Erhörung.

Schimmnitz: . . . Mark als Dank zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, der lb. Mutter Gottes und des hl. Judas Thaddäus für schnelle Hilfe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in vielen schweren Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.

Ungenannt: Tausendfachen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für Erlangung einer Stellung mit der Bitte um weitere Hilfe.

Gütersloh: . . . Mark als Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in schwerer wirtschaftlicher Not.

Lorchhausen: Anbei . . . Mark als Dank zur Taufe eines Heidenkindes zu Ehren der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph und der armen Seelen für Erhörung im Gebete und bitte um weitere Hilfe.

Ungenannt: Dank der lb. Gottesmutter und der hl. Theresia v. K. J. für Genesung von schwerer Krankheit.

Bochum: Sende . . . Mark zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, der unbefleckten Empfängnis, des hl. Joseph und hl. Antonius für Erhörung einer Bitte. Veröffentlichung war versprochen.

Horressen: Der himmlischen Mutter innigen Dank für Hilfe in großen Anliegen.

E. Kr. W.: Anbei . . . Mark für ein Heidenkind „Anna" als Dank für Hilfe in langer Krankheit mit der Bitte um Genesung. Veröffentlichung war versprochen.

Waldweiler: Nach abgehaltener Novene zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen habe ich in schweren Anliegen Erhörung gefunden.

Th. R.: Dank dem hl. Joseph und den armen Seelen für Hilfe in einer Rentenangelegenheit. Almosen als Dank.

Elz: Dem lb. Gott, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Philomena herzl. Dank für Erhörung in einem Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe. Anbei . . . Mark Almosen.

Menzelen: Innigen Dank für Hilfe in einem besonderen Anliegen durch Anrufung der gottsel. Anna Kath. Emmerich und der sel. Stifter der Schwestern vom hl. Kreuz.

O. W. B.: Tausendfach Dank Jesus im hlst. Sakrament, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und der hl. Rita.

Friedrichshafen, H. D.: Innigen Dank für die Erhörung einer Bitte.

R. R. in W.: Dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und den hl. 14 Nothelfern sei Dank für Erhörung und gut bestandene Prüfung.

B. P. in H.: Nach jahrelangem Leiden ist mir auf die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theresia auffallend geholfen worden und sage hiermit innigsten Dank.

G. H. in E.: Durch die Fürbitte der lb. Mutter Gottes des hl Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und der hl. Theresia wurde ich in einem schweren Anliegen erhört.

Neustadt, B. E.: Dank dem göttl. Herzen Jesu und der lb. Mutter Gottes für Erhörung und bitte um weitere Hilfe.

Mammolsheim, K. D.: Dank der lb. Mutter Gottes v. der immerw. Hilfe, dem hl. Antonius und den armen Seelen für erlangte Hilfe. Anbei Antoniusbrot.

Neukirch, M. Z.: Innigen Dank Maria, Hilfe der Christen, dem hl. Joseph, sel. Br. Konrad und den armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen und für guten Ausgang eines Prozesses.

Gebetsempfehlungen

Mauchen: Bitte um eine Novene zum sel. Br. Konrad um Gesundheit.

Eckersdorf: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, hl. Mauritius um Hilfe in Geldsorgen und um Erlangung einer guten Stellung.

Joh. B. in L.: Bitte um eine Novene zur lb. Mutter Gottes und zur hl. Theresia v. K. J. um Hilfe in Zahlungsschwierigkeiten.

A. A.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur unbefleckten Empfängnis, zur hl. Theresia, zum sel. Br. Konrad um Erkenntnis des Berufes. Bei Erhörung Veröffentlichung versprochen.

Ein junges Mädchen bittet um inständiges Gebet zur hl. Maria, zum hl. Judas Thaddäus, sel. Br. Konrad und zur hl. Theresia um baldige Hilfe in Seelenleiden.

Heukrumbach: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet für ihr Kind. Almosen anbei.

K. bittet ums Gebet für einen Sohn, der seinen Eltern schwere Sorgen macht.

Ungenannt sendet eine Gabe für ein Missionskirchlein mit der Bitte um das Gebet.

Ungenannt: Eine schwer bedrängte Mutter bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia um baldige Erhörung in schweren Anliegen. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Würzburg: Man bittet um das Gebet in schweren Seelenleiden.

M. J.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Rita und zu den hl. 14 Nothelfern um baldige glückliche Heirat und um besseren Geschäftsgang. Bei Erhörung Almosen.

Breslau, M.: Eine Familie bittet um das Gebet zur göttl. Vorsehung, zum hl. Joseph und zum hl. Judas Thaddäus um Erlangung einer Stellung.

S. A.: Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur allers. Jungfrau Maria, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia, zum sel. Br. Konrad und zu den hl. Patronen der Keuschheit um Gesundung eines langen Seelenleidens. Bei Erhörung Veröffentlichung versprochen.

Danzig: Eine Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu und Maria, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zum hl. Judas Thaddäus um Gesundheit der kranken Tochter und um Stellung für den Sohn. Bei Erhörung ein Heidenkind versprochen.

Bitte ums Gebet zum hl. Antonius und zu den armen Seelen um eine Lebensstelle zu erlangen.

E. L. in A.: bittet dringend um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia, zu den hl. 14 Nothelfern, zur hl. Rita und zu den armen Seelen um Erhörung in einem schweren Anliegen. Ein Heidenkind versprochen.

Eine schwer geprüfte Mutter bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur kl. hl. Theresia für ihren einzigen Sohn, der schwer krank darniederliegt. Bei Erhörung Kauf eines Heidenkindes.

Bernstadt: Bitte dringend ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, zu den hl. 14 Nothelfern und zur hl. Theresia um Hilfe aus großer Not und um Arbeit für den Sohn.

M. Z. Gr., Strehlitz: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zum hl. Jud. Thaddäus um besseren Geschäftsgang und Erhörung in schweren Geldsorgen.

Ingenried: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Familie, zum hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen um Hilfe in schweren Seelen- und Nervenleiden. Bei Erhörung Heidenkind versprochen.

A. A.: Ein Wohltäter bittet um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius in wichtigen Anliegen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus H. bittet eine Leserin um das Gebet zur Verehrung des kostb. Blutes Jesu Christi, der unbefleckten Empfängnis Mariens.

Essen: Mehrere Berg.-Leser bitten um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius in schweren Anliegen. Bei Erhörung ein Heidenkind und Veröffentlichung versprochen.

Ungenannt: Mehrere Berg.-Leser bitten um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Augustinus, zu den hl. 14 Nothelfern und zur hl. Monika um Neubau eines Wohnhauses, um glückliche Eheverhältnisse und um Hilfe in verschiedenen Anliegen. Heidenkind versprochen.

Warmbrunn, M. H.: Anbei . . . Mark zu Ehren des hl. Antonius um Erhaltung des Augenlichtes.

Heudorf: Zwei Berg.-Leser bitten um das Gebet um guten Ausgang einer Prozeßsache. Anbei Almosen.

Hundsfeld: Almosen mit der Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes und zum hl. Gerhard um friedlichen Ausgang in unangenehmen Familienverhältnissen.

Slupsko, P. Th.: Anbei Almosen mit der Bitte um das Gebet um Glück und Frieden im Hause und guten Wirtschaftsgang.

Briesen: Anbei Almosen mit der Bitte um das Gebet in verschiedenen Anliegen.

H. in O: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius und zum sel. Br. Konrad in mehreren Anliegen.

A. Sch. in O.: Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Antonius, hl. Blasius und zum sel. Br. Konrad um Hilfe in einem Halsleiden.

J. H. in S.: Bitte um das Gebet zur hl. Familie, zur kl. hl. Theresia und zum sel. Br. Konrad um Frieden in der Familie und in mehreren Anliegen.

A. K. in St.: Bitte um das Gebet um Hilfe zu erlangen in großer Not und um glücklichen Ausgang einer wichtigen Sache.

Es starben im Herrn

Bergrheinfeld: Margareta Göb, eifrige Förderin unserer Missionszeitschriften.

A.: Margareta Huppmann. Würzburg: Barbara Krämer. Asbach: Katharina Rau. Außdorf: Walburga Huber. Heiligenstadt: Maria Mühlhaus. Hildmannsfeld: Emma Fritsch. Ornbau: Ernst Zoltmann. Egg: Mathias Merk. Holzkirchhausen: August Schlör. Oltaschin: Anna Hanke. Chorulla: Rosa Mikulla. Daseburg: Frau Jos. BaCckhaus. Höhr: Maria A. Frees. Heppendorf: Albert Konsten. Langenbochum: T. Schmitz. Worringen: Margareta Feith. Eikel: Franziska Niemann, Frau Chr. Hawig. Strauch: P. Paustenbach. Donrath: Frl. Lud. Böttner. Trier: Anton Math. Dietz. Praest: H. H. Pfr. Meuskens. Bochum: Franz Bödeker. Trier: Heinrich Coth. Erberich: Wwe. Math. Dohmen. Nalbach: Peter Sommer, Nikolaus Kasper. Diefeln: Katz Bach. Heilenbach: Georg Lings. Krefeld: Marg. Bongartz. Buer: Alex Pöppinghaus. Neustadt OS. Frau Theresia Wojaczek

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

Katholische missionsärztliche Fürsorge. Jahrbuch 1931 des kathol. Vereins für missionsärztliche Fürsorge und des Missionsärztl. Instituts. Von Prof. Dr. C. Becker, S. D. S. Verlag des Missionsärztlichen Instituts, Würzburg. Für Ärzte und Missionsfreunde ist dieses Jahrbuch, das reich illustriert ist, von hohem wissenschaftlichem Interesse und sollte weiteste Verbreitung finden.

„Der Große Herder." 12 Bände und 1 Weltatlas. Verlag Herder, Freiburg i. Br. Schon die Probehefte bekunden deutlich, daß in diesem Lexikon ein neuer Typ geschaffen wird. Das erkennt man sowohl an der methodischen Art, wie das Wissen wiedergegeben wird, als besonders auch an der vorzüglichen Auswertung des Wissens und Könnens für die Lebenspraxis.

Neue Volksausgaben des gefeierten und beliebten Erzählers Paul Keller verdanken wir dem rührigen **Bergstadtverlag in Breslau**, der von seinen Bücherschätzen gerade diejenigen in billigen — 2.85 Mk. — Leinenbänden verbreitet, deren Lektüre und Besitztum heute eine Wohltat ist.

„Ferien vom Ich", dieser mit Recht berühmt gewordene Roman ist nicht nur eines der besten, urwüchsigsten und wertvollsten Ferienbücher, sondern auch ein Kunstwerk des Humors, aus dem ein herrlicher Optimismus quillt, der den Glauben an die Kraft der Selbstbefreiung des Menschen durch den Willen auferstehen läßt.

„Hubertus" ist keine Jägererzählung, sondern der beste Roman vom deutschen Walde, den vor Paul Keller niemand so eindringlich und mit so wechselreichem Geschehen geschildert hat. Hubertus, der schon ein blasierter Städter geworden war, genest wieder am deutschen Walde, der wie eine Zaubermedizin langsam, aber sicher wirkt und zu innerer Ruhe führt.

„In fremden Spiegeln" nannte Paul Keller sein vaterländisches Glaubensbekenntnis, das er aus dem Erleben eines jungen Deutschen — der durch die Nachkriegsverhältnisse angeekelt nach Indien fuhr und wieder reuig heimkehrte — prächtig herausentwickelte. Das spannende aufschlußreiche Buch ist ein phantastisches Gedicht und zugleich ein wirklichkeitshartes Zeitschicksal, ein Reiseroman und ein Befreiungsbuch, für das wir Keller dankbar sein müssen.

Marianisches Offizium. Übersetzt und herausgegeben von Otto Karrer. Bilder von Prof. Gebhard Fugel. 160 S. und 13 Bilder in Kupfertiefdruck. Leinen Mk. 3.40. Verlag „Ars sacra", Josef Müller, München 13.

Dem schönsten Marienlob der Kirche (aus Psalmen, Hymnen, Lesungen nach Art eines kleinen Breviers bestehend) die edle deutsche Form und auch ein entsprechendes äußeres Buchgewand zu geben; ist mehr als eine Angelegenheit des guten Geschmackes, es ist eine Sache der Ehrfurcht vor dem Gebet. Die mustergültige Ausgabe des Verlages verdient wärmste Empfehlung.

Er ist schon da! — Der lustige **Zwergen-Kalender 1932.** Preis 20 Pfennig. Verlag: Seraphisches Liebeswerk Linz a. D., Rudigierstr. 8.

Dieses billigste lustige Büchlein, das ein teures Bilderbuch ersetzt, zum Malen und Zeichnen anregt und obendrein verlassenen Kindern den vollen Reinertrag zukommen läßt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der kleine Guido von Fontgalland im Bild

Den Wünschen seiner Verehrer kommt der St. Josephs-Verlag entgegen. Er bietet Devotionsbildchen dieses kl. Heroen der Jesusliebe

Format 5 × 10,5 cm
100 Stück RM. 2.80

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, (Bayern)

Mutter der Gnaden

Stimmen aus Kevelaer

Illustrierte Monatsschrift im Geiste Mariens für die christliche Familie

Herausgegeben von den Missionaren von Mariannhill

Bezugspreis jährlich RM. 3.—

„Ein Volk ohne König", so klagt Pius XI. in seinem Rundschreiben „Quas primas." Die Autorität Jesus Christus unseres Königs wird nicht mehr anerkannt. Jedoch alle Völker müssen zurück zu Christus! Christus muß herrschen, wie der hl. Apostel Paulus schon sagte. Jesus Christus gab uns seine Mutter, die ihn als Kind vor Mörderhand rettete und ihn am Kreuze opferte, er gab sie uns zu eigen als Mutter. Also ist auch Maria unsere Königin. „Mutter der Gnaden" will dafür kämpfen und streiten, daß sich das Reich Mariens immer mehr ausbreite, auf daß schneller und sicher komme das Reich Christi.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

Heilige Marienverehrer in Wort und Bild

Unsere Vorbilder und Führer

Von D. W. Mut. Mit Bildern nach Kupferstichen aus dem 15. Jahrhundert. Geb. RM. 1.50

Das ungemein reizende und originell ausgestattete Büchlein zeigt für jeden Tag des Monats das Bild eines heiligen Marienverehrers und diesem gegenübergestellt den kurzen prägnanten Lebensabriß derselben mit packenden Anmutungen. Die zarten Bilder nach Kupferstichen aus dem 15. Jahrhundert vertiefen die kurze besinnliche Lesung und regen zum frommen Tugendstreben an. Der feine, originelle Einband bildet die harmonische Ergänzung des herzigen Büchleins, dem wir weiteste Verbreitung wünschen, und das im Besitze eines jeden eifrigen Marienverehrers sein sollte.

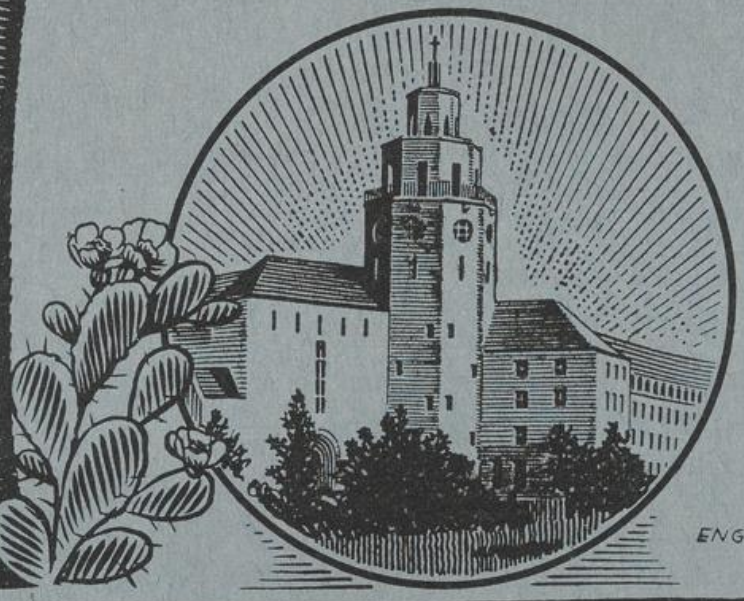
P. D. S.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission



Nummer 9 September 1931 49. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Septemberheftes:

Kreuzträger. Gedicht v. F. Schröng-hamer-Heimdal 257
Kreuz Erhöhung 258
Was ein alter Missionsbruder aus Südafrika sagt 259
Sein Schutzengel. Von Joseph Kamp 265
Von der alten Zuluherrlichkeit. Von P. Odo Ripp, RMM. 268
Das hohe Lied der Heidenmission. Von Pierre l'Ermite, Paris . 270
Die sieben Schmerzen der heiligen Jungfrau. Gedicht 274
Schwarze Schwestern 275
Auf zur katholischen Aktion! . . 277
Das Paradieszimmer. Von Joseph Spillmann 278
Silvana-Trinkkur 288

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

„Was stehet ihr müßig?

Geht auch ihr in meinen Weinberg!" spricht Christus selbst.

Studenten und Werktätige

von sittlich einwandfreiem Lebenswandel und erfüllt von religiösen Idealen stellen ihre Kräfte in den Dienst der Mission als Priester oder Laienmissionar im Ordensstande. Bewerber melden sich für

Studenten

P. Direktor des Missionsseminars, St. Joseph, Reimlingen, (Bayern)

Brüderkandidaten

P. Rektor. Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bayern)

P. Superior, St. Paul bei Walbeck, Kreis Geldern (Niederrhein)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

Mariannhill. Am 28. Juni fand die feierliche Einweihung des neuen Eingeborenen-Seminars in Mariatal statt. Die Feierlichkeiten begannen am Sonntag Morgen. Sr. Exzellenz, der Hochwürdigste Apostolische Delegat nahm die Zeremonien vor. Nach der feierlichen Vesper wurden ehrwürdige Reliquien der seligen Ugandamartyrer Matthias Murumba und Karl Luanga von Ngada zur Verehrung feierlich ausgesetzt. Eine außergewöhnlich große Anzahl hoher Gäste, welche von Sr. Exzellenz Bischof Fleischer von Mariannhill eingeladen waren, erschienen. Missionare und Volk nahmen herzlichen Anteil an der erhebenden Feier.

Aus Welt und Kirche

Kinderelend in Berlin. Neueste Mitteilungen des Berliner Reichsamts für Statistik verweisen auf die Folgen der Berliner Wohnungsnot für die Kinder. 47% der Berliner Schulkinder haben kein Bett für sich allein, sondern müssen die Schlafstelle mit anderen teilen!

Erschreckend ist trotz aller öffentlichen Fürsorge und aller Fortschritte de Hygiene die zahlenmäßige Zunahme der lebensschwachen und mißgebildeten Kinder — offenbar ein Symptom des Massenelendes. Der Zuwachs an Kindern mit angeborener Lebensschwäche betrug in Berlin im Jahre 1913 insgesamt 1597, im Jahre 1922 bereits 3251, 1928 sogar 5323. Kinder mit angeborenen Mißbildungen wurden im Jahre 1913 6830 geboren, im Jahre 1923 8846, im Jahre 1928 nicht weniger als 14 666!

Die Schuld an diesen Zahlen tragen wohl der allgemeine Niedergang der Familien, Wohnungsnot, Alkoholismus u. die seelische Depression namentlich auch der Mütter. Für die sittlichen Zustände in Berlin ist bezeichnend, daß (trotz der heute fast allgemein verbreiteten raffinierten Technik der Empfängnisverhütung) im Jahre 1929 von den 44 948 Geborenen 8171, also fast ein Fünftel, unehelich sind. Beinahe die Hälfte dieser unehelichen Kinder stammte von Müttern unter 22 Jahren. 6 dieser Kinder hatten Mütter von noch nicht 15 Jahren, die noch die Schule besuchten; die Mütter von 34 Kindern waren 15 oder knapp über 15 Jahre alt. Zur Versorgung dieser Neugeborenen mußte fast ausnahmslos die öffentliche Fürsorge herangezogen werden, da die Väter unbekannt, arbeitslos oder wegen zu großer Jugendlichkeit noch nicht im Erwerbsleben tätig waren, also keinen Verdienst hatten.

Die Stadt Memphis in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat den katholischen Schwestern und christlichen Brüdern, die in der Gelben Fieber-Epidemie in den Jahren 1873, 1878 und 1879 ihr Leben opferten, **ein Denkmal** errichtet. Trotz strömenden Regens war die Beteiligung an der Zeremonie der Denkmalsenthüllung, auch von seiten der nichtkatholischen Bevölkerung, außerordentlich stark. Zwei Schwestern waren anwesend, die als einzige die Epidemie überstanden hatten. Von den Einwohnern hatten 20 000 fluchtartig die Stadt verlassen, als die Seuche ausbrach. Die Pflege der zurückgebliebenen Kranken war ausschließlich den katholischen Schwestern und christlichen Brüdern überlassen. 10 000 Personen fielen den drei Epidemien zum Opfer, darunter 19 Priester, 3 Laienbrüder und 23 Schwestern. Die Erzählungen der beiden überlebenden Schwestern sind grauenhaft. Das Gelbe Fieber war zu jener Zeit noch zu wenig erforscht, um den Kranken irgendwelche Erleichterungen verschaffen zu können. Sie starben unter den unsäglichsten Qualen, oft bis zu hundert an einem Tage. Schulknaben zimmerten notdürftige Särge, solange Holz vorhanden war. Die Beerdigungen fanden meistens nachts beim Schein einer Laterne statt. Oft schaufelte ein Priester eigenhändig die Gräber, um tags darauf selbst hineingelegt zu werden.

Schönheitsfabrik in Paris. In Paris gibt es, das „Neue Wiener Journal" weiß es zu vermelden, einen „Schönheitsdiktator", „Meister" Antoine. Er ist der unbestrittene Führer in der berühmten Schönheitsindustrie der französischen Hauptstadt. Ursprünglich wollte er nur Bildhauer werden, brachte es aber zu dem weit einträglicheren Beruf des Damenfriseurs. Dieser gefeierte Schöpfer französischer Eleganz und französischer Schönheit ist bezeichnenderweise Ausländer; das „Neue Wiener Journal" gesteht: „Vor 20 Jahren kam dieser bezaubernd elegante junge Mann (denn er scheint heute noch nicht über 30 zu sein) aus Galizien nach Paris und die hei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mische „Chuzpe" bildete damals sein ganzes Vermögen." Aber er faßte die Konjunktur und heute ist sein Schönheitssalon, zu dessen Besucherinnen die Damen der vornehmsten Hocharistokratie zählen, der „internationalste" (auch ein Lob!) in Paris. „Hier wird die Haartrachtmode der ganzen Welt bestimmt, hier wird beschlossen, welche Haarfarbe für den Vormittag, zum Sport, zur großen Abendtoilette paßt, welcher Teint, welcher Nagellack, welche Augenbrauenlinie getragen werden muß." Aber mit den Haaren, die einem Menschen für gewöhnlich auf dem Kopf wachsen, läßt sich schließlich nichts Besonderes verdienen. Indes, Meister Antoine fand die rettende Idee: Warum sollte man die alte Mode der Perücken nicht wieder einführen? Das sieht apart aus und vervielfacht die Möglichkeit, als Damenfriseur gut zu verdienen. Also ist die neue „Kreation" Antoines die Perücke in den verschiedensten Farben, von Kanariengelb bis Himmelblau, angepaßt an die Toilette, die Tageszeit, die besondere Art der gesellschaftlichen Veranstaltungen. Aber Antoines Unternehmen beschränkt sich natürlich nicht bloß auf die Ausübung der Frisierkunst. Sein Schönheitssalon ist „universal". Das „Neue Wiener Journal" schildert den Betrieb Antoines, der so überlaufen ist, daß die Patienten oft stundenlang warten müssen, mit fast begeistertem Schwung: „Während die Haare des Opferlamms dauergewellt werden, ist das Manikurfräulein mit seinen Nägeln beschäftigt, ein Kunstmaler mit durchgeistigtem Antlitz verleiht den Augenbrauen edlen Schwung, ein Zauberkünstler beseitigt die Gesichtsfalten und atmet rosigen Hauch auf die eingefallenen Wangen, und ein Fünfter, ein bebrillter, universitätsprofessorartiger Herr ersetzt die Ausdruckslosigkeit des Blickes mit bedeutungsvollem Glanz. Dazwischen rattern die schönheitsspendenden Maschinen, Angestellte in weißen Kitteln laufen um Pinsel, Farben, Instrumente, holen sich Rat beim Meister, beim großen Antoine, der alle Geheimnisse hütet." Bis daß der Bolschewismus dem ganzen Zauber einmal ein Ende mit Schrecken macht!

Ein Armen-Gastmahl auf dem deutschen Caritastag. Die alte Sitte, bei Jubiläumsfeierlichkeiten, Tagungen, Kongressen usw. ein großes Festmahl zu veranstalten, an sich ganz einwandfrei und mit gutem Sinn zu rechtfertigen, ist in der gegenwärtigen Notlage Deutschlands nicht zeitgemäß. Größerer Aufwand ist unvermeidlich, wenn ein derartiges Festmahl wirklich seinen festlichen Sinn erfüllen soll; ein solcher Aufwand muß heute wirken wie ein Ärgernis, schwer erträglich für die Hunderttausende, die kaum zu leben haben. Es entsprach daher durchaus den Forderungen der Zeit und dem Geist der christlichen Liebe, daß der kürzlich in Würzburg abgehaltene große deutsche Caritastag kein Festbankett und keinen „Empfang" zu seinen Veranstaltungen zählte, dafür aber ein Gastmahl für 500 Bedürftige der Stadt Würzburg. Die Einladenden waren, laut der „Reichspost" vom 10. 6. 31, im Wege der katholischen Caritasorganisationen u. der Pfarrämter ergangen. Jeder unpassende Prunk wurde vermieden, trotzdem trug aber die Veranstaltung den Charakter eines richtigen Festessens. Der Saal war feierlich geschmückt, die Gäste waren in ihren Feiertagskleidern erschienen, eine Musikkapelle sorgte unentgeltlich für ernste und heitere Tafelmusik. Erschienen waren neben den Gästen der Bischof von Würzburg und der Caritasdirektor der Stadt, der Präsident des deutschen Caritasverbandes, die führenden Mitglieder der Elisabeth- und Vinzenzvereine. Bischof Dr. Ehrenfried begrüßte die Versammelten und forderte auf zu gemeinsamem Gebet um das Ende der Notzeit. „Es war ein Lichtblick für die Geladenen", schreibt die „Reichspost", „ein Beweis, daß sie nicht ganz und nicht von allen vergessen sind in ihrem unverschuldeten Leid, eine Aufmunterung, nicht zu verzagen, eine Hebung ihres Selbstgefühls und Vertrauens, ihres Glaubens an die Menschheit.. Dem Würzburger Beispiel wäre recht ausgiebige Nachahmung zu wünschen. Durch solche Taten wird mehr für die Klassenversöhnung, für die Wertung des Gemeinschaftsgeistes getan, als durch tausend noch so pathetische Reden."

Verrauchtes Volksvermögen. Nach dem Geschäftsbericht der „Österreichischen Tabakregie" (in Österreich ist Erzeugung u. Verkauf von Tabakwaren ein Staatsmonopol) sind 1929 in Österreich Tabakfabrikate in einem Wert von 348,02 Millionen Schilling verkauft worden; die Österreichische Tabakregie hat also einen täglichen Umsatz von nahezu 1 Million Schilling! Der Reinertrag der Tabakregie belief sich 1929 auf 206,2 Millionen Schilling gegenüber 167 Millionen im Jahre 1925 und 202,3 Millionen im Jahre 1928. Obschon die allgemeine Wirtschaftslage Österreichs sich seit 1925 im ganzen verschlechtert hat, ist der Reinertrag der Tabakregie seit dieser Zeit um 23% gestiegen!

Die Reingewinnquote pro Meterzentner verkaufter Ware hob sich im Berichtsjahr gegenüber dem Vorjahr 1928 von 1644 Schilling auf 1678 Schilling:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 9 September 1931 49. Jahrgang

Kreuzträger

Stumm gehen die Gedrückten
Den Kreuzweg ihrer Zeit
Doch gleichen sie Verzückten,
In ihrer Freudigkeit.

Sie haben ein heiliges Wissen,
Das macht die Bürde leicht,
Das muß das Joch versüßen,
Daß alle Schwere weicht.

Kein Unmut murrt, kein Tadel
Erschwert die Kreuzesfahrt;
Im Leiden liegt ein Adel
Von göttlich hoher Art.

Wen tiefstes Leid getroffen,
Dem ist die Welt zur Qual,
Sein Herz hat heiliges Hoffen
Im tiefsten Leidenstal.

Drum sagen alle Frommen
Zum Leiden gläubig: ja.
Es muß ja Ostern kommen
Nach jedem Golgatha.

F. Schrönghamer-Heimdal.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kreuz Erhöhung

Auf Betreiben der hl. Kaiserin Helena wurde das Kreuz des Herrn nach der großen Christenverfolgung wiedergefunden. Am 14. September ist die Erinnerungsfeier an die Einweihung der dafür eigens erbauten Kreuzeskirche in Jerusalem. Das war ein Reichsfest, an dem auch Kaiser Konstantin teilnahm und das eine noch nie dagewesene äußere Erhöhung des bis dahin von der Allgemeinheit verachteten Kreuzes in sich schloß. Eine große Reliquie wurde und wird noch heute in der berühmten Kirche auf Golgatha verehrt. Dreihundert Jahre nach der ersten Kreuzerhöhung im September 320 (335) war der in Jerusalem befindliche Teil des heiligen Kreuzes in die Hände der Perser geraten. Der siegreiche Kaiser Heraklius von Konstantinopel brachte es einige Jahre später im Triumphe nach Jerusalem zurück, wo eine zweite Erhöhung stattfand, die das Fest auch im Abendlande bekannt machte. In demütiger Bußkleidung hatte der Kaiser das hl. Kreuz auf den Kalvarienberg tragen dürfen. Im Glanze seiner Herrschermacht war es ihm zu schwer geworden.

Auch wir sollten in Demut und Bußgesinnung das Kreuz unseres Lebensschicksals umfassen. Jeglich Kreuz ist ein Gericht über den stolzen Weltgeist. Nur mit Christi Seelenstimmung vermag der Mensch das Kreuz des Herrn wahrhaft zu ehren und sein eigenes hochzuhalten. Daß wir in den Opfern der gegenwärtigen Zeit nicht erliegen, „schütze, o Herr, Dein Volk durch das Zeichen des hl. Kreuzes vor den Nachstellungen der Feinde", besonders auch der Leidenschaften im eigenen Herzen. „Dann werden wir dir angenehmen Dienst leisten und unsere Gaben werden dir angenehm sein!" (Offertorium des Festes). Und wie „das Kreuz des Erlösers durch Christi Fleisch und Blut seine Weihe erhielt", so mögen auch wir durch die Eucharistie geheiligt werden und „im Himmel ewig die Heilwirkung des Kreuzes erproben, das wir auf Erden ehren und tragen durften" (vgl. d. lehret)

Möge die ganze Welt, die Heidenwelt und die sog. Kulturwelt wieder überstrahlt werden vom hl. Kreuze, überschattet vom Lebensbaum, an dem die edelste Frucht gehangen. Schon erheben sich, besonders in den Jugendscharen die Christusbanner wieder, wird Christi Zeichen als Panier wieder vorangetragen, wird Christus als dem Herrn der neuen Zeit gehuldigt. Alle die sich Christen nennen, Arm und Reich, Jung und Alt, Groß und Klein sollen sich wieder scharen um das Symbol des Friedens von dem uns Erlösung ward, dem heiligen Kreuz.

Wann wir schreiten Seit' an Seit
Und die alten Lieder singen
Und die Wälder wiederklingen,
Fühlen wir, es muß gelingen:
Mit uns zieht die neue Zeit.

Wort und Lied und Blick und Schritt,
Wie in uralt ew'gen Tagen
Wollen sie zusammenschlagen;
Ihre starken Arme tragen
Unsre Seelen fröhlich mit.

Heil'gem Kampf sind wir geweiht.
Gott verbrennt in Zornesfeuern
Eine Welt. Sie zu erneuern,
Wollen machtvoll wir beteuern:
Christus, Herr der neuen Zeit!

— d —



. . . „Du hast das Heil des Menschengeschlechtes
am Kreuzesholze begründet." (Präf. vom hl. Kreuz)

Was ein alter Missionsbruder aus Südafrika sagt

Hie und da kam es mir schon in den Sinn, einmal etwas zu schreiben über den Beruf eines Missionsbruders und dies um so mehr, da jetzt fast keine mehr sich finden, welche diesen so schönen und gottwohlgefälligen Stand ergreifen wollen. Ich berühre diesen Punkt nicht gerne, denn wie soll ein Laie sich an eine so wichtige Sache heranwagen, aber es sollte doch wieder jemand seine Stimme erheben und die Sache ein wenig beleuchten, vielleicht wird der eine oder andere von der Gnade angeregt und folgt der Stimme Gottes. Ich kann nicht sagen, wie dankbar ich wäre und wie es mich freuen würde, wenn ich auf diese

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weise beitragen könnte, daß eine Seele mehr sich ganz Gott hingeben würde, daß noch manche andere Seelen gerettet würden.

Ich wende mich nur an solche, welche Missionsbruder werden wollen. nicht als ob wir keine Priester brauchen, letztere sind noch viel notwendiger als Brüder, aber als Bruder muß ich zu meinesgleichen mich wenden und dieses um so mehr, da ich nun schon des öfteren hörte, daß niemand mehr recht Lust und Liebe hätte zu diesem meinem Stande, und zwar weil er gar manchem zu gering ist. Wenn Weltleute nur auf Ehre und Ansehen aus sind, so kann man ihnen durch die Finger schauen; aber Seelen, welche sich auf besondere Weise Gott hingeben wollen, sollen unsern Herrn Jesus Christus etwas genauer betrachten, er ist der Weg, die Wahrheit und unser Leben. Sie würden gar zu einer anderen Ansicht kommen. Sicherlich, wer zum Priesterstande berufen ist, soll folgen, aber wer zum Bruderstande berufen ist und nichts davon wissen will, bloß weil er ihm zu gering ist, ein solcher ist gar sehr auf dem Holzwege.

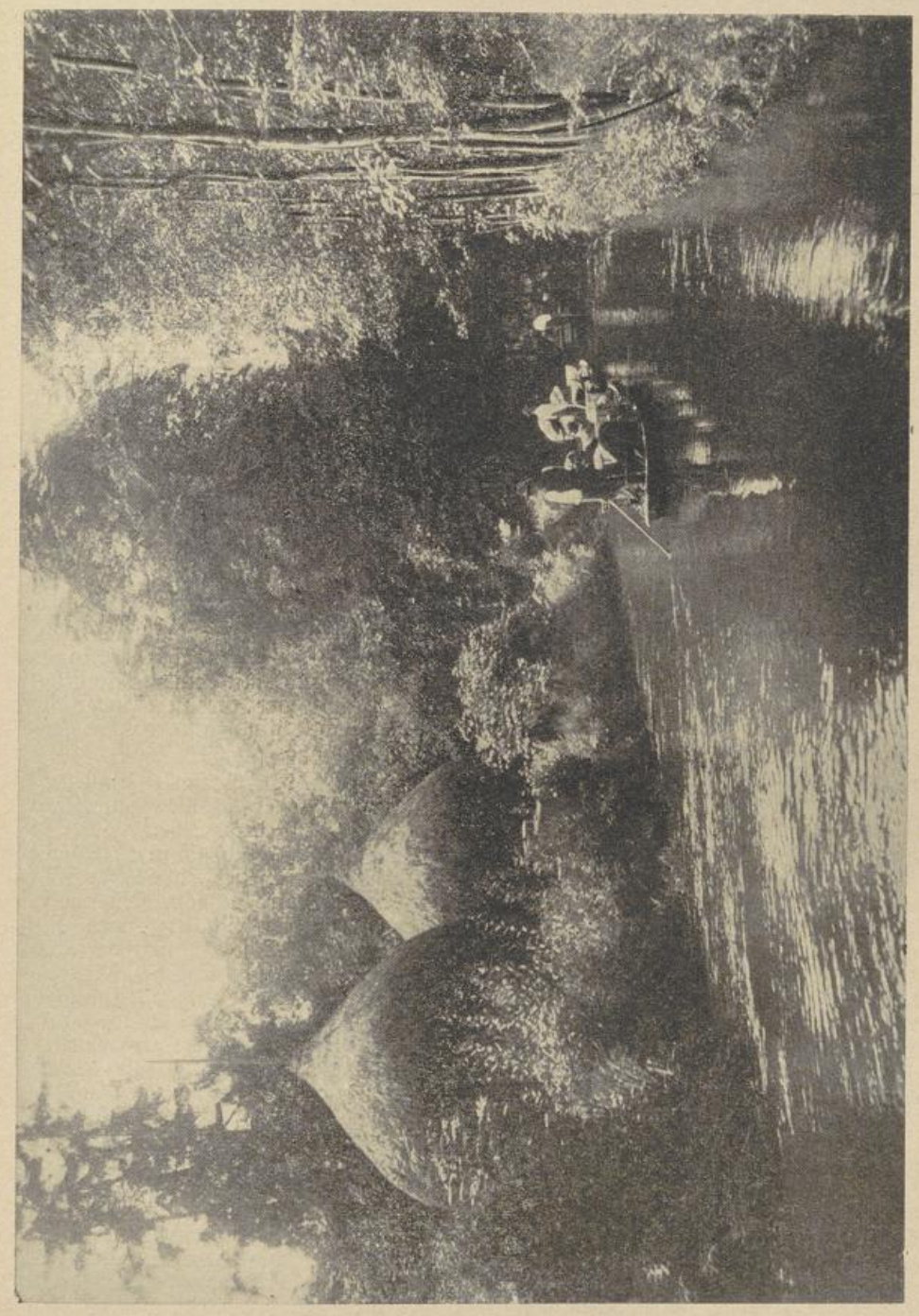
Es herrscht in der Mission Mangel an Brüdern. O! wie war es doch so schön vor 25 — 30 Jahren. Da kam jährlich ein großer Trupp von Postulanten nach Mariannhill, nicht selten 12 und noch mehr. Es war dieses immer ein freudiges Ereignis für die ganze Klostergemeinde und neuer Mut durchströmte alle, denn es waren ja wieder neue Kräfte da. Mochte nun einer auch seine eigene Kraft schwinden fühlen oder mochten größere Unternehmungen bevorstehen, dieses alles konnte den Mut nicht brechen, ja gerade das Gegenteil, es erhöhte ihn im Anblicke der vielen Arbeiter im Weinberge des Herrn. Dann kam der unselige Krieg und wenn wir auch in Südafrika wenig unter ihm zu leiden hatten, in diesem Punkte hatte er uns eine tiefe Wunde geschlagen, der Zustrom war gänzlich am versiegen. Wir wurden getröstet mit dem Hinweis, daß nach dem Kriege wieder neue Mitarbeiter kommen würden und vielleicht mehr als zuvor und nun sind schon 13 Jahre vorüber und noch immer sind wir am Warten und Harren. Kommt auch hie und da einer oder zwei, was ist das, um alle die Lücken auszufüllen, die der Tot verursacht hat und um all die alten Veteranen zu entlasten, welche jetzt 70 und noch mehr Jahre zählen. So waren zum Beispiel hier in Centocow, wo ich nun schon 24 Jahre bin, früher 12 rüstige Brüder, gegenwärtig sind wir 7, zwei von ihnen sind schon über 70, zwei steuern 70 zu und die jüngsten sind um die 50 herum. Dabei können uns die Obern nur den Trost geben, wenn einer nicht mehr kann, habt keine Hoffnung, daß Ersatz kommt, wir haben niemand den wir senden könnten. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn die Begeisterung und der Mut um einige Grade sinken würden bei solchen Verhältnissen. Von neuen Unternehmungen ist kaum mehr die Rede und das Begonnene kann kaum erhalten werden. Neue Kräfte sind nicht bloß erwünscht, sondern gebieterisch notwendig, soll das schöne Werk, das Ehrw. Vater Franz begonnen und seine Nachfolger fortgesetzt haben, erhalten bleiben.

Nun möchte ich noch eigens anführen, was geeignet ist, Liebe zu diesem schönen Berufe zu wecken, oder selbe, wenn sie erkaltet sein sollte, wieder zu entflammen und uns über irgendwelche Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, wenn der Widersacher alles Guten solche bereitet.

An erster Stelle steht die Vorzüglichkeit des Ordens- und Missionsberufes. Über diesen Punkt angemessen zu schreiben, erkühne ich mich nicht. Da verweise ich auf die Lehre der Kirche, sowie auf die Aussprüche der Kirchenväter und Kirchenlehrer und der Heiligen. Nur das will ich erwähnen und es sollte nicht vernachlässigt werden, denn Belehrungen in dieser Hinsicht verhelfen gar mancher Seele zu diesem schönen Berufe. Möchten dies solche, deren Aufgabe es ist, nicht übersehen. O! was könnte da Gutes gewirkt werden, erstens indem sich eine Seele ganz Gott weiht und zweitens, indem sie in die Mission geht, wo sie unter Umständen Ursache sein kann, daß hunderte von Seelen gerettet werden. Es braucht niemand Sorge zu haben, daß die Klöster überfüllt werden. Daher ihr alle, die ihr das leise Wehen der Gnade vernehmt, folget ihr und übergebt euch Gott, wer weiß, ob sie ein zweitesmal wieder anklopft. Durch Ausschlagen der Gnade würdet ihr unermeßlicher Gnaden verlustig und seid vielleicht mit schuldig, daß manche Seele ihres Seelenheiles verlustig geht, indem ihr dem Rufe der Gnade nicht gefolgt seid. Dieses sind sicherlich Tatsachen, über die man nicht leicht hinweggehen darf.

Eine weitere Ursache, daß so wenige sich diesem schönen Stande weihen ist die Tatsache, daß so viele ganz und gar auf das Materielle eingestellt sind, von denen gar nicht zu reden, die den Glauben schon mehr oder weniger über

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Kein afrikanischer Urwald sondern Partie aus dem Spreewald

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bord geworfen haben. Diesen ist eine solche Zumutung die größte Torheit, die es geben kann.

Aber auch unter sog. guten Christen gibt es manche, die zuviel auf das Materielle ausgehen und das Jenseitige fast als Nebensache betrachten. Sie finden es gerade als keine Torheit, wenn jemand sich auf diese Weise Gott hingibt, aber sie selbst wollen davon nichts wissen. Die zeitlichen Güter haben sie so umgarnt, daß es ihnen fast unmöglich ist, sich von ihnen los zu machen. Für solche wäre es schon am Platze, auch von Zeit zu Zeit die ewigen Güter zu betrachten und Vergleiche anzustellen, was vorzuziehen ist. Es ist nicht das Beste, dem lieben Gott um der ewigen Belohnung wegen zu dienen, aber auf der anderen Seite ist es auch nicht gefehlt, wenn man sich hie und da der jenseitigen Verheißungen erinnert. Auch in diesem Falle verweise ich auf die Lehren der hl. Kirche und auf die Ausleger hl. Schriften usw. und was sagen die von der heiligen Messe, von der hl. Kommunion, vom Gebete, vom Gehorsam und von den übrigen klösterlichen Übungen? Es ist gar nicht notwendig zu übertreiben und doch muß man gestehen, daß im Vergleich zu diesen Schätzen und Reichtümern das Vermögen eines Rotschild verschwindet und gleichsam zu nichts herabsinkt. Wenn der irdisch eingestellte Mensch so großes Gewicht auf die diesseitigen Güter legt, welche doch so bald vergehen, so sollen wir, die wir vorgeben, auch auf die jenseitigen in etwa eingestellt zu sein, auch ein bißchen mehr Gewicht darauf legen, das will sagen, auch durch die Tat zeigen, daß dem so ist. Also nicht so viel Wert auf sie legen, die diesseitigen Güter, wir können sie ja doch nur für kurze Zeit benützen, wenn überhaupt das Glück uns hold ist und selbe uns in den Schoß schüttet. Von den unerlaubten schon gar nicht zu reden; sie machen den Menschen nicht glücklich, sie betäuben nur für eine gewisse Zeit. Dieses ist auch ein Punkt, welchen ein denkender Mensch nicht außer acht lassen darf. Ja, ein gut zubrachtes Ordens- und Missionsleben von 20, 30, 40 oder 50 Jahren muß schon ziemlich was eintragen an himmlischen Gütern. Bedenke dies, liebe Seele, die du noch im Banne des Irdischen bist, werde weise und bereichere dich mit den ewigen Gütern, du wirst es in der Ewigkeit nicht bereuen. Würden die Menschen der Wahrheit gemäß urteilen, so würden sie sich überglücklich schätzen, wenn der liebe Gott sie zu diesem Stande erwählt und die übrigen sollten eher traurig sein und mit einem gewissen Neide auf jene sehen, die auserkoren wurden und nur der Gedanke sollte sie trösten, daß auch die andern Stände von Gott gewollt sind und daher verdienstlich und Gott wohlgefällig sind.

Ein gewaltiger Antrieb sollte für gottliebende Seelen der Gedanke sein, was es Großes ist, für Gott Seelen zu gewinnen, für welche er so viel getan hat während seines irdischen Lebens, für welche er sein Blut und Leben gab, für welche er seine Kirche stiftete, die hl. Sakramente einsetzte und so fort. Wenn es Gott schon gefällt, wenn wir jemandem einen Trunk Wasser oder ein Stück Brot geben, was muß es erst sein und wie wohlgefällig wird es ihm sein, wenn wir Ursache sind, daß eine Seele der ewigen Seligkeit teilhaftig wird für immer und ewig. Man kann kaum glauben, daß ein solcher selbst noch verloren geht. Wie schön und wohltuend ist es, Dank zu empfangen für irdische Guttaten und welche Freude wird uns der ewige Dank bereiten, den gute Missionare, auch Brüder, von jenen empfangen werden, denen sie zum größten aller Güter, zum ewigen Gottesbesitze verholfen haben. Diese Beseligung und der Gottesdank und Lohn geht über alle menschliche Fassungskraft. Ja würden wir denken und die Sachen betrachten wie sie in Wirklichkeit sind, gar mancher würde Gott auf den Knien bitten, daß er ihm die Gnade dieses schönen Berufes zuteil werden lasse und dies ganz besonders in unserer Zeit, wo die Hölle alles aufbietet die Seelen zu verderben, von welchen der Heiland sagt, daß es besser wäre für einen, welcher auch nur eine Seele verdorben hat, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde: was für den aber, der eine Seele rettet? Wohl können und sollen alle am Heile der Seele arbeiten, aber glücklich der, den der Herr erwählt hat, unmittelbar mitzuhelfen, indem er alles für diese Sache hinopfert, all seine Gebete und Arbeiten, sein Leben und seine Freiheit, kurz alles und nicht hie und da etwas hilft, indem er ein Almosen gibt.

Es ist nun genug, was von den Vorzügen, Gnaden und Segnungen des Ordens- und Missionslebens gesagt wurde. Ich kann nicht unterlassen, nun noch einige Bemerkungen hinzuzufügen über die Unannehmlichkeiten desselben, oder besser vielleicht, über die Versuchungen, durch welche der Satan davon abhalten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

will oder sich bemüht, solche, die bereits eingetreten sind, wieder zum Austritt zu bewegen.

Eine große Überraschung ist wohl für jeden, der ins Kloster geht, daß er es so ganz anders findet, als er es sich eingebildet hat. Das kommt daher, daß die Tatsachen nicht getreu gegeben werden. In vielen Fällen wird übertrieben, vieles, was zu wissen gut wäre, wird verschwiegen und so kommt es, daß der Uneingeweihte eine ganz und gar irrige Ansicht bekommt. Wenn er es dann nicht so findet, kehrt er der guten Sache den Rücken. Wenn daher vom tiefen Frieden im Kloster, von der fast unaussprechlichen Seligkeit, die in demselben zu finden sei, die Rede ist, so muß der in solche Dinge Eingeweihte unwillkürlich lächeln, nicht als ob es im Kloster all dieses nicht gäbe, bei weitem nicht so, sondern er muß lächeln, weil die Sache einseitig beleuchtet ist und es kommt mir hie und da vor, als ob man die Leute anlocken will. Ja, im Kloster ist der Friede und Seligkeit und Glück, wie es sonst kaum wo auf dem Erdenrunde zu finden ist, aber es muß erkämpft werden, lange Jahre hindurch — bis zum Tode. „Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die, welche Gewalt gebrauchen, reißen es an sich", das gilt auch ganz und gar für die Klosterleute. Dieses wird meines Erachtens viel zu wenig erklärt und erwähnt und daher die Enttäuschungen, und mancher Beruf geht wieder dadurch verloren. Daher soll jeder wissen, daß es im Kloster Versuchungen gibt wie überall und daß der liebe Gott schon Mittel und Wege weiß, um auch den Ordensleuten Gelegenheiten zu geben, sich den Himmel zu verdienen. Daß man im Kloster Versuchungen zu erleiden hat, sollte eigentlich niemanden wundern, aber indem man vom Ordensleben so Wunderbares sagt, kommen gar manche zur Ansicht, daß es dort überhaupt keine Versuchungen mehr gibt. Solche bedenken nicht, daß es der böse Feind besonders auf gottgeweihte Personen abgesehen hat und infolge dessen sie hie und da ganz außergewöhnlichen Versuchungen ausgesetzt sind, von denen viele Weltleute verschont bleiben. Dieses ist nun durchaus keine Ursache, daß der Versuchte den Orden verläßt, wie sich manche einbilden. Durch solche außergewöhnliche heftige Anreizungen, mögen sie nun von Seiten Satans oder vom eigenen Fleische herrühren, kommen gar manche zu der irrigen Überzeugung, daß sie nicht zum Ordensstande berufen sind oder nicht dessen würdig sind und sie treten wieder aus und machen dadurch dem bösen Feind eine große Freude, indem sie seine Pläne verwirklichen. In Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Mögen die Versuchungen noch so heftig sein, mögen sie noch so oft wiederkehren, mögen sie gegen irgendwelche klösterliche Tugend gerichtet sein, wie Gehorsam, Armut oder Keuschheit, sie können niemals eine Ursache werden zum Austritt für einen solchen, welcher mit einer guten Absicht den Ordensstand erwählt hat. Ja im Gegenteil, sie sollen ihm eine Bürgschaft von seiten Gottes sein, daß er ihn zu etwas Großem in der anderen Welt auserkoren hat, andernfalls würde er ihm keine solche Kampfgelegenheit geben, würde ihn nicht an die Front stellen, wo die Gefahr am größten ist, wo er den größten Mut zeigen kann, aber sich auch unverwelkliche Lorbeeren holen kann.

Für andere ist im klösterlichen Zusammenleben eine harte Nuß zu knacken. Man muß sich hier nicht einbilden, als ob im Kloster welche sind, die zum Auswurf der Menschheit gehören und welche nur die Anderen zu kränken und zu kreuzigen haben. O nein, im Kloster sind lauter gutgesinnte Leute, die keinem etwas zu Leide tun wollen, wenigstens nicht absichtlich oder gar boshafterweise und doch können deren Gewohnheiten und Manieren Andern oft unausstehlich werden. In einem solchen Falle muß man halt das Wort des hl. Paulus zu erfüllen suchen: „Einer trage des anderen Last". Auch soll man bedenken, daß der liebe Gott uns mit solchen eine Gelegenheit mehr gibt, Verdienste zu sammeln. Wenn solche bedenken müßten, mit welchen Leuten sie in der Welt zusammenleben müßten, sie würden sich sicherlich nicht beklagen und sollte auch ein böswilliger Mensch sich in der Klostergemeinde befinden, was ja auch vorkommen kann, die Judasse sind noch nicht ausgestorben, so wäre auch dieses keine Ursache, die an den Pflug gelegte Hand zurückzuziehen.

Ich habe nun schon auch hie und da gehört, daß niemand mehr Laienbruder werden will aus dem Grunde, weil gar manchem dieser Stand zu gering ist. Sollte dem so sein, so wäre es wirklich traurig, da doch die Demut das Fundament wahrer Heiligkeit ist und gerade der Laienbruder hat das Glück, in einem Stande zu leben, wo diese Tugend am leichtesten geübt werden kann, wo sich täglich Gelegenheiten bieten, diese, ich möchte sagen notwendigste Tugend,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu üben. Menschlich gesprochen ist es sicherlich nicht leicht in einem niederen Stande zu leben, wo einem wenige oder gar keine Bücklinge gemacht werden und wo es vorkommen kann, der Diener für alle sein zu müssen. Doch was lehrt die hl. Kirche über diese Tugend? Was sagen die Heiligen von ihr, und wo ist auch nur einer von all den ungezählten Heiligen, welcher sie nicht geübt hat? Und wie hat sie der Gottmensch Jesus Christus geübt? Ist je ein Mensch gewesen, der auch nur eine annähernd wichtige Aufgabe zu erfüllen hatte, wie er. Die ganze Welt mußte er erlösen, die Ansichten aller ändern, und ihrem Tun und Lassen eine ganz andere Richtung geben und das bei Hoch und Nieder, bei Ungebildeten und Gebildeten. Und wie hat er es angestellt? Dreißig Jahre hat er der Welt Demut gelehrt und nur den zehnten Teil von dieser Zeit hat er sein Priestertum ausgeübt. Dreißig Jahre kann man sagen, war er Laienbruder, hat Arbeiten verrichtet, wie sie Laienbrüder verrichten müssen. Weiter war während seiner drei Lehrjahre sein Auftreten viel ähnlicher dem eines Laienbruders als dem einer hochgestellten Persönlichkeit, sagte er doch selbst, ich bin nicht gekommen bedient zu werden, sondern zu dienen. Hl. Messe hat er bloß zweimal gelesen, besser gefeiert, die erste beim letzten Abendmahle und die zweite am Kreuzesstamme, obwohl er der ewige hohe Priester ist, von welchem alle Priesterwürde ausgeht, des alten sowie des neuen Bundes. Wer kann seine Demut im hl. Sakramente ergründen? Wer zum Priesterstande berufen ist, soll Priester werden und sich durch nichts davon abhalten lassen. Ich will nur darlegen, wie unweise und unklug jemand handelt, der zum Laienstande von Gott berufen ist, selben aber nicht ergreifen will, weil er ihm zu gering ist. Ja würden wir Menschen die Demut kennen und üben, wäre vieles anders auf dieser Erde. Also wer Beruf in sich fühlt zum Laienbruderstande, der greife nur mutig zu und lasse sich um keinen Preis abhalten den Stand zu ergreifen, welchen der Gottmensch so hoch geschätzt hat.

Ich habe gehört, daß gar manche, welche bereits eingetreten sind, diesen Stand wieder verlassen, weil sie nicht in die Mission gesandt werden. Es ist sicher erfreulich, wenn jemand, der in die Mission gehen will, auch wirklich in dieselbe kommt. Der Gedanke aber, daß man überall am Heile der Seelen arbeitet, und das mehr, wie solche die in der Welt leben, solang man sich in einer Missionsgenossenschaft befindet, sollte einen solchen beruhigen. Ich bin nun fast 30 Jahre in der Mission und da bin ich ziemlich sicher, wenn ich behaupte, in der Mission sein ist noch nicht Seelen retten. Letzteres wird größtenteils durch Gebet und Opfer erreicht, das kann man hie und da augenscheinlich sehen. Beten und Opfer bringen kann man überall. Zweitens gibt es in der Mission gar manches, was beschwerlich ist, was ganz leicht ist zu ertragen, wenn man voll Begeisterung ist, diese ist aber in der Regel bald verflüchtet und dann kommt die Prosa des Lebens, dann will es schon was heißen, standzuhalten. Also auch dies sollte keine Ursache sein, vom Eintritt abzuhalten oder zum Austrit zu bewegen.

Dieses ist noch nicht alles, wodurch der böse Feind Seelen abhält, sich Gott zu weihen im Dienste der Mission, es gibt noch gar manches, durch welches die Ordensperson sich den Himmel verdienen muß. Gott weiß es schon einzurichten, daß man Kreuze und Kreuzlein zu tragen bekommt, woran man in der Welt niemals gedacht hat oder hätte. Da kommt dann gleich der Widersacher alles Guten und nützt solches aus und leider nur zu oft gelingt es ihm, eine Bresche zu schlagen oder auch vollständig den Sieg davon zu tragen, indem er den Betreffenden veranlaßt, alles wegzuwerfen und auszutreten. Der Gedanke, daß der liebe Gott solches zuläßt, sollte uns Mut und Kraft geben, auszuharren. Ohne Leiden kann man nicht in den Himmel kommen, dieses muß sich jeder Christ wohl merken und auch die Ordensperson und obwohl selbe in der Regel weniger zu leiden haben als gar manche Weltleute, so sollen es doch gerade sie sein, welche den Wert der Leiden erkennen und auszunützen wissen, unter keinen Umständen aber sollten sie sich in die Flucht jagen lassen. Dies gilt ganz besonders von solchen, welche noch nicht so weit sind, aber bereits den Ruf Gottes in sich vernehmen, sich ihm zu weihen.

„Gottes Willen zu erfüllen ist nur jener Seel' zur Last,
Die um ird'sche Lust zu stillen sucht hinieden Ruh' und Rast,
Herrscht im Sinne Gottesminne, dann wird alles lieb und leicht,
Leiden werden zum Gewinne, Drangsal nur zum Trost gereicht.
Wenn der Herr es ganz gegeben ihm zu leben ihm allein,
Sursum Corda! Laßt uns fliehen all den trügerischen Schein."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sein Schutzengel

Von Joseph Kamp

Friedrich Runde hatte morgens seinem Nachbar Kleier beim Pflügen geholfen. Einsilbig kam er zurück und beim Mittagstisch sah ihn seine Frau mit besorgten Blicken an. Das stille und doch unruhige Wesen ihres Mannes entging ihr nicht. Er suchte sich möglichst zwanglos zu geben, konnte aber doch den besorgten Blicken seiner Frau nicht standhalten. Wider seine sonstige Gewohnheit stand er gleich, nachdem



„Gott hat seine Engel gesandt, o Kind,
Zu schützen dich allerwegen;
Bei Tag und Nacht sie dir nahe sind
Und wollen dich hüten und hegen!"

er den letzten Bissen kaum hinunter und hastig sein Tischgebet gesprochen hatte, ohne die gewohnte Nachtischpfeife in Brand gesetzt zu haben, auf und ging in den Hof.

Es war ein trübseliger Spätherbsttag. Feine, kalte Regenruten peitschten die müde Erde und der Wind heulte durch die nackten, hohen Eichen, die den kleinen Hof Rundes schützend umstanden, daß die Äste stöhnten.

Nach dem Abendbrot, als die Kinder noch einen Augenblick vor die Tür gelaufen waren, konnte die Frau ihre Angst nicht mehr stille halten. Den ganzen Nachmittag war sie von einer peinigenden Unruhe in Spannung gehalten worden. Nun drohte ihr das Herz vor Bangen zu springen, wenn sie die Nähe der Nacht bedachte.

„Friedrich", sagte sie mit bebender Stimme, „du bist so still."

Der Mann sagte nichts. Er hüstelte nur verlegen und zog, wohl nur, um seine Unruhe zu verbergen, die Pfeife aus der Tasche und steckte sie in Brand. Der besorgten Frau Therese entging es nicht, daß seine Hände dabei zitterten.

„Heute Morgen warst du bei Kleier; seitdem bist du so stille, Friedrich. Was habt ihr vor?"

Der Mann sah mit einem fernen Blick auf die gegenüberliegende Wand und zog an der kalten Pfeife, sehr hastig. Da stand sein Weib auf, legte die Arme um seine Schulter und barg sich an seine Brust. „Friedrich, ihr wollt diese Nacht wieder los, ich merke es dir an, der Kleier hat dich wieder überredet. O, Kleier macht uns noch unglücklich. Geh' nicht mit, Friedrich, es passiert was! Denk an mich und an die Kinder. — Wir haben gesunde Hände zum Arbeiten, wir haben Brot zum Leben, unse Haus ist schuldenfrei, es mangelt uns an nichts. Daran denke! Und bringe uns nicht um alles."

Starr hing Friedrichs Blick an der immerwährenden Hilfe, die gegenüber am Rauchfang hing und vor dem das rote Ampelchen, das Frau Therese eben angezündet hatte, wie es hierzulande an den Samstagabenden Sitte ist, wie ein ängstliches Seelchen flackerte. Dann sagte er etwas unsicher „Kleier — Kleier sagt: das Wild läuft frei herum, der Herrgott hat's für alle lebendig gemacht."

Frau Therese schlug die Schürze vor das Gesicht und weinte. Die Kinder kamen herein. Sie wurden ganz still, als sie die Mutter weinen sahen. Kattrinken, das kleinste, klammerte sich an der Mutter Rock und wimmerte müde: „Mama, nicht greinen, Mama till sein, Mama dlieb." Frau Therese nahm es auf den Arm, ging mit den Kleinen in die Kammer und brachte sie ins Bett. Nachdem sie mit der Mutter das allgemeine Abendgebet gesprochen hatten, sagte diese: „Wir wollen noch für den Vater beten, damit der liebe Gott ihn uns noch lange gesund erhält . . . Lieber Gott, beschütze uns den guten Vater, bewahre ihn vor einem jähen unvorhergesehenen Tode. Amen!" Die beiden Knaben knieten mit gefalteten Händen im Bette und beteten langsam und breit Wort für Wort mit, während Kattrinken mit weinerlichem, müdem Stimmchen immer hinterfolgte: „Liebe Tott, betütze und den guten Mater, bemahre ihn mor einen jähen, unvernehenen Tode, Amen!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als Frau Therese wieder in die Küche trat, nahm Friedrich ihre Hände und sagte gütig: „Frau, sei ohne Sorge, ich verspreche es dir, ich gehe nicht mit."

Er drückte ihr beteuernd die Hände und sie dankte ihm mit einem unaussprechlich warmen Blick. Ein Stein war ihr vom Herzen genommen.

Die Nacht über war stürmisches Wetter. Friedrich lag wach im Bett. Er hatte, wie alle Abende, mit seinem Weibe die üblichen drei Gesetze vom Rosenkranz gebetet und war dann mit dem festen Vorsatz, einzuschlafen, ins Bett gegangen.

Aber nun tropfte Minute um Minute in das Meer der Ewigkeit und jede dünkte ihm endlos, Schlaf fand er nicht. Wütend orgelte der Sturm um das Haus. Am Giebel klapperte lose ein Brett. Die Rollkette vom Brunnen schlenkerte rasselnd hin und her, und an seinem Ohr schnarrte der Wind flötend durch eine Fensterritze. Ein dürrer Ast am Birnbaum knackte und schlug klatschend auf das Pfannendach und dann auf den Hof. Ein Ziegel prasselte nach. Bald tauchte der Mond aus einem Wolkenspalt auf und stand mitten vor dem Kammerfenster, bald wieder bedeckte ihn ein dicker, schwarzer Bauschen, daß die Stube beängstigend dunkel lag.

Friedrich kam nicht zur Ruhe. Einmal war er entschlossen, aufzustehen, dann aber dachte er an sein Versprechen. Er schloß die Augen, er lag in Schweiß gebadet, und zwischendurch horchte er gespannnt auf die gleichmäßigen, tiefen Atemzüge seines Weibes, das ruhig schlief. Er hatte ihr doch das Versprechen gegeben, diese Nacht nicht mit seinem Nachbar Kleier ins Wildbruch zu gehen, wo sie einem feisten Bock schon lange auf der Spur waren. Hoch und heilig hatte er seinem Weibe das Versprechen gegeben. Darum schlief die Gute nun in aller Ruhe.

Aber — was würde Kleier sagen! Von dem müßte er sich ganz sicher, wie damals auch einmal, auslachen lassen! Und gerade diese Nacht, wo er nicht mit war, gerade diese Nacht würde jener das Wild erlegen! Den Teufel auch — das wäre ihm so recht! So manche Nacht hat er in Wind und Wetter seine Ruhe diesem stattlichen Bock geopfert, Leben und alles dabei aufs Spiel setzend. Und da müßte der Kleier ihm nun einen Streich spielen, müßte diese Nacht Glück haben! Herrgott — sein Leben lang würde er den Ärger nicht verbeißen können. Sein Leben lang würde er sich foppen und hänseln lassen müssen! —

Jetzt rasselte es in der alten Kastenuhr in der Küche zwei. Um viertel nach sollte er am Heidkamp sein. Friedrich zitterte an allen Gliedern. Es war immer noch gut gegangen, warum sollte gerade diese Nacht was passieren! Wenn Glück dabei war, konnte er in einer guten halben Stunde zurück sein, und dann würde er bestimmt nicht wieder los gehen. Noch diese Nacht mußte er auch Kleier davon abbringen. Diese Sorge um Leben, Weib und Kind, Haus und Glück und Ehre, nein, das mußte doch aufhören.

Er horchte noch einen Augenblick auf die regelmäßigen Atemzüge seiner Frau. Es wurde ihm ganz wirr im Kopf. Klar denken konnte er nicht mehr, ein kurzer, verschwommener Moment raunte ihm noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von seinem Versprechen zu, von Frau und Kindern — aber dann überkam ihn die alte unglückliche Leidenschaft mit letzter, siegender Gewalt. Er stand leise auf und kleidete sich notdürftig an, zog ein Jagdgewehr hinter dem Schrank hervor und machte Anstalten, durch das lautlos geöffnete Kammerfenster zu steigen.

Plötzlich regte es sich im Bettchen der Kinder. Kattrinken fing an, unruhig zu werden. Es wimmerte ängstlich und schlug mit den Händen, offenbar im Traum erschreckt. Friedrich war vom Fenster zurückgetreten. Plötzlich stand er wie versteinert: Der Mond sprang aus einer Wolkenschleuse und durchspülte die Kammer mit bleichem Licht. Mitten darin kniete Kattrinken aufrecht im Bette, hatte die Händchen gefaltet und betete mit wimmerndem Stimmchen: „Liebe Tott, betütze uns den guten Vater, bemahre ihn vor einen jähen, unvernehenen Tode, Amen!" Noch ein kurzes, hilfloses Wimmern, dann lag sie schon wieder in den Kissen und war vom Schlaf genommen. Keiner der anderen Schläfer war in seiner Ruhe gestört worden, aber jener Unglückliche Friedrich, warf sich erschütternd auf sein Lager und barg schluchzend den Kopf in die Kissen. —

Wie lange er so gelegen haben mochte, wußte er nicht — plötzlich fiel in der Nähe des Hauses ein Schuß, und dann noch einer. Kurz darauf hörte er Schritte auf dem Hofe. Jetzt schlug der Hund auch wütend an. Stimmen wurden laut, die sich was zuriefen. Dann klopfte es am Fenster: „Hilfe! Hilfe!"

Frau Therese wurde wach, die Kinder begannen zu schreien, während Friedrich leichenblaß an das Fenster sprang und öffnete. Es stand der Bursche vom Förster Brand da draußen und der berichtete mit klappernden Zähnen, sie hätten ein Gefecht gehabt mit einem Wilderer. Er sei erschossen und Runde möge doch sofort zur Hilfeleistung kommen.

Friedrich machte sich auf den Weg. Am großen Kreuz am Heidkamp, stieß er zu dem Förster Brand. Er stand schweigend bei der Leiche des Erschossenen, während der Bursche aus Ästen eine Tragbahre herstellte. Der Verunglückte hatte einen Schuß durch den Rücken ins Herz bekommen und war sofort tot gewesen. Sie betteten ihn auf die Bahre und trugen ihn in Runde's Haus.

Es war der Nachbar Kleier . . . .

Von der alten Zuluherrlichkeit

Von P. Odo Ripp, RMM.

Die Barden

Hochgespannte Seelenstimmung löst sich gewöhnlich in Sang und Klage auf. So entsteigen heitere Lieder den freudegeschwellten Herzen, in Klagetönen aber macht der Mensch seinem Seelenschmerz Luft. Die geistigen Witterungen, die sich über dem menschlichen Gemüte lagern, werden gar sehr beeinflußt von klimatischen Zuständlichkeiten, von günstigen sowie mißlichen Lebensbedingungen, unter denen die Erdensöhne ihre Zelte aufgeschlagen haben. Wo ein lichter, azurblauer Himmel mit wohligem Sonnenschein sich über den Menschen wölbt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

da findet man häufig ein sangesfrohes Volk. Amazulu, die Himmel, nennt sich ein zahlreicher Stamm der Bantufamilie. Heiter wie der Äther-Himmel ist sein Gemüt, zum Lachen, Scherzen und Singen stets aufgelegt. Tagsüber und bei Nacht kann der Wanderer oder der aus der Ruhe aufgeschreckte Schläfer die lärmenden Naturkinder bei ihren Spielen und Festgelagen hören. Vor allem zur Winterszeit, wenn die Kornspeicher gefüllt und mehr wie üblich in dampfenden Kesseln ein mälziger Trunk gebraut wird, da zieht manch einer singend und johlend durch die Landschaft. Gar oft ist es der freundliche Mond, der ihm durch alle Fährnisse des Weges heim zur Hütte leuchtet. Aus dem kräftigen



Hochw. P. Emanuel Hanisch, apost. Präfekt von Umtata und Erzbischof Gilswick, apost. Delegaten von Südafrika

Tone seiner Stimme läßt sich schließen, daß er sein Instrument gut geölt hat, furchtlos und entschlossen ist, den Kampf mit allen Schattenbildern, Kobolden und Wassernixen aufzunehmen, wenn derlei Wesen sich mit ihm messen wollten.

Während so fröhliche Sangesstimmung manch düsteres Gewölk vom Horizont der Volksseele vertreibt, gibt es nebenbei auch Berufssänger, die sogenannten izimbongi. Wie die Barden bei den germanischen Völkern die Heldentaten ihrer Fürsten besangen, so hatten auch die hiesigen Herrscher ihre Hofsänger, deren Beruf es war, das Lob und den Ruhm ihres Herrn zu besingen. Bei ihrer Tätigkeit verfielen sie zuweilen auch in die Rolle des Hofnarren, der dem Könige im Feuer der Begeisterung auf eine drollige Weise was in die Ohren raunen konnte, was anderwärts ihm kein Sterblicher zu sagen unterstand. Heutzutage hat noch jeder Stammeshäuptling sein Imbongi. Doch da die alte Herrlichkeit dieser Schattenkönige hingeschwunden ist, fehlt auch der Stoff, der die dichterische Ader eines Barden in Schwung brächte. Nur unter dem alten Regime, wo das Kriegshandwerk ungehindert geübt wurde, konnte die Muse einige Sänger begeistern und die rauhen Taten des Mars besingen. Sie machten sich durch ihr seltsames Kostüm bemerkbar. Neben all dem Schmuck von Perlschnüren, Spangen, Pelzwerk der gewöhnlichen Krieger trugen sie ein Leopardenfell, auf dem Kopfe den Schädel dieses Tieres. In den Händen tüchtige Stöcke, mit denen sie den Takt schlugen. Über die Schultern hing eine Art Mantel aus den Schwänzen von wilden Tieren. Einige dieser Barden brachten es zu einer gewissen Berühmtheit. Zur Zeit Tschakas wurden seine Taten durch den sprichwörtlich gewordenen Mtshongweni besungen. Machte man jemand eine größere Zumutung, da gab er wohl zur Antwort: „Soll ich für die Herrschaften danken, bin ich etwa der Mtshongweni?“ Diesen Barden fiel nämlich auch die Aufgabe zu, für andere beim König zu danken.

Der berühmteste aller Barden, die im Zululand auftraten, war Magolwana Ka Mkatini unter der Herrschaft Mpandes. Er war eine hochbeinige hagere Gestalt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es zeigten sich keinerlei Vorgebirge an seinem Wesen. Bei den Naturvölkern fällt nämlich manches bedeutend in die Wagschale bei der Einschätzung eines Menschen. Fällt das Hintergestell gar so abschüssig ab, so machen sie hämische Bemerkungen, zumal wenn die Person eine Evastochter ist. In ihrer Phantasie sehen sie da einen Elefanten dahertrotten. Ist ja jenes Tier auch nicht besonders formvollendet in jenen Regionen. Magolwana war ein reicher Mann. Er hatte einen großen Viehstand, eine stattliche Anzahl Frauen, die ihm 215 Sprößlinge schenkten. Weil er eben ein Meister war in seinem Fache, war er eben bei König und Volk beliebt. Die meiste Zeit verbrachte er am Hoflager, wo er gut verpflegt wurde. Besonders ward seine Kehle stets feucht gehalten. Der Ukamba, der hiesige „Maßkrug", nur in bedeutend größerem Ausmaß, wurde vom Hofdiener fleißig nachgefüllt. Aus diesem Kruge schlürfte er den zährenden Hirsesaft, der bei ihm Sangesstimmung weckte und die Schleusen seiner dichterischen Phantasie offen legte. Aus dieser Quelle sprudelte die Begeisterung, die ihm stets neue Lobeshymnen und Schmeichelnamen für den König auf die Zunge zauberte.

Schauen wir nun im Geiste eine dieser Hofszenen, wo dem König durch seinen Barden gehuldigt wird. Hatte nämlich der Fürst in Gnaden einige seiner tapferen Krieger ausgezeichnet, sie mit Ochsen beschenkt, so wollte es der Anstand, daß sie sich beim Großen bedankten. Da sich aber nicht jedermann dazu geeignet fand, meldete man sich beim Hofmeister, der dann die Angelegenheit an den königlichen Imbongi also berichtete: „Sieh da die N. N. sind vom König beschenkt worden. Sie sind außerstande gebührend zu danken. Geh du und statte für sie Dank beim König ab, sie sind ja alle Stümper." Darauf warf sich Magolwana in seine Montur und zog mit ihnen hinauf. Inzwischen war Mpande auf seinem Fahrstuhl vor die Hütte gezogen worden. (Schluß folgt)

Das hohe Lied der Heidenmission

Von Pierre l'Ermite, Paris*

In der Pariser Kolonialausstellung wurde auch ein Missionspavillon feierlich eröffnet. Er hat Anspruch darauf, als erster besucht zu werden, von den Katholiken eines Europa, das schon in allen Fugen kracht, das zerfressen ist vom Atheismus, Marxismus, Sensualismus und auch von der Verzweiflung. Die anderen mögen zuerst die liebetändelnden Affen besuchen, die auf ihren Gipsfelsen herumklettern, oder die großen Löwen, die angewidert und gelangweilt mit verächtlicher Miene zurückdenken an ihre königliche Einsamkeit in der Wüste, während die Scharen der Besucher an ihnen vorüberziehen, wohlgeschützt durch tiefe Gräben und Gitterstäbe. Der Katholik biegt zuerst nach rechts ab, zu jener Weltausstellung, die ihm das wunderbare und unaufhörliche Vordringen seines Glaubens in der ungeheuren Weite der neuen Erdteile vor Augen führt. Es ist der Pavillon der Missionen.

Schon der erste Eindruck ist großartig. Die Kirche mit ihrem 40 m hohen Glockenturm, überragt von der jungfräulichen Gottesmutter auf der Schlange, hebt den Missionspavillon feierlich heraus aus den benachbarten Pavillons. In der Kirche verharrt die Besuchermenge in stillem, gesammeltem Gebet. Sie fühlt, daß sie sich inmitten ergreifender Erinnerungsdenkmäler an die Schlachten des Glaubens befindet. Man kann deutlich 3 Wellen der Eroberung unterscheiden. Die erste war jene der Apostel; sie richtete sich auf die Eroberung der christlichen, der rö-

*) Aus „Schönere Zukunft."

mischen und der barbarischen Welt. Die zweite Welle ist jene, welche den beiden Amerika das Evangelium brachte. Die dritte Welle, der in erster Linie der Missionspavillon gewidmet ist, hat Länder von ungeheuerer Ausdehnung zum Gegenstand. Sie soll die vielen Millionen Menschen der farbigen Rasse der Kirche in die Arme führen. Welche Ironie! Diese Welle wurde ausgelöst mitten im 19. Jahrhundert, das Zeuge war des Triumphes der Ideen Voltaires und des Maurertums. Inmitten eines Jahrhunderts, da Voltaire gerufen: „In vierzig Jahren wird Christus sein Spiel ausgespielt haben! . . . Rottet sie aus, die Infame!" Inmitten eines Jahrhunderts, da Jaures mitleidig lächelte über den „alten Gesang, mit dem man unsere Väter in den Schlaf gewiegt". Inmitten des Jahrhundert, da Viviani über die „ausgelöschten Sterne" klagte.

Welch eindrucksmächtige Eroberungsschar! In den dicht aneinandergedrängten Sälen sieht man das Missionswerk, das in Marokko geleistet wurde: die Franziskaner, die Weißen Väter und die Weißen Schwestern, den Kardinal Lavigerie, den P. de Foucauld; dann die Väter der afrikanischen Missionen von Lyon, die Väter vom Heiligen Geist im Kongo, in Guinea, in Kamerun, die Missionen von Madagaskar, die Väter der auswärtigen Missionen und die Dominikaner in Indochina, die Maristen in Ozeanien, schließlich Syrien, die Jesuiten und die Universität von Beirut und vieles andere. Das Wort Christi klingt da in unserer Seele: „Gehet hin und lehret alle Völker, bis zu den äußersten Enden der Erde!" Das Ende des 19. Jahrhunderts und der Beginn des 20. können vielleicht die herrlichste Verwirklichung dieser prophetischen Weisung sehen. Aber um welchen Preis! Immer um den Preis des Blutes und der Tränen. Vordringen unter Millionen von Menschen, für die der Missionar nur ein feindlicher Ausländer ist, und dies ganz allein während Monaten und Jahren! Man sieht im Missionspavillon die abscheulichen und wahrhaft absurden Formen des Götzendienstes, und kann da gewahr werden, wie tief der vom Geist der Boßheit besessene Mensch zu sinken vermag. Ich habe mir im Geiste vorgestellt die vielen kleinen Schädel armer gemarterter Kinder, eine große Kugel, aus menschlichen Kinnladen hergestellt, und dann den Missionar, der im Gebüsch von einem Schwarzen in unglaublich roher Weise erwürgt wurde. Überall wird man des Gegensatzes inne, der besteht zwischen der Knechtschaft, der rohen Behandlungsweise, der sich der Missionar aussetzen muß, und dem glücklichen Leben eines endlich durch das Evangelium und die Liebe befreiten Volkes.

Ganz allmählich sieht man in allen heidnischen Ländern den Druck der Dämonen langsam nachlassen. Ein Beispiel dafür aus vielen: Die Schwestern Unserer Lieben Frau von den Aposteln, die seit 1877 in Dahomey ihren Sitz haben, erhielten den Befehl, nach Abomey zu kommen, in die geheimnisvolle Stadt der Menschenopfer. Bahanzin wollte die weißen Frauen sehen, von denen man ihm so viel gesprochen hatte. Nach dreitägiger Reise traten sie in einen Palast ein, der von hohen Mauern umgeben war, die durch frisch abgeschnittene Menschen-

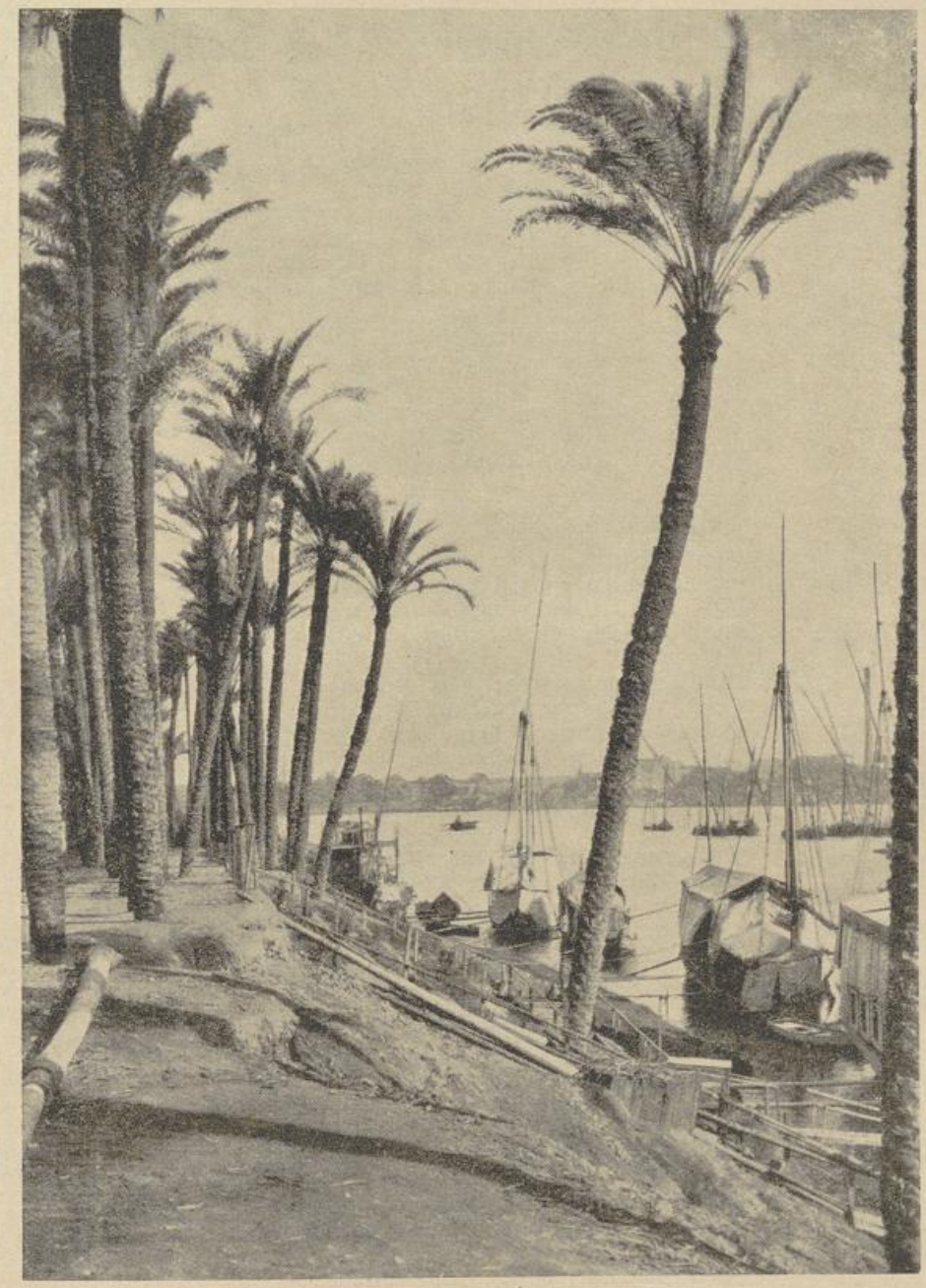
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

köpfe bekrönt wurden. Die Schwestern schritten durch die Scharen der Sklaven, die sich auf die Knie warfen, das Gesicht mit Staub bedeckten und heulten: „Wir sind nicht würdig, vor Bahanzin zu erscheinen!" Plötzlich machten die Nonnen Halt, erstarrt von einem schrecklichen Anblick: drei große Pfähle standen da; darauf hingen die Menschenopfer, die der Henker zum Ergötzen des Königs bis zum Äußersten marterte. Im gleichen Augenblick führte man 3 kleine Sklaven im Alter von 9 oder 10 Jahren herbei, die sich schon in ihr unvermeidliches Schicksal gefügt zu haben schienen. Aber Bahanzin bot sie den Nonnen zum Geschenk an, die sie in ihre Mission führten, wo die armen Kleinen zuerst auch darauf warteten, zerfleischt und verspeist zu werden. Man greift sich an den Kopf, wenn man dieses und so manch andere Dinge liest. Wahrhaftig, edel sind die Füße derer, die ganz allein in die Länder des Satans ziehen, und ihm als erste die Seelen entreißen, die er so lang im Besitz gehabt hat. Die Pioniere des Glaubens haben ein wahres Menschenmeer zur Christianisierung vor sich. Man denke nur daran, daß normalerweise die weiße Rasse sich nur innerhalb eines Jahrhunderts sich zu verdoppeln vermag, während die gelbe Rasse sich in 60 Jahren, und die schwarze sogar in 40 Jahren sich verdoppelt. Da tritt das beängstigende Problem des eingeborenen Klerus vor uns hin. 1913 zählte man etwa 3000 eingeborene Priester, heute erreicht ihre Zahl beinahe schon die Ziffer 5000. 1918 gab es in den großen Seminarien ungefähr 2000 Schüler, jetzt zählt man deren etwa 3000. 1918 beherbergten 90 kleine Seminare der Eingeborenen 4000 Schüler, 1927 erreichte die Zahl der kleinen Seminare die Ziffer 206, mit 7476 Schülern.

Die weiße Rasse, die verantwortliche Hüterin des Glaubens seit zwei Jahrtausenden, mag im Pariser Missionspavillon zum Nachdenken angeregt werden und sich dort die Frage vorlegen, wie es um ihre Zukunft bestellt ist. Sie kann sich dort davon überzeugen, daß es für sie nur eine Wahl gibt: die Bewahrung des Glaubens oder den furchtbaren Tod im sozialen Chaos, Christus oder den Bolschewismus. Sie mag dort im Angesicht der erschütternden Dokumente, die ihr gezeigt werden, erkennen, daß sie die Sendung hat, die anderen Rassen zu christianisieren, wenn sie nicht von diesen hinweggeschwemmt werden will. Schließlich mag jeder Christ sich in der Missionsausstellung erinnern, daß der Heilige Geist nicht fern ist, daß er in jedem von uns lebt, und daß jeder durch sein Gebet, durch sein Opfer an Geld und Vergnügen und schließlich durch das Opfer der Selbsthingabe daran arbeiten soll, daß der Schmerzenswunsch Christi erfüllt werde: ein Schafstall und ein Hirte!

„Wer von uns Katholiken ins Grab geht, ohne der kathol. Mission seinen Eifer zugekehrt zu haben, der hat sein schönstes Stück Land in Gleichgültigkeit und Verachtung liegen lassen und den besten Teil seines Lebens verloren." Prof. Dr. Meyers

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Am Nil

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die sieben Schmerzen der heiligen Jungfrau

Christi Leiden hast du vorgelitten.
Als dein lieberfülltes Mutterherz
Simeon mit scharfem Schwert durchschnitten,
Dir verkündend seinen Todesschmerz:
Lasse meine Schuld mich tief beklagen,
Die so schwere Wunden dir geschlagen!

Mußtest aus der lieben Heimat fliehen
In die Fremde, ins Ägyptenland,
Mit St. Joseph, mit dem Kindlein ziehen
Einsam durch der Wüste heißen Sand:
Laß mich gehn, o Mutter, dir zur Seiten,
Wolle du durch's Leben mich geleiten!

Deinen Sohn verlorst du ohne Schulden.
Deine Liebe suchte ihn so bang.
Mußte harren, mußte schmerzlich dulden,
Schmachten ohne Trost drei Tage lang;
Sei, Maria, mir zum Stern erkoren!
Hab' ich ihn durch meine Schuld verloren!

Mit der Dornenkrone hart geschlagen,
Sahst du ihn zur Leidensstätte gehn,
Sahst das schwere Kreuz ihn blutend tragen
Und die Feinde höhnend ihn umstehn:
Wolle, Jungfrau, du mein Herz erquicken,
Will die Last der Leiden mich erdrücken.

Schmerzensreiche, die das Kreuz umfangen,
Deren Herz der schärfste Dolch durschnitt,
Als die Hammerschläge dumpf erklangen,
Als sein heilig Blut herniederglitt:
Laß mich mit Johannes bei dir weilen,
Laß als Sohn mich deine Liebe teilen!

Deines Heilands, deines Sohnes Leiche,
Wund, zerissen, blutend, kalt und bloß.
Nahmen sie vom Kreuz, o Jammerreiche,
Du, o Jungfrau, nahmst ihn auf den Schoß:
Habe meiner vor dem Tod Erbarmen,
Laß mich ihn im Sakrament umarmen!

Die getrauert, ach! so tief im Herzen,
Eine Rose, von dem Sturm entlaubt,
Als das Grab die Mutter voll der Schmerzen
Ihres höchsten Gutes, ach! beraubt:
Keine Sünde soll mir sie entreißen,
Ewig will ich dich im Himmel preisen!

Guido Görres

Schwarze Schwestern

Nach dem Willen der Kirche soll man möglichst bald die Eingeborenen selbst zur Mithilfe in der Seelsorge heranziehen. Es ist auch für den selbstlosen Beobachter kaum etwas notwendiger, wie die Lösung dieses Problems, da die größten Hindernisse in der Missionierung hauptsächlich im Mangel an Priestern, Brüdern und Schwestern besteht. Der Nachwuchs in Europa kann mit der wachsenden Mission nicht Schritt halten, ganz abgesehen, daß Europa infolge der moralischen Lage selbst vielfach die Anzahl der nötigen Missionare nicht aufbringen kann. Daher kann man sich freuen, daß auch aus den hiesigen Schwarzen schon Berufe sich melden. Wie überall, so sind auch da die Frauen auf religiösem Gebiete den Männern voraus. Daher ist die bisher stärkste Gründung unter den eingeborenen Missionaren, die der schwarzen Schwestern, die kleinste die der schwarzen Brüder, wenn auch die letztere trotzdem schon einen schönen Anfang zeigt.

Das Opfer macht den Beruf heilig. Das kann man besonders von den schwarzen Mädchen sagen, die Schwestern werden wollen. Die Berufswahl ist da meistens mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden. Was würden in Europa brave Eltern sagen, wenn eines Tages die einzige Tochter sagen würde: „Ich will jetzt ins Kloster gehen. Ihr müßt mir aber zur Aussteuer noch ein hohes Kapital mitgeben im Werte von 12 Stück Vieh.“ Soviel Geld bekommen die schwarzen Eltern ungefähr, wenn das Mädchen heiratet. Dabei hat es unbedingte Heiratsaussichten, und es besteht bei der hiesigen Vielweiberei nicht etwa die Gefahr wie in Europa, daß sie sitzen bleiben könnte. Daher darf man sich nicht wundern, daß selbst kath. Eltern oft die größten Schwierigkeiten machen, daß sie manchmal die Kinder sogar schlagen oder sie mit Gewalt dazu bringen wollen, sich für den Ehestand zu entscheiden. Es würde sehr interessant sein, diese Berufswahlgeschichten aufzuschreiben, die es bei den vielen schwarzen Schwestern hier — es sind schon über 100 — gegeben hat.

Zwei hiesige Mädchen haben unlängst eine romantische Reise gemacht, um ihren Eltern zum Klostergehen davonzulaufen. Ein Mädchen wurde von ihrem Vater, der noch dazu ein Chief ist, zum Gerichte gebracht. Der Vater kam mit seinen Indunas, riß ihr den Schleier vom Kopf und mißhandelte sie; dann brachte er sie nach Hause, um sie in gefährliche Gelegenheiten zu bringen. Der protestantische Richter sagte über solche hier unerhörte weibliche Standhaftigkeit: „Ich verstehe das Problem der kath. Schwesternberufe nicht, daher kann ich keine Entscheidung geben.“ Ja, die Welt versteht nicht die Worte des Heilandes: „Wer Vater und Mutter nicht haßt um meinetwillen, ist meiner nicht wert.“ Ein anderes Mädchen wurde auch von ihrem Vater in der Schule vor allen anderen Kindern grausam geschlagen. Als sich der Zorn des Vaters gelegt hatte, stand das Kind vom Boden auf und sagte: „Nun bin ich gerettet.“ Sie meinte damit, daß der Vater sie jetzt in Ruhe ziehen lasse, da das Schlagen auch nicht half. Ein Mädchen lief ihren Eltern davon und trat als Kandidatin ein. Unlängst ließen die Eltern ihr mitteilen, daß der Vater deshalb irrsinnig geworden sei. Fast wäre sie ins Schwanken gekommen, doch faßte sie sich bald wieder und sagte: „Trotzdem gehe ich nicht nach Hause.“ Andere haben als Lehrerinnen schon so viel Geld für die Eltern verdient, daß sie dieselben schadlos halten können.

Das Leben im Kloster ist für diese jungen Leute durchaus nicht leicht. Zu Hause brauchen sie selten den ganzen Tag zu arbeiten nach der Gewohnheit der Eingeborenen, haben viel Gesellschaft und keine Not an Nahrung. Im Kloster müssen sie den ganzen Tag von früh morgens halb 5 Uhr bis abends halb 9 Uhr mit Gebet und Arbeit zubringen. Beim Mittagessen halten sie Stillschweigen und am Abend bringen sie ein lustiges Plauderstündchen zu. Wenn in Europa die Tuberkulose in den Frauenklöstern nicht wenige Opfer fordert, so darf es einen nicht wundern, wenn sie hier auch schon einige einem besseren Jenseits zugeführt hat. Es gäbe da auch schöne Sterbebilder. Manche sind nicht nur mit Ergebung, sondern mit Freuden von dieser Erde geschieden. Ein Zeichen, daß sie das Ideal des Berufes voll erfaßt hatten.

In der Mission ist die Missionsschwester viel mehr zur Mithilfe in der Seelsorge berufen als in Europa. Der Priester kann selten regelmäßig Religionsunterricht erteilen bei der Menge der Schulen und der großen Entfernung. Da sind gerade die eingeborenen Schwestern die berufensten Katechetinnen, da sie die Sprache meistern und die Kinder kennen. Wir haben jetzt auf der Station drei schwarze Lehrerinnen, die in Regierungsschulen tätig sind. Eine hat eine Inter-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mediateschule angefangen; in Europa würde man sagen eine Bürgerschule, die Vorschule für die Lehrerbildungsanstalt. Sogar mehrere Protestanten haben sich der Schule angeschlossen, und dieselbe verspricht einen guten Fortgang. In der Schule sitzen eine ganze Reihe von schwarzen Schwesternkandidatinnen, welche sich auf den Lehrberuf vorbereiten. Andere Schwestern sind auch als Katechetinnen tätig.

Es ist kaum ein Zweig der Missionierung so wichtig, wie die Katechese der Erwachsenen. Die Männerkatecheten sind oft wenig vorgebildet, fassen oft ihren Beruf nur als Brotfrage auf und kommen oft in einen bedauerlichen Schlendrian



Eingeborene Schwesternkandidatinnen bei der Arbeit.
Mariannhiller Mission in Südafrika.

hinein. Und doch ist ihnen die Hoffnung der Mission anvertraut. Die schwarzen Schwestern arbeiten aus religiösen Motiven, werden im Noviziate für dieses Fach gut vorgebildet und haben Eifer in ihrer Tätigkeit, weil sie frei von anderen Sorgen sich einzig dieser Tätigkeit widmen können. Die einen gehen zu Fuß, wo es nicht weit in die Schule ist, eine fährt mit der Kutsche, wobei sie selbst den Kutscher macht; eine andere reitet und besorgt in einer Woche 6 Außenplätze, die von der Außenstation so weit entfernt sind, daß sie öfter den ganzen Tag dazu braucht. Auch Männer gehen gern zu ihren Katechesen, weil sie sehen, daß sie dort wirklich etwas lernen. Als ich unlängst den Katecheten versetzen mußte, kamen die Männer zu mir und sagten: „Wir wollen wieder einen Mann haben als Katecheten, keine Schwester." Da schickte ich ihnen doch eine Schwester. Nach einiger Zeit stellte ich ihnen den Katecheten wieder in Aussicht. Nun sagten sie mir: „Die Schwester ist uns lieber als der Katechet", obwohl der Katechet auch tüchtig war. So segnet der liebe Gott auch die Arbeit jener, die für ihn alles geopfert haben.

„Das Werk der Mission ist das größte Werk unserer Zeit, darum bringt es einen ganz besonderen Segen! Wir haben das immer gesehen und feststellen können." Pius XI.

„Wenn euch Männer bekannt sind, die eifern für die göttliche Ehre und für die hl. Missionen tauglich sind, diese feuert an, der Stimme des Hl. Geistes zu gehorchen." Leo XIII.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die große Not!

Not! Notopfer! Notverordnungen! Wem sind heute die Worte, die Rufe, dieser Jammer nicht mit rauhem Griffel ins Herz geschrieben, wer hat die Wirkung nicht selber verspürt, und wer verspürt sie nicht wuchtiger, weher, wer steht diesem Zeitgeschehen nicht in tiefster Niedergeschlagenheit gegenüber oder steht ratlos voll Bitterkeit in diesem Wirrsal von Angst und drückender Sorge; aber auch voll Grimm, daß die Aasgeier und Hyänen der Menschheit noch auf ihre schändliche Beute ausgehen? Alle leiden Not, besonders die Familien mit zahlreichen Kindern. Familien, die am Hungertuche nagen und bei denen Vater und Mutter voll Schmerz auf ihre kranken und siechen Kinder schauen. Es ist die große Not, die große Prüfung! Auch Ordensfamilien leiden große Not, die Missionshäuser leiden größte Not. Die Ordensleute können keine Aufrufe erlassen, sie können keine Maßregeln erzwingen, sie haben keine Vertreter in den Parlamenten, sie können nicht streiken, sie können keine Demonstrationszüge durch Straßen bilden — ja, könnten sie es! Wollten sie ihre Not in die Öffentlichkeit rufen: Wer wird sie hören wollen, wer wird sie verstehen? Wieviel Entbehrung, Opfer, Verzicht, birgt sich heute hinter den Mauern religiöser Orden, hinter den Mauern unserer Missionsanstalten. Wie sollen die vielen idealgesinnten jungen Menschen unterhalten werden, die selbst aus ärmlichen Verhältnissen kaum den geringsten Beitrag zu ihrem Unterhalt beitragen können! Soll man sie heimschicken; soll man die Berufe abdrosseln, soll man verzweifeln am Opfersinn des Volkes, des christkatholischen Volkes? Hat man die Forderung des Heilandes vergessen, daß man viel geben soll, wenn man viel besitzt; aber auch wenn man wenig hat, vom wenigen geben soll! Von zwei Röcken einen abgeben soll. Will Gott nicht, daß der Mensch durch heroisches Opferleben sich ihm würdig erweise? Sollen in dieser Zeit unsere Anstalten zugrunde gehen und mit ihnen die Seelen? Wer will das mitverantworten, das gute katholische Volk sicher nicht. Ein kleinstes Scherflein kann zum größten Segen in dieser Zeit werden.

Liebe Missionsfreunde, liebe Wohltäter liebe Christen, vergesset diejenigen nicht in dieser harten Zeit, welche sich Gott gegeben um im Dienste der Seelen zu arbeiten und zu ihrer Rettung! Soll der Ernteruf Christi umsonst verhallen? Soll Satan Herr der Welt werden? Soll Gottessaat und Gottesernte vernichtet werden, nur weil es fehlt an Einsicht und Opferwillen? Auch die Mariannhiller Mission steht vor der Ernte und hat keine Mittel, leidet Mangel. Helft uns und dem Missionswerke!

Die Erntearbeit kann nur geschehen, wenn jeder im Hause zugreift. Die Kirche kann die Ernte nur einbringen, wenn alle Hände sich regen. Greif zu bei der Erntearbeit der katholischen Weltmission!

Die Ernte wartet. Keiner darf müßig stehen, den ganzen Lebenstag. Ein jeder kann helfen, muß helfen: durch Missionsgebet Missionsopfer, persönliche Aktion!

Die Ernte wartet. Wir wissen nicht wie lange. An die Arbeit, ehe die Ernte verdirbt! An die Arbeit, ehe sie unmöglich geworden ist!

Hilf auch du! Das ist Gottes Ruf voll Eindringlichkeit und auch voll Liebe. Auch du! nicht immer die andern, aber du!

Der Ernteschnitt beträgt 305 Millionen Seelen. Jeder Bund Ähren bedeutet 10 Millionen. Sie sind bereit zur Einfahrt. Es fehlt an den Werkzeugen, den Mitteln, an Helfern! Wenn alle helfen, dann kann etwas geschehen und auch aus kleinen Steinen kann man ein Gebäude errichten. Die dankbaren geretteten Seelen aber werden einmal unser Trost im Sterben sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Paradieszimmer

Von Joseph Spillmann, S. J.
Nachdruck verboten!

Von dem Städtchen Goch führt der Weg durch fruchtbare Felder nach der holländisch. Grenze. In einem kleinen Stündchen kann man bequem das alte Augustinerstift Gaesdonk erreichen, welches Bischof Joh. Georg von Münster zu einer Studienanstalt umbaute. Weithin beherrscht ihr stolzer Hauptflügel mit dem zu astronomischen Beobachtungen bestimmten Turme die ebene Landschaft. Gleich hinter Gaesdonk bildet ein Bach die Grenze zwischen Preußen und Holland. Wir haben über denselben noch keine tausend Schritte zurückgelegt, so hört der fruchtbare Boden auf und verwandelt sich rasch in ödes Heideland. Nur arme Besenbinder haben hin und wieder zwischen den verkrüppelten Föhrenständen und sumpfigen Bruchwiesen, auf denen armseliges Vieh spärliches Gras abweidet, die eine oder andere Huf zu einem Kartoffelfelde umgebrochen oder mit etwas Roggen angesät. Aber auch diese kleinen Heimwesen bleiben bald zurück, und dann dehnt sich, hier und dort von Sanddünen und Sümpfen unterbrochen, fast zwei Stunden breit bis an die niedern Ufer der Maas die Heide aus.

Ungefähr in der Mitte dieses öden Landstriches steht das Schloß Blyenbeek, ein echtes niederländisches Kastell, von breiten Wassergräben umschlossen, die in alten Zeiten seine Stärke bildeten. In seiner unmittelbaren Nähe hat menschlicher Fleiß dem kargen Boden einige Felder abgerungen; schöne Eichenalleen bilden schattige Gänge nach den nahen Laubholzbüschen und Föhrenwaldungen, welche dem Auge die kahle Heide verbergen. Der Schloßgarten selbst, der seine dunkeln Taxuswände und frischgrünen Laubengänge, seine schattigen Linden und Roßkastanien in der breiten Wasserfläche des Grabens spiegelt, ist viel schöner, als ihn der Wanderer nach dem ermüdenden Gange durch die Heide erwarten sollte. Das alte Burghaus mit den verwetterten Ziegelmauern, dem riesigen Schieferdache und dem viereckigen Mittelturme, der in zwei sich verjüngenden Absätzen den goldenen Wappenlöwen der Wetterfahne über diese Oase der Heide emporreckt, hat noch immer sein herrschaftliches Ansehen bewahrt, wenn auch der Bau weder durch Größe noch Alter oder architektonische Zier eine Merkwürdigkeit bildet. Nur von der Südseite führt eine breite steinerne Brücke über den fast teichartigen äußeren Wassergraben. Oberhalb des Torbogens, durch den man den äußeren Schloßhof betritt, stecken heute noch Kanonenkugeln, welche die Spanier unter Marquis Barambon im Sommer 1589 hineingeschossen haben. Der äußere Schloßhof ist heute auf drei Seiten von der Rentei, einer Pächterwohnung und einigen Ökonomiegebäuden umgeben, während der Burgbau die vierte Seite einnimmt. Diesen, das Herrenhaus, umschließt abermals ein breiter Graben, der aber heute trocken liegt und teilweise mit Blumen und Ziersträuchern bepflanzt ist. Über ihn führt zum Schloßportal eine zweite Brücke, deren eine Hälfte, wohl zur Erinnerung an die frühere Zugbrücke, aus Holz besteht. Der Burgbau bildet ein massives Viereck mit einem engen, von Arkaden umgebenen inneren Hofraum, aus dem der Turm, halb in den nördlichen Hauptflügel hineingebaut, sich zu mäßiger Höhe über die wuchtigen Dächer erhebt.

Seit mehr als einem Dutzend Jahren bewohnen aber die alte Burg aus der Heimat verbannte Jesuiten. Als der Reichstag im Jahre 1872 die Gesellschaft Jesu aus Deutschland vertrieb, öffnete der selige Marquis den Verbannten in diesem Schlosse auf holländischem Boden eine Zufluchtsstätte, und das schöne Werk christlicher Barmherzigkeit, das der Vater an uns verübte, setzt auch dessen edler Sohn, sein Nachfolger, mit dem gleichen Edelmute fort.

So ist es gekommen, daß ich jetzt schon im sechsten Jahre auf dem einsamen Heideschlosse wohne, und es ist mir lieb geworden mit seiner friedlichen Umgebung. Was man aber liebt, das möchte man auch kennen, und so suchte ich mich in freien Stunden über die Vergangenheit des Schlosses und seine alten Bewohner zu unterrichten. Wie oft betrachtete ich das Mauerwerk, das von manchen Veränderungen und Umbauten erzählt, und fragte mich, wer wohl die alten Bogenfenster, die jetzt noch kenntlich sind, und die schmalen, unregelmäßig verteilten Luken zumauern ließ, um an ihrer Stelle in regelmäßigen Abständen die großen französischen Fenster zu brechen. Dann schauten mich von den Wänden einige alte Familienbilder an, kirchliche Würdenträger aus dem vorigen Jahrhundert, Perückenköpfe aus der Zeit Ludwigs XIV., ein schönes Frauenbild im

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goldbrokatkleide als Diana, mit Pfeil und Bogen, ein blühender Knabe in Lebensgröße, mit einem alten Steinschloßgewehre in seiner Hand. Am bedeutendsten, aber wahrlich nicht am ansprechendsten, sind die großen Bilder des Kriegsobersten Martin Schenk von Nydeggen und seiner Gemahlin Maria von Gelre. Düster steht der finster blickende Mann in seinem ledernen Reiterwams da, über das sich eine breite seidene Schärpe und ein verziertes Schwertgehänge legt, die Rechte, die in einem schweren Reiterhandschuh steckt, auf den Tisch gestützt, welcher den mit wallendem Federbusche geschmückten Helm trägt, während sich die Linke herausfordernd in die Hüfte stemmt. Das Bild der schwarz gekleideten Frau mit dem kräftigen Kopfe auf dem steifen Tellerkragen paßt nicht übel zu dem verwegenen Reitersmanne, und trotz Bibel oder Gebetbuch, das sie vor sich auf dem Tische zur Schau stellt, möchte man ihr doch nicht zu viel christliche Liebe zuschreiben.

Ohne Zweifel hat Blyenbeek unter diesem Paare die bewegtesten und historisch denkwürdigsten Tage verlebt. Allein der ebenso berüchtigte als berühmte Haudegen, der bald in spanischen Diensten unter Parma, bald als Oberst der Generalstaaten, bald unter Leicester im Dienste Elisabeths von England, bald als Feldmarschall des abgefallenen und geächteten Erzbischofs Truchseß von Köln, bald auf eigene Faust sengend und brennend das Land durchzog, der nie gelacht haben soll und im Rausche seine kühnsten Siege erfocht, der, wie es ihm Vorteil brachte, seinen Kriegsherrn verriet und den Glauben seiner Väter abschwor, der endlich bei einem mißlungenen Handstreiche gegen Nymwegen im August 1589 einen elenden Tod in den Wellen der Waal fand und dessen Leichnam vom Henker geviertteilt wurde, ist mehr geeignet, Schauder als liebevolle Teilnahme zu erwecken.

Wie ganz anders schaut das Bild an seiner Seite, der fröhlich lachende Knabe mit der Büchse, aus dem morschen Rahmen herab! Die blonden Locken, die unter dem Federhute hervorquellen, die blauen Augensterne, die so lebensfrisch unter der reinen Stirne hervorleuchten, der lächelnde rote Mund, der zu fragen scheint: „Bin ich mit Wams und Weidtasche und hohen Stulpstiefeln nicht ein rechter Jägersmann?“ — das ist ein Bild, das mir die Frage auf die Lippen drängte: „Wie mag es diesem Kinde ergangen sein, dessen fröhliche Stimme vor bald zweihundert Jahren die alten Räume des Schlosses belebte?“

Als ich nun das Knabenbild mit dem Kopfe der Diana im Goldbrokatkleide verglich, konnte ich in dem freundlich lächelnden Angesichte die Mutter nicht verkennen; das war derselbe schön geformte Mund, derselbe kindlich reine Ausdruck der Züge. Nur die schwarzen Locken der edlen Dame, welche glänzend und weich auf die Schultern herabfallen, und das warme, dunkle Auge paßten nicht zu den blonden Haaren und blauen Augen des Knaben. Die mochte er von seinem Vater haben, den wir in dem freundlichen Bilde vermuten, welches einen noch jungen Mann von seltener Schönheit, mit milden, hellen Augen darstellt.

Diese edle Frau, dieser freundliche Mann und der fröhliche Knabe in ihrer Mitte fesselten in hohem Grade meine Teilnahme. Ihren Namen, ihren Schicksalen forschte ich nach. Die Namen konnte man mir sagen: es ist der letzte Schenk von Nydeggen, Arnold, Marquis zu Hillenrath, Herr zu Blyenbeek usw., sein eheliches Gemahl, Maria Katharina, Gräfin von und zu Hoensbroech, und ihr Sohn Christoffel Arnold Adrian. Über die Schicksale ist nicht so viel aufgezeichnet, als ich wohl gewünscht hätte. Einiges beruht auch auf mündlicher Überlieferung. Aber was ich hörte und las und mit den noch erhaltenen Denkzeichen aus ihren Tagen zusammenhielt, genügt zu einem schlichten Bilde ihres Lebens, das sich nach Gottes Ratschluß und Zulassung nicht so dornenlos abspielte, wie die Porträte wohl ahnen ließen. Sie scheinen gemalt zu sein, bevor die Wogen der Trübsal, welche diese edeln Herzen in Bitterkeit tauchen, aber auch läutern und verklären sollten, ganz unerwartet hereinbrachen.

1.

Wie ich nach Blyenbeek kam, daselbst das Paradies malete, und wie der Junker Christoffel feierlich empfangen wurde.

Ich, Meister Jan Thyssen, meines Zeichens Maler und Holzschnitzler, habe mir vorgenommen, zur Ehre Gottes, seiner lobwürdigen Mutter und zu meiner eigenen christlichen Auferbauung und Andenken, in dieses Büchlein aufzuschreiben, was sich allhier auf dem Schlosse Blyenbeek mit meinem viellieben jungen Herren und Schüler, dem edeln Junker Christoffel, begeben und zugetragen hat.

Bevor ich aber von dem herzguten Knaben schreibe, muß ich erzählen, wie und wann ich nach dem Schlosse Blyenbeek kam. Mein erstes Altarbild malte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ich nach vollendeter Lehrzeit, so meiner großen Armut wegen freilich nicht gar zu lange dauerte, zu Brüssel für die Väter Jesuiten, und da es ordentlich ausfiel, auch recht billig war, haben mich dieselben dem Feldmarschall Kaspar Schenk von Nydeggen, einem hochangesehenen Manne in hispanischen Diensten, so damals in Brüssel lebte, gnädiglich empfohlen. Es war dieser Herr Deutschordensritter und in seinen alten Tagen ein überaus frommer, gottseliger und wohltätiger Mann; war auch von Frater Reginaldus Groningensis, dem Provinzial der Kapuziner, aller Verdienste und Gnaden des ehrwürdigen Kapuzinerordens teilhaftig gemacht und hat vielen Kirchen und Klöstern Gutes getan, wofür ihm der Herr die ewige Krone verleihen möge. Amen.

Selbiger Feldmarschall ließ nun durch mich ein Altarbild für die Kirche zu Swalmen malen, welches ich anno Domini 1686 zu seiner Zufriedenheit vollendet, auch selbst an Ort und Stelle gebracht und aufgestellt habe. Und da er hörte — wie ich vermute, durch die Jesuitenpatres —, daß ich in Brüssel in großer Gefahr schwebe, mit andern jungen Malern ein leichtfertiges Leben zu beginnen, sagte er mir, als er mir die fünfundvierzig Goldgulden für das Altarbild bezahlte: „Meister Jan, Ihr seid annoch jung und unerfahren und wißt nicht, wie leicht die liebe Unschuld, so Euch aus den blauen Augen leuchtet, in einer Stadt wie Brüssel und fürnehmlich hinter denen Weinkannen der Malerschenken verloren geht. Seht meine weißen Haare an und erlaubt mir einen guten Rat. Verlasset Eure Brüsseler Kumpanen; es geht sonst schwerlich gut!“

Nun muß ich gestehen, daß ich dasselbe mir selbst schon wiederholt gesagt, auch von meinem Beichtvater den gleichen Rat empfangen habe. Aber du lieber Himmel! Was will ein Maler anfangen? In denen Wüsten des Thebias kann ein ehrlicher Maler sein Brot nimmer verdienen, auch nicht bei den Bauern auf dem platten Lande, woraus denn folgt, daß er sich in Gottes Namen an den Höfen und in den Städten, allwo die Musen und Grazien wohnen, will sagen, die schönen Künste in Gunst und Ansehen sind, mit merklicher Gefahr seiner armen Seele den täglichen Unterhalt erwerben muß. Solches sagte ich denn auch dem Herrn Feldmarschall. Der strich sich den weißen Schnurrbart und fragte, ob ich bereit wäre, in eine Thebias zu gehen, wenn er mir Arbeit auf viele Jahre verschaffe, und da ich dessen zufrieden war, wurden wir handelseinig.

Sandte mich also mein Mäcenas mit einem Briefe an seinen Neffen Arnold Schenk von Nydeggen nach dem Schlosse Blyenbeek, das der alte Feldmarschall damals auf eigene Kosten umbauen ließ. Der Bau war im Rohen fertig; er mußte nun ausgeschmückt und eingerichtet werden, und dazu sollte ich mit Rat und Tat helfen. Auf sotane Weise kam ich also nach Blyenbeek und habe auf dem einsamen Schlosse, das mitten in einer Heide als in einer rechten Thebais liegt, anfangs fast Heimweh nach den Fleischtöpfen Ägyptens, verstehe, nach dem lustigen Leben in Brüssel, empfunden. Aber die Arbeit, so ich in Hülle und Fülle fand, vertrieb meine Grillen. Das erste Werk, das ich in Angriff nahm und vollendete, sind die Schnitzereien des neuen, eichenen Schloßtores, und brachte ich darauf in der Bogenfüllung auf einem von Blattwerk umgebenen Schilde die Jahreszahl 1688 an, während ich die beiden Torflügel mit dem von Lorbeerzweigen umrankten Wappenlöwen der Schenk verzierte. Den Lorbeer habe ich beigefügt, anerwogen der Schloßherr kurz vorher aus den Türkenkriegen ruhmreich heimgekehrt war, und hat mir selbiger eine besondere Gunst und ein Geschenk von zwanzig Albis oder Weißpfennigen eingetragen.

Leider bedeutet die Jahreszahl, welche ich einschnitzte, nicht nur die Vollendung des Baues, sondern auch das Todesjahr des edeln Feldmarschalls, meines hochverehrten Gönners, der ihn ausführen ließ. Wir hatten kaum das Tor eingesetzt, als von Brüssel ein Bote in den Schloßhof ritt und die Todesnachricht brachte, zugleich mit der Kunde, daß der Leichnam nach des Verstorbenen Willen gen Afferden gebracht werde, damit er dort ruhe, wo seine Seele durch die heilige Taufe für Gott wiedergeboren worden. Wirklich kam am achten Tage auf einem sechsspännigen Wagen der liebe Tote mit großem Gepräng, von zwei Vätern Jesuiten begleitet, auf Blyenbeek an, und da ihn ein Hofmedikus gar kunstreich einbalsamiert hatte, konnten wir den Sarg öffnen. Hatte somit den Trost, meinen liebwerten Wohltäter noch einmal zu schauen. Der liebe Abgeschiedene sah gar ruhig und friedlich aus in seinen weißen Haaren und in dem weißen Ordensmantel mit dem schwarzen Kreuze.

Kniete also gänzlich zerknirscht an dem Sarge nieder und gelobte Gott, ihm in Abgeschiedenheit zu dienen und in einen heiligen Ordensstand einzutreten, wenn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

solches mein Beichtvater für ratsam halte. Als ich nun den Jesuiten in der Beicht darüber fragte, wollte derselbe von einem Gelübde jetzo noch nichts wissen und meinte, es sei genug, wenn ich in meiner Stellung zu Blyenbeek verharre, anerwogen das Schloß so einsam und verlassen liege wie Sankt Pauli Kloster in der Thebais. Und so habe ich damals den festen Entschluß gefaßt, auf der Heide zu verbleiben, es sei denn, daß mich Gott zu einem andern Lebensstande offenkundig berufen würde; bin auch seither mit der Gnade Gottes auf Blyenbeek verblieben, jetzt schon im sechzehnten Jahr.

Die Vermählung des hochedeln Herrn Arnold Schenk zu Nydeggen mit der nicht minder edeln Gräfin Katharina von und zu Hoensbroech, Tochter des hochberühmten Erbmarschalls von Geldern, wurde freilich in aller Stille begangen, worüber ich mich damals schier gewundert habe. Es geschah anno Domini 1694, und habe ich mich in jenem Jahre über die Maßen plagen müssen, um das Prunkgemach rechtzeitig fertig zu malen. Selbiges sollte eine Art irdisches Paradies vorstellen und wurde deshalb auch das Paradies genannt. Der Saal besteht aus einem Mittelraume und zwei Seitenkammern, die doch zusammen gleichsam ein Ganzes vorstellen, und sollte ich in den mittleren Raum die vier Jahreszeiten, in die eine Nebenkammer die vier Weltteile und in die andere die vier Himmelsgegenden malen. Fing also in Gottes Namen mit den vier Weltteilen an und malte in vier Kreise, so sie jetzt Medaillons oder Schaumünzen heißen, je einen Kopf grau auf rotem Grunde. Für Europa, als der Herrin der andern Weltteile, nahm ich mit Fug und Recht Ihro Majestät die Kaiserin; für Asia den Großtürken mit einem mächtigen Türkenbund; für Afrika einen Mohrenkönig und für Amerika einen Kaziken oder Indianerhäuptling mit einer schönen Federkrone. Das alles umgab ich mit zierlichem güldenem und silbernem Blattwerk, mit Ranken von Weinlaub, Efeu, Eichenblättern und Lorbeer, malte auch zwei große Porphyrvasen dazwischen, wie sie just in der Mode sind, dazu Muscheln und Schnekkengewinde, daß es männiglich wohlgefiel.

Am meisten Freude hatte aber der Schloßherr über das Mittelstück der Decke. Da ließ ich durch eine Marmorbalustrade den lieben blauen Himmel hereinschauen, und mitten darüber trug ein großer Adler mit ausgebreiteten Schwingen das Wappen der Schenk von Nydeggen zusamt einem lustig flatternden Spruchbande in seinen Fängen. Es ist aber das Wappen der Schenk ein aufrecht schreitender güldener Leu in schwarzem Felde, ganz so, wie ihn die Herzoge von Brabant führten, weshalb die Schenk der Meinung sind, sie seien ein Nebensproß jenes uralten herzoglichen Hauses. Auf das Band setzte ich den Spruch meines Herrn Arnold: Coelum peto, und die Jahreszahl Anno 1694, ganz wie er es haben wollte. Und ich hörte auch, wie der Herr seiner jungen Gemahlin das Wappen und den Spruch erklärte, sagend: die Jahreszahl ihrer Vermählung werde ihn immerdar erinnern, daß ihre Verbindung ihn aus einer traurigen Welt gleichsam in einen irdischen Himmel eingeführt habe.

Der mittlere Raum mit den vier Jahreszeiten war noch nicht vollendet, als das neuvermählte Paar einzog. Ich hatte nämlich die Jahreszeiten als lebensgroße Figuren, so die Baukünstler Karyatides heißen, zuerst zwar in Lehm gemodelt, dann aber in Eichenholz geschnitzt, was mich unsägliche Zeit kostete. Konnte also die Deckenmalerei erst im darauffolgenden Jahre vollenden, zu deren nicht geringem Nutzen und Vorteil, anerwogen sowohl die gnädige Frau Katharina als auch des Schloßherrn Schwester, das edle Fräulein Angelina, mir bei den großen Blumen- und Fruchtkränzen, welche in den vier Zwickeln um das Mittelbild den Statuen der Jahreszeiten und deren Gaben entsprechen, durch Rat und Tat behilflich waren. Das Mittelbild mußte eine Darstellung aus dem Paradiese enthalten; so wollte es der Herr, wiewohl es zum Plane der vier Jahreszeiten mit nichten recht passen wollte, da ich nimmermehr glaube, daß es im Paradiese jemals Winter gewesen sei. Aber da konnte der Meister Maler lange reden; der Herr sagte, er wolle damit andeuten, daß er Blyenbeek seiner Frau zu einem Paradiese einzurichten wünsche, und dabei blieb es. Auch die vier Himmelsgegenden, wozu ich vier Landschaften schon auf den Karton gezeichnet hatte, wurden nicht gemalt; mußte statt dessen den dritten Raum fein marmorieren, soviel ich mich dagegen sperrte; habe aber gar keinen schlechten Serpentin und Lapislazuli auf die Eichenbohlen gekleckst.

Der liebe Junker wurde geboren Anno 1695, wenn ich mich recht besinne im heiligen Christmonat, kann den Tag aber nicht mehr finden. Das Knäblein war bei seiner Geburt so schwach, daß es schier schien, es wolle seines Vaters Wappenspruch gleich ausführen und gen Himmel fliegen. So kam es, daß ich her-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beigerufen wurde und dem Kindlein die Nottaufe spendete, wobei es die alte Margret in den Armen hielt, mit Tränen sagend: „Nur geschwind, es stirbt!“

Allein es starb damals nicht, hat sich vielmehr ganz gut erholt und ist schon nach den ersten Monaten ein kräftiger Knabe geworden. Als nun der Winter vorbei war und Mutter und Kind sich stark und gesund fühlten, beschloß der Herr Arnold, dem Wunsche seines Herrn Schwiegervaters zu entsprechen und mit Söhnlein und Gemahlin gen Geldern zu reiten, allwo in der Kapellen auf dem Schlosse Haag die feierlichen Taufzeremonien nachgeholt, auch dem Knäblein der Name gegeben werden sollte. Ende Mai ritten sie also fort, und Fräulein Angelina, welche des Knaben Patin sein sollte, mit ihnen, und es wurde das Fest auf dem besagten Schlosse Haag am sechsten Brachmonat 1696 über die Maßen feierlich begangen. In währender Zeit benutzte ich die ruhigen Tage, da ich mit dem alten Matthias, dem Kastellan und Verwalter, und etlichen Dienern allein auf dem Schlosse blieb, um die Frucht- und Blumenkränze in die Zwikkel zu malen. Item gedachte damit den beiden edeln Frauen, welche mir bei der Zeichnung geholfen hatten, etwelche Freude zu machen, wenn sie das Werk bei ihrer Rückkunft vollendet fänden, auch mir eine rechte Ehre bei den Herrschaften einzulegen. Und ist mir nie in meinem Leben ein Bild also gut gelungen, wie sotäne Kränze, und als ich eben die letzten Striche an dem dürren Eichenlaube malte, das den Kranz der Winterfrüchte umschlinget, trat Matthias in den Saal, rufend: „Sie kommen übermorgen!“

„Es ist gut“, sagte ich, „die Kränze sind fertig!“

„Ja, Eure gemalten“, antwortete er und schob sich eine Prise in die spitze Nase; „und sie sind recht zierlich und gut gemacht. Wollte nur, wir hätten die saftigen Pfirsiche, Aprikosen, Äpfel, Pflaumen und Trauben, welche Ihr da an die Decke gehängt habt, für das Festessen übermorgen abend. Leider wachsen solche Dinge hier auf der Heide nur in Eurem Gehirn! Allein die andern Kränze — das wird eine liebe Not geben; denn ich habe die Herrschaften noch lange nicht zurück erwartet. Der Herr hat mir aber beim Fortgehen aufgetragen, daß das Schloß bei der Heimkehr hübsch fein geziert sein solle; sintemalen er bei dieser Gelegenheit das Fest nachzuholen gedenke, das er bei seiner Vermählung nicht öffentlich habe feiern können.“

Da ich solche Worte meines Kastellans vernahm, sprang ich gar hurtig vom Malergerüste herunter, ihn scheltend, daß er mir solches erst im letzten Augenblicke vermelde; versprach ihm aber, das Menschenmögliche zu tun, daß alles nach Wunsch fein und zierlich werde.

Ich hieß ihn die Knechte u. Mägde in den Busch schicken, daß sie einige Dutzend Körbe Eichenlaub und Heidelbeerkraut zu Kränzen holten, auch an die fünfzig Stück schöne Tännchen brächten; dann solle er gen Afferden reiten und den Magister zusammt den Schulkindern herbringen, damit alle helfen möchten, die Kränze zu winden. Es ist nämlich der Magister von Afferden und die ganze Schule von der hochseligen Mutter unseres Herrn Arnold gestiftet und aufgerichtet, und war mithin nur billig und recht, daß dieselben zu solcher Frone herangezogen wurden. Auch schickte ich einen reitenden Knecht an den Prior der Augustinerchorherren von Gaesdonk mit der Bitte, er möge mir einen passenden Vers oder Chronistikon zu solcher Gelegenheit für eine Inschrift verfassen und spätestens bis am folgenden Morgen nach Blyenbeek senden. Richtete in währender Zeit Stangen und Stäbe zu zwei Ehrenpforten, die eine zwar am Eingange der äußersten Schloßbrücke, die andere aber zur Verziehrung des Portals, und lehrte die Bauernmädchen solche mit Tannenzweigen und Eichenlaub zierlich umwinden, verfertigte einige kleinere Inschriften, malte auf kleine hölzerne Schilde die Wappen der Agnanten, der edeln Schenk und Hoensbroech, wobei mir der alte Matthias die Farben und Wappenzeichen getreulich angab, wie er denn in Heraldicis nicht wenig erfahren ist. Dabei lag mir die Mariann, die Köchin, beständig in den Ohren, daß ich ihr ein prächtiges Schaugericht herstelle. Weiß nicht, wer ihr verraten hat, daß ich in Brüssel auch in solchen Dingen einigen Unterricht und Übung genoß. Bin dennoch mit Gottes Hilfe zurecht gekommen; mußte mich aber nicht übel sputen, zumeist mit dem Chronistikon von Gaesdonk, das erst zu Mittag ankam, daß ich mich redlich plagen mußte, es mit roten und güldenen Buchstaben fertig zu malen. Habe es doch zustande gebracht, und als ich es oberhalb des Portalgiebels anbrachte, der mit dem Schenkenwappen geschmückt ist, war das Ding so groß, daß es schier bis an das mittlere Fenster darüber reichte. Aus selbigem Fenster ließ ich die große Schenkenfahne mit dem güldenen Leu auf die Inschrift nieder wallen, welche von einem Kranze aus Eichenlaub umschlossen war, und be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

festigte in den Laubsälen des Portals die bunten Wappenschilde, daß sie gar lustig aus dem hellen Grün hervorschauten. Ach, wie ganz anders habe ich später dieselben Wappen gesehen und hatte damals keine Ahnung, wozu sie nach Gottes abgründigem Urteil noch gebraucht werden sollten!

„Ihr seid ein Hexenmeister", sagte er schmunzelnd; „solches hat man auf Blyenbeek nicht gesehen seit Menschengedenken. Ist aber auch ein schönes Fest! Ihr wißt nicht alles, Meister Jan; anerwogen es doch vor wenigen Jahren den Glückszeit für unser liebes Blyenbeek geworden. Auch unser allergnädigster Landesherr, der König von Hispanien, hat in Ansehung der großen Verdienste des Herrn Erbmarschalls dessen Schwiegersohn zum Marquis oder Markgrafen erhoben. Und nun erst das Segenskind, so sie heute vom Schlosse Haag herüberbringen — ich sage Euch, Meister Jan, weinen könnte ich alter Gesell vor Freude nach all dem Trüben und Traurigen, das ich in den letzten 16 Jahren nach dem Tode des hochseligen Herrn Christoffel erlebt habe!"



Unsere Missionsstudenten in Reimlingen bei der Kartoffelernte

Anschein hatte, als sollte das alte Geschlecht der Schenk von Nydeggen gänzlich abdorren und zu Grunde gehen. Es war auch so etwas von einem Barfüßer prophezeit als Strafe für die Freveltaten des Kriegsobersten Martin, dessen Bild in der Halle hängt."

„Ich kenne es wohl", redete ich dazwischen, „und hat mich das bleiche, grimmige Angesicht des Mannes jederzeit fast erschreckt."

„Um so mehr sei nun Gottes grundlose Barmherzigkeit gepriesen, der alles so liebreich gewendet und gefügt hat", fuhr mein Alter Matthias fort. „Seht, Meister Jan, da unser Herr Arnold die Tochter des hochangesehenen Erbmarschalls von Geldern, des Marquis von und zu Hoensbroech, gefreit hat, sind die beiden reichsten Geschlechter in ganz Gelderland ehelich verbunden. Da hat sich der Spruch erfüllt: Geld zu Geld und Ehr zu Ehr, und ist sotane glückselige Verbindung der Brunnquell zu einer neuen

Noch nie hatte ich meinen alten Matthias, so ansonst eher ein stiller und verschwiegener Gesell ist, also redselig und mitteilsam gefunden. Fragte ihn daher, wie es dann gekommen sei, daß man die Vermählung unserer Herrschaft so still und heimlich begangen habe. Da wollte er doch nicht gleich mit der Sprache heraus, sondern schickte mich in den Schloßturm, da ich die Fähnlein, welche in den Dachluken aufgesteckt waren, anders verteile. „Rechts das Schenkfähnlein", sagte er, „links das Hoensbroechsche mit dem gekrönten, doppelgeschwänzten schwarzen Leu in weiß und rot geteiltem Felde, und nach den beiden andern Seiten die Gelderischen und hispanischen Farben. Item seid auch so gut, oben selbst etwas Ausschau zu halten, anerwogen Ihr mit Euren scharfen Augen mehr sehet als ich mit den neuen Gläsern, welche mir meine Alte auf dem Clever Markt gekauft hat. Sobald Ihr den Zug aus dem Weezener Walde auf die Heide kommen seht, gebt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ihr dem Knechte Grates das Zeichen, daß er die erste Kartaune löse. Dann kommt herab, daß wir die Herrschaften gebührender Maßen begrüßen."

Stieg also auf den Turm und machte den Wart. Es war aber ein gar schöner Sommerabend. Die liebe Sonne senkte sich langsam und übergoß die gelben Sanddünen, die braune Heide und die dunkeln Kieferbüsche mit einem güldenen Glanze, daß sogar die öde, einförmige Landschaft, von ihrem Farbenzauber überhaucht, schön und gleichsam verklärt wurde. Hätte gar gerne versucht, das liebliche Bild etwa auf die Leinwand zu bringen, wiewohl kein Maler mit Pinsel und Farbe malen kann, wie es der allmächtige Gott mit etlichen Strahlen seiner lieben Sonne für das Auge des Menschen in Pracht und Lieblichkeit hinstellt. Während über der Heide die warme Luft noch zitterte, erhob sich von der Maas her ein erquickender Wind, spielte lustig mit den Fahnen und wehte mir Kühlung zu. Darüber kam ich ins Träumen und hätte beinahe den rechten Augenblick verpaßt; denn die Reiterschar hatte schon eine gute Strecke zwischen dem Weezener Walde und dem nächsten Busche zurückgelegt, als ich sie erblickte. Winkte also rasch dem Grates mit dem Tüchlein. Der war nicht faul, schüttete frisches Kraut auf das Zündloch, schwenkte die Lunte und — pardautz! krachte der Schuß über die Heide, worauf ich alsbald die Leiter und die steilen Turmtreppen hinabkletterte und in den Schloßhof zu meinem Matthias hinaustrat.

In selbem wimmelte und wogte es jetzund von fröhlichen Menschen. Nicht nur alle Hörigen unseres Herrn, sondern viele Neugierige aus den umliegenden Dörfchen, ja sogar von Goch, waren gekommen, um den feierlichen Einzug des kleinen Schenk in sein Stammschloß zu sehen. Mein alter Matthias hatte genug zu tun, die Leute in Reih und Glied hinter den Tännchen und Kränzen aufzustellen. Als endlich etwelche Ordnung geschaffen war und rechts vor dem äußeren Triumphbogen der Magister von Afferden mit seinen Chorknaben, links drei Fiedler, ein Hackbrettspieler und ein Hornbläser standen, riefen die Kinder auch schon: „Sie kommen!" Da hoben alsbald die Musikanten ihr Spiel an und die Leute schrieen, mit den Hüten schwenkend, wie der Kastellan sie gelehrt hatte, ein kräftiges Vivat.

Wirklich kamen die edlen Herrschaften längs der Blye über die Wiese. Noch heute sehe ich sie ganz lebhaft vor meinen Augen, daß ich mir wohl getraute, sie zu malen. An der Spitze des Zuges ritten die beiden Herren Marquis Arnold Schenk von Nydeggen und dessen Schwiegervater, der Erbmarschall von Geldern, Marquis von und zu Hoensbroech. Den beiden Herren folgten die Marquise und das Edelfräulein Angelina, und schwer war zu sagen, welche der beiden Damen holdseliger sei. Die Schloßherrin trug ein blaues Seidenkleid, das kurze, mit Spitzenbauschen verzierte Ärmel hatte. Die schwarzen Locken fielen in feinen Ringeln auf die Schultern nieder, und das schöne, liebliche Gesicht mit dem dunklen Auge glühte von dem Ritte über die Heide. Angelina hatte blonde Haare und helle, blaue Augen; sie schien mir immer, wie ihr Name andeutet, ein halber Engel zu sein. Jetzt trug sie als Patin das in ein Seidenkissen eingewickelte Kind, und so waren aller Augen auf sie gerichtet. Dahinter ritten mit großem Prunk noch andere adelige Herren und Damen, Verwandte und Benachbarte, worunter ich nur die von Arcen, von Well, von Wyssen und von Geystern namhaft machen will.

Als die Kavalkade die breitästigen Linden vor der äußeren Schloßbrücke erreicht hatte, machte sie Halt u. wartete, bis die Musikanten ihr Stück geendet u. der Magister von Afferden ein artiges Liedlein eigener Komposition mit seinen Knaben gesungen hatten. Dann trat mein alter Matthias den Herrschaften entgegen, sagte unter tiefer Verbeugung seinen Willkomm und brachte, wiewohl mit einigem Kniegeschlotter, einen gar nicht übel gesetzten Spruch aus auf den jungen Herrn, der nach seinen beiden Großvätern in der heiligen Taufe die Namen Arnold Adrian Christoffel erhalten hatte. Kräftig schrien alsbald die Bauern, wie er sie gelehrt und eingeschult, mit den Hüten und Zipfelmützen schwenkend, dreimal „Hoch!" Dabei schonten sie ihre Lungen so wenig, daß die Reitgäule die Ohren spitzten und schier durchgegangen wären. Dazu spielten und bliesen die Musikanten, und der Magister von Afferden setzte mit seinen Knaben nochmals ein, und vom Walle erdröhnten die Viertelskartaunen, und auf dem Schloßturme wapperten lustig die Fähnlein im Abendwinde — Summa: es war schier ein Jubel, als ob ein Königssohn geboren wäre. Bei all dem Schießen und Schreien erhob denn auch mein kleiner Junker Christoffel sein Stimmlein und begann so laut zu weinen und zu greinen, daß ihn die Patin Angelina durch kein Schütteln und Wiegen beruhigen konnte. Da nahm ihn die Mutter lächelnd in die Arme, schmiegte ihn an die Brust und scherzte:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Kind, alles lacht, und du weinest beim Einzuge in dein Schloß?"

„Er ist das schießen noch nicht gewöhnt", rief lachend sein Vater. „Laß ihn nur erst so groß werden, daß er eine Büchse heben kann, da sollst du sehen, welche Freude der Knabe am Schießen hat, so wahr er ein echter Schenk ist."

Seine Patin Angelina aber sagte: „Möge es ihm nie Unheil bringen", und ist mir in den letzten Tagen sotanes Wort der reinen Jungfrau oft eingefallen. Will sie nächstens doch fragen, ob sie etwa dabei ein Vorgefühl empfunden habe.

Herr Arnold dankte hierauf den Leuten für den schönen Empfang, den man seinem lieben Söhnlein, seinem trauten Ehegemahl, seinem hochedeln Herrn Schwiegervater, ihm selb und allen Gästen bereitet hatte. Dabei belobte er in Sonderheit den lieben getreuen Kastellan und mich, den er seinen „geschickten Meister Thyssen" nannte, dessen Kunst der schöne Portalschmuck wohl verrate. Auch fragte er, wer das feine Poema und Chronistikon verfaßt habe, und gebot dem Kastellan, am nächsten Morgen den ehrw. Augustinern nach Gaesdonk fünf Malter Korn und eine Bütte Bier zu bringen zum Danke für ihre freundnachbarliche Liebe, auch sie zu bitten, eine heilige Messe für den kleinen Christoffel zu lesen. Endlich sagte der Herr den Bauern und dem Gesinde, sie möchten sich an Bier und Brot, Schnaps und Schinken zu Ehren des jungen Schenk gütlich tun und könnten auch auf der Tenne in Ehren einen Tanz aufführen, wozu ihnen die Spielleute fiedeln und blasen sollten. Da erhob sich ein großer Jubel, und während die Herrschaften unter vielen Komplimenten und tiefen Bücklingen über die Brücke durch das Portal des Burghauses eintraten, stimmten die Musikanten schon den ersten Hopser an, wozu alsbald die Zöpfe der Mädchen und die weißen Flügelhauben der Weiber im Rundtanze lustig flogen, derweil die Holzschuhe der Bauernburschen einen kräftigen Takt polterten.

Wie ich im Paradies zur gräflichen Tafel gezogen wurde und was mir der alte Matthias nachher Bedenkliches erzählte.

Die Festtafel hatte mein alter Matthias in dem mittleren Raum des Paradieses zwischen den vier Standbildern der Jahreszeiten gar reich und zierlich decken lassen. Nun geschah es, wie ich nachher von Grates, dem Knecht, hörte, daß männiglich über den Schmuck dieses Saales in großes Erstaunen geriet, da sie selbigen nach vollendeter Bemalung zum erstenmal erblickten und dergleichen Prunk auf dem einsamen Schlosse inmitten der Heide mit nichten erwartet hatten. Selbst der Herr Erbmarschall belobte erstlich den Plan und zum andern die Ausführung, in Sonderheit der geschnitzten Figuren und Karyatides. Über die Maßen erfreut ob der Frucht- und Blumenkränze, die gar lustig und frisch aus den Zwickeln herabschauten, seien aber fürnehmlich die gnädige Herrin und das edle Fräulein Angelina gewesen; hätten auch sofort dem Herrn Marquis in den Ohren gelegen, daß man mich zur Tafel ziehe. So gebot denn der Schloßherr, daß für den alten Matthias und mich im Nebenraume ein Tischlein gedeckt werde, nicht in dem mit den vier Weltteilen, sondern in dem marmorierten. In erstgenanntem stand nämlich just unter dem Adler, der mit dem Schenkenwappen und dem Sprüchlein „Coelum peto" gen Himmel fliegt, die kostbare Prunkwiege, so ich heimlich geschnitzt, gemalt und vergüldet hatte. Darein haben sie meinen lieben Junker gelegt, als sie ihn am Ende des Mahles zu den Gästen brachten, was ich alsbald erzählen will.

An dem Herrentisch ging es allbereits hoch her und wurde von lauterem Silber gegessen, was dazumal wohl nicht in manchem adeligen Hause Gelderns möglich war, anerwogen die schrecklichen Kriegszeiten und vielen Brandschatzungen das Silberzeug über die Maßen rar gemacht hatten. Natürlich redete man auch vom Kriege, wobei ich die klugen und wohlgesetzten Worte des Herrn Erbmarschalls, so seither meistens eingetroffen sind, gar sehr bewunderte. Als aber die Herren den Weinkannen etwas mehreres zugesprochen, auch der Nachtisch aufgetragen war, ging es merklich lustiger zu. Da neckte der alte Herr von Loe unsere gnädige Frau gar anmutig, daß sie die schönsten Aprikosen, Pfirsiche und Trauben, so er im Leben gesehen, an die Decke hänge, anstatt auf die Tafel lege und also den Gästen die Qualen des alten Tantalus bereite; denn nimmermehr wolle er glauben, daß die Dinge da droben gemalt seien. Aber unsere edle Frau Katharina wußte ihm recht wohl zu antworten. Der alte Tantalus, sagte sie, sei ihres Wissens also gestraft worden, weil er an der Göttertafel eine lose Zunge geführt, und müsse sich mithin der Herr Graf vielleicht eines ähnlichen Fehlers schuldig wissen, sintemalen er dessen Qual empfinde. Sie aber sei eines barmherzigen Sinnes und wolle ihm in seiner Not mildreich beispringen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Damit goß sie ihm aus der silbernen Kanne goldperlenden Rheinwein in den Becher, ob welcher fröhlichen Antwort männiglich der edeln Frau Beifall zollte.

Hernach wurde das Schauessen aufgetragen, das ich mit großer Mühe in währender Nacht hergerichtet hatte. Selbiges stellte eine mehr als schuhlange Wiege für und war außen schön bemalt, auch mit den Wappen der Schenk und Hoensbroech verziert, inwendig aber voll von Printen, Waffeln und Marzipan. Auf dem Kissen der Wiege ruhte der schlafende Gott Amor, ganz aus Zucker; hatte ihm auch mit Johannisbeersaft die Backen und das Mäulchen fein rot bemalt und ihm sein Gewaffen, will sagen Bogen und Köcher, aus goldgelbem Zuckerkandis, zur Seite gelegt.

„Nehmt sie Euch alle", versetzte lachend mein Fräulein; „nehmt sie samt Köcher und Bogen und versüßt damit die Bitterkeit Eures Grames, an den niemand glauben mag." Und mit sotaner Antwort hatte sie die Lacher auf ihrer Seite.

Mein Junker aber, den der Bacheracher gar beredt machte, rief mit lauter Stimme: „Wache auf, o schlafender Amor! Strafe die Grausame, du, der Freuden verspricht und bittere Leiden verleihet!" Derweil er aber bei solchen Worten seine Hand auf den Köcher des Gottes legte, berührte er die Feder, welche die Seiten der Wiege öffnete, so daß dieselben aufsprangen und ihren süßen Inhalt, verstehe Printen und Marzipan, über die Tafel ausschütteten. Nun will ich nicht sagen, wie die ganze hohe Gesellschaft darob jubilierte, sintemalen sich das jeder leichtlich fürstellen kann.

Alsogleich sprach unsere gnädige Frau Katharina: „Seht, Junker, wie Amor Euer Wort in verwunderlicher Weis Lügen straft! Ihr sollt ihn mir nicht lästern. Mir hat er Glück und Freude gebracht und auch nicht eine bittere Stunde, anerwogen er mir meinen lieben Mann gab und den herzsüßen Christoffel. Schauet, ihr Herren, was er mir in diesem Schloß zu Blyenbeek für ein Paradies herzauberte, dessen Abbild und Gleichnis Meister Thyssen an Wand und Decken gar kunstfertig dargestellt hat. Seht da die vier Jahreszeiten, welche mich der Reihe nach mit immer neuen Gaben beschenken, mit Blumen und Früchten! Und jetzo kommen auch die lieben Engel ins Paradies — wie denn der erste, verstehe unsern kleinen Christoffel Arnold Adrian, allbereits eingezogen, so daß ich mit Dank gegen Gott erachte, es gäbe keine glücklicheren Menschen als meinen Mann und mich!"

Als nun die Mutter den lieben Christoffel meinem gnädigen Herrn in seine väterlichen Arme gelegt hatte, erhoben alle Gäste Humpen und Becher, und auch die Frauen stießen mit ihren zierlichen venezianischen Gläschen hell klingend an und tranken, daß solches Eheglück festiglich bestehe, das liebe Kind wachse und gedeihe und der edle Stamm der Schenk von Nydeggen in Ehr und Ansehen auch fürderhin grüne und sprosse.

Da nun solche Trinksprüche ohne eingehaltene Etikette oder Hofsitte also stürmisch durcheinander wirbelten, schüttelte mein Erbmarschall seine große Staatsperücke, hob auch den Finger und sagte lächelnder Miene zu seiner Tochter: „Kind, du hast mir mein ganzes Konzept verdorben, alldieweil der erste Trinkspruch sonder Zweifel Sr. Heiligkeit Innocentio XII., unserem glorreich regierenden Papste, und Sr. Kaiserlichen und Apostolischen Majestät Leopoldo I. gebührt; der zweite aber unserem allergnädigsten Landesherrn, Sr. Katholischen Majestät Carolo II. von Hispanien. Dann mag immer noch Platz sein für einen Trinkspruch auf unsern kleinen Schenk, auf dein und deines Mannes, meines vielliebenSchwiegersohnes Glück und Wohlfahrt, wie nicht minder auf die Blüte eures Hauses. Was nun das Blyenbeeker Paradies angeht, welches ihr euch gar schön und kunstreich eingerichtet, wünsche ich von Herzen, daß es in guten und in bösen Tagen Bestand habe, und solches wird denn auch nicht ausbleiben, wenn der rechte Amor bei euch Einkehr nimmt; nicht jener der blinden Heiden, sondern jener, den das Kindlein von Bethlehem auf diese Erde brachte. Der kommt vom Himmel, hat den Himmel bei sich und führt gen Himmel.

Lieber Sohn, du hast dir da unter dein Wappen, das ein Adler stolz gen Himmel trägt, den schönen Spruch malen lassen: Coelum peto — Zum Himmel strebe ich — und dazu die Jahreszahl deiner Vermählung mit meiner guten Katharina Anno 1694. Denket an sotanen Spruch und lehret ihn euern Knaben und leget denselben vom christlichen Himmel aus und nicht nur von dem Parnassus der Poeten, verstehe den Himmel irdischen Ruhmes und irdischer Größe. Unsere Ahnherren haben gemeiniglich fromme Sprüche unter ihre Wappen gesetzt, wie auch unser Spruch ein gar frommer ist und Soli Deo — Nur für Gott! — lautet.

Ich bin jetzt ein betagter Mann und darf wohl sagen, daß ich etwelches zum Besten unseres Gelderlandes, des Erz-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hauses Österreich, welches Gott schützen möge, und Sr. Katholischen Majestät getan habe — hoffentlich auch ein weniges für Gott, ansonst wäre es gar traurig; anerwogen es allen Schein hat, daß Geldern bald unter einem andern Herrscherhause stehen wird. Bauet also euer Glück nicht auf diese Erde, wo alles wechselt wie ein leidiges Aprilwetter, sondern auf den Grund, der allein ewigen Bestand hat. Strebet zum Himmel! Und möge der grundgütige Gott geben, daß er dieses jetzt und in der heiligen Taufe zum Himmelserben angenommene Kind ewig mit uns allen in seinem wahren Paradiese glücklich mache, dessen Bildnis und Konterfei ihr euch vor Augen habt malen lassen! Unser junger Christoffel Arnold Adrian lebe also dermaßen, daß er ewiglich lebe!"

Nach sotanem christlichen Trinkspruch hatte die Mahlzeit ein Ende, und es begaben sich die Frauen mit dem Kinde in die Familienstube, wo für sie noch süßes Gebäck und in zierlichen chinesischen Täßchen Tee dargereicht wurde, ein zur Zeit rares und köstliches Getränk, das wir von einem Kaufherrn in Rotterdam die Maas herauf beziehen. Die Herren aber setzten sich in die Halle und sprachen dem edeln Safte der Rüdesheimer Trauben in großer Munterkeit zu.

„Der Freudentag ist ihnen wohl zu gönnen nach den langen trüben Kriegszeiten", sagte der wackere Matthias; „und wer weiß, was uns Schweres bevorsteht!"

„Auch der Herr Erbmarschall scheint düstere Ahnungen zu haben", entgegnete ich. „Er glaubt wohl, daß nach dem Tode unseres kinderlosen Königs ein neuer greulicher Kriegsbrand ob der hispanischen Erbschaft ausbrechen werde; möge Gott solches gnädiglich abwenden! Ein überaus kluger, frommer und fürsichtiger Herr, dieser Marquis Hoensbroech! Hat aber einen gar ernsten und eindringlichen Trinkspruch ausgebracht, wie ich in meinem Leben keinen hörte!"

„Ja, der Herr Erbmarschall ist ein hochweiser und herzensguter Herr! Mit Fug und Recht dürfen wir ihn meines Herrn andern Vater nennen, anerwogen er ihm viel mehr Gutes getan als Ihr nur ahnen könnet. Ihr habt mich heute gefragt, weshalb die Vermählung vor zwei Jahren so in aller Stille geschlossen wurde. Will Euch nunmehr solches erzählen, und alles, was damit zusammenhängt, woraus Ihr dann leichtlich den Herrn Erbmarschall noch besser erkennen möget. Auch müßt Ihr so wie so früher oder später eine leidige Geschichte erfahren, von der ich immer fürchte, sie werde noch einen Schatten auf das Glück unserer gnädigen Herrschaft werfen. Weiß, daß Ihr es gut mit unserer edeln Frau meinet, und so werdet Ihr mir wachen und wehren helfen."

Auf solche Worte meines Matthias, so mich schier erschreckten, gab ich zur Antwort: „Mit meinem Leben, wenn es sein muß."

„Ich glaube es gern", sagte er. „Seht der Mond scheint hell, und die Luft ist anjetzt nach dem heißen Sommertage milde. Wir wollen selbander in den Wallgang gehen. Dort kann ich Euch ungestört alles erzählen."

Der alte Mann, den ich sonst immer schweigsam gefunden hatte, war an jenem Abend gar mitteilend; ob solches etwan der Bacheracher getan, oder ob die Freude sein Herz erschlossen, oder ob eine Ahnung ihn bewegte, das lasse ich in seinen Würden. Er erzählte mir von dem alten seligen Herrn Christoffel, dem Vater unseres Herrn Arnold, so bei vielen guten Eigenschaften ein heftiger und manchmal schier streitsüchtiger Herr war. Selbiger hatte auch mit dem Erbmarschall Hoensbroech einen Streit, sintemal er ihm das Recht bestritt, in der Versammlung der gelderischen Stände den Vorsitz zu führen. Den Prozeß, der mit nicht geringen Kosten an Geld und Gut hin und her gebeutelt wurde, haben die Herren vom Kammergericht schließlich also geschlichtet, daß dem Erbmarschall allerdings dieser Vorsitz gebühre, daß aber hinwiederum in seiner Abwesenheit die Schenk als Herren von Hillenrath den ersten Platz einnehmen sollten. Item hätte deshalb damals niemand gedacht, daß die beiden verfeindeten Familien sich alsobald versöhnen, ja durch eine Ehe verbinden würden.

„Dennoch war der Erbmarschall derjenige, der seines Gegners Sohn nicht nur aus einem großen Unheil befreite, sondern demselben sogar sein jetziges großes Glück zugewendet hat", fuhr der Kastellan fort. „Und das kam also. Der Herr Christoffel starb, als unser Herr Arnold erst 17 Jahre alt war. In so jungen Jahren sein eigener Herr und der Herr so großer Güter sein, tut aber selten gut; Ihr werdet Euch derowegen nicht verwundern, daß der edle, herzensgute Jüngling sich in seiner Unerfahrenheit in einen bösen Handel verwickelte. Solches geschah denn leider Anno 1682, als er ins Jülicherland ritt, wo er bei Verwandten Besuche machte. Ich war bei ihm und hätte meine Augen rechtzeitig offen halten sollen. Unser Herr war damals ein bildschöner Jüngling; kennt ihr doch sein Konterfei, das in der Halle

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hängt; dasselbige ist in damaliger Zeit von einem Meister gemalet worden, der nicht so flunkerte, wie ihr Maler es ansonst gewohnet seid."

„Es ist sehr schön, wacker gemalt; aber so es nicht geschmeichelt, hat sich der Herr seit dazumal gar ungewöhnlich verändert; das Antlitz ist jetzt so blaß, die Wangen eingesunken und von frühzeitigen Furchen durchzogen, daß ich wohl erachte, er habe seit jenen Tagen Schweres erduldet."

„Wohl hat er Bitteres verkostet! Höret nur: Im Jülicherlande traf er mit einer Französin zusammen, so eine verwitwete Gräfin de Bruay zu sein vorgab. Ein schönes, aber gar gefährliches Weib! Will ihres liederlichen Lebens nicht weiter gedenken. Ich habe sie immer für eine rechte Hexe gehalten und glaube bestimmt, daß sie das Herz des jungen Arnold mit höllischem Zauber umstrickte und zugleich meine Augen verblendete: hätte ansonst die Netze sehen müssen, die sie in seiner Unerfahrenheit stellte, nicht anders als ein Vogelfänger den Finken. Als ich es endlich merkte, war es leider Gottes zu spät. Summa: Sie hatte ihn zu einer heimlichen Ehe verleitet, und nun vermeinte der Kuckucksvogel im warmen Neste sicher zu sitzen. Jetzt kam es heraus, wer die vermeintliche Gräfin de Bruay war; die Tochter eines Quacksalbers aus dem Lande Artois, welche sich in den französischen Heerlagern umhergetrieben hatte; mehr will ich nicht sagen; möge unsere gnädige Frau nie etwas von der Unseligen erfahren!"

„Selbiges Weibsbild ist natürlich schon lange tot?" fragte ich über die Maßen erschrocken.

„Leider lebt sie meines Wissens; gebe meinen kleinen Finger von der Hand, wenn ich das Unglücksweib damit bannen könnte! Die Ehe war freilich aus mehr als einem Grunde von Anfang an null und nichtig. Doch hatte ich gar nicht den Mut, meinem Herrn Arnold die Augen zu öffnen. Wie Ihr mir trauen dürft, hatte er in gutem Glauben gehandelt. Da hörte ich, daß der Erbmarschall auf einem benachbarten Gute verweile, und anerwogen ich denselben immer für einen klugen Edelmann gehalten, faßte ich einen Mut, ritt heimlich zu ihm und sagte ihm alles. Er hat der alten Feindschaft zwischen ihm und dem Schenk nicht weiter gedacht, sondern ist ohne Säumnis zu meinem Herrn gekommen. Ich war im Vorzimmer, als er dem armen Junker seine Lage eröffnet; es dauerte lange. Endlich ging die Tür auf, und die beiden traten heraus. Junker Arnold war bleich wie der Tod, und seine Augen standen voll Tränen; er konnte nicht reden; schluchzend ergriff er die Hand des Erbmarschalls und küßte sie. Der tröstete ihn und sagte: „Alles kann wieder gut werden. Handelt jetzt wie ein Christ und wie ein Edelmann und seid überzeugt, daß ich Euch in allem nach besten Kräften helfen werde, wie ein Vater seinem Sohne." — „Ja", sagte mein Herr Arnold, „Ihr seid wahrlich wie ein Vater zu mir gekommen — aber zu helfen wird mir nicht mehr sein, dieweil diese Betrügerin und mein Leichtsinn mein Lebensglück geknickt haben." — „Doch, doch", tröstete ihn der Erbmarschall, „mit Gottes Gnade wird die Wunde wohl wieder verharschen. Zeiget den Leuten, daß Eure Unerfahrenheit getäuscht wurde, so wird man solches Eurer Jugend leicht verzeihen."

„So mit väterlichem Wort ihn mahnend und tröstend, ritt der Erbmarschall von dannen. Da befahl mir mein junger Herr, unsere Siebensachen rasch zu packen und die Pferde zu satteln. Eine Stunde später ritten wir ohne Abschied fort, und seither hat Herr Arnold die Emerentiana Dausque — das ist der wahre Name jener erlogenen Gräfin de Bruay — mit keinem Auge mehr gesehen."

(Fortsetzung folgt)

Dosierung und Dauer der Silvana-Trinkkur

Die Dauer der Trinkkur erstreckt sich im allgemeinen auf 4—6 Wochen. Dreiviertel-Liter pro Tag, beliebig verteilt und zu beliebigen Tageszeiten getrunken, teilweise sogar beim Essen, genügen. Eine besondere Diät ist bei der Trinkkur mit Silvana-Quelle nicht erforderlich, sofern nicht die Krankheit sebst eine solche erheischt.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit ein Zeichen dafür, daß der Österreicher, obschon sein Durchschnittseinkommen sinkt, die teuren Tabakfabrikate vor den billigeren immer mehr begünstigt. Wie in den meisten Ländern, geht auch in Österreich der Zigarrenkonsum zugunsten des Zigarettenverbrauchs zurück; da an der Verbrauchssteigerung vor allem die leichten Zigarettensorten beteiligt sind, ergibt sich, daß die Bevorzugung der Zigarette vor allem auf das Steigen der Zahl der Raucherinnen zurückzuführen ist. Auch beim Zigarettentabak ist eine starke Absatzsteigerung (um rund 700 Zentner) zu verzeichnen; die 1929 aufgestellten 18 Zigarettenautomaten erzielten bereits einen Umsatz von über 4 Millionen Stück!

Die Tabakregie wird daher in der nächsten Zeit weitere 200 Tabakautomaten aufstellen. Als Kuriosum sei erwähnt, daß in Österreich im abgelaufenen Jahr immer noch 123 288 Kilogramm Schnupftabak verbraucht worden sind. Auf den Kopf der österreichischen Bevölkerung, vom Neugeborenen bis zum Greis, entfällt von dem Wert der im Inland verkauften Tabakfabrikate ein Betrag von 53,5 Schilling; um den Gesamtbetrag könnte man 14 000 Einfamilienhäuser errichten — wenn diese ungeheuren Werte des Volksvermögens nicht mit Beihilfe des Staates in blauen Dunst aufgingen!

Gebetserhörungen

Königsstetten: . . . Schill. Almosen als Dank für die Hilfe in großen Anliegen durch die Fürbitte des hl. Antonius .

Linz: Ein Laienbruder dankt dem hlst. Herzen Jesu für die Hilfe in besonderen Anliegen.

M. W. i. D.: Dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und dem hl. Joseph sei Dank für Erhörung in großer wirtschaftlicher Not.

F. H. i. B.: Dank dem hlst. Herzen Jesu und dem hl. Antonius für Hilfe bei Einlösung meines Wechsels.

W. E. i. M.: Allen Engeln und Heiligen, besonders dem hlst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. sei tausendfacher Dank gesagt für den glücklichen Verlauf einer schwierigen Magenoperation und Lungenentzündung.

In Oberhausen, Amt Bruchsal, Baden, haben die Erstkommunikanten 21 Mark gespendet für ein Heidenkind auf den Namen Philipp Jakob.

Ordheim, P. W.: Dank Anrufung der hl. Theresia und anderer Heiligen wurde ich in einem Anliegen erhört.

K. K. i. B.: Tausend Dank dem hlst. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Jud. Thadd. für Hilfe nach schwerer Operation und mit der Bitte um weiteren Erfolg.

M. J.: Sende Antoniusbrot als Dank für Erhörung in mehreren Anliegen.

K. A. i. T.: Dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Jud. Thadd. und dem sel. Br. Konrad herzl. Dank für Hilfe in Krankheit und bitte um weitere Hilfe.

Ungenannt: Anbei Mk. . . . für die Mission als Dank für Erhörung in einem Anliegen.

K. K. 1858: Innigen Dank für Erhörung.

Aachen: Dank für erlangte Hilfe in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. Bitte um weitere Hilfe u. ums Gebet, besonders daß die Kinder brav und gut werden.

K. K. 1858: Bitte um eine Novene zur lb. Gottesmutter v. Lourdes und zum hl. Antonius und zu den armen Seelen.

Dank für erlangte Hilfe in verschiedenen Anliegen. Mk. . . . mit der Bitte um weitere Hilfe.

Bischdorf, H. H.: Sende Mk. . . . als Antoniusbrot zum Dank dem hl. Antonius für guten Ausgang in einer Gerichtssache. Veröffentlichung war versprochen.

Leschnitz, E. K.: Sende Mk. . . . Antoniusbrot, und bitte um Veröffentlichung im Vergißmeinnicht für die Erhörung einer Bitte, die der hl. Antonius wunderbarerweise erfüllt hat.

Als Dank für Erhörung in einem Halsleiden zwei Heidenkinder auf den Namen Konrad und Antonius. Beitrag erhalten. Gott vergelte es!

H.: Mk. . . . für den Theresienaltar in der Mariannhiller Herz-Jesu-Kirche als Dank für wiederholte Hilfe in Krankheit. Veröffentlichung versprochen.

Forst: Nach Anrufung der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, der hl. Maria Theresia, des sel. Bruder Konrads von Altötting und des heil. Antonius bin ich erhört worden. Anbei Missionsalmosen mit der Bitte um Veröffentlichung.

H. Sch.: Anbei Mk. . . für ein Heidenkind als Dank gegen Gott für erlangte Hilfe und bitte um weitere Unterstützung im Gebet. Veröffentlichung war versprochen.

Büdingen: Anbei Mk. . . . als Dank für Erhörung.

Zaborze, D. A.: Opfere dem hl. Antonius die Mk. . . . für erhaltene Gnaden als Dank.

Gebetsempfehlungen

Mösen E. E.: Bitte um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und dem hl. Jud. Thaddäus um Hilfe in schweren Familienzwistigkeiten und in tiefster Not.

F. H.: Anbei Mk. . . . als Antoniusbrot zu Ehren des hl. Antonius und der hl. Theresia v. Kinde Jesu, mit der Bitte um ein neuntägiges Gebet um Hilfe für Leib und Seele und um Heilung eines üblen Gesichtsausschlages meines Neffen. Bei Erhörung Veröffentlichung versproch.

Schambuch, J. L.: Eine Familie bittet um das Gebet zum hl. Joseph, zur schmerzhaften Mutter Gottes und zum sel. Br. Konrad um Hilfe für ihre Kinder und in schweren Anliegen.

Lastik, M. G.: Bitte um eine Novene zum leidenden Heiland und um das Gebet zum hl. Antonius, zur Mutter Gottes von Lourdes und zu den armen Seelen um Genesung von langer Krankheit Schicke RM. . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Cesefeld: Bitte um das Gebet in Wohnungsangelegenheit.

Ungenannt: Zum hlst. Herzen Jesu, zum hl. Joseph, (Patron von meinem Handwerk) zum hl. Jud. Thadd., zum hl. Antonius, zur schmerzhaften Mutter Gottes und zu den armen Seelen an die niemand denkt, bittet eine Familie um eine Novene. Bei Erhörung ist Almosen und Veröffentlichung versprochen.

Hennersdorf, G. K.: Alm. Mk. . . . mit der Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter um Gesundheit meiner Frau.

Goabinn: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thadd. zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. J., zum hl. Josef und den 14 Nothelfern, um guten Ausgang einer Rentenangelegenheit um Arbeit und in schweren Geldnöten. Bei Erhörung ist Veröffentlichung und Almosen versprochen.

Slupsko, J. S.: Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet um eine glückliche Entscheidung und um Segen in einem Anliegen. Mk. . . .

Slupsko, Th.: Almosen anbei mit der Bitte um das Gebet um Sinnesänderung des Vaters und eine bes. Meinung.

Bolko, M. P.: Zu Ehren des hl. Antonius Alm. Mk. . . . mit der Bitte um das Gebet für eine schwer kranke Mutter.

Burgsinn: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zum hl. Herzen Jesu in zwei großen Familienangelegenheiten.

Ungenannt: Eine Leserin bittet um das Gebet zum hl. Joseph, zum hl. Jud. Thadd, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia, zum sel. Bruder Konrad, und zu den armen Seelen, zum göttlichen Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zu den hl. 14 Nothelfern wegen Magen- und Nervenleiden und wegen Geldangelegenheit. Veröffentlichung, Missionsalmosen und Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes versprochen.

Kasimir E. G.: Bitte dringend um eine baldige Novene zum hlst. Herzen Jesu, Hl. Geist, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe und zum hl. Joseph um Rettung aus schwerer Seelennot, um Seelenfrieden und um Hilfe in wirtschaftlicher Not der Eltern. Bei Erhörung gelobe ich jährl. ein Heidenkind loszukaufen und eine Wallfahrt.

O.: Ein Schwerkranker bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. Lourdes u. d. hl. Theresia vom Kinde Jesu.

Bochum: Eine schwer herzleidende Frau bittet ums Gebet für sich und ihre Familie in ihren Anliegen.

Heisingen: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum kostbaren Blute Jesu Christi und zur unbefleckten Empfängnis Mariae in einem Anliegen.

Kreuzenort: Mk. . . . in der Meinung zur Ehre des hlst. Herzens Jesu, der Mutter Gottes, des hl. Antonius und aller Heiligen um Hilfe in einem geistlichen und leiblichen Anliegen.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zum göttl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thadd. um Hilfe in schweren Familienanliegen.

Eine Leserin bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, zum sel. Bruder Konrad und den armen Seelen in Geldangelegenheit. Bei Hilfe größeres Alm.

Zell am Zellhof: . . . Schill. Antoniusbrot als Dank und Bitte: herzlichen Dank dem hlst. Herzen Jesu, Maria Hilfe der Christen, dem hl. Antonius, dem hl. Jud. Thadd., der hl. Theresia v. K. J. für die Hilfe in Krankheit von Familienangehörigen. Bitte ferner um das Gebet in schwerer Familienangelegenheit.

Ebensee: Eine bedrängte Familie bittet um das Gebet.

Egg, Vlbg.: Bitte um das Gebet in schweren Familienanliegen.

Th.: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia, zur hl. Rita und zum sel. Bruder Konrad, um Befreiung von weiterer Magenblutung und Verhütung einer Operation. Mk. . . .

N.: Man bittet um das Gebet zum hl. Jud. Thadd., hl. Joseph, sel. Bruder Konrad und dem göttl. Herzen Jesu um dauernde Fürsorge und Unterstützung.

H. J. i. E.: Eine Verg.-Leserin sendet Almosen und bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph ,zum hl. Jud. Thadd. und der hl. Theresia um Gesundheit, Arbeitsmöglichkeit, Ruhe und Frieden.

P. B. i. D.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius in großer Geldangelegenheit und um Sinnesänderung meines Sohnes.

A. A. i. E.: Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet um Rettung der Heimat und in großem Familienanliegen.

A. A.: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Ottilia und zur hl. Rita in einem schweren Anliegen.

T. G. i. Fr.: Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter in sehr schwerem Berufs- und Familienanliegen.

Es bitten um das Gebet: Sechs Personen in verschiedenen Familienanliegen, zwei um besseren Geschäftsgang, vier um Gesundheit, eine um gute Berufswahl, fünf in Geldnot und zwei um Frieden in der Familie.

Bischdorf, H. H.: Bitte ums Gebet zur göttl. Vorsehung, zum Namen Jesu Christi und zu den hl. Wunden Jesu Christi in drei wichtigen Angelegenheiten. Bei Erhörung ist Almosen versprochen.

Bitte um das Gebet in einem schweren Anliegen zur lb. Mutter Gottes.

Es starben im Herrn

Enns: Theresia Korniminger, eine größere Wöhltäterin unserer Mission.
Feldkirchen b. Graz: Frau Theresia Poschgan, eine Wohltäterin unserer Mission.
Kirchberg: Gottfried Pfeffer. Leopoldschlag: Anna Weinzinger und Anna Schöllhammer. Holzkirchhausen: August und Maria Elisabeth Schlör. Neuhausen: Karl Koch. Grunholz: Theres Bösl. Würzburg: Margareta Sedler. Waldstetten: Luise Klotzbücher. Lanchdorf: Cäcilia Schuster. München: Anny Banzer. Ettlingen: Karl Weber. Schwäb. Gmünd: Albert Ruckgaber. Worringen: Marg. Feith. Rheid: Klara Schmitz. Weißenthurm: Albert Blümle. Gerthe: Anna Neuting. Westerholt: Heinrich Voßenberger. Holten: Kaspar Stark. Burgwalde: Andreas Arand. Godesberg: Frl. Helten. Geldern: Frau Wwe. Maghs. Würselen: Wilh. Schüller. Gelsenkirchen: Maria Stoltenberg. Hemer: Paul Tebbe. Köln: Theresia Brüggmann. Ahlen i. W.: Maria Buschhoff. Heiloschott: Maria Wissel.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Empfehlenswerte Bücher

Liturgie und Opferseele. Von Pater Dr. Raphael Rosmann, O. S. B., Abtei Seckau. 32 S., 8 Bilder in Tiefdruck. Preis 40 Pfg. — Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.
Das kleine Werk „Liturgie und Opferseele", das der Verlag in der gewohnten feinen Ausstattung darbietet, hat eine große Mission zu erfüllen und es wäre zu wünschen, daß Tausende und Abertausende es in die Hände nehmen und das Opferideal, das ihnen darin gezeigt wird, zu verwirklichen sich bemühen möchten.

Das Herz Jesu-Büchlein. Von Kanonikus Josef Minichthaler. 44 S. mit vielen Bildern. Preis 40 Pfg. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.

Neben einer einführenden Einladung zur Herz Jesu-Andacht enthält es die durch Betrachtungen beleuchteten Texte des Herz Jesu-Amtes und der liturgischen Kommunionmesse zu Ehren des königlichen Herzens Jesu, außerdem noch verschiedene Gebete zum göttl. Herzen Jesu. Das heilige Herz Jesu möge durch das liebe Büchlein so recht viele dankbare Jünger und Jüngerinnen gewinnen!

Guidos Heilandsliebe. Des kleinen Guido vertrauliche Jesus-Freundschaft. Von Vikar O. Th. Müller. 32 S. und 8 Kupfertiefdruckbilder. **Preis 40 Pfg. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.**

Der eigentliche Reiz des Büchleins besteht darin, daß es dieses Ideal in einem Knaben zeigt, der mit seiner Frömmigkeit die Fröhlichkeit und Aufgeschlossenheit der unverdorbenen Jugend verband; sein Nutzen, daß es eindringlich betont, wie die echte Liebe sich äußern muß im Opfern, Entsagen, Leiden. Möge das Schriftchen recht vielen — Erwachsene und Kinder — auch ein Führer zur Heilandsliebe sein!

Vater unser. Von Ida Bohatta-Morpurgo. 10 farbige Bilder und handgeschriebene Verslein auf extra starkem Karton. Geschenkausstattung Mk. 1.20. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.

Wenn man solche Kinderbücher sieht, dann möchte man die Kinderwelt fast beneiden, denn so was kannten wir in unserer Jugend noch nicht. Mit den ganz Kleinen werden aber besonders alle Mütter beglückt sein, denn an Hand dieser Bilder müssen doch die Kinderchen das Vater unser doppelt freudig auswendig lernen.

Die heilige Elisabeth. Ein Meisterwerk von Prof. Leo Samberger. Das Bild (Kupfertiefdruck) erscheint soeben im Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13, in zwei Größen: als Heiligenbildchen (100 Stück 3.50); als Wandbild (Format 18 : 23,5 cm) zu 1 Mk.

Sambergers St. Elisabeth-Bild ist ein wohlgelungenes Kompendium des so reichen Innenlebens dieser hl. Frau. Ein psychisches Porträt: einfach, ohne Aufwand an Nebensächlichkeiten in der Technik, lebenswahr in der Darstellung — mit klarem Hinweis auf die Sendung der Heiligen gerade für unsere Zeit harter sozialer Not. Schlichte Hoheit und echte Fraulichkeit, mütterlich liebevolle Fürsorge spricht eindringlich aus diesem Bilde zu uns.

Wir unter uns . . . Ein Jungbuch von Karlchen Zack. Mit Bildern von Kaspar Reiter. 1.—16. Tausend. (Fahrtenbücher. Herausgegeben von E. Drouven, Band 4). Geheftet und beschnitten Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Ein Buch, das von frischen, ganzen Kerlen handelt; es ist von einem frischen Kerl geschrieben und will von jedem frischen Kerl gelesen sein.

Theresien-Kalender 1932, Schulbrüderkalender 1932. Preis je 60 Pfg. Schulbrüder-Verlag, Kirnach-Villingen, Baden.

Der „Theresien-Kalender", der den zahlreichen Verehrern der „kleinen Heiligen" viel Neues zu berichten weiß, u. a. eine Abhandlung über den „Bau der Theresien-Basilika in Lisieux" und die „Theresienverehrung in Chile", enthält auch interessante Aufsätze über Konnersreuth und das Oberammergauer Passionsspiel 1930.
Ein rechtes Jahrbuch für jede kathol. Familie ist der „Schulbrüder-Kalender." Abhandlungen wie: Bayerische Zugspitzbahn — Das Fußballspiel — Körperliche und seelische Mängel — Vom Kienspan zur elektrischen Glühbirne — gestalten die Lesung äußerst interessant und spannend.

Kanisius, unser Glaubensretter. Von B. Schwaller. 176 S., kart. 80 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.
Das fließend und anregend erzählerische Schriftchen entwirft ein anmutiges Bild des hl. Kirchenlehrers und seiner Zeit.

„Kleine Lebensbilder": **Guido, der Freund des kleinen Jesus.** Von Anton Loris. 64 S., 40 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.
Jeder Knabe und jedes Mädchen sollte in dessen Besitz gelangen, es lesen und im Familienkreise vorlesen.

„Kleine Wegweiser": **Das große Fragezeichen,** von Anton Guill. 32 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk, Konstanz, Baden.
Ist nicht oft das Leben des Menschen ein verzweiflungsvolles Ringen? Das vorliegende Büchlein gibt eine erschöpfende, beherzigenswerte Antwort auf die Frage.

„Kleine Wegweiser": **Hast du den Segen Gottes?** Von A. Andres. 32 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.
Das Schriftchen zeigt, wie keine Macht auf Erden sich um die leibliche und geistige Wohlfahrt der Menschen so verdient macht noch je machte, wie die katholische Kirche.

„Kleine Hausbücherei": **Der Argwohn ist ein Schelm.** Von Franz v. Seeburg. 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.
Die Lektüre ist kerngesund, das Büchlein verdient daher eine große Verbreitung im kath. Volke.

„Kanisiusstimmen" und Monatrosen U. L. Frau. 54. Jahrg., 1931, Nr. 5, jährl. 12 Nummern zu 32 Seiten, illustriert Mk. 2.60. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.
Die „Kanisiusstimmen" bezwecken die Verehrung des hl. Kirchenlehrers Kanisius sowie die Verbreitung der vollkommenen Andacht zu Maria.

Kleine Lebensbilder Nr. 35: **Antonius von Padua,** von Josef Fisch. 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.
Ein getreues, vom Verfasser mit viel Wärme und Begeisterung gezeichnetes Lebensbild des großen Wundertäters von Padua. Ein Volksbüchlein, so recht geeignet, dem volkstümlichen Heiligen neue Freunde zu werben.

Kleine Wegweiser Nr. 18: **Teufelsstricke,** von A. Scheiwiler, Bischof von St. Gallen. 32 S. 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.
Titel und Untertitel sagen jedem Leser, daß dieser kleine Wegweiser vor dem Falle warnen, zurückhalten, retten, den rechten Weg weisen möchte, mag er auch dornig und steinig sein.

Kleine Lebensbilder Nr. 36: **Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.** Von Th. Happak. 64 S., 20 Pfg. Kanisiuswerk Konstanz, Baden.
Im Jubiläumsjahr der heiligen Landgräfin von Thüringen gibt hier die Verfasserin dem Volke eine ergreifend schöne, mit mittelalterlicher froher und inniger Frömmigkeit durchwirkte Lebensgeschichte.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher durch den St. Josephs-Verlag

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Silvana-Heilquelle

Staatlich anerkannter kochsalzfreier, eisen- und kohlensäurehaltiger Kieselbrunnen der

Mariannhiller Mission, G. m. b. h., Würzburg

Brunnenverwaltung Groschlattengrün i. Fichtg.



Harras oder Kiste mit je 30 ganzen Flaschen zu RM. 21.—
Harras oder Kiste mit je 20 ganzen Flaschen zu RM. 14.—
Harras oder Kiste mit je 30 halben Flaschen zu RM. 10.50
Harras oder Kiste mit je 60 halben Flaschen zu RM. 21 —

An Flaschenpfand wird erhoben:
für die ganze Flasche 20 Pfennig
für die halbe Flasche 15 Pfennig
für Harras RM. 2.— für Kiste RM. 5.—

Bei Bestellungen bitte den genauen Bestimmungs-Bahnhof angeben!

Bestellungen an:

Brunnenverwaltung Groschlattengrün, Obf.

für Baden, Württemberg und Schwaben nördlich der Donau:
Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Bayern)

für Bayern südlich der Donau:
Peter Straub, Mineralwasser-Großhandlung, München, Nymphenburgerstraße 115

für Paderborn und Umgebung:
A. Schröter, Paderborn, A. d. warm. Pader 11

für das Harzgebiet:
Silvana-Heilquelle Otto Bothast & Thoma, Braunlage (Harz)

für die Oberpfalz:
G. Vetter, Likörfabrik, Wunsiedel

für Franken:
Rich. Schubert, Brunnenkontor, Würzburg, Stephanstr. 1

für Westfalen:
Carl Gernhart, Mineralw.-Depot, Dortmund, Münsterstr. 185

für Oesterreich:
A. Blachfelner, Drogerie, Kufstein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission



Nummer 10 Oktober 1931 49. Jahrgang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Oktoberheftes:

Zum hl. Rosenkranzfest. Gedicht 289
Christkönigsfest. Von Schw. Avellina, O. S. F., Lohr 290
Eine Unglücksreise 292
Missionspost. Von P. Kammerlechner, RMM. 295
Die hl. Theresia, Patronin der Missionare und Missionen 300
Urteil über P. Bernhard Huß . . 303
Von der alten Zuluherrlichkeit. V. P. Odo Ripp, RMM. 304
Was ein Eingeborener über den Müßiggang denkt 305
Herbst. Von Dina Ernstberger . . 305
Auf zur katholischen Aktion! . . 308
Herbstmahnung. Gedicht 310
Das Paradieszimmer. Von Joseph Spillmann, S. J. 310

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Das einfache Leben

Der Mutter Gottes und der heiligen Theresia v. Kinde Jesu

Von D. W. Mut. Nachahmbar geschildert in Erwägungen für jeden Tag des Monats; mit 2 Bildern, 136 Seiten, RM. 1.80

Wie einen Mahnruf an das durch Verirrungen des Menschengeistes, durch die Konzessionen an Weltgeist, an Bosheit und Selbstzucht kompliciert gewordene Leben stellt das Büchlein die Parallele zweier Heiligenleben dar, der „Königin aller Heiligen" und der „kleinen Heiligen". Obwohl diese beiden Lieblinge des katholischen Volkes ein Zeitraum von fast 1900 Jahren trennt, so bewegt sich ihr Leben nicht nur unentwegt zum gleichen Ziel, zu Gott empor, sondern die beiderseitigen Lebensperioden lassen sich auch unter dem Gesichtspunkt ihres geistigen Gehaltes in eine gewisse Beziehung bringen.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ordensnachrichten

Eine große Freude wurde den Mariannhiller Missionaren durch ein päpstliches Breve, wonach ihnen, zu Ehren der seligen Ugandamartyrer, die Erlaubnis zuteil wurde, deren Fest in besonderer Weise zu begehen und zwar am 3. Juni jeden Jahres. Zugleich wurde erlaubt, das Bild der Seligen an diesem Tage auf dem Altare der hl. drei Könige im Pius-Seminar in Würzburg zur Verehrung auszusetzen. Die Missionare sind große Verehrer der edlen Heldensprossen aus dem schwarzen Erdteil, die im Bekenntnis des wahren Glaubens im Jahre 1885 den Feuertod erlitten in Zentralafrika im Lande Uganda, und die 1925 selig gesprochen wurden.

Aus Welt und Kirche

Die internationale Konferenz für die afrikanische Jugend, die von der „Union internationale de Secours aux Enfants" in Genf einberufen war und vor einiger Zeit ihren Abschluß gefunden hat, darf sowohl in Bezug auf die Zahl und die Kompetenz der Teilnehmer wie auch auf den Verlauf der Aussprache und die erzielten Ergebnisse als einen tatsächlichen Erfolg bezeichnet werden. Die britischen Vertreter waren in der Mehrzahl. Die englische Regierung hatte neun Sachverständige abgeordnet, die sich alle an den Beratungen beteiligten. Auch die belgische und italienische Regierung waren vertreten. Besonders zahlreich waren die Missionare beider Hauptkonfessionen. Unter den Anwesenden zählte man gleichfalls afrikanische und amerikanische Eingeborene, die an den Erörterungen und den Kommissionsarbeiten einen tätigen Anteil nahmen.

Auf Anregung des Senators Gabbi (Italien), unterstützt durch die HH. Dr. Fraser, Rektor der Schule von Achimota (Goldküste) und S. H. Kassiepe, von der Superiorenvereinigung in Berlin, hat die Konferenz beschlossen, in Genf eine dauernde Informationsstelle für die afrikanische Jugend einzurichten und hat die U. I. S. E. mit dieser Aufgabe betraut. Diese Stelle soll das begonnene Werk fortführen und nötigenfalls weitere Konferenzen internationaler oder lokaler Art in Afrika selbst veranstalten.

Es wurden keine Entschließungen, sondern lediglich von den Sachverständigen-Kommissionen ausgearbeitete Anträge angenommen. Diese Anträge, die gleichzeitig den Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit, die Erziehung und die Arbeit der Eingeborenenkinder umfassen, sollen den beteiligten Kolonialmächten und allen Kolonialverwaltungen Afrikas unterbreitet werden.

Ein Prozeß wegen Kränkung der elterlichen Erziehungsautorität fand kürzlich in Paris statt. Der Kaufmann Dauperey hatte einen Mathematikprofessor, der beauftragt war, seinem Sohne Privatunterricht zu erteilen, auf 10 000 Franken Schadenersatz geklagt. Grund: Der Beklagte hatte Daupereys Sohn gefragt, was er vom Christkind halte, und als dieser seinen Glauben an das alljährlich kommende Christkind bekundete, ihm erklärt, das Kommen des Christkinds sei ein Märchen, seine Eltern betrögen ihn. Als Grund für seine Schadenersatzforderung gab Dauperey an, er habe mit Absicht sein Kind nicht in die öffentliche Schule schicken wollen, weil er befürchtete, daß dort seine Erziehungsmethode durchkreuzt werden könne. Der Glaube an das Christkind, den er in seinem Kinde erweckte und pflegte, stelle einen wesentlichen Punkt in seinem väterlichen Erziehungssystem dar, er könne es daher nicht dulden, daß ein Lehrer, der nur zum Unterrichtgeben in einem bestimmten Fach beauftragt war, seinem Kinde diesen Glauben raube und damit gleichzeitig seiner väterlichen Autorität schweren Abbruch tue. Zudem handle es sich bei dem Christkindglauben, ganz abgesehen von allem anderen, durchaus nicht um einen Irrglauben. Alle gläubigen Christen sind der Auffassung, daß sie alles Gute hienieden Gott, Christus verdanken. Die Geschenke, welche ein Kind am Weihnachtsfest in Erinnerung an die Geburt Christi erhält, werden ihm von christlichen Eltern im Namen des göttlichen Kindes und zu dessen Ehre gegeben — in der Absicht, durch diese Mittel im Kinde das Vertrauen und die Liebe zum Erlöser zu stärken.

Wenn darum ein „aufgeklärter" Lehrer sich in dieser Sache in die elterliche Erziehung einmengt, ja die Eltern gegenüber dem Kinde als Betrüger hinstellt, so ist dies nicht bloß ein pädagogisches Verbrechen, sondern auch eine Verleumdung. Der „Osservatore Romano" hält diesen Standpunkt des Herrn Dauperey für vollkommen berechtigt, wirft jedoch die Frage auf, ob ein Schaden-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ersatz im Betrage von 10 000 Franken wirklich eine Genugtuung für das Vergehen des in Rede stehenden Lehrers sein könne.

Es gibt auch auf Deutschlands hohen Schulen solche Aufklärer, die mit ihrem seichten Geschwätz und mit viel Wichtigtuerei den Kindern möglichst frühzeitig die Harmlosigkeit nehmen, dafür werden ihnen die Kinder am wenigsten Dank wissen. P. D. S.

Die **Zahl der österreichischen Protestanten** beläuft sich nach dem Stand von Ende 1930 auf 274 931; sie gehören größtenteils dem lutherischen Bekenntnis an. Von den 4120 im Jahre 1930 neu Beigetretenen kamen 3257 aus der katholischen Kirche; ausgetreten sind 1880 Mitglieder, von denen ein Teil zur katholischen Kirche übergetreten ist.

Schönheitsindustrie in Paris. Der Körperkultus unserer Zeit hat zu einer maßlosen Überschätzung der bloß äußeren Schönheit, die Diesseitigkeit des durchschnittlichen „modernen Denkens" zu einer ebenso übertriebenen Überschätzung der Jugendlichkeit geführt; die Leidenschaft, alles und jedes zu standardisieren, über den Leisten der gefälligen Durchschnittlichkeit zu schlagen, hat sogar auf den Menschen übergegriffen u. tritt hier als das Bestreben zutage, die Reste der Individualität hinter der Gleichartigkeit selbst des Gesichtsausdrucks zu verbergen.

Auf diesen Grundlagen beruht die Schönheitsindustrie, die in allen europäischen Weltstädten, besonders gut aber in Paris ausgebildet ist. Im „Neuen Wiener Journal" wurde vor kurzem über das Buch des Pariser Journalisten L. Leon-Martin, das sich ausschließlich mit dieser Schönheitsindustrie beschäftigt, berichtet.

Es gibt in Paris Schönheitsinstitute aller Art, mit den verschiedensten Preissätzen. Eines von ihnen pflegt als einzige Spezialität die „Chirurgische Verjüngung" innerhalb von 3 Wochen um einen Preis von 25 000 Francs. Daneben gibt es auch „Warenhäuser der Schönheit", in denen „schon" für 1200 Francs monatlich ein Abonnement zu haben ist. Vielfach werden die Kinder mitgebracht, für die eigene Räume eingerichtet sind, wo sie in der Wartezeit beaufsichtigt werden; an bestimmten Tagen sorgen eigens engagierte Clowns für die Zerstreuung der Kleinen. Es gibt sogar Salons, die mit ihrem Betrieb eine Heiratsvermittlung verbunden haben! Alle Errungenschaften der Technik, Chemie und Medizin werden hier zur weiblichen Schönheitspflege verwertet, wobei die Methoden natürlich sehr verschieden sind. „Aber überall wird massiert, emailliert, epiliert, tätowiert (die Schminke wird mittels feiner Nadeln unter die Haut projiziert), mit zusammenziehenden Wässern und Cremes behandelt, Nägel werden lackiert, Schäden der Gestalt und des Haarbodens beseitigt."

Und das Resultat? „Die Frauen, die den Schönheitssalon verlassen, sind einander zum Verwechseln ähnlich: Sie haben den gleichen herzförmigen Puppenmund, die gleichen Porzellanwangen, dieselben mit Tusche gezogenen Augenbrauen. Bis auf die Uralten und Unförmlichen sehen sie einander ähnlich wie ein Ei dem andern — die Schönheitsinstitute erzeugen einen Standardtyp." Es gibt keine Großmütter mehr, meint Leon-Martin. Die „Hierarchie der Familie" ist wenigstens in den höheren Schichten, rein äußerlich genommen, verschwunden. Im Herbst gab es in Paris zum erstenmal einen Kongreß für chirurgische Verschönerung, der von 50 Ärzten besucht war und auf dem die raffiniertesten neuen Methoden mitgeteilt wurden.

Menschenschmuggel nach Amerika. Die Geringfügigkeit der von den Vereinigten Staaten zugelassenen Einwanderungsquoten in die Vereinigten Staaten hat zur Folge, daß der Menschenschmuggel an den Grenzen der USA. zu einem einträglichen, wenn auch gefährlichen Geschäft geworden ist. Nach einem Bericht, den W. Hasband, bis vor kurzem Direktor des Einwanderungsamtes, dem Kongreß des USA. vorgelegt hat, ist die Zahl der Personen, die allein in den Jahren 1929 und 1930 ungesetzlicherweise in das Gebiet der Vereinigten Staaten gelangt sind, auf etwa 300 000 zu schätzen. Den meisten von ihnen gelingt es, dauernd in den USA. zu bleiben; nur gegen 700 Menschen werden monatlich wieder abgeschoben, eine Maßnahme, die der Regierung durchschnittlich eine jährliche Ausgabe von rund 500 000 Dollars verursacht; im Jahre 1930 betrug die Kostensumme 900 000 Dollars.

Die Regierung der Vereinigten Staaten plant für die nächste Zeit eine große Aktion zur Abschiebung von 100 000 über die Grenzen geschmuggelten Einwanderern. Die wichtigsten Schmuggelwege sind die kanadisch-amerikan. Grenze, hauptsächlich zwischen Montreal und Detroit (mit den etwa 200 000 kanadischen Arbeitern, die im verflossenen Jahr als Saisonarbeiter in die USA. kamen, wurden rund 20—30 000 Einwanderer eingeschmuggelt); ferner die amerikanisch-mexikanische Grenze und der Wasserweg von der Insel Kuba, auf der zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 10 Oktober 1931 49. Jahrgang

Zum hl. Rosenkranzfest

O hehre Himmelskönigin,
Wir knien vor deinem Throne hin,
Dein königlich Haupt, das Sterne umglänzen,
Mit duftigen Rosen fromm zu bekränzen!

Nimm hin die Rosen, glänzend weiß,
Die deiner jungfräulichen Mutterschaft Preis!
Nimm hin die Rosen voll roter Gluten,
Voll blutiger Leiden und Tränenfluten!

Nimm hin die Rosen, wie Sonnenschein klar,
Wie deine Freude am Ostertag war;
Die Rosen, wie goldne Morgensonne,
Voll Siegesfreuden und Glorienwonne!

Nimm hin die Rosen alle zumal,
Die fromm dir bietet das Erdental,
O Königin, hehre, des Rosenkranzes
Im Reiche des ewigen Himmelsglanzes!

Ernst Julius Schmitz
„Das kath. Kirchenjahr".

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Christkönigsfest

Von Schwester Avellina, O. S. Fr., Lohr a. M.

Es kamen einst die Ältesten des Volkes Israel zu Samuel und sprachen: „Gib uns einen König, wie ihn alle Völker haben! Er soll unser Richter und unser Führer sein."

Einen königlichen Befreier aus Knechtschaft und Schuld, der dann als Friedensfürst herrsche über ganz Israel, das war des Volkes tiefste Sehnsucht. Und Samuel salbte den Saul und führte ihn dem Volke vor. Die Kraft Gottes kam über den Gesalbten und siegreich schlug er alle Feinde. Doch bald wurde Saul übermütig ob des Erfolges. In seinem Stolz widerstand er Gott und seinen Befehlen. Wegen des Ungehorsams entzog ihm der Herr seinen Segen. Und so konnte Saul dem Volke den ersehnten Frieden nicht bringen.

David, der liederreiche Sänger, folgte und trug die Königskrone. Aber auch er brach seinem Herrn und Gott die Treue. Wieder blieb die Sehnsucht des Volkes nach dem Friedensfürsten ungestillt.

Salomon, der gottbegnadete, wurde König in Israel. Sein Reich war mächtig, unermeßlich waren seine Schätze, seine Weisheit und sein Ruhm reichten bis an die Grenzen der Erde. Am Ende seines Lebens mußte er jedoch gestehen, daß nichts von Dauer sein könnte unter der Sonne. Und sein Königsmantel zerriß. Das Volk Gottes teilte sich.

Männer kamen mit königlichem Herzen, die Makkabäer, und führten das Volk. Doch ihre Nachkommen waren Schwächlinge. Die Königsherrschaft verblich. Nocheinmal sah Israel einen König auf seinem Thron, Herodes, den Idumäer, den Fremdling. Allein, als solcher konnte auch er den erhofften Frieden nicht bringen.

Da ging ein Stern auf über Bethlehem. Der Heiland kam. Nicht wie ihn die Juden träumten als Herrscher und Heerführer, der ein gewaltiges, weltumspannendes Reich gründe, dessen ruhmvolle Herrschaft den Glanz aller Königskronen verdunkle. Nein, als armes, hilfloses Kind in Armut und Not war er geboren. Und Israel, das verblendete, erkannte ihn nicht.

Und doch war dieses Kind ein Königskind. Nachdem schon vor Jahrtausenden gotterfüllte Propheten den Messias als Herrscher, als Friedensfürst vorhergesagt, ward noch durch Engelsmund der reinsten Jungfrau Maria die frohe erhabene Botschaft: „Der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben und er wird im Hause Jakobs herrschen ewiglich."

An der Krippe des neugeborenen Kindes knieten Fürsten aus fernen Landen und huldigten dem kleinen Gottkönig. In Demut legten sie ihre Kronen zu seinen Füßen nieder und königliche Geschenke brachten sie ihm dar.

Zweimal hatte das Volk Israel Lichtblicke. Einmal hatte ihm der Heiland gepredigt, Wohltaten gespendet. Da erfaßte die Versammelten wieder mächtig der Königsgedanke. Sie wollten Christus fortführen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und ihn zu ihrem Könige machen. Doch er entschwand ihren Blicken. Er wußte wohl: nicht zum Könige ihres Herzens, nur zum Könige für die Erfüllung ihrer irdischen Wünsche wollten sie ihn erheben.

Dann am Beginn der großen Leidenswoche hat Israel nochmals im Rausche der Begeisterung Christus als König gefeiert. Kleider breiteten sie vor ihm aus. Palmenschwingend empfingen sie ihn jubelnd in Jerusalem: „Frohlocke, du Tochter Sion; juble, du Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir, gerecht und als Heiland. Er ist arm und reitet auf dem Füllen einer Eselin." So hatte der Prophet Zacharias diesen vorherverkündet. Und der Heiland! Als er die Stadt sah, da weinte er und sprach: „Wenn doch auch du es erkannt hättest, was dir zum Frieden dient", nämlich die Zugehörigkeit zum geistigen Königreiche Christi. Doch es blieb vor seinen Augen verborgen. In seiner Verblendung überlieferte Jerusalem seinen Heiland dem heidnischen Richter. Und an Stelle des jauchzenden „Hosanna" ertönte das blutheischende „Kreuzige ihn."

Hier nun, im Angesicht des Todes, erklärte der Gottmensch frei und unzweideutig: „Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugnis gebe." Hier müssen alle Zweifel schweigen, wenn die ewige Wahrheit spricht.

Und dann, als der Gottmensch in unsäglichen Todesqualen rang, da verkündete die Inschrift noch laut sein Königtum: „Jesus von Nazareth, König der Juden." Wohl hätte Pilatus besser geschrieben: „König aller Völker, König der Könige", denn nun sollte das prophetische Wort seine Erfüllung finden: „Wenn ich von der Erde erhöht bin, werde ich alles an mich ziehen." Jetzt war das weltumspannende, völkerumfassende Gottesreich gegründet. „Christus konnte", wie die Präfation vom Christkönigsfest so schön sagt, „da er am Altare des Kreuzes sich selbst als unbefleckte und friedenbringende Opfergabe hinopferte, das Geheimnis der Erlösung der Menschheit vollbringen, und da seiner Herrschaft alle Geschöpfe unterworfen sind, der göttlichen Majestät ein Reich übergeben, welches ewig und allumfassend ist, ein Reich der Wahrheit und des Lebens, ein Reich der Heiligkeit und der Gnade, ein Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens."

Wohl glaubten die Feinde dieses Reiches, mit dem Tode Christi sei sein ganzes Werk dem Untergange geweiht. Doch schon nach drei Tagen zeigte er sich als Herr über Leben und Tod. Dann galt es dem Reiche Oberhaupt und Gesetze zu geben. Hierauf kehrte der Gottkönig in erhabener Verklärung als Triumphator auf seinen ewigen Thron, um von dort die Regierung seines Universalkönigreiches zu leiten.

Jesus ist König des Himmels. Wie schreibt Johannes? „Ich hörte die Stimme vieler Engel rings um den Thron. Und sie sprachen mit starker Stimme: „Würdig ist das Lamm, das getötet wurde, zu empfangen Macht, Reichtum, Weisheit, Kraft und Ehre. Ihm gehört die Herrlichkeit und das Reich Gottes. — Auf seinem Kleide ist geschrieben: König der Könige, Herr der Herren!"

Jesus ist König der Erde: „Von Meer zu Meer wird seine Herr-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichkeit reichen, vom Strome bis an des Erdballs Grenzen. Der Erde Fürsten alle werden vor ihm niedersinken, ihm dienen alle Heidenvölker — und seines Reiches wird kein Ende sein."

Jesus ist König der Unterwelt. Die Schlüssel des Todes und der Hölle sind nach der geheimen Offenbarung in seiner Hand. „Es müssen sich auch beugen vor ihm die Knie derer, die unter der Erde", die in der Hölle sind. Hier ist Christus König der Gerechtigkeit.

Jesus soll auch sein König der Herzen. Ja, räumen wir ihm die königliche Herrschaft ein in unserm ganzen Leben. In ritterlich vornehmer Gesinnung wollen wir ihm dienen. Weg mit den unnützen Sorgen, weg mit aller Kleinlichkeit. Großzügig, königlich dem lieben Gott gedient. Bringen wir die Opfer, die sein Dienst fordert mit großem Herzen, mit willigem Gemüte. „Den König, dem alle dienen, kommt laßt uns anbeten." Unsere ganze Seele soll ihm neu huldigen. Wir wollen wieder erneuern die heiligen Taufgelübde, die uns zu Kindern des großen Königs machten. Erneuern wollen wir all die heiligen Gelöbnisse, die unsere Seele einst in Stunden der Gnade dem König des Herzens gemacht. Wir wollen aufs neue versprechen, all unsere Kraft einzusetzen, daß Christi Reich sich immer mehr erweitert und durch eifrige Missionshilfe verwirklichen helfen: „Zukomme uns dein Reich." Nicht nur in unserm Herzen soll Christus König sein, wir wollen ihm auch zur Herrschaft im Herzen unserer Mitmenschen verhelfen.

Dann dürfen wir uns freuen, bis er einst kommt auf dem Throne seiner Herrlichkeit. Mit Frohlocken werden wir da seinem königlichen Worte lauschen: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, geht ein in das Reich, das Euch bereitet ist vom Anbeginne!"

Und wir werden mit dem Apostel jubeln: „Dem König der Ewigkeit, dem unsterblichen, unsichtbaren Gott, sei Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeit."

Eine Unglücksreise

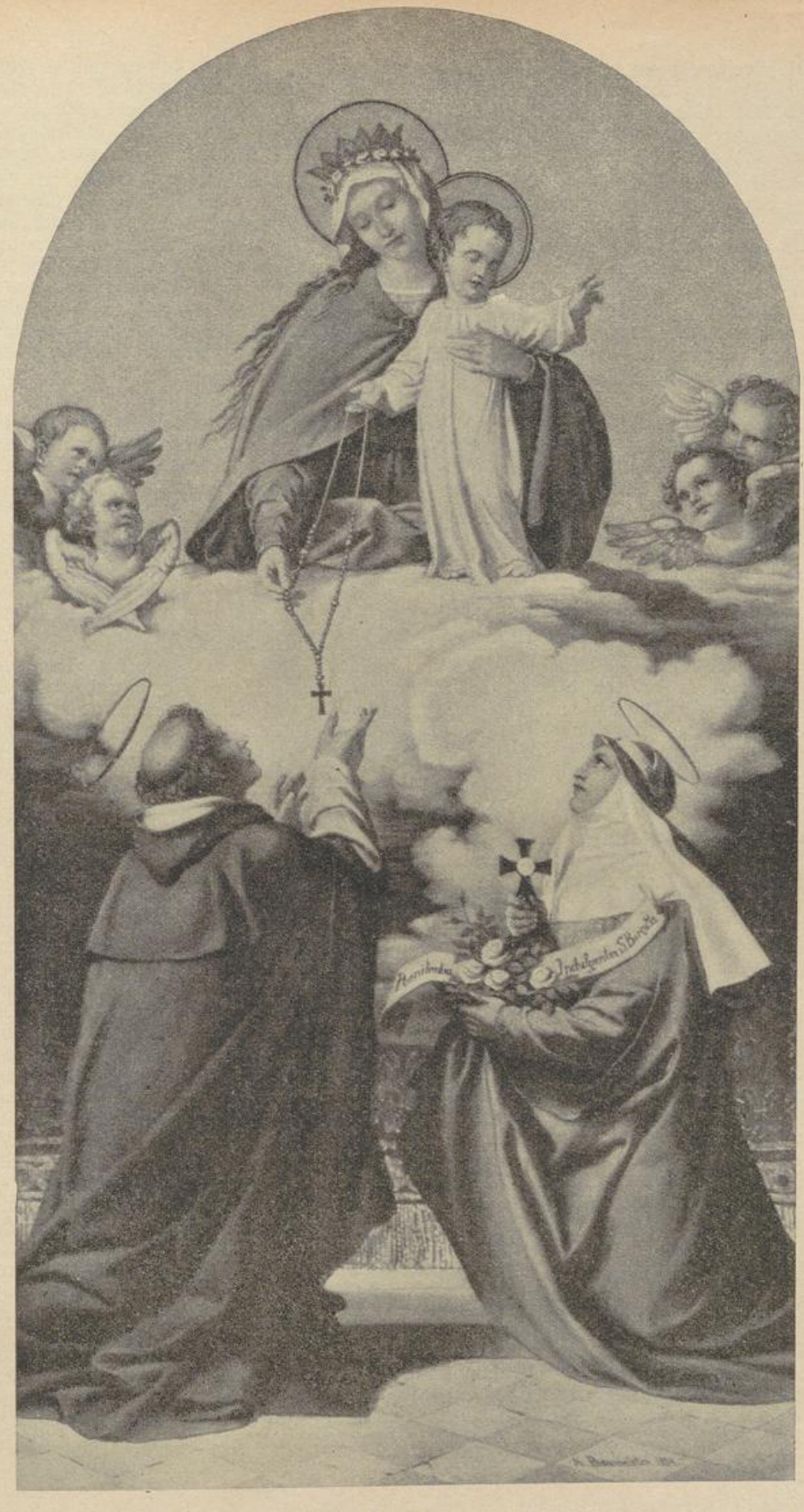
Erlebnisse eines Südafrikareisenden

(H. W. Struben: Recollection of Adventures 1850—1911, Kap Town 1920)

Eines Abends, als ich meine Ochsen bei „Rust de Winter" am Elands River ausgespannt hatte, kam mein Kaffernboy zu mir gelaufen und erzählte mir, daß eine große Schlange einen Gemsbock gefangen hätte. Mit meiner Büchse in der Hand eilte ich sofort zu jener Stelle und erblickte eine Riesenschlange, der die Hörner eines großen Bockes aus dem Maule ragten. Ich schoß die Schlange nieder und die Burschen befestigten den Schwanz derselben am Boden und zogen dann den Bock aus dem Rachen der Schlange heraus. Obgleich der Bock erst vor einigen Augenblicken verendet sein mußte, so weigerten sich die Eingeborenen doch, ihn für sich herzurichten. Sie hielten es nämlich für ein böses Omen, daß ich die Schlange erschoß. „Es wäre besser gewesen", sagten sie, „dieselbe im Schlafe zu überfallen und sie zu erschlagen. Doch nach diesem Ereignis sei bestimmt ein Unglück zu erwarten."

Zwei Tage saß ich bei meinem alten Freunde, der in der Nähe des „Giftflusses" bei Kameel Poort wohnt, zu Tisch. Nach dem Essen riet mir der alte Mann, den Fluß vor Einbruch völliger Dunkelheit mit allen meinen Wagen zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Königin des hl. Rosenkranzes, bitte für uns!

überschreiten; denn erst kürzlich seien mehrere Stück Vieh von Löwen getötet worden. Ich ging dann hinaus zu meinen Ochsen, die noch auf dem Grase weideten und kam an das Ufer des Flusses. Hier sah ich ein Tier im Ufersande den Fluß hinaufschreiten. Sogleich pfiff ich meinen beiden Jungen, die sich mit lautem Gekläff auf die Jagd machten. Erst jetzt stellte ich fest, daß dieses Tier eine Löwin sei, die schleunigst im Schilfrohr Deckung suchte.

Ich eilte nun vom Flusse hinweg zu meinen Wagen. Sofort ließ ich die Ochsen anbinden, damit sie, falls sie die Löwen wittern sollten, nicht davonliefen. Als ich damit fertig war, wollte ich zu den Hunden gehen, die noch immer vor dem Schilfe standen und bellten. Doch die Burschen baten mich, den Wagen nicht zu verlassen, es könnten dort mehr als ein Löwe sein. Wir machten Feuer und gingen schließlich, als der Mond bereits aufgegangen war, zur Ruhe. Die beiden Burschen schliefen in der Nähe des Wagens, hell beleuchtet von dem flackernden Feuer, das neben ihnen brannte. Ich schlief im Wagen; doch hatte ich die vordere Wagenklappe offen gelassen und das geladene Gewehr neben mein Lager gelegt.

Gegen 1 Uhr wurde ich durch einen gellenden Schrei aus dem Schlafe geweckt. Schlaftrunken sprang ich aus dem Wagen und stand neben einem Löwen, der sich über einen Kaffernburschen hergemacht hatte. Der Löwe, der noch mehr erschrak als ich, ließ vom Burschen ab und schaute verdutzt drein. Doch schon traf ihn ein Hieb, den mein Diener Jonas mit einem brennenden Holzscheit führte, mitten auf den Kopf. Da wandte er sich um und sprang in großen Sätzen ins Gebüsch zurück. Doch die Funken und Kohlenstücke, die in seiner Mähne hingen verrieten seinen Lauf. Darum eilte ich ins Feld hinaus um mein Gewehr auf ihn zu richten. Doch schon verschwand er hinter dem Gehöfte meines Freundes und ich kam überhaupt nicht zum Schuß.

Den Burschen September hatte er nur bei seinem Bekleidungsstück erfaßt, so daß er noch mit dem Leben davonkam. Doch hatte er einen doppelten Armbruch erlitten, ebenso waren drei seiner Rippen gebrochen. Doch das Wunderbare an der ganzen Geschichte war, daß der Löwe bei seinem Angriff eine neue, weiße Decke, die ich dem Burschen gegeben hatte, in Stücke zerriß, während er den Burschen selbst nur bei seinem aus Fellen hergestellten Gewande erfaßte. Den Rest der Nacht mußte ich bei dem Verletzten zubringen, der ganz jämmerlich zugerichtet war. Am nächsten Morgen brachte mir mein Freund Heimittel und Verbände und wir verbanden den Burschen so gut wir konnten. Nun wollte der Kranke heim zu seinem Kraal bei Rhenesterpoort. Der größeren Bequemlichkeit wegen machte ich ihm ein Lager im hinteren Teil des Wagens zurecht. Darin schlief er tagsüber. Bei Nacht lagerte ich ihn unter dem Wagen. Die Beschwerden meiner Reise waren durch den Transport des Verletzten bedeutend vermehrt. Doch nach der Ansicht meines alten Dieners Jones hätte ich all das vermeiden können, wenn ich den Schuß auf die Riesenschlange unterlassen hätte. Mag dem sein wie ihm wolle, jedenfalls hatten wir seit diesem Ereignis eine unruhige Reise.

Für die nächste Nacht spannten wir unsere Ochsen bei „Krokodil-Heuvel“ am Olifant-River aus. Bald stellten sich 30 Sekukunikaffern ein, die nicht gerade als Freunde der Buren bekannt waren. Sie traten an den Wagen heran und fragten, was ich eigentlich wolle. Ich sagte ihnen, sie sollten sich um ihre eigenen Sachen scheren. Da sie aber erfahren hatten, daß ich eine Ladung Pulver und Blei für die jährliche Elephantenjagd mitführe, so verlangten sie von mir einen Teil davon auszuliefern. Schließlich wurden sie so aufdringlich, daß ich nach meiner Büchse greifen und ihnen drohen mußte, jeden niederzuschießen, der sich auf 100 Meter heranwage. Doch ein Geselle, ich glaube es war der Führer, wollte sich nicht entfernen. Doch als ich mit der langen Wagenpeitsche ausholte, sah er, daß ich ernst machte und folgte nun den andern zu einem Steinhaufen, der einige hundert Meter entfernt lag. Hier fachten sie ein großes Feuer an, bliesen in ihre Kriegshörner und riefen uns Drohungen zu bis der Morgen graute. Weil aber in der Nacht der Mond schien, wagte es keiner, sich dem Wagen zu nähern. Bei Tagesanbruch überschritten sie den Fluß und zeigten sich seitdem nicht mehr. Doch ich fürchtete, sie möchten uns im Gebüsch auflauern und beobachtete darum scharf die Umgebung. Wir erreichten den Ingumpifluß, nahe bei dem Sebidella-Reservat. Hier waren wir sicher, denn die Matabeleneger waren uns freundlich gesinnt. Mein alter Diener Jones, der Verwandte in diesem Kraal hatte, erzählte allen unsere Erlebnisse, und alle waren darin einig, daß diese Beschwerden nur daher kämen, weil ich die Riesenschlange mit dem Gemsbock im Rachen erschossen hätte. Hier wollte ich auch den Verwundeten zurücklassen, doch er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wollte nichts davon wissen, da er von einem andern Stamme sei. So mußte ich ihn weiter in meinem Wagen mitführen.

Während wir durch ein dichtes Gebüsch zogen, gerade da, wo wir vom Olifant-River abbogen, machten einige wilde Schweine meine Ochsen scheu. Sie rannten davon und blieben mit dem Wagen an einem Baumstamm hängen. Dabei zerbrach die Wagenachse, die aus Assegaiholz gefertigt war. Damals wurden in dieser Gegend noch keine eisernen Achsen verwendet. Ich legte die ganze Last auf den vorderen Wagenteil und fuhr nun sehr langsam bis in die Nähe von Venter, in der Umgebung von Rheoster poort, wo ich die Achse erneuern ließ.

Einige Tage später kamen wir bis zu den Höhen oberhalb von „Deelkraal" in der Nähe des heutigen Eerstelling. Da es schon recht spät war, ließ ich ausspannen, trotzdem kein Wasser vorhanden war. Ich ließ die Ochsen nur kurze Zeit weiden und band sie bald fest, da dieses Gebiet durch seine Löwengefahr berüchtigt war. Schon bevor die Dunkelheit recht eingetreten war, erhob die Brut von allen Seiten ihr donnerndes Gebrüll, so daß dem verwundeten Kaffern die Zähne vor Furcht klapperten. Bevor der Mond aufging, hatte ich alles mit einem Wall aus Dorngestrüpp umgeben, doch die Ochsen waren trotzdem sehr unruhig. Ich setzte mich darum auf den Kasten im Vorderwagen und zog gerade meine „Veldschuhe" an, als ein Löwe vor mir mit einem gewaltigen Satz sich auf einen der hinteren Ochsen, der am Deichselbaum befestigt war, stürzte. Da es dunkel war, verfehlte er sein Ziel, und bevor er sich vom Sprunge erholen konnte, erhielt er eine Kugel von mir. Die Blutspuren zeigten am nächsten Morgen, daß er eine bedeutende Wunde davongetragen hatte. Der Löwe zog sich in einen alten Steinkraal zurück und blieb dort knurrend liegen, wagte aber nicht noch einmal zu kommen. Ich konnte ihn auch nicht aufsuchen, da zwei Löwinnen in der Nacht fortwährend um meinen Wagen schlichen.

Nach diesem Ereignis zündete ich eine große Laterne an und stellte sie auf die Spitze des Wagens. Jetzt wagten die Löwen es nicht mehr, meine Hunde innerhalb des Lichtscheins zu belästigen. Von Zeit zu Zeit gab ich einen Schuß ab, um mir bei den Löwen den nötigen Respekt zu verschaffen und hinderte sie so an weiteren Angriffen auf meine Ochsen, die ich mit zwei Riemen aus Büffelleder an die Wagenräder gebunden hatte. Am nächsten Morgen waren alle Löwen verschwunden, auch der verwundete. Doch meine Ochsen waren am nächsten Morgen völlig übermüdet und so scheu, daß sie schon beim Geräusche eines auffliegenden Vogels durchzugehen suchten.

Endlich kamen wir nach Rhenoster poort. Hier brachte ich den verwundeten Kaffern zu seinen Angehörigen, die ihn heilen wollten, obgleich die Bißwunden ernster Art zu sein schienen. Ich zahlte ihm seinen Lohn und noch ein besonderes Schmerzensgeld und stellte einen seiner Freunde an seine Stelle ein. Seitdem habe ich von dem kranken Burschen nichts mehr gehört. Von hier aus fuhr ich nach Zeutpannsberg und nach Albasini in den Schelonken, das mein Reiseziel war.

Missionspost

Das Leben eines schwarzen Dorfpolizisten

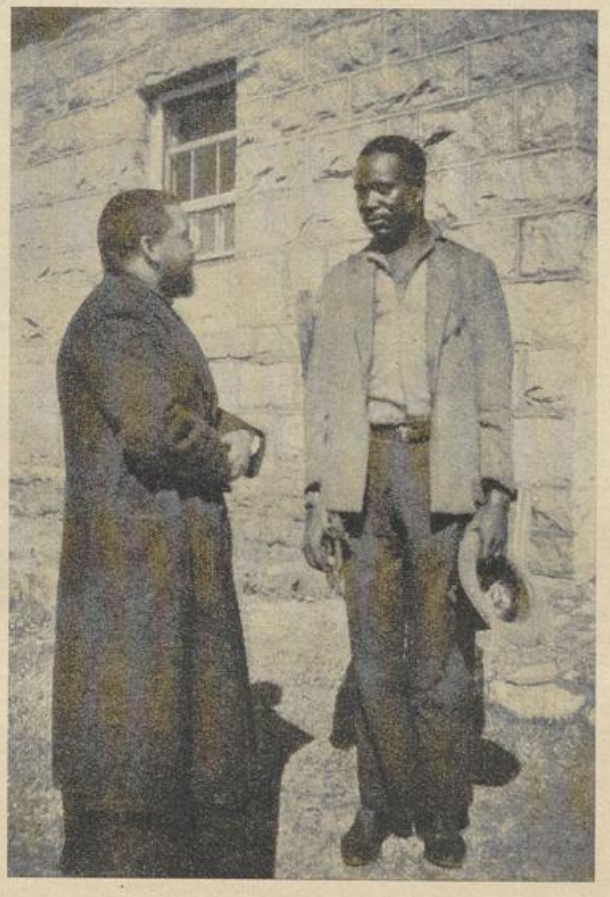
Von P. Kammerlechner, RMM.

Eine unvermeidliche tägliche Figur in Empandeni ist unser Polizist Lorenz Maminza. Er spielt hier ungefähr die Rolle eines bayerischen Gemeindedieners. Ich sage ungefähr; denn ein bayerischer Gemeindediener hat staatlich anerkannte Polizeigewalt; unser Lorenz aber ist reiner Privat-Polizist der Mission. So trifft auf ihn so ziemlich buchstäblich der Vergleich, den einmal in einem lustigen Theaterstücklein, das von einer Gemeindesitzung handelte, der dort als Gemeindediener Fungierende auf sich anwandte und meinte, er sei wie ein Schäferhund, der immer die Leute zusammentreiben müsse.

Dieser Vergleich paßt großartig für unseren Lorenz. Ist doch der Missionar der wahre Hirte und die guten Leutchen sind seine Schäflein, und was ist dann natürlicher, als daß auch ein Hund da ist, der hinter den Schäflein, die nicht gut tun wollen, her ist und sie dem Hirten wieder zutreibt. Und in dieser seiner Rolle fungiert er famos, unser Lorenz. Er ist das strafende Gewissen der Mission,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das alle Verfehlungen gegen die Farmgesetze zu melden hat, und so ist er natürlich überall zu treffen, wo etwas los ist. Hochzeiten, Biergelage usw., was nebenbei bemerkt, auch noch einen anderen Vorteil hat. Aber ich muß auch sagen, daß er selbst gerecht erscheint; denn ich habe ihn noch nie richtig betrunken gesehen. „Ob er auch wirklich alles meldet?" meinte einmal eine Schwester. Aber da muß man eben das berühmte Geschichtlein vom Jockel, dem Pudel und dem Prügel in die Praxis umsetzen und der Bauer muß selbst seine Augen aufmachen, dann tut der Pudel schon seine Pflicht. Unser Lorenz fühlt sich jedesmal ein wenig betroffen, wenn ich ihm wieder einen Fall erzähle, den er mir noch nicht gemeldet



Hochw. P. Kammerlechner
und sein Faktotum Lorenz in Empandeni

hat. Und ob die Leute ihn fürchten? Nun, er ist geheiligte Person und wie das Bild zeigt, nimmt es einer nicht leicht mit ihm auf. In seinem Amte gehört er zu den Scharfen. Gleich anfangs traute er dem „Neuen" nicht recht, ob er denn auch den richtigen „amandhla" d. h. „Schneid" habe. So meinte er einmal bei einem strafbaren Fall: „Die müsse ich schon ordentlich bestrafen, sonst tun die Leute bald, was sie wollen." Doch er scheint jetzt mit mir zufrieden zu sein, wenigstens hat er sich niemals mehr zu einer derartigen Mahnung veranlaßt gefühlt. So wollte er auch eigentliche Polizistenfesseln haben, wenn die Leute, die er auf die Station zu bringen hat, nicht gehen wollen. Aber so weit gehen wir denn doch nicht; denn trotz der notwendigen Strenge muß die Güte das Vorherrschende beim Missionar sein.

Seine Amtsgewalt macht auch nicht Halt vor dem Heiligtum des Herrn. Besonders die faulen Weiber, die manchmal sehr in Versuchung sind, respektwidrig in der Kirche zu hocken, wissen seinen Rippenstoß als Kirchenschweizer sehr zu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schätzen und lassen es lieber nicht darauf ankommen; denn auch in der Kirche ist er der Hüter der dem Heiligtum geziemenden Ordnung.

Damit ist die Fähigkeit unseres Lorenz noch lange nicht erschöpft. Er ist nicht nur das Missionsgewissen, sondern auch das Missionsgedächtnis, die lebendige Registratur. Mein Vater (gest. im Oktober 1927) war auch Gemeindediener und in seiner Art auch eine Gemeindechronik; denn er hatte sich alles aufgeschrieben, was in der Gemeinde vorgefallen war. Nun, eine solche Chronik ist unser Lorenz nicht, da es mit dem Schreiben bei ihm nicht weit her ist; warum denn auch, da er sich doch alles merken kann!

Das ist also unser Lorenz. Was ihm noch fehlt, das ist eine Uniform, die poetisch sein Amt, wie es diese Zeilen schildern, wiedergibt. Vielleicht entwirft ein Leser eine solche Uniform für unsern Lorenz und spendet sie ihm in hochherziger Weise.

Ein „sanfter Gleitflug" vom Pferd

Von P. Karl Kräutle, RMM.

Riesig groß ist das Missionsfeld. Gerade dieser Umstand aber stellt den Missionar zuweilen vor große Schwierigkeiten, wenn er nach seinen zerstreuten Schäflein schauen will. Im zivilisierten Europa setzt man sich in ein Auto oder eine Eisenbahn und bequem und mühelos kommt man ans Ziel. Diese modernen Transportmittel gibt es auch bei uns in Südafrika — und gerade das Auto hat in den letzten Jahren eine ganz besondere Stellung und Bedeutung im Missionsleben bekommen, da mancher Missionar heute für sein großes Missionsfeld ein Auto besitzt. Aber die meisten Missionare können sich diesen „teueren Spaß" doch nicht leisten, weil schon die notwendigsten Bedürfnisse auf der Station seine ganze Sorge beanspruchen. Zudem setzt das Autofahren gute Straßen voraus und gerade solche gibt es hier im südafrikanischen Inland nicht allzuviele. Da gibt es Löcher und seichte Stellen, da geht's hinauf und hinunter, so daß der Fahrgast glauben möchte, auf einer Berg- und Talbahn zu sitzen. — Kein Wunder, daß ich einmal bei einer solch holperigen Autofahrt die „Seekrankheit" erhielt und nahe daran war, dem Neptun zu opfern. So muß also der Missionar nach einem billigeren Auto Umschau halten, bei dem er keinen Brennstoff braucht und auch keine Luxussteuer bezahlen muß — und das ist sein treues Missionspferd. Wie nun beim Autofahren manche Störung eintreten kann, so kann es auch mit dem Pferd zu manch hübschem Abenteuer kommen. Ein solches ähnliches will ich kurz aus meinem Tagebuch folgen lassen.

Am 30. November 1930, in der Frühe des 1. Adventssonntags, will ich mit einem schwarzen Lehrer zur Außenstation Muhembe, die etwa eineinhalb Reitstunden von unserer Station Lourdes entfernt ist. Der Himmel war trüb und nebelig. Mein Pferd lief schnell dahin und niemand ahnte etwas Böses, am allerwenigsten der „flotte Reiter." Mein schwarzer Begleiter ritt stramm voraus. Es ging den Berg hinauf und hinunter — und dort im Tal war ein Bächlein. Da hieß es also hinüber; wirklich ein Kinderspiel. Allein das ging nicht so schnell; denn mein Pferdchen wollte nicht hinübersetzen. So lief es dann am Bach entlang, um eine günstige Stellung zum Absprung zu suchen. Ein zweitesmal nötigte ich also mein Tier über das Bächlein hinwegzubringen. Aber — jetzt kam das Verhängnis — jetzt kommandierte mein Pferdchen, es stand mit den Vorderfüßen tief in den Graben, verneigte sich noch mehr nach vorn, gleich als ob es saufen wollte, gleichzeitig fing es an zu schütteln und dem Reiter wurde es in dieser Stellung ganz ungemütlich. Im letzten Augenblick rutschte auch noch der Sattel nach vorne und der Reiter glitt ganz sanft nach vorne — ließ den Zügel los — ergab sich in sein Schicksal und lag plötzlich rücklings auf dem Boden. Das war also für mich eine neue Erscheinung im Missionsland. Das Pferd lief etwa drei Meter zur Seite, drehte sich um und schaute mich ganz mitleidig und barmherzig an, als ob es sagen wollte: „Mein Herrle, diesmal bin ich der Obere und du der Untere." Dann schaute ich rasch nach allen Richtungen, ob uns zwei „Helden" niemand zugeschaut habe; und wirklich weit und breit war niemand zu sehen. Wohlbehalten stand ich auf, dachte über dieses Kunststück nach und sagte mir, Mut einflößend: „Es ist doch wahrhaftig keine Schande, wenn man mal das Glück hat, vom Pferd zu fallen; denn jeder flotte Reiter muß wenigstens einmal sich dieser „Reiterdusche" unterzogen haben, so gut jeder Reisende, der zum erstenmal nach Südafrika kommt, zuvor mit der „Äquatortaufe" Bekanntschaft machen muß. Ich ging zu meinem Pferd, machte den Sattel fest, schwang mich hinauf und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nun ging es rasch dahin; denn mein „übermütiger Freund" hatte wohl kein gutes Gewissen — oder wollte er die unliebsame Verzögerung wieder einholen? Bald kam ich zu meinem schwarzen Lehrer, der abgestiegen war und wohl dem „guten Wetter" nicht getraut hatte. Wohl oder übel mußte ich ihm meine Verspätung bekennen, dann ritten wir gemeinsam weiter.

Bald setzte reichlicher Regen ein; trotzdem kamen wir glücklich zum Missionskirchlein; strömend kam jetzt das Wasser vom trüben Himmel. In einem Häuschen nicht weit von der Kirche packte ich meine Sachen aus — aber o weh! Ein Unglück kommt ja selten allein. Es ging mir jetzt wie den Gästen bei der Hochzeit zu Kana; denn ich hatte keinen Wein mehr zur Feier der hl. Messe. Den Pfropfen hat es nämlich aus der Weinflasche getrieben und der edle Wein ergoß sich in die Ledertasche und durchtränkte Brot und Käse und Fleisch. Das war eine schöne Bescherung. Was nun tun? Wenn irgend jemand, dann ist es der Missionar, der sich am allerwenigsten aus der Ruhe bringen lassen darf, weil die Umstände im Missionsland schon viele Pläne manchen Missionars vereitelt haben. Ich dachte an die Hochzeitsgäste zu Kana, denen ja in so schöner und leichter Weise geholfen wurde. Da ich die hl. Messe trotzdem nicht ausfallen lassen wollte, so ging ich mit meinem schwarzen Lehrer auf die Suche nach einem Nothelfer. Ein schwarzer Mann, der eben mit seinem Pferd herangesprengt kam, erklärte sich bereit, mir aus der brennenden „Weinnot" zu helfen. Er eilte mit seinem Pferd bei strömendem Regen den langen Weg zurück nach Lourdes und holte neuen Meßwein. Unterdessen waren viele Leute trotz des Regens zum Gottesdienst herbeigeeilt. Zunächst folgte die Predigt bezw. Unterweisung vom schwarzen Lehrer, weil ich ja in der Zulusprache noch ein „Stümper" war. Um halb 12 Uhr konnte mit der hl. Messe begonnen werden trotz der vorausgegangenen schwierigen Sachlage. So war alles wieder gut.

Nach kurzer Stärkung bestiegen wir unsere Pferde und heimwärts gings trotz des anhaltenden reichlichen Regens. Seitwärts wollte das Pferd vorwärts gehen, so schlug ihm der Regen ins Gesicht, und ich zog den Regenmantel fester, denn vorwärts mußte es gehen — der Soldat darf keinen Regen scheuen — so dachte ich zurück an die frühere Militärzeit, wo manchmal gerade da der Scheinangriff erfolgen mußte, wenn die Elemente am heftigsten tobten. Ganz durchnäßt kamen wir heim. Es war ein abwechslungsreicher Missionstag, der mir neben dem Unangenehmen auch das eine Schöne zum Bewußtsein brachte, ich durfte heute wieder Diener und Apostel sein — Apostel und Diener des Allerhöchsten.

Missionsfeste

Von Schwester Juliana, C. P. S.

Missionsfeste, Kirchenfeste, sind für das Volk immer mit Opfern verbunden. Sie wollen einmal zur Pfarrkirche kommen, wollen feierlichen Gottesdienst mitmachen, wollen Exerzitien oder Mission haben. Der Weg ist schlecht und 7 Stunden oder mehr zu Fuß; die Frauen haben wohl noch ein kleines Kind am Rücken gebunden. Der Mann ist schließlich noch Heide und erlaubt diese Arbeitsversäumnisse sehr ungern, und sollte gar das Kind noch krank werden durch Erkältung bei Regenwetter und Sturm, dann hat die Frau nichts Gutes zu erwarten. Hier angekommen, finden selbe wenig Bequemlichkeiten, sie schlafen am Boden in den Schulräumen; mit dem Essen gibt es auch nur Maisbrei, was das Billigste ist. Und doch sind diese Menschen überglücklich und wissen nicht wie zu danken für das große Glück, das sie genossen. Sie suchten eben eine Seelenspeise, neue Kraft für ihren harten Lebensweg, und das haben sie gefunden. Mit den Vereinen kam neuer Eifer. Es ist erbaulich, mit welchem Eifer die Gläubigen zu den hl. Sakramenten gehen; das beweist, daß wir in der Missionskirche allein 5—6000 Hostien in einem Monat brauchen. In der Klosterkirche, Konvent, Spital von Mariannhill noch außerdem 5000 Hostien, ohne die zur Mariannhiller Pfarrei gehörigen Filialen, die auch noch 2—3000 Hostien verlangen; also jeden Monat hier allein 12—13 000 Hostien.

Ist das nicht ein reger Eifer? Gewiß haben wir in den Schulen auch viele Andersgläubigen, welche aber dadurch auch auf ernstes Nachdenken kommen. Diese wohnen sehr gerne unserem Gottesdienst bei und ganz besonders dem feierlichen sakramentalen Segen. Sogar Protestanten schreiben während den Schulferien: Wir denken oft an die hl. Messe und den Segen; es war so schön! Unsere protestantisch. Andachten finden wir nicht mehr befriedigend." Mit großem Mißtrauen kommen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Marienverein in Mariannhill nach Schluß ihrer Exerzitien

solche Kinder anfangs; so z. B. wenn ich abends nochmal durch die Schlafsäle mit dem Weihwasser kam. Das Wasser kam ihnen ganz verdächtig vor, und sobald ich in ihre Nähe kam, haben alle schnell die Schlafdecke über den Kopf gezogen, um nicht von diesem Wasser berührt zu werden. Das tat mir sehr leid und ich erklärte ihnen, welche schöne Gebete, Wünsche und Beschwörungen an dieses Wasser geknüpft sind. Seit dieser Zeit war eine Änderung; keine zieht mehr die Bettdecke über den Kopf, wenn ich komme, aber viele Stimmen rufen: „Thank hou Aunte!" Wir brauchen sehr viel Weihwasser seitdem. Jedes Jahr ist eine Anzahl, welche zur Kirche übertreten und eifrige Katholiken werden. Solche sind auch immer geneigt, im Marienverein einzutreten und sind sehr tätige Mitglieder. Die jährlichen Exerzitien machen sie streng und genau mit. Der Präses, Hochw. H. Pfarrer Fux ist sehr darauf, daß die Sodalinnen in der anständigen einfachen Kleidung das beste Beispiel geben sollen. Große Kraft und Beistand finden sie in der eigenen hl. Messe, welche jeden ersten Sonntag im Monat gelesen wird und wo die Jungfrauen und Jünglinge gemeinschaftlich zur hl. Kommunion gehen. So haben auch die Männer- und Frauenvereine ihren eigenen Tag sowie der Kindheit Jesu-Verein der Kinder. Der Segen Gottes ist darauf. Beim letzten Herz-Jesu-Fest ließen sich vor dem Gottesdienst 150 Personen in die Bruderschaft aufnehmen. Möge der liebe Gott ihren Eifer erhalten und vermehren!

Wer den Wert des wahren Glaubens zu schätzen weiß und auch nur einen Funken christlicher Nächstenliebe in sich trägt, der wird gewiß so vielen armen Brüdern, die in der Finsternis und im Schatten des Todes schmachten, nach Kräften zu Hilfe eilen.

Pius X.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die hl. Theresia,
Patronin der Missionare und Missionen

Die kleine heilige Theresia vom Kinde Jesu war eine große und innige Verehrerin der lb. Gottesmutter. Wie aus ihren Schriften hervorgeht, übte sie die wahre Andacht nach dem seligen Grignon von Montfort. Den Rosenkranz betete sie als Marienkind mit besonderer Freude und Liebe. Der Orden der Karmeliten und Karmelitinnen ist ja in Wirklichkeit der Orden Mariens. Die Karmeliten tragen das Kleid der Mutter Gottes, das hl. Skapulier, und an ihrem Gürtel den Rosenkranz, den sie täglich zu Ehren ihrer Ordenspatronin beten. Die kleine Heilige hat bei ihren Lebzeiten den Rosenkranz wie oft für die Priester, namentlich für die Missionare in den Heidenländern gebetet.

Die kleine Heilige aber wäre zu gerne selbst Missionar, Missionärin geworden. Noch bevor sie in den Orden der Karmelitinnen eintrat, las sie sehr gerne Missionszeitschriften, wodurch sie für das Missionsleben besonders begeistert wurde. Eines Tages legte sie die Missionszeitschriften zur Seite und sagte zu ihrer Schwester: „Ich darf nicht weiterlesen, denn sonst wäre ich fähig, Missionsschwester zu werden; dafür aber bin ich nicht berufen, ich muß im Karmel für die Priester und Missionare beten und opfern." „Die Berichte aus den Missionen", erklärte die Heilige, „seien so begeisternd und hinreißend, daß man sich unwillkürlich angetrieben fühle, auch in die Missionen zu gehen, um die Heiden zu bekehren."

Im Karmel, nachdem sie durch ihr Leiden und ihr Opferleben gereift war und ihre Liebe zum Priestertum, zu den Missionaren, zur hl. Kirche immer feuriger empor loderte, rief sie aus: „Ich möchte die Welt durcheilen, um deinen Namen, o Gott, zu verkünden und in den Ländern der Heiden und Ungläubigen dein Kreuz, o mein Vielgeliebter, aufzupflanzen. Aber nimmermehr könnte ich mich mit einem einzigen Missionsgebiet begnügen, ich möchte an allen Orten der Welt zugleich das Evangelium verkünden und vordringen bis zu den entlegensten Inseln des Ozeans. Ich wünsche Missionar zu sein nicht nur für einige Jahre, sondern es wäre mein heißestes Verlangen, es gewesen zu sein vom Anfange der Welt an, durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende bis zur Vollendung der Zeiten."

Dieser Wunsch der Heiligen wurde wörtlich erfüllt. Durch ihr Gebets-, Liebes-, Leidens- und Opferleben ward sie Missionar nicht nur — wie sie das in ihren Wünschen ausdrückt — für eine Mission, sondern für alle Missionsgebiete der Heidenländer und nicht nur für eine bestimmte Zeit, sondern bis zum Ende der Zeiten. Der Rosenregen, der nach ihrem Tode überreichlich durch ihre Fürbitte vom Himmel herniederströmt, gilt, wie wir das feststellen können, in nicht geringer Weise den Priestern, den Missionaren und den Gläubigen in den Missionsländern aller Gebiete. Es herrscht daher heute in allen Missionen der ganzen Welt heller Jubel, weil die jüngste Tochter der Familie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hl Theresia vom Kinde Jesu, Patronin der Missionare

Martin, die kleine heilige Theresia vom Kinde Jesu, zur Patronin aller Missionare und Missionsgebiete vom Heiligen Vater ernannt worden ist.

Das Dekret vom 14. Dezember 1927, durch das Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. die heilige Theresia vom Kinde Jesu zur besonderen Patronin der Missionare beiderlei Geschlechts auf der ganzen Welt ernennt, bildet gleichsam die Krone der vorhergegangenen Ehren, die seit ihrer Seligsprechung dem demütigen Kinde von Lisieux zugeflossen sind. Zugleich mit der Seligsprechung wurde sie zur Patronin der Karmelitenmissionen erklärt. Unmittelbar daran schloß sich ihre Einsetzung zur

Schutzpatronin des in Rom geplanten Russenseminars. Fast zur selben Zeit wurde sie zur Patronin des Werkes von der heiligen Kindheit ernannt und gleich nach der Heiligsprechung, am 29. Juli 1925 ernannte sie der Heilige Vater zur offiziellen Patronin des Werkes vom heiligen Petrus zur Heranbildung des Eingeborenen-Klerus.

So war in unglaublich kurzer Zeit ein weiter Weg zurückgelegt. Aus Kanada kam die Anregung zur letzten Stufe. Dort war die kleine Heilige längst bekannt. Als die Missionen bei den Eskimos lange Zeit unfruchtbar blieben, warf ein Missionar ein wenig Erde vom Grabe Theresias auf eine Gruppe seiner Zuhörer, die schon fünf lange Jahre seiner Predigt lauschten, ohne im geringsten an Bekehrung zu denken. Die Wirkung war auffallend. Unverzüglich begehrten eine Anzahl die heilige Taufe, ihnen folgten weitere, und die Mission blühte auf. Deswegen kam Msgr. Charlebois, der apostolische Präfekt jener Gebiete, auf den Gedanken, die heilige Theresia als Patronin der nordischen Missionen in Amerika zu begehren. Doch kaum trat er mit dem Plan hervor, als der Kreis sich erweiterte und schließlich alle Missionsbischöfe auf der ganzen Welt mit Eifer den Antrag unterstützten. Sie alle wünschten, daß die kleine Heilige, auf deren Fürbitte in jedem Missionsgebiete auffallende und viele Wunder geschahen, aufs engste mit den von ihr bevorzugten Lieblingen, den Missionaren, verbunden werde. Der Antrag war von 266 Bischöfen und apostolischen Präfekten unterzeichnet. Der Heilige Vater genehmigte mit Freuden diesen Antrag und ernannte die hl. Theresia vom Kinde Jesu zur Patronin aller Missionare und Missionen.

Die neue Ehre unserer lieben Heiligen enthält für uns alle eine wichtige Lehre. Neben dem heiligen Franz Xaver, der sein Leben in den Missionen verzehrt hat, ist die Heilige aus dem Karmelitenorden zur Patronin der Missionare eingesetzt. Eine deutliche Kundgebung, daß ein Gebet der Sehnsucht, von Opfern unterstützt, auf die Entwicklung und den Erfolg der Missionen unter den Heiden von dem nämlichen Einfluß sein kann, wie das Schaffen und Wirken der Priester und ihrer Gehilfen und Gehilfinnen unter tausend Strapazen und Entbehrungen in der Wildnis unter den Barbaren.

Hat nicht auch gerade der hl. Franz Xaver bezeugt, St. Theresia von Avila, die Ordensmutter unserer kleinen Heiligen, habe durch ihre Gebete und Opfer mehr Seelen bekehrt, als er, der große Apostel von Indien und Japan?

An uns ist es, der kleinen Heiligen in feuriger Sehnsucht nach Teilnahme an den Missionen, betätigt durch fleißiges Gebet, Anhören der heiligen Messe, durch öftere sakramentale und noch öftere geistliche hl. Kommunion in dieser Meinung und ganz besonders durch Treue in den kleinen täglichen Opfern, die der liebe Gott in unseren Standespflichten auf unseren Weg streut. Reichen wir der kleinen Heiligen diese unsere unscheinbaren Blümlein hin; in ihrer Hand werden sie zu Himmelsrosen, zu kostbaren Gaben für die Missionare und ihre Pfleglinge und für uns selber zum Unterpfand einer glückseligen Ewigkeit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Urteil über Pater Bernhard Huß

Das Jahrbuch des landwirtschaftlichen Verbandes, London 1930, schreibt folgendermaßen:

. . . Das kooperative Evangelium wurde in den vergangenen 50 Jahren immer wieder ausgelegt, um den Nöten der Landwirtschaft in den verschiedenen Ländern abzuhelfen. Der jüngste Versuch ist der von Hochw. P. B. Huß, RMM., Direktor des St. Franziskus-Lehrerseminars für Eingeborene in Natal (Südafrika). Er sucht in seinem Buche „Volksbanken" den Eingeborenen Afrikas das Sparsystem Raiffeisen nahe zu bringen. Der Verfasser hebt zu Beginn besonders hervor, daß die alte soziale Ordnung der Bantustämme sich als Grundlage für kooperative Zusammenarbeit ganz besonders eigne. Diese Grundlage besteht in solidarischem Gefühl, soziale Gleichstellung der Menschen, gemeinsame Verantwortung, Öffentlichkeit der Arbeit, selbstloser Dienst am Mitmenschen. Dann folgt eine nähere Erklärung des Kredites im Allgemeinen und der verschiedenen Kreditformen wie Staatskredit, Privatkredit und kooperativer Kredit.

Die ökonomische Darlegung ist durchweg in einfacher Weise gehalten, aber dem Volksdenken außerordentlich gut angepaßt. Die Aufgaben und Grundsätze von Volksbanken sind gut entwickelt, verbunden mit einem Plan von Satzungen und dem Vorschlag einer ersten Arbeitsweise. Dann folgt eine genaue Erklärung aller wichtigen Punkte, z. B. unbeschränkte Haftpflicht, welche für den Eingeborenen auf den ersten Blick etwas befremdend und ungewohnt erscheint.

Einen großen Raum nehmen die Ausführungen über das Vorurteil und die sozialen Schwächen der Eingeborenen ein, welche letztere den Fortschritt der kooperativen Betätigung der Eingeborenen ganz besonders hemmen. Vor allem wird hingewiesen auf die Notwendigkeit von Erziehung und auf gesunde wirtschaftliche Grundlagen, um Mißerfolg zu vermeiden.

Der zweite Teil des Buches widmet sich der Geschichte des kooperativen Kredits. Es ist eine Zusammenstellung der Tätigkeit kooperativer Banken und Genossenschaften für landwirtschaftliche Belange gegeben, wie sie in den verschiedenen Ländern existieren. Dann folgt noch ein eigener Abschnitt über die Tätigkeit Raiffeisens, Sir Hovace Plunkett's, Wollemberg und anderen Pionieren der kooperativen Arbeit. Das Buch schließt mit einem Abdruck der einschlägigen Gesetze Südafrikas, so daß es ein vollständiges Handbuch der kooperativen Arbeit für die Eingeborenen Natals darstellt. Die speziellen Anweisungen des Verfassers sind vielleicht zu stark spezialisiert, um das Buch, so wie es ist, anwendbar zu machen für die Verhältnisse anderer Länder. Aber es wird doch von großem Nutzen sein für alle, die kooperative Banken und ähnliche Genossenschaften in Afrika einführen wollen.

Um-Afrika, 2. Januar 1931. P. J. S.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von der alten Zuluherrlichkeit

Von P. Odo Ripp, RMM., Maris Stella

Die Barden

Kam der Barde mit seiner Begleitung in des Königs Nähe, so erfolgte alsogleich die Begrüßung: „Du vom Elephanten, du vom Elephanten! Heil dir! Du vom wilden Tiere! Du wurdest groß, während zurückblieben die andern. Du vom Innern! Elephant, der andere Elephanten übertrifft!“ Es fand nun die Parade vor dem Könige statt. Zu zwei und zwei, in Reih und Glied stellten sich die Krieger auf vor seiner Hoheit, die alsdann Musterung hielt. Auf Kommando „Kehrt“ drehte sich die vorderste Reihe, die minder intelligente Seite des Menschen gegen den „Großen“ wendend, der musterte, ob der Lederschurz u. die übrige Garnitur gut sitze. War alles in Ordnung, so trat die erste Reihe nach hinten ab, und die folgenden unterzogen sich derselben Heerschau. Nachher hatte jeder Scheinkämpfe gegen einen imaginären Feind auszuführen. Zuletzt trat der Barde Mayolwana auf, um für seine Klienten beim König zu danken. Während er nun anhub, in deklamatorischem Tone das Lob der Zulukönige der Reihe nach zu besingen, schlug er den Takt mit der Ferse des einen Fußes oder ging vor dem Könige auf und ab mit den Stöcken in der Luft herumfuchtelnd, bis ihn schließlich die Begeisterung erfaßte, in der er tolle Luftsprünge ausführte. Hatte er den Ruhm eines Königs besungen, so sagte er: „Das war Tschaka. Es versank der Elephant und ging zu den Unterirdischen.“ Kam nun die Reihe an den regierenden Fürsten Mpande, so fühlte dieser sich nicht wenig geschmeichelt ob der Lobeshymnen, mit denen Mayolwana ihn feierte im Angesichte seines Volkes. Kitzelte ihn der eine oder andere Ruhmestitel gar zu sehr, so forderte er ihn auf: „Komm näher, Mayolwana. Sprich doch in meiner Nähe. Ich höre ja, daß es wirklich lieblich ist. Bitte, sprich langsam.“ Mpande selbst pfiff dann dazu, schlug mit Hand und Fuß den Takt. Nur schwer läßt sich in einer anderen Sprache der Sinn dieser dichterischen Ergüsse wiedergeben. Mit dem langgedehnten Ruf „Sywa-ke — Lausche auf“ — zog der Barde die Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich.

Kein Wunder, daß sich solche Despoten wie Götter vorkamen, da sie täglich solche Huldigungen entgegennahmen, sich von dem Schmeichler gleichsam einfetten ließen. Ist es doch auch für Jünger Christi schwer, inmitten von Ehren und hohen Stellungen demütigen Sinn zu wahren und nicht aus dem seelischen Gleichgewicht zu geraten. Seelen, denen das Siegel des Hl. Geistes aufgeprägt und die Salbungen seiner Gnaden zuteil wurden, hatte die kleine hl. Theresia im Auge, wenn sie klagt: „Ach, welches Gift wird täglich denen geboten, welche die ersten Plätze einnehmen! Welch verderblicher Weihrauch!“

Der so berühmte Mayolwana fand schließlich einen tragischen Tod. An einem Zauberer, den er gegen den Wunsch seiner Nachbarn in seiner Nähe bannen ließ, hatte er sich eigenmächtig ob dessen Schwarzkünste gerächt. Er machte ihm mit seinen Leuten den Garaus, steckte dessen Hütten in Brand. Als der König Mpande dieses dreiste Vorgehen gewahrte, schickte er ein Heer gegen ihn aus, um ihn zu töten. Dies erreichte den Barden auf seiner Flucht, wo er sich in einer Höhle verbarg. Ein Mädchen, das gerade am dortigen Bache Wasser schöpfte, bemerkte den heranziehenden Feind und rief: „Sieh, die Häscher sind schon am Fluß.“ Daraufhin kam Mayolwana aus seinem Versteck. In seiner vollen Rüstung, geschmückt mit allen seinen Ehrenzeichen, den vom König geschenkten großen weißen Schild mit einem schwarzen Fleck in der Mitte tragend, ging er dem Feinde entgegen. Auf ein Zeichen stand dieser still und er herrschte ihn also an: „Ihr werdet alle zu Grunde gehen und getötet werden von den unterirdischen Herren. Hört ihr es, ihr Zauberer? Auch Mpande ist ein solcher, da er es mit Zauberern hält.“ Dann schritt er durch die feindlichen Reihen, zum letztenmal laut verkündend die Ruhmestaten der Könige des Zululandes. Als er seinen Schwanengesang beendet hatte, senkte er seinen Schild zu Boden, ließ sich selbst nieder und sagte: „Nun, tötet mich.“ Doch niemand traute sich ihm zu nahen und so bedeckten sie ihn mit einem Hagel von Wurfspießen. Sein letztes Wort war eine Art Prophezeiung: „Höret das Wort, das ihr dem Bösewicht Mpande künden sollt, der es berichten wird jenem Mkanyle, der mich getötet hat. Er wird auch sterben zugleich mit seinem Bruder Konzapi.“ So traf es ein. Beide starben an ein und demselben Tage.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So ging der „Morgenstern" der Barden des Zululandes unter und mit ihm verstummte die dichterische Muse, welche die alte Zulu-Herrlichkeit am eindrucksvollsten besungen hatte. Seitdem sind Jahrzehnte verflossen und inzwischen ist über diesem Himmelsland die Sonne des wahren Glaubens aufgegangen. Freudig schrieb ein Neubekehrter in einem Bericht über eine dortige Osterfeier: „Rom, d. h. die katholische Kirche wächst und entfaltet sich, sagt das ganze Zuluvolk." Dank sei Christus, dem Könige, dem Sieger über Tod und Sünde, der die Fesseln der harten Knechtschaft dieses Volkes gesprengt und es in das Reich der Freiheit der Kinder Gottes aufnimmt. Herr, segne dein Erbe!

Was ein Eingeborener über den Müßiggang denkt

Faulheit ist eine stille und friedliche Eigenschaft, die weder Neid noch Haß erzeugt. Es gibt Leute, die die Trägheit in ihrer vollen „Würde" zur Schau stellen. Sie rühmen sich über ihr Nichtstun. Sie danken ihrem guten Stern, daß sie nichts zu tun haben als jede Nacht so lange zu schlafen, bis sie selbst das nicht mehr können, und aufzustehen, um durch ein wenig Bewegung sich wieder in den Stand zu setzen, weiter zu schlafen. Es sind das Leute, die die Dunkelheit durch doppelte Vorhänge verlängern und die Sonne nie anschauen, als um ihr zu sagen, daß sie sie hassen. Ihre einzige Arbeit besteht darin, die ohnehin schon nachlässige Stellung zu ändern. Ihr Tag unterscheidet sich nur von der Nacht, wie sich ein Sofa oder ein Liegestuhl von einem Bett unterscheidet. Das sind die wahren und offenkundigen Fürsprecher des Müßigganges, die in einem Zustand ungestörter stupider Läßigkeit dahinleben. Sie vergessen alles und sind von den Mitmenschen vergessen. Es sind Leute, die schon lange aufgehört haben zu leben obwohl sie noch auf Erden sind. Bei ihrem Tode können die Überlebenden von ihnen nur sagen: „Sie haben aufgehört zu atmen."

Ein solcher Mensch ist eine Plage, er ist von keinerlei Nutzen für die Menschheit. Er ist ein Eindringling in das geschäftige Treiben des täglichen Lebens; kurz, er ist ein nutzloses Wesen. Er richtet selbst andere fleißige Menschen zu Grunde und macht sich unglücklich. Mag er nun ein Einkommen haben, um seiner Trägheit frönen zu können, oder aber bei seinen gutmütigen Freunden schmarotzen, auf jeden Fall wird er verachtet. Er ist ein verbrecherischer Verschwender und ein äußerst zäher Verfechter der Worte: Bedürfnisse und Schande. Er ist ein ungeordnetes Arbeitsfeld des Teufels, der an ihm herumwirtschaftet und nichts gutes kann jemals von ihm erwartet werden. Solch ein Mensch ist eine Last und Bürde für seine Rasse, sein Volk, eine Bürde für seine Eltern und eine Last für sich selber. Darum: „Auf, Afrikaner, laßt uns aufwachen und arbeiten!"

Herbst

Von Dina Ernstberger

Der Herbst greift an unser Innerstes wie der Mai. Nochmal zeigt sich die Natur in ihrem schönsten Glanze, wenn der Spätsommer sich leise in den Herbst verwandelt. Die Natur hat den Höhepunkt überschritten, aber sie gibt uns vor ihrem Sterben ein letztes Blühen und Leuchten und vollsaftiges Reifen.

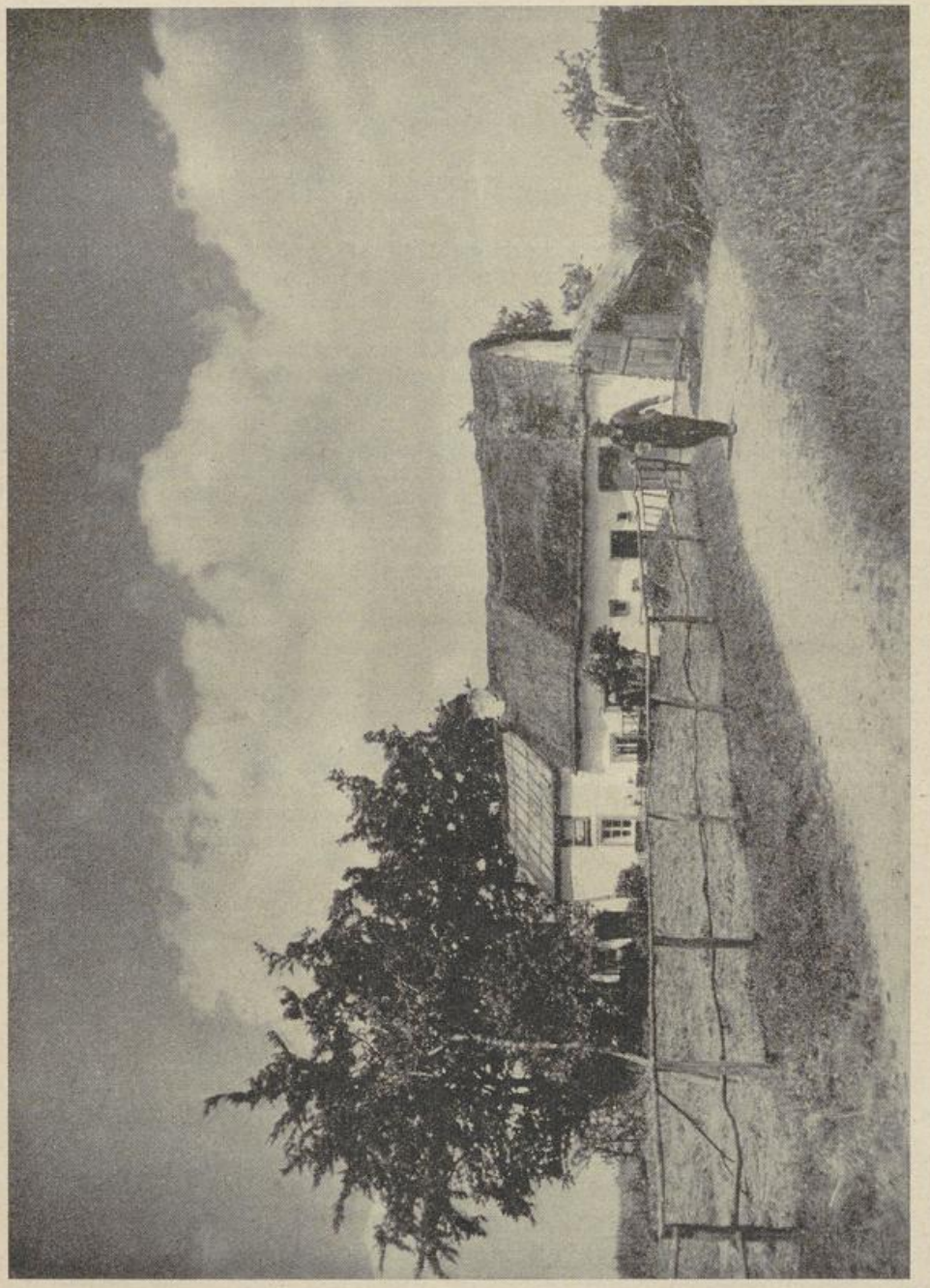
Herbstsonnenschein taucht alles in glühendes Licht. Wir freuen uns der Pracht und vergessen, daß nur allzurasch die Abendschatten zu dunkeln beginnen und uns sagen: „Es ist ausklingende Sommerzeit."

Die Natur stirbt schön und reich. Sie schenkt uns ihren Reichtum vor dem Ende. Wirft uns süße Früchte in den Schoß, welche die Som-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mersonne reifen ließ und sie überschüttet uns mit reichen Gaben für die Zeit, wo es um uns kalt und dunkel wird.

Die Herbstsonne führt uns über abgeerntete Felder einsame Wege.



Bauernhaus in der Eifel

Im langen schwermutvollen Sinnen verliert sich der Blick in der klaren, kristallreinen Luft, im Dorf brummt die Dreschmaschine; hoch oben ziehen abschiednehmend Vögel über uns hin. Die Herbstsonne drückt uns den Kuß stiller Resignation auf die Stirne. Unsere Seele hält Einkehr,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

horcht hinab in die Tiefen des eigenen Lebens. — Auch für sie geht einmal die Sommerzeit zu Ende, und Herbstwinde holen Blatt um Blatt vom Lebensbaum, bis nur noch das Astgerippe steht. — Vielleicht frühzeitiger wie bei andern Kameraden, die am weniger zugigen Eck stehen. Die Schicksalsstürme wehen nicht überall gleich. Hier schon ein kahles Astgerippe, dort noch ein voller Blätterkranz.

Dem einen zerzaust der Herbstwind das letzte Blatt, indes manch anderer an geschützter Stelle noch im prächtigen Farbenschmuck des Herbstes leuchtet. Aber auch für die kommt bald der Tag, wo ihre Blätterkrone fällt. Der Lebenswinter bleibt keinem erspart, und keiner ist, der nicht vorher sein Teil Kraft hergegeben hätte, ob verschwendend im Feuer der Jugend oder sparsam, in der Besonnenheit des Alters.

Sonnenwende! — Spätsommerzeit! — Abnehmende Tage, Sinnbild des Lebens! —

Es gibt auch eine Mittagshöhe im Menschenleben; eine Zeit der Vollkraft des Schaffens; eine Sonnenwende und einen Niedergang.

Langsam weicht die Jugend und die Kraft dem nahenden Alter; — Alltagslos! —

Für jeden kommen einmal die kurzen trüben Tage, denen Wärme und Sonne fehlt, wo es Nacht zu werden beginnt. Wohl dem, der durch das Dämmerdunkel das Licht des Ewigen schaut. Ob auch alles, was ihm lieb ist, verwelkt und in Nichts zerstiebt, — der Glaube gießt geistiges Hoffen in die Seele, daß sie irdisches Glück darüber vergißt.

Für den, der glaubt, vollzieht sich das Loslösen von all dem, was man geliebt, ohne herben Schmerz, durchleuchtet von der Harmonie des Ewigen, Unvergänglichen. —

Lampenlicht, — Herdfeuer, — wohlige Wärme, — helldunkle Farben. Wenn die Herbstsonne sinkt, trägt der Mensch nicht mehr sein Sinnen und Sorgen hinaus in die Weite und Schönheit der Natur, sondern in ein dämmeriges Zimmer, wo prasselndes Feuer im Ofen helle Lichter über liebgewordene Möbel wirft und wir im ernsten Sinnen in das Glühen und Knistern des verlöschenden Feuers blicken, indes der Herbstwind an das Fenster klopft und das Lied von der Vergänglichkeit singt.

Dann scheidet sich nicht nur die Zeit, sondern auch die Menschen.

Seelentiefe und Seelennot führt all die enger zusammen, welche den Quellrieseln ihres Innern lauschen und nicht im sinnlosen Hetzen den Nichtigkeiten des Alltags nachjagen, um darüber das Höchste, die geistigen Werte zu verlieren.

Diese Dämmerstunden des Herbstes am wärmenden Feuer sind für viele Brutstätten geistigen Werdens; segen- und freudespendend allen Innerlichen; — all denen, welche sich vor dem kühlen Anhauch irdischer Vergänglichkeit in die Welt des Geistigen flüchten.

Für die bedeutet der Herbst kein Vergehen, sondern ein Auferstehen, — Frühlingszeit! — —

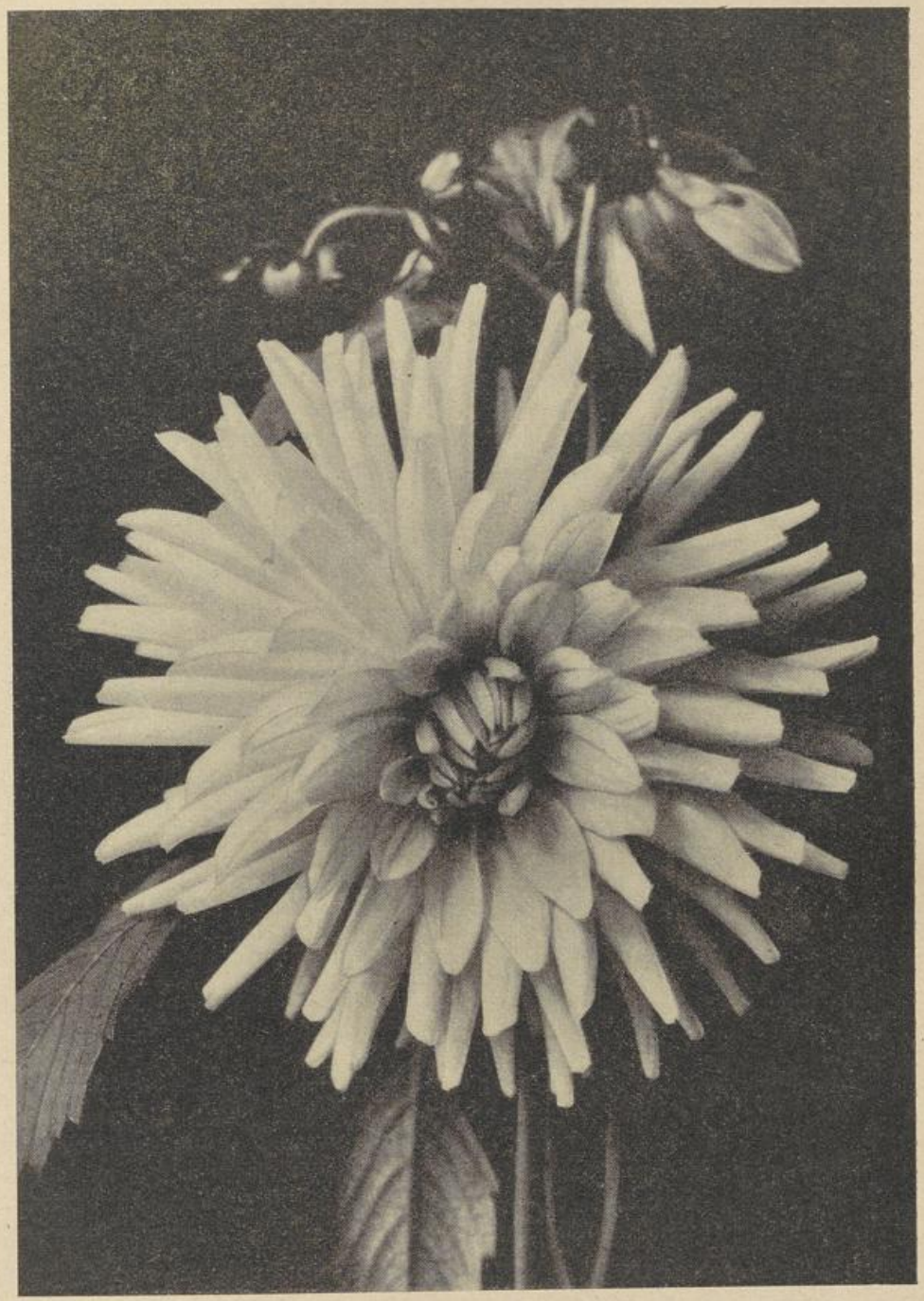
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf zur katholischen Aktion!

Die Bekehrung der Welt, die Verbreitung des hl. Glaubens! Sagt es allen, an jedem Orte, daß dies die Sache ist, die am meisten unseren Geist beschäftigt, die auf's tiefste unser Herz bewegt, die an der Spitze aller unserer Gedanken steht, die allen unseren Gefühlen zugrunde liegt." So unser Hl. Vater. — Für 1000 Millionen Heiden hat die Schicksalsstunde geschlagen. Außer den römischen Christenverfolgungen, außer der Periode der Völkerwanderung, außer der furchtbaren Zeit der „Reformation" und „Gegenreformation" hat die Kirche vielleicht noch keine solche Schicksalsstunde in ihrer Missionsaufgabe erlebt, wie heute. Erschüttert lesen wir im großen Missionsrundschreiben des Hl. Vaters vom 28. Februar 1926: „Solange Wir noch nach dem Ratschluß der göttlichen Vorsehung das Licht dieser Erde schauen werden, solange wird Uns dieser Teil Unseres Apostolischen Amtes mit Angst und Sorge erfüllen. Immer wieder erwägen Wir es im Geiste, daß es noch tausend Millionen Heiden gibt, und Unser Herz findet keine Ruhe und es ist, als vernähmen Wir in Unserem Innern das erschütternde Wort: „Rufe und lasse nicht nach, wie eine Posaune erhebe deine Stimme!" „Christus ruft!" betitelt sich ein Broschürchen von P. Fischer, das Aufklärung gibt über den herrlichen Missionsberuf (Missionar, Missionsbruder, Missionsschwester) und das von St. Peter in Tirschenreuth zu beziehen ist. In Tausenden von Exemplaren sollte es verbreitet werden. Das wäre katholische Aktion. Es heißt darin: „Es gibt tatsächlich in unserer Heimat Tausende von jungen Leuten, die sehr gut abkömmlich sind, die ihrem Leben im Missionsberufe einen weit idealeren und schöneren Inhalt geben, sich und viele Heiden wahrhaft glücklich machen könnten, wenn sie den Ruf des Herrn hören wollten: „Gehet in meinen Weinberg! Dort findet ihr eine würdige Lebensaufgabe, einen Lebenszweck, der wirklich des Daseins Mühe reichlich lohnt!" Es ist einer der schmerzlichsten Gedanken des einsamen Missionars in den Heidenländern, wenn er sich erinnert, daß in seiner Heimat Tausende von jungen Leuten sind, die nicht wissen, was sie mit ihrem Leben eigentlich anfangen sollen, während auf seinem Arbeitsfeld so viele Seelen verloren gehen, die gerettet werden könnten, wenn es nicht so sehr an Missionsarbeitern fehlte. In dieser schmerzlichen Stimmung schrieb der Seelenretter Franziskus Xaverius einst aus Indien folgende ernste Worte nach Paris: „Viele werden in diesen Gegenden nicht Christen einzig aus dem Grunde, weil es an solchen fehlt, die ihnen das Evangelium verkünden. Darum durchwandere ich im Geiste oft die Universitäten Europas, erhebe meine Stimme und fahre jene, die mehr Wissenschaft als Liebe besitzen, in höchster Heftigkeit mit den Worten an: „Wehe, welch ungeheure Zahl von Seelen geht durch eure Schuld des Himmels verlustig und fährt auf ewig zur Hölle!"

Der Missionsberuf hat von jeher die edelsten Herzen unter der katholischen Jugend mit seinem hl. Feuer erfüllt und begeistert. Das ist begreiflich Er ist ein wahrhaft göttlicher Beruf, durch den das wichtigste Ziel hinieden erreicht werden soll: „Daß alle Menschen den allein wahren Gott erkennen und den er gesandt hat, Jesus Christus." — Er soll Jesu-Herzenswunsch verwirklichen: „Daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen." Das Missionswerk ist der ergreifende Ausdruck des Seeleneifers, der rettenden Liebe und des Heilsverlangens unseres Erlösers. Seit 1900 Jahren fährt er in seinen Missionaren fort Heilandsarbeit unter den Heidenvölkern zu verrichten: Zahlreiche mutige junge Leute folgen auch heute noch freudig Jesu Ruf: „Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie!" — Wenn unsere katholischen Jünglinge und Jungfrauen über diesen herrlichen Beruf belehrt und dafür mit Liebe erfüllt werden, so dürfen wir sicher sein, daß ganze Scharen unter die Fahne des Heilandes eilen, um den glorreichen Kreuzzug des Reiches Gottes in den Heidenländern mitzumachen. Dieser Beruf ist so herrlich, daß er ein junges Herz unwiderstehlich begeistert."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Marienrose
eine schöne weiße und zarte lilageränderte Dahlie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herbstmahnung

Über die Wälder schießen die Schwalben her,
Fliehen vorm Herbste hinunter zum schimmernden Meer.
Blätter und Blüten entwirbelt der jagende Wind.
Seele, nun kommen die Tage, die trübe sind.

Sieh, wie der Schnitter die goldenen Garben schon barg
Siehe die Hügel, wie stehen sie kahl und karg!
Horch, wie die Glocken dich mahnen im Abendschein:
„Seele, nun sammle auch du deine Ernte ein!"

Irgendwo liegt schon der Hügel, darin du einst ruhst!
Irgendwo steht schon die Tanne, aus deren Brust
Sie dir einst schnitzen den Sarg zu der letzten Ruh'.
Irgendwo fragt schon ein Kreuzlein: „Und du? Und du?"

Arno von Walden

Das Paradieszimmer

Von Joseph Spillmann, S. J.
Nachdruck verboten! (Fortsetzung)

„Das war doch aller Ehren wert gehandelt", warf ich dazwischen.

„Gewiß. Am selben Tage noch, es war der siebente Christmonat Anno 82, erließ er vom Hause Dilborn aus eine feierliche Verwahrung gegen seine Verbindung mit der Betrügerin und machte den Prozeß beim geistlichen Gerichte in Jülich anhängig. Aber seit jenem Tage ist der arme Herr Arnold ein gebrochener Mann. An bösen Zungen hat es leider niemals Mangel, und so fehlte es nicht an Stichelreden und Ohrengebläse. Das tat ihm bitter weh, und vermeinend, er habe seinem edeln Namen einen groben Schimpf angetan, schämte er sich also vor seinen Standesgenossen, daß er jeden Umgang vermied und gar menschenscheu, ja fast schwermütig wurde. Als das nächste Jahr die große Türkennot brachte, da der Kara Mustafa Wien belagerte, machte er sein Testament mit dem Entschlusse, sein von Nöten bedrängtes Leben dem Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit zu weihen. Ich und einige Diener, darunter der Grates, begleiteten ihn.

Zur glorreichen Schlacht vor Wien kamen wir leider zu spät, indem die Stadt schon befreit, der Türk aber auf der Flucht war. Allein es gab im Feld noch genug zu tun. Wir folgten den Fahnen des Herzogs von Lothringen die Donau hinaub. Vor Pest pflückte unser Herr schöne Lorbeeren, was ihm wieder etwelchen Lebensmut in seine Brust gab. Aber bald war es auch damit zu Ende, sintemal andere Edelleute, die weit weniger getan haben als unser Herr, vom Kaiser höchlich ausgezeichnet wurden, während um seine glorreichen Taten kein Hahn krähte.

„Um dieselbe Zeit kam auch ein Brief aus Geldern, in welchem der Erbmarschall schrieb, das geistliche Gericht von Jülich habe die Ungültigkeit der Ehe zwar anerkannt, die leidige Dausque aber gegen sotanen Spruch Berufung nach Rom eingelegt, und es sei daher nötig, daß Herr Arnold zurückkomme. Ritten also selbander nach Hause. Jetzo fing der heillose Rechtshandel erst recht von vorne an, sintemal nicht nur das verlogene Schandweib alles tat, um dem Heiligen Vater ein X für ein U zu machen, sondern auch die Herren Fürsprecher und Rechtsanwält es meisterlich verstehen, eine solche Sache in die Länge zu ziehen und Lügen auf Lügen zu häufen! Mein Herr mußte nach Rom, und endlich wurde das Urteil in letzter Instanz gesprochen: die Ehe sei null und nichtig, die Dausque habe die Kosten zu tragen. Als der Graf zurückkam, war er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

noch menschenscheuer als früher und wollte sich in eines seiner Schlösser vergraben. Da half nun mein Bitten und Betteln wenig, er möge freien, anerwogen er solches seinem Geschlechte schulde. seine Widerrede war immer dieselbe, indem er mich fragte: „Welches edle Fräulein wird einem Menschen, der also das Landesgespräch war wie ich, seine Hand bieten?“

„Aber man wußte doch, wie alles gekommen war?“ fragte ich.

„Seht, Meister Jan, die Leute glauben immer leichter Böses als Gutes vom Nebenmenschen. Dieweil nun zur Zeit des Prozesses gar viele Verleumdungen ausgestreut wurden, vermeinten manche, die Dausque sei nur verstoßen, weil sie nicht von Adel sei, und wäre die Ehe mit ihr dennoch gültig. Ich glaube, es wäre meinem jungen Herrn wahrlich schwer geworden, eine passende Verbindung einzugehen, und hatte mich dazumal bereits in den Gedanken ergeben, daß der alte Stamm der Schenk von Nydeggen also ruhmlos verdorren werde. Da half der edle Erbmarschall wiederum. Er lud meinen jungen Herrn so freundlich auf sein Schloß Haag, daß dieser seine Einladung nicht, wie er sonst gewohnt war, zurückweisen konnte. Dort lernte Herr Arnold dessen Tochter Katharina kennen, die reine Unschuld und den heitern Frohsinn selbst. Der edle Graf hatte seinem Kinde viel von den Heldentaten unseres Herrn im Türkenkriege erzählt, daher es nicht zu verwundern war, daß das fröhliche Mädchen den bleichen, ernsten Gast, den der Vater so hoch schätzte, gar sehr ehrte und bewunderte. Nun ist aber von der Bewunderung zur Liebe nur ein kleiner Schritt. Summa: Die beiden Herzen entbrannten in kurzer Zeit zueinander. Solches sah der Vater nicht ungern, ja er ermutigte meinen Herren freundlich zur offenen Werbung.

„Aber Herr Arnold wollte lange nicht an sein Glück glauben, und als er endlich an der Liebe Katharinas kaum mehr zweifeln konnte, wäre er uns beinahe recht kopfscheu geworden. Er hatte bald heraus, daß auch kein Sterbenswörtchen des leidigen Klatsches, der sich an seinen Namen geheftet hatte, an das Ohr dieses unschuldigen Kindes gedrungen war. So bat er eines Tages beim Erbmarschall um die Hand der jungen Gräfin. Die Werbung wurde angenommen, und da man aus Gründen, die auf der Hand liegen, eine feierliche Hochzeit vermeiden wollte, benutzte der Erbmarschall die geschlossene Zeit des gnadenreichen Advents, in welcher wir gerade waren, um den heiligen Ehebund in aller Stille schließen zu lassen. So kam auf St. Nikolaustag 1694 Frater Ambrosius, der Pastor von Geldern, auf das Schloß Haag; mit ihm Frater Marcellus vom heiligen Peter. Und hatten wir zwei, nämlich dieser Frater Marcellus und ich, Johann Matthias von Afferden, die sondere Ehre, unsere Namen als rechtschaffene Zeugen unter das rechtskräftige Dokument der Ehe zu setzen, welche von Frater Ambrosius eingesegnet wurde. Schon am Tage darauf hielt das junge Paar seinen stillen Einzug in Blyenbeek, wie Ihr Euch dessen noch erinnern werdet.“

Da fragte ich ihn vorwurfsvoll: „Und Ihr habt der edeln Frau Katharina nichts von jener Emerentiana Dausque gesagt?“

„Keine Silbe! Was sollte ich auch das unschuldige Herz mit der düstern Geschichte ängstigen und vielleicht gar die Verbindung unmöglich machen, welche das Lebensglück meines jungen Herrn und die Zukunft seines edeln Geschlechtes gefährdet hätte? Ihr Herr Vater wußte ja alles; mochte er seiner Tochter von dem Jugendleben meines Herrn mitteilen, was er entweder für notwendig oder für ersprießlich hielt! Der kluge und fürsichtige Mann hat es aber offenbar für besser erachtet, dem ganz unschuldigen Kinde nichts davon zu sagen, anerwogen ihm die Ehe mit dem hochedeln und, wie er sich überzeuget hatte, trotz sotanen Jugendfehlers durchaus braven und ehrenfesten Herrn Arnold sehr am Herzen lag, er auch gegründete Hoffnung hatte, es werde seiner Tochter die leidige Geschichte von der Dausque niemals zu Ohren kommen. Es wurde nämlich damals der Tod der Emerentiana glaublich berichtet.“

„Wohl, wohl! Ich entschuldige Euer Tun, ob ich es gleich nicht billigen kann. Möge es niemals schlimme Folgen haben! Was würde wohl geschehen, wenn unsere gnädige Frau jetzo die Wahrheit erführe oder, was schlimmer, den Klatsch, die Verleumdung? oder wenn nun jene Emerentiana ihr eines Tages unter die Augen trete?“

„Dennoch wäre es vielleicht besser“, riet ich, „Ihr würdet dem Herrn Eure List gestehen. Herr Arnold könnte seiner Gattin die Sache jetzt in einer Weise beibringen, daß es gewiß keine schlimme Folge hätte, wohingegen es gar traurig wäre, wenn die gnädige Frau unvorbereitet und unrichtig über das leidige Begebnis unterrichtet würde.“

In selbiger Nacht quälte mich aber ein böser Traum. Es schien mir, der alte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kriegsoberst Martin Schenk stehe in seinem Lederkoller vor der Wiege des kleinen Christoffel und suche grimmig lachend das Knäblein mit seinen großen Stulphandschuhen aus den Windeln zu reißen, was meine gnädige Frau mit lautem Geschrei zu verhindern trachtete. Ich nun wollte ihr helfen und faßte den alten Schenk an seinem Koller; da war es aber nicht mehr der Kriegsoberst, sondern ein Weib, und der böse Schenk stand jetzt hinter mir und kicherte mir ins Ohr: „Hi, hi, das ist sie, die Emerentiana Dausque!"

Das Wort tönte noch in meinen Ohren, als ich aus dem Schlafe auffuhr und mich in Angstschweiß gebadet fand, derweil die ersten Lichter des Morgengrauens durchs Fenster hereinfielen.

3.

Wie die Schlange ins Paradies kam

Dieweil ich nicht mehr einschlummern konnte, stand ich auf, packte mein Malergeräte zusammen und begab mich nach der Rehwiese, um in dem frühen Morgenlicht an einem Landschaftsbilde zu malen. Der Schloßherr gab mir gerne freie Zeit für meine eigenen Malereien. Schritt also mit meinen Siebensachen über die Schloßbrücke und hatte bald meinen kaum zweitausend Schritte entfernten Platz erreicht, allwo ich die Staffelei zurechtstellte und ein halbfertiges Bild daraufsetzte. Dann trug ich die Farben auf die Palette und begann still und emsig zu malen.

Das Bild war bereits gänzlich grundiert und der klare Morgenhimmel mit hellen Rosawölkchen mir so gut gelungen wie noch nie. Auf der Moorwiese zitterte ein feiner grauer Nebel, so einen zarten durchsichtigen Schleier über den dunkeln Kiefernwald im Hintergrunde wob, während den Vordergrund eine schöne Baumgruppe mit der kräftigen Laubkrone einer Eiche und schwankem Buchengezweig zierte. Der Baumschlag war mir immer noch ein gar schwieriges Stück Arbeit; aber diese Gruppe schien doch nicht schlecht geraten. So malte ich zunächst an einem Reh, das sich trinkend zum Bache neigte, während der Bock hinter ihm wachsam witternd den Kopf in die Luft hob und wartete auf den ersten Strahl, den die liebe Sonne der Baumgruppe vor mir zusenden würde. Sotane Lichtwirkung wollte ich dann versuchen, auf die Leinwand zu bringen. Mochte so etwan eine halbe Stunde emsig gemalt haben und war ganz in meine Arbeit vertieft, als der erste Sonnenstrahl über die weißen Buchenäste zuckte und auf dem grünen Laubwerk zitterte. Rasch hatte ich den Pinsel gewechselt und setzte das Schlaglicht kräftig auf das Gezweig; da bot mir eine Stimme hinter meinem Rücken einen freundlichen Morgengruß.

Doch die plötzliche Unterbrechung hatte mir die rechte Stimmung geraubt. Da ich solches vermerkte, sprang ich in hellem Zorne auf, wandte mich um und war im Begriffe, dem Weib, das mich angeredet hatte, die Palette an den Kopf zu werfen. Hätte ich es nur getan! Als ich aber ganz unerwartet eine fremde Frau vor mir erblickte, war ich so verwirrt, daß Pinsel und Malerstock beinahe meiner Hand entfallen wären; hatte nämlich gemeint, es habe mir eine von den Bauerndirnen einen guten Tag geboten. Die Fremde war aber eine Frau von gar stolzer Gestalt, mit einem blassen Angesichte, aus dem große, glänzende Augen hervorleuchteten, und hatte selbige über Kopf und Schultern ein Spitzentuch geworfen, aus dem einige Strähnen schwarzen Haares hervorquollen.

Stotterte also eine Entschuldigung her; aber die Dame sagte mit einem Lächeln in ordentlichem Deutsch, wiewohl mit fremdländischem Ton: „Nicht Ihr, sondern ich habe um Verzeihung zu bitten; maßen ich leider sehe, daß meine Störung den Genius verscheucht hat, welcher hier eben den Pinsel führte." Mit welchem freundlichen Worte sie näher zur Staffelei trat und das Landschaftsbild betrachtend sagte: „Bei dem göttlichen Apollo! Ein fürtreffliches Gemälde! Die Eiche ist gar prächtig ausgeführt! Der Hintergrund aber, so man wie durch einen Schleier mehr ahnet als schaut, ist ein Meisterwerk! Der Herr ist bei den Niederländern in die Schule gegangen?"

So war ich noch nie gelobt worden, und in meiner Einfalt hielt ich das alles für eitel Wahrheit, die Fremde aber für eine große Kennerin. Antwortete demnach, ich hätte allerdings eine kurze Zeit bei Wouverman gelernt, nicht bei dem berühmten Philipp, sondern bei dessen jüngerem Bruder Peter. Aber leider nicht lange genug.

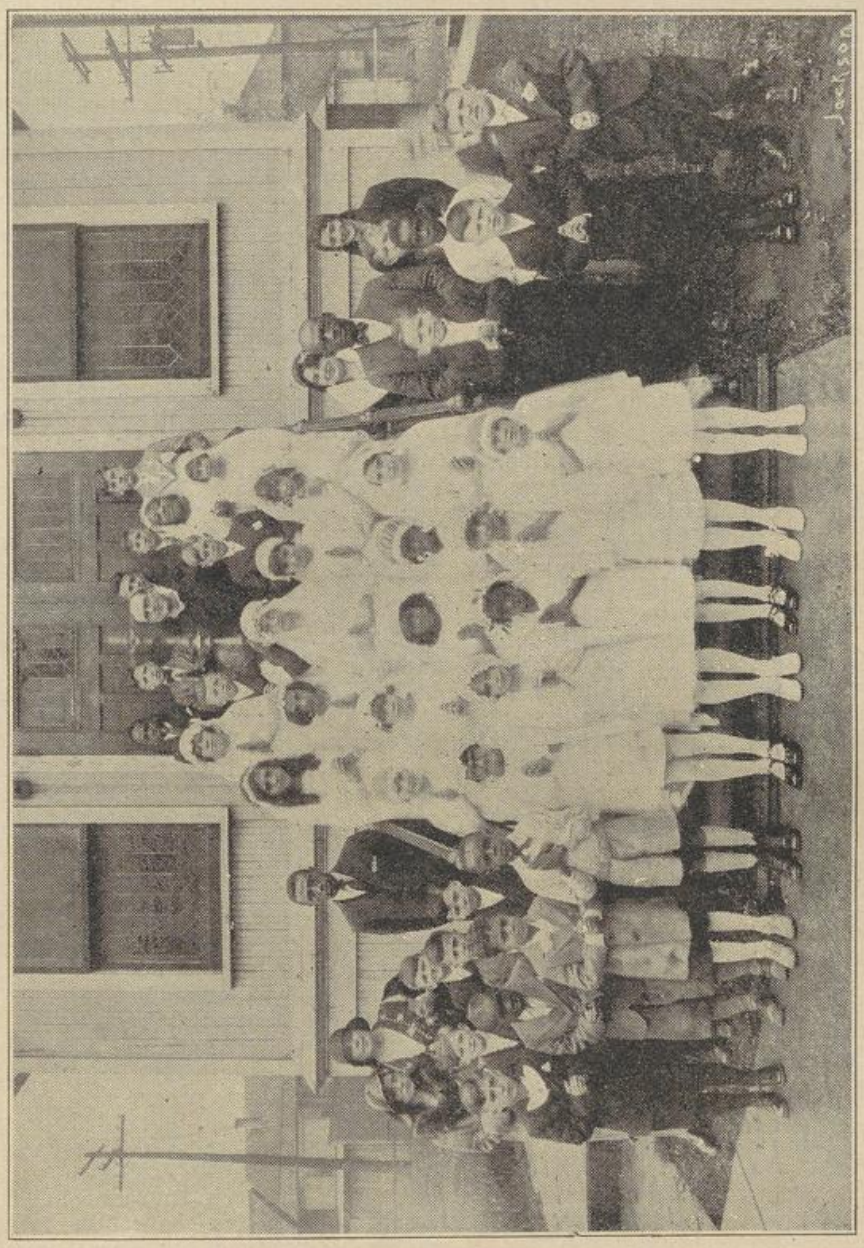
„O, der Herr hat viel gelernt!" schmeichelte mein falsches Kätzchen. „Der helldunkle Hintergrund ist ganz Wouverman, wohingegen die Eiche freilich an Claude Lorrain erinnert. Die Landschaftsmalerei ist des Herrn eigentliches Fach?"

Mit jeglichem Lobspruch lockte die Hexe mich eiteln Gimpel näher an die Schlinge, wovon ich aber weniger ahnte als ein Kindlein in der Wiege; war viel-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mehr geschäftig, den Weihrauch aufzusaugen, den sie mir hinstreute, wie ein Vogler den Finken Hanfsamen. Sagte also, ich könne mich leider nur in freien Stunden der Landschaftsmalerei widzierungen versehen seien, welche der jetzigen Mode entsprächen.

„Wenn der Herr Blumen und Früchte noch besser zu malen verstehet als Landschaften", fuhr jetzt die Fremde in



Erstkommunikanten von St. Benedikt in Detroit, U. S. A.
(Mariannhiller Mission)

men, anerwogen ich nicht die Mittel hätte, nach meinem Genius zu arbeiten. Ich sei auf dem Schlosse angestellt und müsse die Zimmer mit passenden Schildereien versehen. Blumen und Fruchtstücke seien mein Fach. Nebenbei sei ich auch an der Schnitzbank tätig und werde noch lange zu schnitzen haben, bis alle Zimmer und Säle mit Kaminver-

gar einschmeichelndem Tone fort, „so müssen das große Kunstwerke sein; anerwogen schon Eure Landschaft ein wahres Meisterwerk ist. Wie würde ich mich freuen, wenn ich selbige bewundern könnte! Wäre es nicht möglich, daß Ihr mir wenigstens eines von diesen Blumenstücken zeigtet?"

„Solches wird keine Schwierigkeit ha-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ben. Ich will Euch beim Herrn Marquis anmelden", antwortete ich, von sotanen süßen Reden gänzlich gefangen.

„Ich möchte mich doch nicht gerne anmelden lassen", sagte die Fremde. „Ich bin auf einem Pilgergange zu Unserer Lieben Frau nach Kevelaer, habe mich gestern abend auf der Heide verirrt und mußte die Nacht da drüben bei der Windmühle in einer Hütte zubringen. Dahero ist mein Anzug, wie der Herr wohl bemerken kann, nicht also beschaffen, daß ich den Herrschaften darin vorgestellt werden möchte; habe überdies gelobet, meinen Bittgang inkognito zu vollenden und meinen Namen niemand zu nennen. Aber, lieber Meister, es ist ja jetzo kaum morgens 5 Uhr, und die Herrschaften werden nach dem gestrigen Feste noch wenigstens etliche Stunden schlafen. Da ist es ja leicht, daß Ihr mich ungesehen hineinführet und mir Eure fürtrefflichen Malereien zeiget."

Erst jetzt bemerkte ich, daß die Kleidung der Dame, so kostbar der schwere, dunkelgrüne Damaststoff auch war, sich allerdings für eine Vorstellung nicht eignete. Das Spitzentuch war nicht rein, das freilich modisch spitz zulaufende Leibchen hatte schadhafte Stellen; der Saum des Kleides aber schleifte nicht nur taunaß, sondern an vielen Stellen zerfetzt am Boden hin. Das alles hätten für mich Gründe genug sein müssen, hinterdenklich zu werden. Aber das süße Lob, das sie meiner Malerei gespendet hatte, raubte mir einfältigem Gecken jede Besinnung; vermeinte also, es werde eine gar vornehme Dame sein, so in zerrissenen Kleidern, wie sie es fürgab, der Mutter Gottes von Kevelaer einen Bittgang gelobet habe, und dachte sogar durch sie etwan hohe Protektion und einen Namen zu gewinnen. War also in meiner Dummheit gleich bereit, sie heimlich in das „Paradies" zu geleiten.

„Man führt also ein zufriedenes Leben auf dem einsamen Heideschlosse?" fragte die Fremde, als wir just über die äußere Brücke gingen.

„Ein Leben wie im Paradiese!" antwortete ich. „Der Herr ließ mich deshalb auch das Prunkgemach, in welches ich Euch führe, als eine Art Paradies malen."

Ein absonderliches Lachen spielte um die Lippen der Frau, das mich stutzig hätte machen müssen, wäre ich nicht gänzlich verblendet gewesen. Aber sie machte mir auch kein schlechtes Angebot auf mein Landschaftsbild, um mich in meiner Verblendung noch mehr zu befestigen, derweil wir über die innere Brücke schritten. Traten also in das „Paradies", ohne daß mir im Traume eingefallen, welches Unheil ich eitler Geck hiermit vollbrachte.

„Ah!" rief die Fremde. „Wer hätte eine solche Pracht in dem einsamen Schlosse vermutet! Und Ihr habt diesen herrlichen Plan entworfen?"

„Der Plan ist eigentlich mehr das Werk des gnädigen Herrn, so wohl im Lande Italien ähnliches gesehen haben mag. Allein die Figuren habe ich modelliert und geschnitzt; auch die Schildereien an der Decke gezeichnet und gemalet."

Worauf sie noch einen stärkeren Weihrauchdampf entzündete und mit glatten Worten zu rühmen fortfuhr: „Meister, Ihr habet ebenmäßig so viel Talent für die Skulptur als für die Malerei. Freilich, die prachtvollen Frucht- und Blumengirlanden übertreffen alles und sind selbige in Wahrheit eines Seghers würdig!"

In währender Zeit wurde es aber im Schlosse lebendiger. Endlich, als schon zum drittenmal die Anna, welche die Tafel für das Frühstück bereiten wollte, die Türe geöffnet hatte, kam mir denn doch der Gedanke, daß es hohe Zeit sei, die Fremde aus dem Schlosse zu führen.

Allein die Dame wollte meine Worte nicht verstehen. Sie setzte sich auf einen der hochlehnigen Stühle und belobete in immer zierlicheren Worten die Girlande des Sommers. Das Ding wurde mir unbehaglich, obgleich mir noch keine Ahnung von dem Unheil kam, das meine verwünschte Eitelkeit angerichtet hatte. Nahm mir also schließlich ein Herz und bat die Fremde mit deutlichen Worten, zu gehen. Aber sie machte keine Miene, meiner Bitte zu entsprechen, ersuchte mich vielmehr um ein Stück Papier und einen Zeichenstift, sintemal sie sich zum mindesten für eine Stickerei die gar zu fürtrefflich gelungene Anordnung der Sommergirlande merken müsse. Wiederholte also, es sei hohe Zeit, die Tafel für das Frühstück zu bereiten, da die Herrschaften gewohnt seien, früh aufzustehen. Aber die Person blieb ruhig sitzen und fragte, wo ich das Modell zu den prächtigen, güldenen, rotwangigen Frühäpfeln aufgetrieben habe. In meinen Nöten versprach ich ihr eine Zeichnung sämtlicher vier Girlanden; nur möge sie jetzt um des Himmels willen gehen.

Als sie nun zu meiner inständigen Bitte nur lachte, riß mein Geduldsfaden, und fuhr sie in hellem Zorne an: „Ihr seid keine vornehme Dame, wofür ich Euch in meiner Dummheit hielt! Ihr seid eine Landstreicherin, und wenn Ihr Euch nicht augenblicklich Eures Weges

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

trollet, werde ich den Herrn Kastellan oder den Herrn Marquis rufen, und dieser . . ."

„Ruft ihn doch!" unterbrach mich das freche Weibsbild mit unverschämtem Hohn.

Da auf einmal blitzte durch mein Gehirn ein Gedanke, der mich so erschreckte, daß ich mich auf meinem Stuhle aufrecht halten mußte. Preßte endlich mit Mühe die Frage heraus: „Wer seid Ihr? Ihr seid doch nicht . . ."

„Wer ich bin, werdet Ihr sonder Zweifel erfahren, sobald der Schloßherr mich sieht — ruft ihn!" erwiderte die Fremde und setzte sich auf das Lotterbett. Mir aber tanzten vor heller Angst und Zorn die vier Jahreszeiten vor den Augen; stürzte also, meiner selbst kaum mächtig, auf die Türe zu, um den Marquis, den Kastellan, wußte selbst nicht wen, zu rufen; prallte aber, da ich justement die Klinke faßte, mit dem alten Matthias zusammen, der in der Türe erschien. Es hatten ihn nämlich die Mägde, so das laute Gespräch gehört hatten, herbeigerufen.

„Was geht denn hier vor? Wer ist denn hier eingedrungen?" — fragte der alte Mann eintretend. Als er aber die Frau auf dem Lotterbett erblickte, öffneten sich seine Augen weit, und die Farbe wich aus seinem Gesicht, daß ich schier meinte, es habe ihn der Schlag gerührt.

„Ihr hier, Madame!" brachte er endlich, zum Tode erschrocken, über seine bebenden Lippen.

„Wie ihr seht", antwortete frech die Fremde. „Der Meister Maler ist so freundlich gewesen, mich in dieses Haus zu führen, das von Rechts wegen mein Schloß ist, und da ihr mich kennt, werdet ihr auch die Güte haben, mich bei meinem Gemahl zu melden."

„Bei eurem Gemahl!" rief der Kastellan. „Ihr wißt sonder Zweifel ganz gut, daß ihr keinerlei Fug oder Recht auf solche Benennung habt. Frau Dausque, ich bitte und beschwöre euch, gehet aus diesem Schlosse und störet den Frieden nicht, welcher allhier herrschet."

„Freilich, freilich! Sehe ja wohl, daß ich in einem Paradiese bin", höhnte sie frech lachend. „Ei, das ist ein Grund mehr, mich keineswegs so leichter Hand fortweisen zu lassen. Soll ich etwa obdachlos auf der Landstraße irren, während mein Mann in solchen Prachtzimmern tafelt? Nein, ich will und werde hier bleiben."

„Euer Trotz wird euch wenig nützen", antwortete Matthias, so sich wieder gefaßt hatte. „Die Knechte werden euch mit Gewalt über die Brücke führen. Geschwind, Meister Thyssen, bringt den Kurt und den Grates her!"

„Der Herr Maler wird das bleiben lassen", sagte Frau Dausque, nicht so fast mit Ruhe, als mit Ausgeschämtheit. „Sintemal das Haus meines Wissens voll Gäste ist, möchte es meinem Manne nicht lieb sein, einen ärgerlichen Auftritt zu erleben. Wenn man mich aber mit einem Finger anrührt, werde ich so schreien, daß das ganze Haus zusammenläuft — verlaßt euch darauf!"

„Da habt ihr uns eine saubere Bescherung bereitet, Meister Jan!" sagte mein alter Matthias. Ich aber raufte mir in heller Verzweiflung mein Haar, sagend: „Den kleinen Finger wollte ich geben, ich hätte es nicht getan!"

„Verzeih euch Gott eure Torheit!" entgegnete er. „Geht jetzo in Gottes Namen und schauet, wie ihr den gnädigen Herrn ohne Aufsehen in das anstoßende Zimmer bittet."

„Nein, hier will ich ihn sprechen", sagte die Fremde gar trutzig. „Wenn jemand ein Recht hat, in diesem Prunkzimmer zu verweilen, so steht solches Recht mir zu."

Es verging eine gute Viertelstunde, Frau Dausque wurde unruhig und schritt im Zimmer auf und ab. Dann öffnete sich die Türe, und herein trat mein Herr Arnold mit seinem Schwiegervater. Sobald sie meines gnädigen Herrn ansichtig wurde, wollte sich die Emerentiana selbigem um den Hals werfen mit lautem Rufen: „Arnold, mein Arnold!" wobei sie sich nunmehr der französischen Sprache bediente. Als aber dieser sie tief errötend und gar unwillig mit der Hand zurückwies, stürzte sie ihm zu Füßen, umklammerte ihn gewaltsam und flehte: „Arnold, du mußt mich hören, du darfst mich nicht ungehört von dir stoßen; man hat dein Herz von dem meinigen gerissen!" und was dergleichen Worte mehr waren. Mein gnädiger Herr aber ließ sich von ihren süßen Worten mit nichten fangen, sondern entgegnete streng: „Madame, lasset das gut sein, stehet auf, sofort; ich würde sonst gezwungen sein, mich Euern Händen mit Gewalt zu entringen!"

Worauf die Emerentiana erwiderte: „Arnold, Arnold, so redest du zu mir?"

Da trat mein Herr Erbmarschall vor und sagte: „Madame, ich bewundere Euer Mienenspiel, Eure tragische Gebärde! Gerade so spielt man auf der französischen Bühne, der Ihr anjetzt vielleicht angehöret."

Solche Worte trafen die Fremde wie ein Pfeil. Sie schnellte vom Boden auf, blickte bleich vor Zorn den Erbmarschall

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

an und rief: „Wer ist der Mann, so sich zwischen meinen Gemahl und mich drängen will? Arnold, sage dem Herrn, er solle sich entfernen, dieweil ich mit dir allein zu sprechen habe."

„Mein Herr Schwiegervater wird die Güte haben zu bleiben", antwortete der Marquis mit fester Stimme. „Und nun, Madame, muß ich zuvörderst bitten, mich nicht mehr „Arnold" zu nennen; anerwogen Ihr zu einer solchen Sprache kein Recht habet."

„Darf die Frau ihren Ehegemahl nicht also nennen?" fragte das Weib.

„Ihr wisset recht wohl, daß Ihr nie meine Gemahlin waret", entgegnete mein gnädiger Herr, die Augenbrauen gar finster zusammenziehend. „Ihr mußtet schon dazumal wissen, daß ich nie Euer Gemahl werden konnte, als Ihr mich durch List und Trug, was Euch Gott verzeihen möge, zu dem Schritte verlocktet, der mein Lebensglück auf viele Jahre zerstörte. Jetzt wenigstens müßt ihr es wissen, da der Heilige Vater unsere vorgebliche Ehe für null und nichtig erkannt hat."

„Was kümmere ich mich um das römische Urteil, das durch Pfaffenränke erschlichen wurde!" schrie die Freche. „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht lösen."

„Elender Betrug hatte uns verbunden und nicht Gott!" rief Herr Arnold, wobei ich wohl gewahrte, wie seine Stirnader anschwoll. Tat sich aber Gewalt an und fügte bei: „Kein Wort weiter! Wenn Ihr das Urteil des Stellvertreters Christi auf Erden nicht achtet, so werdet Ihr natürlich auf mein Wort noch weniger geben. — Habet Ihr sonst einen Wunsch?"

Da fuhr die Emerentiana auf: „Ha, du meinst wohl, ich sei als Bettlerin gekommen? Du willst mich etwan gar wie eine Bettlerin mit einem Stück Brot abspeisen? oder mir gar großmütig ein paar Gulden anbieten? oder dein Weib vielleicht von deinen Knechten vom Hofe peitschen lassen? Wage es!"

„Das ist ja heller Wahnsinn", sagte der Schloßherr. „Herr Vater, redet Ihr mit der Dame"; damit drehte er sich um und wollte gehen. Aber das Weibsbild gebärdete sich jetzo nicht anders als eine leidige Furie: „Wahnsinn? Ja, es ist vielleicht Wahnsinn, aber der Wahnsinn der Liebe! O Arnold, dich habe ich geliebt, dich liebe ich noch! Verwandle meine Liebe nicht in Haß; du würdest es eines Tages bereuen! Dazumalen bist du von mir gegangen, ohne auch nur meine Verteidigung zu hören. Lasse mich anjetzt wenigstens die elenden Verleumder entlarven, so durch schändliche Ränke mir dein Herz geraubt haben. Arnold, schau, gestern habe ich dich durch Geldern reiten sehen; da hat mir die Liebe keine Ruhe gelassen. Den ganzen Tag, die ganze Nacht hindurch bin ich dir nachgelaufen, durch die Wälder, über die Felder, durch Sümpfe und über die Heide und über Stock und Stein — sieh hier mein Kleid, wie es zerfetzt ist! — Arnold, ach stoße deine treue Emerantiana nicht von dir!"

Sie redete also beweglich, daß ich an dem Weibe schier irre wurde, obgleich ich bei ruhigem Denken erkannte, es sei eitel Komödie und die Dausque bezwecke nichts anderes, als den edeln Herrn, wenn solches ihrer Stimm' und Gebärde gelänge, auf ein neues in ihre Fesseln zu verstricken. Item die Dausque wollte ihn bereden, welche Liebe annoch in ihrem Herzen lodere, sich auch mit Gewalt wieder an den Herrn Arnold drängen, ja ihn mit ihren Armen umschlingen. Dieser aber sagte nur mehr das eine Wort: „Schlange!" und stieß sie so unsanft zurück, daß sie schier gefallen wäre. Dann verließ er das Zimmer. Da verdrehte sie ihre Augen und sank mit einem Wutschrei auf einen Stuhl, indem sie stöhnte: „Jetzo ist alles aus!"

So trat nun der Erbmarschall vor sie hin und sagte: „Bin gänzlich derselben Meinung, und da alles aus und vorbei ist, bitte ich Euch höflich, mir zu folgen, anerwogen ich Euch persönlich vor das Schloß zu geleiten gedenke."

Nochmals flammte ihr Zorn auf. „Eure Ränke haben mich unglücklich gemacht; ich werde mich rächen an Eurer Tochter, an Eurem Enkel! Meinet Ihr, daß ich mir nach allem, was Ihr mir zufügtet, auch noch Euern Hohn gefallen lasse? Ich gehe nicht, jetzt erst recht nicht!"

Der Herr war aber so ruhig, daß ihm kein Nerv in seinem Antlitz eine Muskel bewegte; kalt und gelassen antwortete er: „Madame, man würde vielleicht gezwungen sein, Euch in den Schloßturm zu bringen, und derselbe ist nicht sehr wohnlich, obschon Ihr vielleicht in Euerm vielbewegten Leben die Bekanntschaft ähnlicher Herbergen schon gemacht habet. Ich fordere Euch zum letztenmal auf, das Schloß augenblicklich zu verlassen."

Diese zwar mit Ruhe, wiewohl mit großem Nachdruck gesprochenen Worte des Erbmarschalls wirkten. Madame Dausque erhob sich mit einem Blick voll Gift und Galle und wollte gehen. Aber der Erbmarschall, so ein gar fürsichtiger Herr ist, sagte, er wolle selber dafür sor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gen, daß sie ohne weiteres Unheil aus dem Schlosse komme, winkte uns also zu folgen, während er voranschritt.

Als mein Herr Erbmarschall eben die Türe des „Paradieses" öffnen wollte, hörten wir, wie einige von den Gästen laut redend über den Korridor kamen; erkannte deutlich darunter die Stimme des jungen Herrn von Geystern. Kann sich also männiglich denken, daß ein Zusammentreffen dieser Herren mit der Dausque dem Erbmarschall mit nichten

Allbereits fühlte ich mich nicht wenig erleichtert, dieweil ich gänzlich vermeinte, das größte Unheil sei nun glücklich abgewendet; da trat uns nach Gottes gerechter Zulassung aus einer der beiden Kammern gerade diejenige entgegen, welche wir zumeist zu vermeiden wünschten, verstehe meine gnädige Frau Katharina! Weiß nicht, was sie alldort gesucht hat anerwogen ihre Gemächer ganz auf der andern Seite des Schlosses liegen. Ich meinte, der Blitz rühre mich, als ich sie



Hochw. P. Kammerlechner mit dem ihm gestifteten Fahrrad
Im Hintergrund die Kirche von Empandeni

genehm war. Solches zu vermeiden, schritt er den Herrschaften eilig entgegen, indem er uns bedeutete, das Weib heimlich die nahe Seitentreppe hinabzuführen, und zog auch die Gäste glücklich mit sich in die große Halle und durch dieselbe in das dahinter liegende Jagdzimmer, dessen Fenster nicht auf den Schloßhof, sondern nach dem Garten zu den Ausblick gewähren. Wir nun hielten derweilen die Emerentiana, die schier Miene machte, ein Geschrei zu erheben, unter Bedräuung, sie ins Burgverließ zu stoßen, so sie einen Laut von sich gebe, im „Paradiese" fest, bis wir den Herrn Erbmarschall die Türe der Halle schließen hörten. Dann brachten wir sie flugs die paar Schritte über den Korridor in den kleinen dunkeln Seitengang, so zur Nebentreppe führet, und zogen auch da die Türe, welche den genannten Seitengang mit dem Hauptgange verbindet, fürsichtig ins Schloß.

im hellen Morgenstrahle, so aus der geöffneten Kammertüre in den dunkeln Gang fiel, also plötzlich vor uns stehen sah. Noch mehr war der alte Matthias erschrocken, daß ihm die Knie schlotterten und er sich an der Wand festhalten mußte. Die edle Frau Katharina hatte ihr Knäblein auf den Armen und leuchtete vor lauter Glück und Frohsinn nicht anders als die liebe Sonne im Maien.

Da sie eine Fremde zu also ungewohnter Zeit erblickte, schaute sie uns schier verwundert an, bemerkte auch gleich unsere große Verlegenheit, ja unsern Todesschrecken und wollte eine Frage an uns richten. Aber schon stürzte sich die Dausque mit Augen, welche funkelten wie der Blick der Natter, die auf den Wanderer loszischelt, auf meine liebe gnädige Frau. Kann sich männiglich denken, daß ich das rasende Weibsbild zurückhalten wollte; riß sich aber los und schrie: „Madame, ich muß Euch spre-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

chen! Um des Kindes willen, das Ihr an Eurer Brust traget, höret mich an!"

„Schweiget, Unglückliche!" unterbrach sie mein Kastellan. „Gnädige Frau —"

„Nein, ich will reden, ich muß reden! Höret mich; bei allem, was Euch heilig und teuer ist!" rief die Französin, auf ihre Knie niederfallend.

„Wer ist die Fremde?" fragte die gnädige Frau, und vor Schrecken ob des heftigen Wesens der Emerentiana wich ihr das frische Rot aus den Wangen.

„Höret nicht auf ihr Gerede, maßen es eine Wahnsinnige ist!" rief der alte Matthias. „Wo sind die Knechte!"

„Es ist jedenfalls eine Unglückliche — ich will sie anhören", sagte die edle Frau Katharina; übergab also ihr Kind der Anna und winkte uns, der Fremden in die Kammer zu folgen. Umsonst sperrte sich der Kastellan und versuchte abermalen, jedes weitere Gespräch mit der Versicherung abzuschneiden, die Fremde sei gänzlich wahnsinnig.

„Wahnsinnig?" höhnte Frau Dausque. „Vielleicht daß ich es annoch werde, und ein Wunder wäre solches wahrlich nicht, nachdem mich mein Ehegemahl also behandelte." Dann sich gegen meine arme gnädige Frau wendend, begann sie alsbald ihr Natterngift in deren reines Herz zu träufeln: „Ach, mein gnädiges Fräulein, es drückt mir schier das Herz ab, daß ich Eure Augen öffnen muß; schulde es aber Euch und mir. — Kennt Ihr diesen Ring?" Damit zog das Weib einen güldenen Siegelring, so an einem Seidenbande befestigt war, aus seinem Busen.

„Es ist das Wappen meines Gatten", erwiderte die gnädige Frau, die noch immer nicht ahnte, wer die Fremde sei und was das alles bedeute.

„Sie hat ihn gestohlen!" rief der Kastellan.

„Gestohlen!" lachte die Emerentiana. „Ihr wißt recht wohl, daß Ihr jetzt eine Lüge ausgesprochen habt. Müßt Ihr doch selber bezeugen, daß ich diesen Ring vor 14 Jahren aus der Hand Arnolds Schenk von Nydeggen empfing!" Dann wandte sie sich gar ernst an meine gnädige Frau, sagend: „Ja, mein gnädiges Fräulein, Ihr seid betrogen, Ihr seid schmählich hintergangen! Der Mann, welcher sich Euer Gemahl nennt, hatte kein Recht, Hand und Herz an Euch zu vergeben, anerwogen selbiger seit 14 Jahren mein Gatte ist."

Kann sich männiglich denken, daß eine solche Rede auf meine gnädige Frau nicht anders als ein Donnerkeil herabfiel. Alsbald schoß ihr das Blut ins Angesicht, und sie rief: „Wer seid Ihr, daß Ihr es waget, mich und meinen Gemahl unter unserem eigenen Dache zu beschimpfen?"

„Daß ich solches wage", entgegnete das Schandweib, „muß Euch etwan den Gedanken eingeben, ich habe ein Recht dazu. Ich bin die verwitwete Gräfin de Bruay und die eheliche Frau von Arnold Schenk von Nydeggen, dahingegen Ihr, mein gnädiges Fräulein, hier den Platz einnehmet, der nach Recht und Gerechtigkeit mir gebühret."

Ein sotanes über die Maßen freches Benehmen verwirrte meine gute Frau Katharina gänzlich. „De Bruay?" stammelte sie. „Nie in meinem Leben habe ich diesen Namen gehört. — Matthias, redet Ihr! Ihr kennt ja meinen Arnold von Kindheit an, maßen Ihr demselbigen von seinem sterbenden Vater als ein getreuer Diener und fürsichtiger Mentor übergeben wurdet. So redet und zeuget jetzo wider dieses Weib und deren ungeheuerliche Worte! — Wehe, was stehet Ihr also verwirrt und erschrocken? Was ist es mit jener Gräfin de Bruay?"

So suchte sich nun mein Matthias zu fassen, was ihm jedoch schlecht gelingen wollte, und schrie, außer sich vor Angst und Zorn: „Glaubt keine Silbe, gnädige Frau! Der helle Wahnsinn redete aus der Landstreicherin; sehet nur, wie sie die Augen verdrehet."

Dahingegen wiederholte die Emerentiana ihre alte Rede: „Hier steht jene Gräfin de Bruay, welche dieser Mann da wohl kennt und von deren Ehe mit seinem Herren er genaue Kunde besitzt. Er möge es leugnen, wenn er die Stirne dazu hat!" Mit diesen Worten drehte sie sich dem alten Manne zu, dessen Verwirrung Frau Katharina nicht entgehen konnte. Dann fuhr sie fort: „So wahr ich lebe, man hat Euch betrogen! Ich bin die eheliche Frau des Schenk von Nydeggen und fordere mein Recht auf die Hand des Mannes zurück, den elende Ränkeschmiede zum Treubruch gegen mich und zum Betruge gegen Euch verleitet haben."

Frau Katharina stöhnte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen: „Mein Kind, mein Kind!" Dann schwanden ihr die Sinne. Eilends holte der Kastellan seine Frau, die Margret, herbei, welche mit lautem Jammern die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, als sie ihre Herrin bleich wie ein Leinlaken erblickte.

„Die Wahnsinnige da hat sie erschreckt", sagte mein alter Matthias. Da aber die Dausque bei sotanen Worten und bei dem jammervollen Anblick der Carmen Frau Katharina nur höhnisch lachte, brach er in hellen Zorn aus und fuhr das Weib mit den Worten an:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Giftige Schlange, so das Jugendglück meines armen Herrn zernichtete und nun auch in das arglose Herz meiner edeln Herrin den Geifer ihres Giftes spritzete: schere dich von hinnen!" Und da nun ob des lauten Redens auch ein Diener die kleine Treppe heraufkam, rief er ihn herbei und sagte: „Grates, nimm diese Landstreicherin, so sich hehlings ins Schloß einschlich; jage sie, peitsche sie meinethalben vom Hofe, und wenn sie nicht gehen will, so hetze die Hunde auf sie!"

„Ich gehe schon", sagte jetzo die Emerentiana, als der Grates sie derb am Arme faßte. „Aber bei meinem Leben, ich werde ein andermal wieder kommen, und mögen mir meine Glieder bei lebendigem Leibe verrotten und verfaulen, wenn ich ruhe und raste, ehebevor das Blyenbeeker „Paradies" meine Rache fühlet!"

Sonach ließ sich die Hexe von dem Grates ohne fürderes Sperren die Nebentreppe hinabführen. Wir zwei gingen hinter ihr drein bis über die äußere Schloßbrücke, allwo der Kastellan sie abermals mit den Hunden bedrohte, auch in ihrer Gegenwart dem Torwart gebot, das Mensch unter keinen Umständen oder Vorwänden jemalen wieder einzulassen.

Erst am Nachmittage ging ich wieder in den Hof hinab; denn der Portalschmuck sollte weggeräumt werden. Du lieber Gott, wie ganz anders war es mir jetzo ums Herz als vor 24 Stunden, da ich die Kränze aufhängte! Wie hatte sich aller Jubel so rasch in Traurigkeit verwandelt, und war das Wort des Erbmarschalls in Erfüllung gegangen, als ja auch das Sprichwort sagt:

„Glück und Glas,
Wie bald bricht das!"

Am selbigen Morgen sind die Gäste zu guter Stunde fortgeritten und haben nichts von dem traurigen Vorfall erfahren. Angelina hatte sich verabschiedet; die gnädige Frau müsse noch der Ruhe pflegen, sagte man den Fremden, anerwogen der gestrige Ritt sie über die Maßen ermüdet habe. Nachmittag ließen auch mein gnädiger Herr und dessen Schwiegervater satteln und ritten selbander gen Geldern. Beide waren gänzlich der Überzeugung, Frau Katharina habe auch nicht die allerleiseste Ahnung von dem leidigen Besuche, so das Schloß in der frühen Morgenstunde gehabet, und des festen Willens, sofort miteinander bei einer strengen gelderischen Obrigkeit die geeigneten Schritte zu tun, um die Landstreicherin entweder einzutürmen oder aber des Landes zu verweisen. Habe auch wirklich später gehört, sie sei vom Büttel gegriffen und über die Grenze gejagt worden, sobald sie sich am folgenden Tage in Geldern gezeigt.

In währender Zeit blieb Frau Katharina mit ihrem Knäblein und ihrem Kummer allein in ihrem Gemache. Als die alte Margret sie aus ihrer Ohnmacht wieder zu vernünftigen Sinnen gebracht hatte, soll sie nur ein weniges geweint haben, dafür aber stundenlang bleich wie der Tod dagesessen oder in der Kammer hin- und hergegangen sein. Endlich aber habe sie, wie mir die Margret erzählte, das Knäblein auf die Arme genommen, mit feuchten Augen geherzt und geküßt und dabei gesagt: „Mein herzsüßer Christoffel, du wenigstens bist mir geblieben!"

In ihres Herzens Bitterkeit schlug sie den Gedanken aus, zu Arnold zu gehen und von ihm ihre Zweifel lösen zu lassen. Würde er sie nicht abermals täuschen? Und weshalb kam er nicht selbst, um sich zu rechtfertigen oder um Verzeihung zu bitten? Weshalb ritt er gerade jetzt mit dem Vater fort, ohne auch nur, wie er sonst pflegte, ihr ein Wort zum Abschiede zu bieten? Jagte ihn etwa das Bewußtsein seiner Schuld von hinnen?

Solches mögen die Gedanken gewesen sein, so an jenem Tage bitter wie Wermut das Herz der jungen Frau erfüllten.

4.

Vom Leidmut der edeln Frau Katharina und wie das Paradies wiederhergestellt wurde

Also verflossen Tage auf Tage und Wochen auf Wochen, ohne daß auf dem einsamen Heideschlosse etwas Absonderliches fürgefallen wäre. Herr Arnold war just in selbigem Sommer gar selten auf Blyenbeek, dieweil sein Schwiegervater ihn mehr und mehr in die Geschäfte der Regierung hineinzuziehen versuchte. Er gab ihm die Verwaltung seiner Güter Hillenrath und Swalmen bei Roermond, welche in den Kriegsläuften schwer gelitten hatten, viel Mühe und Arbeit. Selbst wenn er etwan auf einige Tage nach Blyenbeek kam, hatte er den Kopf voll Sorgen und Kümmernis, woher es denn leicht zu begreifen, daß er gegen die gute Frau Katharina nicht mehr so holdselig war wie in früheren Zeiten, als sie und ihre Liebe seine einzige Sorge ausmachten. Wie leicht konnte sich das Frau Katharina einreden, ganz andere Gründe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

halten ihren Mann von ihr fern und hätten sein Herz verwandelt!

Mehr als einmal wollte ich mit ihr reden; aber ich fand das rechte Wort nicht. Malte damals das Bild Angelinas, und wenn mir das Edelfräulein saß, leistete ihr Frau Katharina gewöhnlich Gesellschaft. Einmal schien die gute Dame ganz besonders leidmütig gestimmt, so daß selbst das frohe Geplauder Angelinas nicht im stande war, die dunkeln Wolken von ihrer Stirne und aus ihrer Seele zu verscheuchen. Da traf es sich, daß die Gräfin von einer Dienerin abgerufen wurde; nahm also die Gelegenheit wahr und fragte mein Edelfräulein, ob ihre Schwägerin krank sei, maßen selbige seit längerer Zeit gar so ernst und niedergeschlagen scheine.

„Ist solches Euch auch aufgefallen, Meister Thyssen?" sagte sie. „Ich weiß nicht, was ihr ist! Seit dem Morgen nach dem Wiegenfeste ist sie nicht mehr die alte heitere Katharina. Habe sie wohl hundertmal gefragt; sie will aber mit der Antwort nicht heraus. Auch von der alten Margret und dem Matthias konnte ich nichts erfragen als die sonderbare Kunde, eine Wahnsinnige habe sie am selbigen Morgen erschreckt."

Merkte also wohl, daß das Edelfräulein den Kummer nicht kenne, der die arme Frau bedrückte; auch wußte Angelina nichts von der leidigen Dausque, dieweil sie noch ein Kind war, als Herr Arnold in den Türkenkrieg zog. Und da ich ein merkliches Bedenken hatte, der unschuldigen Seele ein Wort davon zu sagen, ging ich mit mir zu Rat, ob ich an den Erbmarschall oder an Herrn Arnold schreiben solle: konnte nämlich das Herzeleid der edeln Frau nicht mehr länger mit meinen Augen ansehen.

Da kam mir eine unerwartete Gelegenheit zu Hilfe.

Item, stand an einem der folgenden Tage an der Schnitzbank und schnitzte an der Kamineinfassung, so für das „Paradies" bestimmt war. Die eine der Seitenfiguren, eine Diana mit dem Köcher über der Schulter, sollte nach dem Wunsche des gnädigen Herren die Züge seiner Gemahlin tragen. Hatte den Kopf, welcher der Frau Katharina nicht übel gleicht, allbereits fertig; der untere Teil der Figur verlief in eine flache Säule oder Herme, und mir war bei der Arbeit der Gedanke gekommen, eine Schlange um selbige Herme zu ringeln. Schnitzte also an dieser Schlange und dachte dabei an die Emerentiana, so sich wie ein giftiger Wurm an meine Diana herangeschlichen hatte, als die Türe aufging und Frau Katharina mit dem Knäblein auf ihren Armen zu mir hereintrat.

Sie betrachtete aufmerksam meine Schnitzerei. Dann sagte sie: „Die Diana soll wohl mich vorstellen; ja, ich habe in meiner Jugend die Jagd sehr geliebt."

„In Eurer Jugend, gnädige Frau! Und Ihr zählt kaum zwanzig Jahre!" rief ich.

„O man kann auch in jungen Jahren alt werden", entgegnete sie mit einem also bittern Zuge um die Lippen, daß er mir das Herz zusammenschnürte. „Aber Nacht kann man alt werden. — Aber was schnitzt Ihr da eine Schlange um das Fußgestell? Der Gefährte Dianas ist doch der treue Hund und nicht die falsche Natter."

Solche plötzliche Frage verwirrte mich; ich suchte nach einer Ausrede. Allein ihr klares Auge ruhte so durchdringend auf mir, daß ich beschämt verstummte.

„Wie, Meister Thyssen", sagte sie dann, „ich habe immer geglaubt, daß Ihr mir treu ergeben seiet. Und nun wollt auch Ihr mich betrügen? Ihr habt Eure eigenen Gedanken, weshalb Ihr diese Schlange meinem Bilde beifüget, und ich errate selbige!"

„Gnädige Frau", sagte ich, „es ist mir nie eingefallen, Euch zu betrügen. Und da Ihr es wünschet, will ich offen reden. Die trüben Gedanken, welche sich in Euer Herz eingeschlichen haben, glaube ich zu kennen, hoffe auch zu Gott, selbige verbannen zu können."

„Redet", preßte sie mühsam hervor. „Aber glaubet nicht, daß ich meinen Gemahl einer gemeinen Tat fähig erachte."

„Gott sei dafür gepriesen!" rief ich. „So ist es der Schlange, welche ich hier schnitzte, nicht geglückt, Eurem Herzen einen tödlichen Stich beizubringen: es wird wieder genesen und die alte Liebe darin auf ein neues fröhlich erblühen."

„Kann wohl Liebe leben", seufzte sie, wo kein Vertrauen herrscht?" bei welchen Worten eine Träne in ihren Augen glänzte.

„Das Vertrauen hoffe ich wieder begründen zu können. Ihr habt recht geraten. Die Schlange, so ich hier schnitze, ist jenes unselige Weib, das durch elenden Betrug die Jugend Eures Gatten mit Galle und Wermut gewürzet hat. und das jetzt aus Rache Eure Liebe gar gerne vergiften möchte."

(Fortsetzung folgt)

Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

manchen Zeiten mehr als 25 000 Europäer und vor allem Chinesen auf eine günstige Gelegenheit zur Überfahrt warten. Die Hinüberschaffung über die Grenze lassen sich die „Wegweiser" mit 35 Dollars für die Person bezahlen; starke Konkurrenz drückte den Preis stellenweise auf 10 Dollars herunter. Für die Chinesen gilt ein besonders hoher Tarif von 1000 bis 2000 Dollars pro Kopf.

Oft kommt es vor, daß die gewerbsmäßigen Menschenschmuggler sich, wenn die Gefahr eines Zusammenstoßes mit der tüchtigen und rücksichtslosen Grenzpolizei droht, sich ihrer hinderlichen Menschenfracht durch raschen Mord entledigen, um selbst leicht entkommen zu können. Es gibt Schmugglerorganisationen mit großem Kapital, die in großen europäisch. Hafenstädten förmliche Agenturen eingerichtet haben, ja sogar Schmuggler-Versicherungsgesellschaften, die im Fall der Verhaftung und des Rücktransportes Entschädigungssummen auszahlen. Die organisierten Banden suchen außerdem noch durch Erpressungen an Personen zu verdienen, die ungesetzlich ins Land geschafft wurden und zu Wohlstand gekommen sind.

Frankreich. Der soeben bei Bloud & Gay erschienene „Almanach Catholique Francais" für 1931 bringt eine vergleichende Statistik der französischen Weltpriester, aus der ein erfreuliches Anwachsen der Priesterzahl in den letzten 8 Jahren zu ersehen ist. Die Gesamtzahl der Weltpriester betrug 1930 46 456, d. h. 11,6 Priester auf 10 000 Einwohner. 1922 zählte man insgesamt nur 36 952 Weltpriester oder 9,42 auf 10 000 Einwohner. Paris, das 189 Pfarreien, 64 Hilfskirchen und 29 Kapellen zählt, hat bei einer Bevölkerungszahl von 4 567 690 einen Weltpriesterstand von 1691.

Die katholische Presse Frankreichs erinnert an das 25-Jahr-Jubiläum des Dekretes über den täglichen Empfang der heiligen Kommunion, das am 20. Dezember 1905 erschienen ist. Es bedeutete einen wichtigen Markstein in der religiösen Entwicklung; Pius X. hat durch seine Entscheidung unzähligen zögernden Seelen, die trotz ihrer Sehnsucht nach täglicher Vereinigung mit dem eucharistischen Gott scheu den häufigen Kommunionempfang vermieden, den Weg zu einem heiligmäßigen, aus der Kommuniongnade gespeisten Leben gewiesen.

Die Organisation des französischen Seeleuteapostolats, von dessen segensreichem Wirken schon viel gehört wurde, hat vor kurzem ihren Anschluß an das internationale Seemannsapostolat vollzogen. Sie verfügt über ein eigenes Hospitalschiff, das einen katholischen Seelsorger mit sich führt. Demnächst wird von der Organisation in Le Havre ein Seeleuteheim, das für 200 Männer Platz bietet, eröffnet werden.

In Beaune starb kürzlich im Alter von 67 Jahren M. Adolphe Rette, ein bekannter französischer Dichter, dessen seinerzeitige Konversion eine Reihe von Konversionen bedeutender Persönlichkeiten des Geisteslebens zur Folge gehabt hat. Besonders war es sein Werk „Von Satan zu Gott", das für die Konvertitenbewegung bedeutsam wurde. Auch die Mutter des Dichters fand durch die Lektüre dieses Buches den Weg zur Kirche. Nach seiner Konversion ist Rette in den Benediktinerorden eingetreten.

Katholische soziale Schulen in den Vereinigten Staaten. In der Wochenschrift „America", behandelte jüngst P. Frederic Siegenburg, S. J., von der Loyola-Universität in Chicago das Problem der Ausbildung für die sozialen Berufe. Es ist noch gar nicht so lange her, daß es in den Vereinigten Staaten für einen jungen Mann, der Advokat oder Arzt werden wollte, genügte, eine kurze Praxis in einer Rechtsanwaltskanzlei oder bei irgendeinem Arzt zu absolvieren, um zur Ausübung des angestrebten Berufes zu gelangen. Ganz ähnlich geht es auch heute noch bei den sozialen Berufen zu. Immerhin ist die Notwendigkeit einer systematischen Schulung für die sozialen Berufe heute doch schon in weiteren Kreisen anerkannt; seit Beginn des Jahrhunderts wurden in den Vereinigten Staaten 28 soziale Schulen gegründet, darunter 3 katholische: an der Loyola-Universität in Chicago (1914), an der Fordham-Universität in New-York und eine „National Catholic School of Social Service" (nationale kathol. Schule für den sozialen Dienst) in Washington. Die jüngste katholische Sozialschule hat September 1930 im Rahmen der St. Louis-Universität ihre Tätigkeit aufgenommen. Diese Schulen wollen die Methoden der christl. Sozialarbeit, besonders der Caritasarbeit verbessern und unter einheitlichen Gesichtspunkten lehren. Der Lehrgang umfaßt 2 Jahre, Lehrgegenstände sind: Arbeitsgesetzgebung, Familien- und Jugendpflege, allgemeine Wohlfahrtspflege, Psychologie, Psychiatrie, Probleme der Vererbung, Spitalwesen usw. Neuerdings werden Kurse über Industriewesen, Einwanderung und landwirtschaftliche Probleme hinzugefügt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gebetserhörungen

Rochester, N. Y.: Innigsten Dank der unbefleckten Empfängnis Mariä und der schmerzhaft. Mutter Gottes für ihre mächtige Fürbitte und Hilfe. Veröffentlichung und Almosen war versprochen.

Pittsburgh, Pa.: Dank dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in verschiedenen Anliegen. Almosen für Studenten als Danksagung für erlangte Hilfe.

Aach: Almosen anbei als Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Rita und den armen Seelen für erlangte Hilfe mit der Bitte um weitere Hilfe.

Graz: Missionsalmosen als Dank der lb. Gottesmutter vom guten Rat und dem sel. Br. Konrad für Erhörung in großen Anliegen.

Innigen Dank der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe bei schwerer Operation mit der Bitte um weitere Hilfe.

Innigsten Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia für die sichtbare Hilfe, die sie zweien meiner Kinder in schwerem Examen zuteil werden ließen. Veröffentlichung war versprochen.

Rosen, F. L.: Anbei Almosen zu Ehren des hlst. Herzens Jesu als Dank für Erhörung einer Bitte. — Bitte um weiteres Gebet in Anliegen.

Gorrek, B. C.: Almosen als Dank für erhaltene Gnaden mit der Bitte um weitere Hilfe.

Creuzthal: Anbei .. Mark zur Taufe eines Heidenkindes als Dank und bitte um weitere Hilfe in besonderen Anliegen.

Dürmentingen: Dank dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und hl. Antonius für Hilfe bei einer Operation.

Eine Missionsfreundin: Herzinnigen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, der hl. Theresia und den armen Seelen für schnelle und wunderbare Hilfe in großem Anliegen. Zugleich innige Bitte um gutes Examen.

Ansbach: M. L. Dank der Gnadenmutter von Altötting und dem sel. Br. Konrad für erlangte Hilfe.

Kißlegg, M. B.: Dank dem hl. Judas Thadd. und der hl. Theresia für Erhörung in mehreren Anliegen.

Fr. Dr. B. in T.: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Erhörung in großen Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.

Bühl, M. G.: Almosen als Dank dem hl. Jud. Thaddäus für Erhörung in großen Anliegen.

A. S. in Sch.: Für den guten Ausgang eines Prozesses sende als Dank zu Ehren des hl. Joseph ein Heidenkind.

C. W. in A.: Dank dem hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.

M. G. in B.: Dem göttl. Herzen Jesu und dem hl. Judas Thaddäus danke ich für Erhörung in einem Anliegen.

B. R. in H.: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia für Hilfe in einem Anliegen.

Oberpraußnitz: Tausendmal Dank der göttlichen Vorsehung und dem hl. Antonius für Hilfe in besonderen Anliegen.

Waldstetten, A. A.: Dank dem hl. Joseph, sel. Br. Konrad und dem sel. Liborius Wagner für schnelle Hilfe in schwerer Krankheit.

Bamberg: Dank dem hl. Antonius für Hilfe in Berufsangelegenheit.

Gebetsempfehlungen

Goch: Bitte um eine neuntägige Andacht für einen kranken Mann. Bei Erhörung Almosen.

Radoschau: Eine Wohltäterin bittet ums Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus um Beschäftigung für ihren Mann und anderen Anliegen.

H. H. B. 115: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter von d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thad. zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um baldige Hilfe in Zahlungsschwierigkeiten und Anliegen. Bei Erhörung Almosen u. Veröffentlichung versprochen.

Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zur hl. Familie, zum hl. Antonius und hl. Kajetan um Hilfe in schweren Anliegen.

Z. h. B. Ungenannt:: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zur Lourdesmutter und zum hl. Blasius um Gesundheit und Hilfe in Geldangelegenheit. Bei Erhörung Almosen.

E. h. W.: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Theresia, hl. Rita, hl. Jud. Thadd., sel. Br. Konrad und zu den armen Seelen um Hilfe in schweren Versuchungen und mehreren Anliegen.

Bauernbach: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den 14 hl. Nothelfern um Hilfe in schweren Anlieg. Bei Erhörung Almosen versprochen.

P. Feldkirchen: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu in schwerer Krankh.

Dortmund-Dorstfeld: Bitte um eine neuntägige Andacht zur lb. Gottesmutter und zur hl. Theresia um Erhaltung der Gesundheit. Antoniusbrot versprochen.

Schw.: Bitte um eine neuntägige Andacht zu Ehren der lb Mutter Gottes von Lourdes in mehreren schweren Anliegen.

Buchhofen: Bitte ums Gebet in einem schweren Nerven- und Gemütsleiden zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und sel. Br. Konrad. Bei Erhörung Heidenkind.

Eine Verg.-Leserin bittet ums Gebet zum göttlichen Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zur hl. Theresia und zu den 14 hl. Nothelfern und allen Heiligen um einen guten Ehestand und in verschiedenen Anliegen.

A. A.: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes und zum sel. Br. Konrad in Krankheit.

Mäswangen: Bitte ums Gebet zu den hlst. Herzen Jesu und Maria, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Hilfe in Geldangelegenheit und anderen Anliegen.

Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia und hl. Brigitta um baldige Befreiung von einem Lungenleiden. Bei Erhörung Veröffentlichung.

Eßlingen: Eine taubstumme Mutter bittet ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zu den 14 hl. Nothelfern und zu den armen Seelen um Hilfe in Geldangelegenheit und and. Anlieg.

Breslau: Bitte dringend ums Gebet in vielen schweren Anliegen.

Herbertingen: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in schwerer Krankheit.

J. A. in H.: bittet um das Gebet, um von einer Operation verschont zu bleiben und um Wiedererlangung der Gesundheit.

Oberpraußnitz: Bitte um das Gebet zum göttl.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heiland und zum hl. Antonius in einem besonderen Anliegen.

Greifendorf: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet in schweren Anliegen und für ein Kind.

Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zur lb. Mutter Gottes, zur hl. Anna und zur hl. Theresia um Genesung von einer Krankheit.

Bamberg: Durch H. H. ein Almosen mit der Bitte um das Gebet in einem großen Anliegen.

M. L. in A.: Bitte um eine neuntägige Andacht zur Gnadenmutter von Altötting und zum sel. Br. Konrad um Erlangung einer guten Stelle und um baldige glückliche Heirat.

Kl. P.: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, zur hl. Mutter Anna, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Sinnesänderung eines Sohnes, um guten Ausgang einer Prozeßsache sowie um guten Geschäftsgang und Frieden in der Familie. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Ungenannt: Eine besorgte Mutter bittet um das Gebet für ihre Tochter in einem besonderen Anliegen und gute Standeswahl und um guten Ausgang einer Sache.

Mikultschütz: Bitte um eine Novene um baldige Genesung meines einzigen Sohnes.

Halbendorf: P. Sch. Bitte um das Gebet in einem schweren Anliegen. Anbei eine Opfergabe.

Gleiwitz, W. J.: Bitte um eine Novene um Sinnesänderung des Gatten und beider Söhne, Regelung der Wirtschaftsverhältnisse und für einen Sohn um Wiedererlangung der Gesundheit. Almosen anbei.

E. E.: Eine Förderin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes von d. immerw. Hilfe und zum hl. Antonius um Heilung von einem schweren Herzen- und Nervenleiden und um Hilfe in einem besonderen Anliegen.

Ungenannt: Bitte um das Gebet zur lb. Mutter Gottes in einem schweren Anliegen.

Es bitten um das Gebet 8 Personen in verschiedenen Familienanliegen, 3 in Geldnot, 2 um Gesundheit.

Es starben im Herrn

Detroit, Mich.: Frau M. Ewald. Richmond, Minn.: John Frings, Hedwig Schwope. St. Joseph, Mo.: Peter Feiden. Buffalo: Anna Kleber. Slater, Texas: Joseph Schramm. Milwaukee: Anna Hesse, Julia Marzolf.

Obergimpern: Ida Waker. Rammersweier: A. Hausmann. Tiengen: Leo Mutter. Schasdorn: Maria Reichl. Großwallstadt: Viktoria Schnabel. Dudelingen: Frau Peter Weber. Buch: Franziska Schrank. Schwangau: Mina Linder. Illingen: Johann Hofmann. Eggolsheim: Barbara Witzgall, Marie Gerneth, Martin Dötzer. Schlegel: Benedikt Hausdorf.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Empfehlenswerte Bücher

Freuet Euch! Von Daniel Considine, S. J. 128 Seiten und 9 Bilder in Kupfertiefdruck. In Leinen gebunden Mk. 2.40; kart. Mk. 1.40. — Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

Es ist nicht leicht, dem Schrifttum eines Mannes, der bereits in den höchsten Tönen gefeiert worden ist, neuerdings ein empfehlendes Begleitschreiben beizugeben; doch die feine Art von Pater Considine verdient es, daß man weiteste Kreise aufmerksam macht. Es ist damit wie mit einer gesunden, erfrischenden Bergwanderung im reinen klaren Winterschnee: man wird wieder ordentlich froh, ein Mensch zu sein. Man vergißt das Drückende, Schwere. Auch über den schlimmsten Feind der Frommen: die „Gottesangst", triumphiert der Glaube, die Erkenntnis der Erlösung.

Der Gelähmte. Eine biblische Geschichte von Josephine Gräfin Lerchenfeld. 64 S. und 8 Bilder in Kupfertiefdruck. Preis 60 Pfg. — Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.

Die Verfasserin hat sich in der Zeit um Christus wunderbar zurecht gefunden, ist gleichsam bodenständig geworden und man fühlt ihre Freude am Erzählen von Menschenschicksalen, die der Weg unseres Herrn kreuzte, aus jeder Zeile heraus. Es handelt sich nicht um biblische Geschichte im Sinne des Schullehrplans, sondern um frei erfundene Legenden. Der „Gelähmte" ist ein Gegenstück des „Verlorenen Sohns", der Heimat und Mutter verläßt und in die weite Welt zieht, um nach wildverlebten Jahren als ein Krüppel zurückzukehren.

Religiöse Lebensweisheit. Denksprüche aus den Schriften des hl. Alfons von Liguori von Domvikar Dr. Josef Nepp. 32 S. und 8 Kupfertiefdruckbilder. Preis Mk. 40 Pfg. — Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.

Die Herausgabe einer Sammlung tiefsinniger Gedanken aus den Schriften des hl. Alphons von Liguori zusammengestellt und mit einer kurzen Lebensbeschreibung wird besonders von all jenen begrüßt werden, die aus karg bemessenen Lesestunden oder Minuten etwas mitnehmen möchten, die lesen, nicht um die Zeit umzubringen, sondern um sich den Tag reich zu machen. Besondere Anerkennung verdient auch der sinnige künstlerische Bilderschmuck. Wer in einer stillen Stunde in eine Welt erhabenster Gedanken aufsteigen will, der wähle dieses reizende Büchlein zum Führer.

Samberger Heiligenbildchen-Serie. 38 Darstellungen Nr. 2496 in Kupfertiefdruck. Preis für 100 Stück gemischt Mk. 3.50. Als Wandbild erschien im Format 18 : 23,5 cm „Bruder Konrad von Parzham" und „Die hl. Elisabeth." Preis pro Stück Mk. 1.—. — Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.

In dieser Serie bringt Professor Samberger Heilige und Heiligmäßige und vorerst den Heiligsten, Jesus Christus, selbst. Es sino bekannte Bilder von Samberger dabei, z. B. Christus, Jeremias, Paulus, Elias, Petrus, Canisius, aber auch neuere: Don Bosco, St. Augustinus, Don Savio, Theresia v. K. J., Thomas von Kempis, Bruder Klaus, Franz Xaver, Leo Magnus, Bellarmin, Thomas von Aquin, Elisabeth, Johann Bapt. Vianney, Bruder Konrad, Don Rua, Augustin Pro, Pius X., verschiedene Darstellungen Jesu und Mariens. Immer das charakteristische Kopf- oder Brustbild. Keine Gruppenbilder. Sambergers Heiligenbilder gehören zu den hochwertigen, ganz charakteristischen Darstellungen heiliger Menschen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zum Feste der hl. Theresia!

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu

Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut, 352 Seit.
Leinen gebund. RM. 4.80

Wie kommt es doch, daß sich die Karmeliterin Theresia vom Kinde Jesu wie im Fluge die Welt erobert hat, daß Millionen fromme Seelen ihr eine so innige, begeisterte Verehrung entgegenbringen? Der tiefste Grund für diese Erscheinung liegt in der Eigenart ihrer Frömmigkeit. Das ist der sogenannte „kleine Weg" der Heiligkeit, den auch „kleine Seelen" gehen können. Wir gewinnen entgegen gewissen Verzeichnungen ein treues Bild vom geistlichen Leben der Heiligen, ein Bild, das uns die ganze Heldengröße dieser „kleinen Seele" zeigt und großmütige, wenn auch schwache Menschen anfeuert, im Bereiche ihrer Berufspflichten nach Heiligkeit zu streben. Das Buch sei allen eifrigen Seelen auf das nachdrücklichste empfohlen.

Zum Rosenkranzfeste!

Rosenkranzperlen

oder kurze Erwägungen über die Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes

Von P. Dr. Benedikt Stolz OSB.
ca. 120 Seiten, 90 Pfennig

Wie eine Tugendschule erscheint der Rosenkranz denen, die ihn an Hand dieses Büchleins betrachtend beten. Tugendperlen liegen in ihm verborgen von seltener Schönheit. Und diese Perlen aufzudecken und in die Seelen zu senken, betrachtet der Verfasser als sein Apostolat. Es ist darum zu wünschen, daß dieses Büchlein in recht viele Hände des kath. Volkes komme und dadurch auch viele den Rosenkranz mehr und mehr lieb gewinnen. — Besonders den Rosenkranzbruderschaften wird diese Schrift eine willkommene Bereicherung ihrer Andachten werden. P. J. W.

St. Josephs-Verlag Reimlingen, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission



Nummer 11 November 1931 49. Jahrgang

Verlagsort Nördlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Novemberheftes:

Es kommt ein Tag. Gedicht . . 221
Heim zum Vater. Von Schwester M. Avellina Hohm, OSF. . . 222
Zur Eröffnung des neuen Priester-Seminares für Eingeborene . . 224
Missionspost 227
Aus der Apostol. Präfektur Umtata. Von P. Bernhard Huß . . 230
Am Grabe der Mutter. Von Magda Trott 233
Das Inderproblem. Von P. Bernhard Huß 235
Gäste des Ostens. Von stud. phil. P. J. Hasenberg 238
Ungeweinte Tränen. Gedicht . . . 240
Seliger Tod der Mutter eines Missionars 241
Das Paradieszimmer. Von Joseph Spillmann, SJ. 241

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Mariannhiller Abreiß-Kalender

für das Mariannhiller Jubiläumsjahr

1932

stellt auf seiner Rückwand die hl. Theresia rosenpflückend dar. Er bietet in seiner Originalität unseren Wohltätern einen Ansporn, der hl. Patronin der Missionare, Rosen d. h. Wohltaten in die Hand zu geben, damit sie dieselben ihren Schützlingen zuteile. Diese

Theresienrosen

werden dem Bilde an den bezeichneten Stellen aufgeklebt. Theresienrosen kostet das Stück 10 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Vertretungen der Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Das Heldenlied. — Ein Erlebnis in Kufstein. Licht an Licht glüht auf im nachtverschleierten Tal. Nur der wuchtige Felsenkopf inmitten der enggescharten, leuchtenden Punkte ragt schwer und dunkel empor, und grau und bleich, vom Licht der Tiefe nur flüchtig benetzt, stehen glatte Festungsmauern und ragen Türme. Dunkel ist die Weite, ist Feld und Hang, nur droben, hoch droben strahlt noch auf den bleichen Felsen des Kaisers ein letztes, verlorenes Schimmern der Sonne. Ferne klingt ein unbestimmtes Rauschen, duftgeschwängert scheint der Nacht kosende Luft und in den Kronen schlanker Buchen, fein und rank mit zierlichem Geblätter sich vom gestirnten Himmel hebend, seufzt leise und fächelnd der Wind.

Da brausen Orgelklänge aus dem Tal und heben sich feierlich, mystisch, auf geheimnisvoll mächtigen Flügeln in die sterndurchflammte Nacht ernst u. schwer, wie gebeugt unter der eigenen Wucht, ringen sich die Klänge aus dem Dunkel, ebben wie urwelttiefes Meereswogen voll einer erdenfernen Innigkeit und voll des schweren, gefesselten Leides. Sie umfluten die vor Unendlichem bangende Menschenbrust, klopfen an sie, ernst u. dumpf, und wühlen sie auf in ihren geheimsten Gründen. Das Schicksal bebt im brausenden Orgelsang und schwillt wie eine ungeheure Welle zum stürmenden Fortissimo, das die dunkle Erde in heiligen Schauern nach ihrer Gottheit schluchzt.

Und siehe, vor der Seele geborstenen Tiefen öffnen sich die Gräber von Meer zu Meer und Millionen horchen auf, erwachend von dem brausenden Ruf, der Erde und Himmel durchzittert, und die Toten lauschen in langen, langen Reihen, wie die morschen, brüchigen Kreuze stehen, die von den Stätten ihrer Ruhe künden. Siehe, an den murmelnden Wassern der Piave horchen sie auf der Heimat Orgelstürmen und am Dnjester, am silbrig dämmernden San, an der Maas und am Isonzo; auf der Gletscher fahlem Strömen stehen die Bleichen wieder und in den weiten Ebenen Flanderns, in den Karpathen und in den Vogesen, aus fernen Meeren erheben sie sich und aus der Wüsten gelbem Sand, und sie alle lauschen dem stürmenden Klingen, das zu gottnaher Größe sich steigernd vom Heldentum singt. Und sie in Ost und West, in Nord und Süd, die der Heimat ihres Blutes Lebensströme geopfert, sie können lächeln ihres Todes, da der Heldenorgel betend Brausen über ihre dumpfen Gräber die Kränze der Unvergeßlichkeit breitet. Und sie schlummern weiter mit diesem erlösten Lächeln auf den toten Lippen, sie schlummern weiter den Ewigkeiten entgegen, und der Heimat Orgelsang schwebt über den weitverstreuten Grabhügeln u. trägt auf schwingenden Wellen Herzeleid und Tränen, Verzicht und Opfer und eines ganzen Volkes Dank mit sich, und braust über Erde und Meeren und schwillt zu den Sternen empor und in Demut neigt sich vor heldischer Größe ein armes und doch reiches Vaterland.

Unbeirrt ziehen die dankgeborenen Töne mit schmerzbetauten Flügeln ihren freudvoll erlösenden Weg und durchdringen Finsternis und Schicksal mit ihrer Gottessehnsucht. Es ist nicht mehr das dunkle, bergumsäumte Tal mit der enggescharten Lichterherde: das Erdenrund ist zum gewaltigen Tempel geworden und auf dem Altare glüht wie heiliger Gral der erdgebundenen Menschheit ururaltes Leid und ihre sternennahe Opfergröße.

Unendlichkeit braust aus der Tiefe und vermählt sich mit des Himmels Unendlichkeit!

Langsam nur verebbt der Heldenorgel erschütterndes, ewigkeitstrunkenes Lied. Weich und leise, wie voll Trost und Segen, verklingt der toten Helden Weihesang. Schwer und dunkel, einsam und ferne rauschend lastet wieder die Nacht und seltsamm versonnen blinken nur des Tales Lichter. Blütendüfte schweben auf leichtem, sanftem Windesatem durch leise flüsternden Wald und in den weltenfern kreisenden Sternen leuchtet das gütige Lächeln der Gottheit.

Schottland. Für die Seligsprechung eines schottischen Mädchens. — Eine vom Erzbischof Macdonald von Edinburgh unterzeichnete offizielle Notiz, die an allen Kirchentüren angeschlagen wurde, verlangt zur Förderung des Seligsprechungsprozesses Zeugnisse über das Leben von Margaret Sinclair. Wenn sie noch am Leben wäre, würde sie heute 31 Jahre zählen. Am 20. März 1900 in Edinburgh geboren als Tochter eines Straßenkehrers, starb sie am 24. November 1925, nachdem sie die beiden letzten Lebensjahre als Klarissin zugebracht hatte. Im Frühjahr 1925 warf sie die Tuberkulose aufs Krankenlager, wo sie Monate hindurch heroische Kraft in ihrem großen Leiden zeigte. Zahlreiche Gebetserhörungen werden ihrer Fürbitte zugeschrieben, besonders von seiten Arbeitsloser.

Spanien. Merkwürdige Erscheinungen. Gewaltigen Eindruck auf das spanische Volk machen die Berichte von wunder-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

baren Erscheinungen der Mutter Gottes in der Berggegend von Esquioga. „El Dia" von San Sebastian und „Mati" von Barcelona veröffentlichen lange Berichte über diese Vorkommnisse. Eine ganze Anzahl von Personen erklären, die schmerzhafte Mutter Gottes gesehen zu haben; die einen erklären, die von ihnen geschaute himmlische Frau habe einen Zweig in der Hand und Blumen zu ihren Füßen, andere wieder berichten von tiefer Trauer der Gottesmutter, die in der einen Hand einen Rosenkranz und in der anderen ein Schwert usw. habe. Eisenbahnzüge und Trams sind überfüllt; sogar Extrazüge mußten eingelgt werden. Automobil-Karawanen führen Tausende die Anhöhen hinauf, wo zu Esquioga die Volksmenge schon auf 25 000 Köpfe geschätzt wurde, die da in Rosenkranzgebet und Anrufungen Mariens die Nacht über verharrt, um der Erscheinung teilhaftig zu werden. Die Kinder Andres und Antonia, die zuerst von der Erscheinung berichteten, stehen unter ärztlicher Aufsicht, die aber nichts Abnormales feststellen konnte.

Katholiken und internationale Friedensarbeit. Der Leitartikel des „Osservatore Romano" vom 24. 7. 1931 beschäftigt sich mit der „starken und breiten Bewegung zur Annäherung der Völker und zur Herbeiführung des Friedens unter den Nationen", die seit dem Weltkrieg in vielen Ländern Europas und Amerikas festzustellen ist. Es wäre unverständlich, wenn die Katholiken an den Werken der privaten oder öffentlichen „Friedensrüstung" ihre Mitwirkung versagt hätten. In der Vergangenheit hat man vielfach darüber geklagt, daß in fast allen Ländern die Katholiken sich vielfach sehr stark von übertrieben nationalistischen Strömungen gefangennehmen ließen und so auch dazu beitrugen, daß der Abbau der nationalen Feindseligkeiten sich verlangsamte.

Heute ist ein solcher Vorwurf nicht mehr am Platze. Fast überall sind die Katholiken in der Friedensbewegung auf ihrem Platze. Sie besitzen ja die wahre Einheit in der Lehre und in der Disziplin und sind daher mehr als alle anderen befähigt, eine starke und wirksame internationale Bewegung zu entfachen, die in sich alle Elemente enthält, die notwendig sind, um die Friedenslehre Christi zu verwirklichen. Gestützt auf die katholischen Lehren und auf die Gebete der Gläubigen, müßten die Katholiken in der Lage sein, die Gewissen der verantwortungsbewußten Menschen dazu zu bringen, daß sie die großen Wohltaten eines beständigen Friedens voll begreifen.

Kein Zweifel: die Katholiken sind berufen, die Bannerträger der Friedensidee zu werden; denn nicht umsonst hat Christus sein irdisches Leben begonnen und beschlossen mit einem Mahnruf zum Frieden, nicht umsonst hat er den Frieden als den größten Schatz der Menschen gepriesen und in seine Predigten immer wieder die Lehre vom Frieden, die er den Menschen als kostbarstes Vermächtnis hinterließ, eingeflochten. Die Mitarbeit am Friedenswerk ist nicht nur eine religiöse Pflicht, sondern auch eine vaterländische: denn niemand dient heute seinem Vaterlande besser als der, welcher es zu einem Bollwerk des Friedens macht.

Des Freiherrn vom Stein Mut vor Königsthronen. In der „Augsburger Postzeitung" erzählte kürzlich Dr. Robert Stein Anekdoten über den Freiherrn vom Stein, die den aufrechten Mut des Staatsmannes auch gegenüber Fürstlichkeiten eindrucksvoll zeigen: „Der Herzog v. Sachsen, Goethes Freund, hatte in Frankfurt an offener Tafel in schlüpfriger Weise von Liebeserlebnissen gesprochen; der Freiherr vom Stein verwies ihm das; der Großherzog meinte leichthin, solche Liebesgeschichten hätten sie doch alle in der Jugend erlebt. Da fuhr Stein auf, sagte, er jedenfalls habe sich nichts in dieser Hinsicht zuschulden kommen lassen, und es sei unerhört, daß der Großherzog vor jungen Offizieren sich derart vergäße. . . .

Die Zarin-Mutter, aus deutschem Fürstenblut stammend, sprach einst in hochfahrender Weise von deutschen Soldaten. Da erhob sich Stein und erklärte mit schwer verhaltenem Ingrimm: „Eure Majestät haben sehr unrecht, dies zu sagen, und zwar vor den Russen zu sagen, welche den Deutschen so viel verdanken; Sie sollten auch nicht sagen: Sie werden sich der Deutschen schämen, sondern sollten Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten. Ich habe in den Jahren 1792, 93 usw. am Rhein gelebt; das brave deutsche Volk hatte keine Schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe geschweige die Weichsel und den Dnjepr gekommen."

Der bayerische Kronprinz äußerte sich ungünstig über Görressche Aufsätze im „Rheinischen Merkur" und bemerkte dazu, daß der Freiherr vom Stein solche Leute wie Görres schütze; Stein, der mit an der Tafel saß, und die Worte hören mußte, sagte scharf: „Ich bitte, daß Eure Königliche Hoheit Ihre Stellung nicht vergessen, wer Sie sind und wer ich bin. Es ist nicht schicklich, in so großer Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nummer 11 November 1931 49. Jahrgang

Es kommt ein Tag

Es kommt ein Tag, — da wird dein Pulsschlag stocken,
Das Leben flieht, dein müdes Auge bricht.
Es kommt ein Tag, — da läuten dumpf die Glocken,
Du aber schläfst und hörst ihr Klingen nicht!

Die Blumen blüh'n an deinem Sarkophage,
Und dir zu Füßen sprüht der Kerze Licht,
Man weint um dich und singt die Totenklage,
Du aber schläfst, dein Ohr vernimmt sie nicht.

Die Freunde steh'n an deinem off'nen Grabe,
Und jeder still ein Vaterunser spricht,
Die Scholle sinkt als letzte Erdengabe
Auf deinen Sarg, du aber hörst es nicht.

Dein Mund ist stumm, das Herz hat ausgeschlagen,
Die Seele steht vor Gottes Richterthron. —
Ist sie ins Buch des Lebens eingetragen?
Es kommt ein Tag, — wer weiß — ob morgen schon?

Josefine Moos

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heim zum Vater

Von Schwester M. Avellina Hohm, OSF., Lohr a. M.

Wenn auch Jahre und Jahrzehnte ihre Schatten auf die Vergangenheit werfen, ein kleines Erlebnis wird mir immer gleich lichtvoll in der Erinnerung stehen und stets helles Leuchten in die Zukunft strahlen.

Ich saß in einem Abteil 3. Klasse. Rasch rollte der Zug. Draußen die dunkle Spätherbstnacht. Es stöhnte der Sturm, es weinten die Wolken. An die Scheiben schlugen die fallenden Tropfen. Sie sangen in feinen Tönen. Doch wehmütig klang die Weise. Sie sang sich hinein in die sinnende Seele und füllte sie mit schweren Gedanken. Diese Novemberabende voll Nebel und Nässe, voll fallender Blätter, lichtlos und schwer sind durchflochten von trüben Erinnerungen. Sie mahnen an Versinken und Vergehen, mahnen an Sterben.

Jäh wurde ich aus meinen Todesgedanken geweckt. „Tante, wie lange noch?" Eine helle, klare Kinderstimme fragte es in seligem Ungestüm.

„Bald, bald, Rosmarie, dann sind wir zu Hause", nickte die Dame der Vierjährigen zu.

„Beim Vater, o beim Vater", fügte nun die Kleine stiller bei. Und so viel Freuen, so viel Sehnsucht lag darin. Meine Gedanken verflogen wie unheimliche, verscheuchte Vögel, denn aus diesen blauen, frohleuchtenden Augen strahlte so viel Sonne, daß alle Schatten schwinden mußten. Nun schaute das Kind in die regenschwere Nacht, ohne Bangen, voll stiller Freude und seliger Erwartung.

Bald hielt der Zug. Rasch stieg die Dame mit dem Kinde aus. Mich drängte es, das Fenster zu öffnen. Ich mußte den beiden noch einmal nachsehen. Da wieder das silberhelle Kinderstimmchen: „Vater, lieber Vater" und mit weitgespannten Armen flog die Kleine dem Wartenden entgegen. Schon lag sie an seiner Brust und immer fester schlang sie die Ärmchen um seinen Hals und immer jauchzender klang ihr Gruß: „Vater, mein lieber Vater!"

Tief griff mir der jubelnde Ton in die Seele und klingt immer wieder klar und rein, und immer sehe ich die Kleine in glücklichfrohem Geborgensein in den gütigen Vaterarmen.

Lange stand ich am offenen Fenster, ließ mir die heißen Schläfen von der frischen, feuchten Abendluft kühlen. Wieder rollte der Zug. Leiser rieselte nun der Regen. Noch blickte ich hinaus in die düstere Novembernacht, doch nicht mehr mit dunklen, schweren Gedanken, lichthelle, hoffnungsfrohe wuchsen in meiner Seele, reiften zum stillen Erkennen. Das Kind ging zum Vater, ging nach Hause, das machte die Kleine leuchtend und selig trotz stürmischer, sternloser Nacht.

Ist unser Leben nicht auch ein Heimgehen, ein Gehen zum Vater? Gewiß, oft führt der Weg durch Nebel und Nacht. Bange Sorge und wehes Leid warten auf uns. Wie kalte Schauer legen sie sich auf die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seele, wollen sie hemmen und halten auf ihrem Pfade. Doch über allem Zögern und Zagen soll tiefe Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Vater stehen und ihre Lichtstrahlen in die Zukunft werfen. Dann wird die Seele furchtlos in die Ferne schauen, denn sie weiß, der Weg führt in das Land der Ewigkeiten, nach Hause. Und in dieser Gewiß-



Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!

heit wandern wir froh, Zuversicht im Herzen und Licht in den Augen. Es ist ein seliges Schreiten, beglückend für uns, ermunternd für andere.

Auch auf uns wartet in der Heimat der Vater, wartet mit offenen Armen. Unser drängendes Sehnen wird uns hineinführen, daß wir uns flüchten an seine Brust in jauchzendem Glück, in nie endender Seligkeit. Dann sind auch wir daheim, sind beim Vater, sicher und ewig geborgen an seinem Herzen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zur Eröffnung des neuen Priester-Seminares für Eingeborene

28. Juni 1931.

Der 28. Juni ist mit roten Lettern eingezeichnet in den Kalender des katholischen Missionswerkes Südafrikas; denn es war der Tag der feierlichen Einweihung des neuen Eingeborenenseminars, nahe beim Städchen Ixopo, in Natal.

An hervorragenden Persönlichkeiten Südafrikas waren erschienen:

Seine Exzellenz, der hochwürdigste Herr Erzbischof und apostolische Delegat von Südafrika, B. J. Gijlswijk, O. P.

Die Hochwürdigsten Bischöfe:

Delalle von Durban; Fleischer von Mariannhill; Spreiter von Zululand, Hennemann von Ontshorn;

die apostolischen Präfekten:

Msgr. Hanisch, RMM., von Umtata; Msgr. Demont von Aliwal Noorth; Msgr. van Nüffel von Pieterburg; Msgr. Belleze von Swaziland; Msgr. Mohn von Leydenburg; Msgr. Vogel von Queenstown.

Ferner waren noch erschienen der Hochwürdigste Herr Abt Gerard Wolpert, RMM., früherer Abt von Mariannhill, sowie eine große Anzahl Priester aus den verschiedensten Missionsgebieten und Distrikten, viele Brüder und Schwestern, einige Eingeborenenbrüder und Schwe-



Schüler-Musikkapelle in Lourdes



Gesangchor der Weißen besucht den Gesangchor der Eingeborenen

stern. Die Volksmenge war von nah und fern herbeigeeilt, um dem seltenen Schauspiel beizuwohnen.

Die Feierlichkeit wurde am Samstag, den 27. Juni abends eröffnet indem sich der Klerus und das anwesende Volk in der Seminarkapelle versammelte. Der Seminarchor der Eingeborenen sang das „Veni Creator" und Bischof Delalle von Durban predigte über die Zentenarfeier der Gottesmutter von Ephesus, wo genau vor 1500 Jahren das Konzil die Ehre der Gottesmutter gegen Nestorius zu verteidigen hatte. Bischof Delalle führte aus, wie in Ephesus und während all der Jahrhunderte die allerseligste Jungfrau sich als Besiegerin jeder Häresie erwiesen hat. Zum Schluß ermahnte der hohe Herr die zukünftigen Eingeborenenpriester, immer auf die Hilfe der Gottesmutter zu vertrauen, wenn sie einmal ihren eigenen Stammesbrüdern die einzigen Wahrheiten des einzig wahren Glaubens predigen würden.

Zur selben Zeit sprach Msgr. Hanisch RMM. im Quadrat des Seminars zu der dort versammelten Volksschar. Nach der Ansprache fand eine Prozession mit dem Allerheiligsten innerhalb des Seminars statt. Seine Exzellenz Bischof Hennemann trug das Allerheiligste und die übrigen Teilnehmer an der Prozession trugen brennende Kerzen. Die Musikkapelle von Mariannhill (bestehend aus Brüdern und Eingeborenen) spielte erhebende Weisen. Im Anschluß an die Prozession wurde der Segen mit der Monstranz erteilt.

Am Sonntag den 28. Juni hatte sich gegen 10 Uhr die größte Anzahl des Klerus, der Ordensleute und Laien, Europäer sowohl als auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eingeborene am Platze vor dem Seminar versammelt. Die Bischöfe, Prälaten und Priester begleiteten in großer Prozession den apostolischen Delegaten zu einem eigens aufgerichteten Thron im Quadrat des Seminars. Bischof Fleischer RMM. sprach einige Worte zur Begrüßung und bat seine Exzellenz, den Erzbischof, das Seminar einzuweihen, in welchem mit Gottes Hilfe ein würdiger Klerus herangebildet werden sollte. Nachdem der Seminarchor die Allerheiligenlitanei gesungen hatte gingen der Herr Erzbischof und Bischof Fleischer in Begleitung des Klerus in die einzelnen Räume, um sie einzusegnen. Dann hielt der apostolische Delegat eine Ansprache vom Altare aus, in welcher er Bischof Fleischer von Mariannhill ganz besonders Glück wünschte zur Vollendung des Seminars. Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß in diesem Seminar ein Eingeborenenklerus herangebildet werde, groß an Wissenschaft, aber ganz besonders groß an den christlichen Tugenden. Dann verkündete der hohe Herr feierlich, daß dieses Seminar von allen kirchlichen Würdenträgern und Priestern als das Zentralseminar für ganz Südafrika angesehen werden sollte. Darauf zelebrierte Bischof Spreiter von Zululand ein feierliches Pontifikalamt. Anschließend hielt ein Priester noch eine Predigt in Zulu an das im Quadrat versammelte Volk. Es waren mehr als 2000.

Nachmittags 3 Uhr war feierliche Vesper mit Segen. Dann wurden die Reliquien der Martyrer von Uganda zur Verehrung ausgesetzt, Eine kurze Ansprache folgte über die seligen Ugandamartyrer, und die Reliquien wurden zum Kusse gereicht. Mit dieser Feier ward der bedeutungsvolle Tag geschlossen.

In der Zeit von 1881—1900 wurden von den Mariannhiller Missionaren 5 junge Eingeborene nach Rom gesandt, um am Propagandakolleg zu studieren. Einer von diesen starb in Europa, die anderen 4 kehrten nach der Priesterweihe nach Afrika zurück (1898—1906). Zwei von diesen Eingeborenenpriestern arbeiten im Vikariat Mariannhill.

Bei der ersten Bischofskonferenz in Kimberley im Jahre 1924 wurde beschlossen, daß in Südafrika ein Seminar für Eingeborene eröffnet werden sollte. Darauf begann Bischof Fleischer RMM. in Mariatal bei Ixopo, Natal, mit etwa 12 Studenten und einem Priester als Professor. Nach und nach stieg die Zahl der schwarzen Studenten auf 36, die von 3 Priestern und 3 schwarzen Professoren unterrichtet werden. Indes mußte man auch daran gehen, ein eigenes Seminar für die Studenten zu errichten. Das neue Gebäude wurde errichtet auf einem Hügel, von wo aus es die ganze Gegend beherrscht. Das Seminar ist drei Meilen von der Missionsstation Mariatal entfernt und zwei Meilen vom Städtchen Ixopo. Der Grundstein wurde in feierlicher Weise gelegt von Sr. Exzellenz Erzbischof Gijlswijk, Apostolischer Delegat von Südafrika am 3. November 1928. Das neue Seminar wurde der Gottesmutter „Sitz der Weisheit" und den „Seligen Martyrern von Uganda" geweiht. Das fertige zweistöckige Bauwerk hat die Form eines großen Rechteckes. Die Längsseite mißt 60 m, die Breitseite 7 m. Eine Breitseite ist teilweise offen. Die herrliche Kapelle ist 27×11 m groß

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und hat 3 Altäre. Später soll die Zahl der Altäre auf 6 vermehrt werden. Das Seminar umfaßt einen großen Speisesaal, 2 Bibliotheks-zimmer, 1 Studiersaal, 12 Räume für Professoren, 8 Schlafsäle und eine Badeanlage. Ferner gibt es Räume für europäische und schwarze Schwestern, Küche, Waschküche und 4 Fremdenzimmer. Die Studenten haben schon einen großen Gemüsegarten angelegt, sowie Obst- und Zierbäume angepflanzt. Der Ixopo-Fluß liefert das Wasser für ein großes Reservoir, sowie auch den Antrieb für eine elektrische Anlage, um das Seminar mit Licht und Strom zu versehen.

Missionspost

Embakwe-Mission, Süd-Rhodesia

Hochw. P. Atzwanger schreibt: Zu einer Heidenmission gehört ein Missionar und wenn möglich Missionsbrüder und -Schwestern und eine Anzahl Gehilfen aus den Eingeborenen selbst. Solange der weiße Missionar allein arbeitet ohne Gehilfen zu haben, die ihre eigenen Landsleute zu bekehren sich bemühen, Laienapostel, gleichviel ob sie Katechisten oder Lehrer sind, ist sein Wirken sehr eingeengt. Es müssen das Christen sein, die tiefer als die meisten andern in die Wahrheiten der Religion eingedrungen und davon erfüllt sind, die die Beweggründe und Absichten des europäischen Missionars nicht wie viele andere ganz oder halb mißverstehen. Sie beherrschen ihre Sprache, sprechen mit jenen Bildern und Vergleichen, die die Leute verstehen und haben das Vertrauen als Stammesgenossen schneller und leichter erobert als der weiße Missionar. Daher ist eine Mission mit nur europäischem Personal nur eine halbe Mission und bleibt ein fremdartiges Gebilde unter den Eingeborenen; deshalb ist der Missionserfolg auch gering.

Als ich letztes Jahr die Embakwe-Mission zu übernehmen hatte, war sie noch in diesem beschränkten Anfangsstadium. Wohl waren im Umkreis einige Kilometer weit etwa die Hälfte der Leute katholisch und die Kinder kamen zur Schule, aber in all den weiten Ländereien darüber hinaus gab es keine Kirche, keine Schule, keine Katechetenstelle. So entwickelte sich im Kopfe der Neger die Idee, das katholische Christentum sei an ein kleines Stück Land geknüpft, das der Mission gehört. Wer von dort wegzieht oder anderwärts wohnt, für den kommt die katholische Religion überhaupt nicht in Betracht. Wohl war das Land zum Teil von protestantischen Missionen schon beschlagnahmt durch ihre Schulen, aber es blieb noch genug Raum frei. Nach vielen Mühen gelang es, einige geeignete Lehrer zu finden und an fünf günstigen Stellen Schulen zu beginnen. Meist dient ein schattiger Platz unter einem Baum als erster Schulraum. Doch für die Regenzeit genügt das nicht, und auch die Regierung hat keine Begeisterung für solche Baumschulen. Es muß eine Schule gebaut werden. Die Schulkinder und die Erwachsenen müssen mithelfen, aber so manche Auslage bleibt dem Missionar auch bei einfachen Bauten. Meine fünf neuen Schulen weisen ungefähr alle Bauarten auf, die hierzulande dafür in Betracht kommen. Die billigste Art ist ein Bau aus unbehauenen Baumstämmen mit Grasdach, eine andere Art Bau aus gestampfter Erde mit Grasdach, dann mit ungebrannten großen Ziegeln oder mit gebrannten Ziegeln. Eine größere Auslage aber sind die Lehrer. Obwohl sie verhältnismäßig sehr niederen Lohn erhalten, ein eingeborener Polizist ohne Bildung erhält mehr als mein bestgebildeter Lehrer, macht es für fünf Schulen monatlich eine für den armen Missionar große Summe aus. Wenn die Lehrer genügende Ausbildung besitzen und die Regierung die Schule anerkennt, gibt sie der Mission eine Unterstützung, die im günstigen Falle die Hälfte oder zwei Drittel der Auslagen für die Lehrer deckt. Aber hier in Süd-Rhodesia bezahlt sie dieses Geld erst nach Ablauf des Schuljahres. Da nun meine fünf Schulen alle neu sind, so müssen die Lehrer das ganze Jahr bezahlt werden, ohne daß eine Unterstützung dafür von der Regierung da ist. Was sie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gibt, ist dann eine Hilfe für das nächste Jahr. Was Wunder, wenn dem armen Missionar das Geld in der Mitte des Jahres ausgeht und er vor der Frage steht, was nun?

In dieser Not wandte ich mich an meinen Obern, der bis jetzt helfen konnte, aber auch nicht weiß, wo her nehmen und mir auftrug, zu betteln. Ich machte für diese Schulen ungefähr 2000 Meilen (über 3000 Kilometer) mit dem Fahrrad durch oft sehr sandiges Land mit schlechten Wegen, gab fast alles Einkommen dafür aus — ungefähr 400 Kinder lernen darin — und nun soll ich die Schulen wieder schließen und die Lehrer entlassen wegen Geldmangel? Sie sind dem hlst. Herzen Jesu, der Gottesmutter, dem hl. Josef und den Patronen der Heidenmissionen Franz Xaver und der hl. Theresia vom Kinde Jesu geweiht. Vielleicht hat jemand die Absicht, zu Ehren des heiligsten Herzens oder der seligsten Jungfrau oder der Patronen der Mission ein gutes Werk zu tun, um zu danken oder etwas zu erbitten. Hier ist eine schöne Gelegenheit. Jede Schule ist zugleich Kirche und die meisten Schüler sind Katechumenen, sie lernen für die Taufe.

Verhetzung — eine Tierfabel aus dem Mash'onaland, Süd-Rhodesia

Einst waren Ochs und Löwe dicke Freunde. Das Murmeltier sah ihre Freundschaft und dachte sie zu entzweien mit Hinterlist. Es ging eines Tages zum Löwen und sprach: „Löwe, du bist ein großes Tier. Mich wundert nur, daß der Ochse sagte: Wahrhaftig, am Tage, an dem ich dem Löwen begegne, spieße ich ihn auf mit den Hörnern. Warum hat er die Ziegen meines Herrn getötet?" Der Löwe antwortete: „Ist das wirklich wahr, Vetter?" Das Murmeltier sprach: „Ich kann es beschwören bei meiner verstorbenen Schwester und bei allen Festtagen!" Der Löwe sagte: „Ich mache mir nichts daraus, ihm zu begegnen." Fort lief das Maultier zum Ochsen und sprach zu ihm: „Der Löwe hat gesagt: „An dem Tage, an dem wir zusammentreffen, wird nichts übrig bleiben als das Gras." Der Ochse erwiderte: „Ist es wirklich so? Aber der Löwe ist doch mein Freund?" Das Murmeltier sprach: „Der Löwe verlangt, daß du deine Hörner abschneidest, wenn du sein Freund bleiben willst." Der Ochse darauf: „Das mag ich nicht, sie sind meine Zier." Wieder wanderte das Murmeltier zurück zum Löwen und berichtete ihm: „Der Ochse verlange, er solle sich seine Zähne ausreißen lassen." „Nein", sprach der Löwe, „das tue ich nicht, sie sind mein Stolz." Seit jenem Tag waren Ochse und Löwe Feinde, sie konnten einander nicht mehr leiden, bis eines Tages der Löwe sprach: „Ich will es einmal versuchen, mit dem Ochsen zu kämpfen." Der Ochse unterlag und der Löwe fraß sein Fleisch und fand es gut. So kam es, daß Ochs und Löwe keine Freunde mehr sind.

Ein trauriger Anfang, eine lustige Mitte und ein trauriges Ende

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM., Empandeni

Weil es im Empandeniland nicht recht wachsen will, so sind wir einmal auf den Gedanken gekommen, eine Straußenzüchterei anzufangen. Ja, und diese Züchterei hat die Überschrift dieser Zeilen vollständig gerechtfertigt.

Bringt da eines Tages ein Eingeborener vier ganz junge Strauße, die wir ihm abkaufen sollten. Nun, das waren sehr putzige Dinger und so einigte man sich, die Kerlchen um einige Schillinge zu kaufen. Aber es war schwer, einen geschützten Platz für sie zu finden, und es gefiel ihnen gar nicht bei uns. In den Nächten wurde es um diese Zeit ganz empfindlich kalt, daher brachte man sie des Nachts in einem Drahtgeflecht unter, das man mit einer alten Wagendecke überdeckte, um sie so zu schützen. Br. Athanasius fühlte Mitleid mit den armen Vögeln und erklärte sich bereit, ihnen die Mutter ersetzen zu wollen und sie zu füttern. Aber sie fraßen nichts. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln lagen am nächsten Morgen die kleinsten zwei erfroren in ihrem Käfig. So blieben als Grundstock unserer Züchterei nur noch zwei übrig. Diese machten einen Fluchtversuch wenige Stunden nach dem Tode ihrer beiden Kameraden, liefen aber Br. Athanasius in die Hände. Mittlerweile war ein Bub mit den zwei Toten fortgeschickt worden, um sie irgendwo einzuscharren. Das war der traurige Anfang.

Mittags fütterte der Bruder seine beiden Pflegekinder, die einstweilen im alten Hühnerlauf untergebracht waren. Da kamen zwei Mädchen daher, die bei den Schwestern untergebracht sind, jede einen jungen Strauß in der Hand. Wir glaubten nun, die beiden Taugenichtse wären schon wieder ausgebrochen, aber o Wunder, diese waren noch wohlbehalten in ihrem Hühnerlauf. Das waren die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Außenstation Muyembe, 4 Kilometer von Lourdes

zwei Toten vom Morgen. Der Bub war wohl zu faul, um sie einzuscharren, und als die Sonne schien, wurden die beiden wieder lebendig. Sind also fast buchstäblich von den Toten auferstanden. Das ist die lustige Mitte.

Die vier waren also wieder beisammen, wurden gut gefüttert und man gratulierte schon zu dem herrlichen Erfolg. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell." Jetzt kommt das traurige Ende. Ungefähr nach einer Woche fand man alle vier tot in ihrem Käfig liegen. Wahrscheinlich gab es beim Kaffeekochen Rauch an dem sie erstickten. Leider feierte diesmal keines mehr Auferstehung und mit den schönen Straußenfedern auf unseren Hüten wurde es nichts.

Eine Wirkung des bischöflichen Segens

Eine Schwester hatte schon lange den Wunsch, den priesterlichen Weihen einmal beizuwohnen. Immer kam etwas dazwischen als in Mariatal die Priesterweihen waren und sie ganz in der Nähe im Sanatorium tätig war. Da wurde sie nach Telgte versetzt. Nun schien es ausgeschlossen, da die letzte Priesterweihe in Lourdes stattfinden sollte. Die Schwester aber sagte nichts von ihrem Wunsche. Da wurde Hochw. P. Rektor von zwei Herren zu dieser Feier abgeholt. Noch wußte sie nicht, daß sie auch dazu kommen sollte. Am Morgen des andern Tages wurde sie zu einem benachbarten Farmer geschickt wo die Frau unter anderem sagte, daß sie morgen mit dem Auto nach Durban fahren würde. Dieser Weg führte gerade an Emaus vorbei, von wo man leicht nach Lourdes kommen konnte. Auf die Frage, ob sie noch Platz für eine Schwester im Auto hätte, gestattete sie es mit Freuden. Die Schwester bat um die Erlaubnis bei ihrer Oberin, welche ihr gewährt wurde. So kam sie nach Lourdes zur Priesterweihe.

Am Montag kam die Frau wieder zurück nach Emaus, um die Schwester wieder mitzunehmen. Der Hochwürdigste Herr Bischof, der gerade anwesend war, kam in seiner Freundlichkeit mit zum Auto und gab beim Abfahren den Segen. Die Schwester bemerkte eine gedrückte Stimmung bei der jungen Frau, konnte sich ihr Verhalten aber nicht erklären. Um 10 Uhr kamen sie ohne Unfall auf der Station an. Da sagte die junge Frau, die Bremse des Autos sei gebrochen gewesen, so daß jeden Augenblick hätte ein Unglück passieren können. Diesen offensichtlichen Schutz schreibt die Schwester dem bischöflichen Segen zu.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus der Apostol. Präfektur Umtata

Von P. Bernhard Huß, RMM., Mariatal

Firmung und Schulinspektion

Am 12., 19. und 26. April erteilte der neue Präfekt von Umtata, Msgr. E. Hanisch zum erstenmal die Firmung auf den Missionsstationen Marialinden, Mariazell und Farvie'w. Das hl. Sakrament der Firmung empfingen auf der ersten Station 145, auf der zweiten 141 und auf der dritten 55 Personen.

Am 23. und 24. April erschienen der Ortsschulinspektor und der Oberinspektor für eingeborenes Erziehungswesen der Kapprovinz im Lehrerseminar von Mariazell. Sie rühmten sehr die Arbeit, die von dem Direktor und den Schwestern geleistet worden war. Bereitwillig gaben sie zu, daß die Leistungen in diesem Seminar den Durchschnitt weit überschritten und anderen (nicht katholischen) Seminarien dieser Art weit voraus seien.

Die Missionsstation Mariazell wurde 1894 am Fuße der Drakensberge gegründet. Die erste Volksschule wurde 1897 eröffnet. 1907 begann man mit den ersten Klassen der Mittelschule und 1909 eröffnete man das Lehrerseminar. Es war das erste Institut dieser Art in Südafrika. Dank der großartigen Erfolge in den Prüfungen wuchs die Zahl der Schüler in kurzer Zeit gewaltig an. Die Gesamtzahl der Schüler, die dieses Seminar besuchten, beläuft sich auf 1300. Viele von diesen waren Katholiken. Mariazeller Lehrer sind überall willkommen. Man findet sie in allen Teilen der südafrikanischen Union ihr Amt ausüben, so in der Kapprovinz, Natal, Transvaal, Oranje-Freistaat, Basutoland, Swaziland.

Eröffnung eines Krankenhauses — Aussätzigenheim

Die Behörde der kleinen Stadt Cala in Transkei bat den Apostol. Präfekten von Umtata, Msgr. Hanisch, in ihrem Bereich ein Krankenhaus zu eröffnen. Im Mai d. J. kamen 5 Dominikanerinnen aus dem Kloster Oakford (Natal) hierher, um die Arbeit in diesem Krankenhaus zu übernehmen. Die gegenwärtige Ausstattung besteht aus 15 Betten, von denen 3 für Weiße reserviert sind, die übrigen sind für Farbige und Eingeborene bestimmt. Das nächste Krankenhaus liegt in einer Entfernung von 100 Meilen.

In Empanyana, einer Ortschaft in der apostol. Präfektur Umtata, befindet sich ein Aussätzigenheim für Eingeborene. Es wird als das bestieingerichtete Institut dieser Art in Afrika betrachtet. Zufolge der Erfahrungen der vergangenen Jahre wurde es nicht wie früher nach Art eines Gefängnisses, sondern, soweit es die Umstände erlaubten, nach dem System eines Eingeborenendorfes eingerichtet. Die Kranken wählen aus ihren eigenen Reihen die Vorsteher, welche diese Gemeinde leiten, Zwischenfälle schlichten, Gaben verteilen und Ordnung aufrecht erhalten. Die Kranken pflegen ihre eigenen Gärten, verdienen sich Geld

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch Arbeit, haben Eigentum, kaufen und verkaufen, schicken Geld nach Hause oder legen es auf die Sparkasse. Polizei- und Pflegepersonal sind Aussätzige. Viele Kranke kochen sich selbst ihre Mahlzeiten und backen sich selbst ihr Brot.

Für die Kinder sind hier auch Schulen eingerichtet. Außerdem gibt es hier zwei protestantische Kapellen. Die Hälfte der Kranken sind Christen. Die katholischen Aussätzigen werden von Umtata aus seelsorglich betreut. Allgemein befolgt man das Prinzip, daß die Aussätzigen, welche nicht durch eigene Schuld aus ihrer Heimat entfernt werden mußten, sowenig als möglich von den Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens zurückgehalten werden sollen.

Die Männerabteilung und die Frauenabteilung sind so gebaut, daß zwischen diesen ihren Gebäuden das Verwaltungsgebäude, das Postamt, der Kramladen und andere Gebäulichkeiten errichtet sind. Doch sind gegenseitige Besuche aus den beiden Abteilungen erlaubt, außer in Fällen, wo sich einzelne durch ihre eigene schlechte Aufführung sich selbst dieser Vergünstigung berauben.

Es herrscht hier geradezu eine Atmosphäre der Freude und der Zufriedenheit, und die Bewohner dieses Asyls sind recht glücklich. Man sorgt ja recht gut für diese armen Geschöpfe. Nicht einmal das Kino geht ihnen ab.

Ein mächtiger Faktor der Freude ist die Hoffnung, daß im Laufe der Zeit früher oder später die Krankheit von einigen dieser Unglücklichen eingedämmt oder ganz geheilt wird.

Sie unterwerfen sich willig der neuen Behandlungsweise, und jedes Jahr wird eine große Zahl von Patienten entlassen, deren Krankheit zum Stillstand gebracht oder vollständig geheilt wurde. Heute kommt es vor, daß eingeborene Aussätzige, anstatt sich in ihrer Heimat zu verbergen, aus eigenem Antrieb nach Emjanyana kommen und um die Aufnahme in das Aussätzigenheim bitten.

Die Hauptversammlung der Behörden der vereinigten Länder Transkeis

Die apostolische Präfektur Umtata schließt in sich den größeren Teil der Länder Transkeis und das Pondoland. Seit 1895 besteht eine Einrichtung, die man Distrikt Counsils oder Selbstverwaltung der einzelnen Länder nennt. Eine solche Einrichtung setzt sich zusammen aus einem Regierungsbeamten und 6 eingeborenen Mitgliedern. Zwei davon werden von de Regierung ernannt, die 4 anderen von der Betretung der einzelnen Länder.

Die Hauptversammlung tagte zum erstenmal 1903 und seitdem Jahr für Jahr. Hier ist jeder Distrikt vertreten durch seinen Regierungsbeamten und 3 eingeborene Räte. Die Tätigkeit des (vierteljährlichen) Distrikt-Konzils und der jährlichen Hauptversammlung hat den Zweck, der Regierung Bericht zu erstatten und Rat zu erteilen, das Volk aufzuklären über Steuern und Schulden, die Stimme des Volkes zu hören in der Beilegung von Schwierigkeiten, besonders insoweit sie sein eigenes Lebensinteresse berühren, Unterricht zu erteilen über die Art und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Schulkinder von Lourdes

Weise mit der Landes- oder Ortsbehörde schriftlich zu verkehren und der Regierung und ihren Beamten Gelegenheit zu geben, mit den Eingeborenen in Fühlung zu treten.

Bis Ende 1930 setzte sich diese Generalversammlung aus 19 Regierungsbeamten und 57 eingeborenen Räten zusammen. Mit Beginn dieses Jahres kamen noch die 7 Distrikte von Pondoland dazu. Als eine geschlossene Körperschaft hielten alle diese Vertreter die erste Generalversammlung der Behörden der vereinigten Länder Transkeis in Umtata ab.

Dieser Zusammenschluß der verschiedenen Länder ist ein wichtiges historisches Faktum und beleuchtet so recht den Fortschritt in der Einsicht eines zersprengten und halbbarbarischen Volkes, das endlich geschlossen die gemeinsame Wohlfahrt anstrebt.

Während der 25 Jahre seit dem Beginn der Generalversammlung hat das Volk von Transkei (das Land in der Umgebung des Keiflusses) 3 Millionen Pfund für die öffentliche Wohlfahrt aufgebracht, so z. B. für Erziehung, Landwirtschaft, öffentliche Gesundheitspflege, Straßen, Brücken usw. Die ganze Summe wurde von Eingeborenen Transkeis aufgebracht.

Auf der Generalversammlung Transkeis wurde gesagt, daß ein Blick in das jährliche Blaubuch, das den Bericht des Fortschrittes enthält, zeigt, daß die Eingeborenen eine besondere Fertigkeit in ihrer politischen Betätigung besitzen und daß der Ernst bei ihren Überlegungen und ihr gesundes Urteil manche Staats- oder Provinzialregierung in Schatten stellen würden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Am Grabe der Mutter

Erzählung zum Allerseelentage von Magda Trott

Grau und regenschwer war der Himmel. Der Sturm, der am Tage zuvor gehaust hatte, war in die vergoldeten Baumkronen gefahren und hatte erbarmungslos die leuchtende Pracht herabgerissen und in den Staub der Straße geworfen. Am frühen Morgen war ein Regen niedergegangen, noch jetzt hingen die silbernen Tropfen an den kahlen Ästen und verliehen dem ohnehin trüben Novembermorgen ein schwermütiges Gepräge.

Aber nicht nur die Witterung, nicht nur das düstere Grau drückten auf die Menschen, man beging in stillem Gedenken den Tag des Jahres, der den Toten geweiht war. In jedem Haus wanderten die Gedanken hin zu denen, die seit langer oder kurzer Zeit von ihrer Erdenwanderung ausruhten.

Vom frühen Morgen an waren die Straßen belebt, ganze Gruppen von Menschen eilten zu den Friedhöfen, um die Gräber ihrer Lieben zu schmücken. Der sonst so stille Friedhof war heute von Menschenmassen belebt, die aus schlichten grauen Erdhügeln Blumenbeete schufen. In den grauen Novembertag hinein leuchtete es farbig von Astern, Chrysanthemen, Erika und anderen Herbstblumen.

Auch Frau Blaß hatte einen Kranz erstanden. Sie hatte lange suchen müssen, ehe sie den gefunden, den sie brauchte. Rote Astern, nichts als rote Astern. Daheim, im Garten, als die Astern blühten, hatte sie sich mit Franz verlobt, und als wieder die roten Astern blühten, war sie die Gattin des Steuerinspektor Blaß geworden. Das grenzenlose Glück, das über Beide ausgeschüttet wurde, dauerte nicht zu lange. Es kam der Krieg, Franz fiel als einer der Ersten.

Frau Blaß hatte das Tor des Friedhofes erreicht. Viele Jahre waren es her, daß man ihren geliebten Mann auf französischem Boden in eines der Massengräber gebettet hatte. So hatte sie nicht einmal ein Grab, das sie pflegen konnte.

Und doch schritt sie an jedem Allerseelentage hinaus zum Friedhof, nahm einen Kranz seiner Lieblingsblumen mit hinaus und legte ihn auf eines der ungeschmückten Gräber nieder, über das selbst am Allerseelentage keine liebenden Hände glitten. Es erschien ihr als eine heilige Pflicht, irgend einem Vergessenen diesen Gruß zu bringen, es war ein Erinnern an ihren Franz, dessen Grab wahrscheinlich auch heute wieder schmucklos sein würde.

Zwischen üppig geschmückten Gräbern schritt sie dahin, nach einer Stätte suchend, die vergessen war. Trotz der vielen Menschen, die an den Hügeln weilten, herrschte feierliche Stimmung auf dem Gottesacker, der Tag der Toten drückte allen seinen Stempel auf.

Plötzlich wurde der Friede durch eine schrille, scheltende Frauenstimme unterbrochen, zu der sich eine zweite und bald eine dritte gesellte. Die Störung tat allen Andächtigen weh. Auch Frau Blaß blickte gequält hinüber, denn das laute Schelten paßte nicht zu dem geheiligten Tag. Sie erblickte einen etwa zehnjährigen Knaben, in vertragenem, viel zu engem Anzug, der verwirrt und angstvoll um sich schaute.

Die Augen des Kindes, die abgrundtiefes Leid kündeten, zogen Frau Blaß an. Sie ging hinüber und vernahm, daß der verschüchterte Knabe soeben dabei ertappt worden sei, wie er von einem frischen Grabe, das überreich mit Kränzen bedeckt war, einen kleinen, bescheidenen Kranz genommen hatte, um ihn auf einen anderen Hügel zu legen.

„Du Dieb! — Bestiehlt man die Toten? Schämst du dich nicht, gestohlenes Gut den Deinen aufs Grab zu legen? Prügel müßtest du dafür haben!“

Die Frauen ereiferten sich mehr und mehr, die Eine versetzte dem Knaben sogar eine schallende Ohrfeige.

Dem Kinde schossen die Tränen in die dunklen Augen, doch kein Laut kam über die festgeschlossenen Lippen. Nur Frau Blaß sah den verzweifelten Blick, den der Knabe über die Gräber gleiten ließ. Da drängte sie sich vor und legte dem Trotzigen die Hand auf die Schulter.

Als man die gutgekleidete Dame erblickte, begann das Gezeter der Frauen erneut. Niemand wußte, wer der kleine Dieb war, der den schlichten Kranz auf eines der anderen Gräber tragen wollte.

Mit sanfter Energie führte Frau Blaß den Knaben davon.

„Wie heißt du, mein liebes Kind?“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die trotzig geschlossenen Lippen zitterten und erst auf eine erneut gestellte Frage rang es sich wie ein Schrei über die Lippen:

„Früher hieß ich Franzl, jetzt heiße ich nur Franz."

Sekundenlang schloß Frau Blaß die Augen. Das Bild ihres jahrelang beweinten Franzl stand wieder deutlich vor ihrem Innern. Wie oft war über ihre Lippen der zärtliche Kosename Franzl gekommen.

„Hast du auch ein Grab auf dem Friedhof, mein Junge?"



Ein unterdrücktes Weinen schüttelte den Knabenkörper. „Ja — — meine Mutter."

„Und deiner Mutter wolltest du den Kranz bringen?"

Der Knabe nickte nur, denn die aufsteigenden Tränen verlegten ihm die Sprache.

„Komm, Franzl, wir wollen deiner Mutter diesen Asternkranz bringen."

Einen Augenblick lang starrte der Knabe die fremde Dame sprachlos an, dann schrie er in wildem Schmerze auf, stürzte davon und warf sich der Länge nach über einen verwahrlosten Hügel, nahe der Friedhofsmauer.

Frau Blaß folgte dem Knaben. Sie ließ ihn ruhig weinen, bis sich der größte Schmerz wieder gelegt hatte. Als sie dann fragte, kam es stoßweise, in leidenschaftlicher Verzweiflung aus dem Munde des Kindes:

„Sie lassen mich nicht herkommen, aber heute bin ich fortgelaufen. Sie hat nie Blumen. — Da habe ich mir gedacht, es ist keine Sünde, — sie soll heute auch Blumen haben. — — Dort lagen ja so viele. — Sie war immer so gut zu mir!"

„Ja, Franzl, deine Mutter soll heute Blumen haben. Warte hier, wir wollen den Hügel noch schöner schmücken."

Frau Blaß ging zurück zur Kirchhofspforte, erstand bei einem der fliegenden Blumenhändler einige Töpfe Erika, die brachte sie dem am Hügel knieenden Knaben.

„So, Franzl, nun sollst du diese Töpfe eingraben. Mache das Grab deiner lieben Mutter recht schön."

Erst barg der Knabe den Kopf in den Falten des Kleides, sein Weinen wurde immer leiser und leiser. Dann ging er an die Arbeit. In die schwermütigen Kinderaugen kam langsam ein hellerer Glanz. Als das Grab dann schön geschmückt den Beiden entgegenleuchtete, richtete Frau Blaß weitere Fragen an den Knaben. Franz war von Verwandten aufgenommen worden, damals, als man seine Mutter plötzlich tot aufgefunden hatte. Niemand war da, der freundlich mit dem Kinde sprach. Sie stießen den Buben herum und mit seinen zehn Jahren mußte er viele und schwere Arbeiten bereits verrichten.

Während er sprach sah sie das Bild ihres Gatten deutlich vor sich stehen. Beide hatten sich so sehr ein Kind gewünscht: Franzl sollte er heißen, falls es ein Knabe gewesen wäre. Hatte ihr Gott dieses Glück versagt, damit sie hier ein Werk der Barmherzigkeit tun durfte? War es vielleicht eine Mahnung von oben her?

„Franzl — Franzl", sagte sie leise vor sich hin.

Der Wind sprang auf, er rauschte durch die Blätter, die an der Friedhofsmauer lagen. Frau Blaß verspürte einen heiligen Schauer durch ihre Seele gehen. Was für Worte raunten ihr die Blätter zu?

„Franzl, mein Franzl!" Ihr Herz öffnete sich weit, denn liebeleer war ihr Leben. Sie besaß keinen, für den sie sorgen konnte. Keinen, um den sie zärtlich ihren Arm legen durfte, keinen, für den sie sich mühte und sorgte. — Was hatte der Pfarrer doch in der letzten Sonntagspredigt gesagt? Man solle überreich Liebe geben, wenn man dazu Gelegenheit habe. Man sollte solch eine Gelegenheit suchen.

„Franzl!" Sie legte ihren Arm um die Schulter des Knaben und der schmiegte sich scheu an sie. „Willst du für immer bei mir bleiben, mein Kind?"

„Du bist wie meine tote Mutter", sagte der Knabe mit einem wehen Ton in der Stimme, „dich könnte ich lieb haben, denn du wirst mich nicht schlagen."

Sie küßte ihn auf die Lippen.

„Führe mich zu deinen Angehörigen, Franzl."

Als die Beiden der Stadt zuschritten, zerriß das graue Gewölk, es war, als habe eine Stimme von oben her befohlen: es werde Licht! Die Sonne brach hervor und strahlte mit goldenem Schein in den Allerseelentag hinein.

Das Inderproblem

Von P. Bernhard Huß, RMM., Mariatal

Südafrika hat nicht nur seine oft erwähnte Eingeborenenfrage sondern auch sein Inderproblem. Geradeso wie die Eingeborenen von Zeit zu Zeit ihre Konferenzen halten, so versammeln sich auch recht oft die Inder, um zu beraten über die Art und Weise des Kampfes um bessere Lebensbedingungen in diesem Lande. Eine solche Versammlung tagte erst kürzlich in Kapstadt (1931).

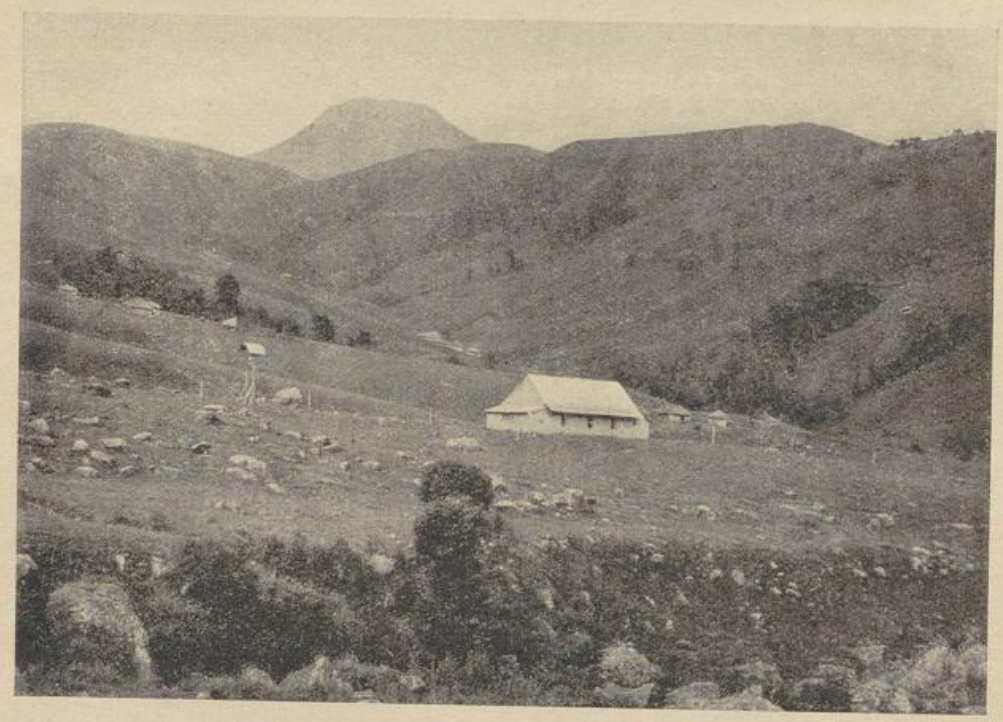
Vor 70 Jahren begann man Inder nach Natal einzuführen. Der Grund dafür war der Mangel an billigen und gewandten Arbeitern in der Landwirtschaft und auf den Zuckerplantagen. Die Schwarzen waren zu dieser Arbeit nicht zu bewegen, weil sie damals von der Notwendigkeit der Arbeit noch nicht überzeugt waren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl der indischen Einwanderer, die in diesem Lande ansässig wurden. Sie begannen Gemüsebau zu treiben, befaßten sich mit dem Hausierergewerbe, erwarben Land und drangen in viele Gewerbe ein und wurden schließlich gefährliche Konkurrenten für europäisches Gewerbe und Handel. Heute wären die Weißen froh, die Inder los zu sein, da sie in ihnen eine große Gefahr für die schwache europäische Zivilisation sehen. Aber man sieht noch keinen Weg in entsprechender Weise, die Inder aus dem Lande zu bringen. Die Inder dagegen fordern ganz entschieden bestimmte Rechte, die man ihnen versagt.

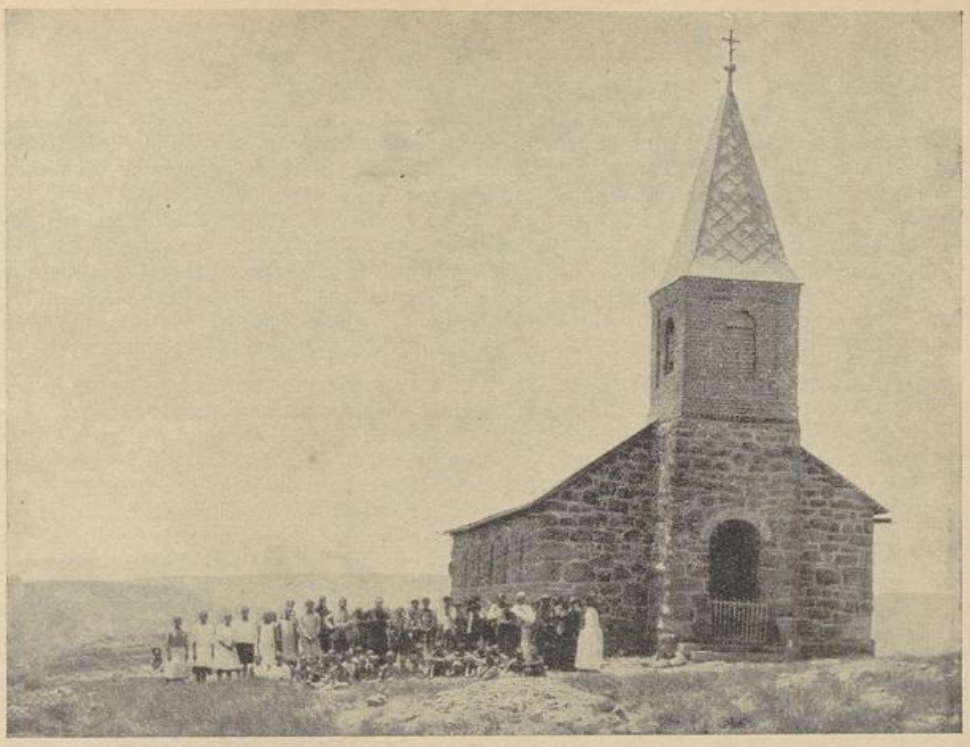
Die gegenwärtige Bevölkerungszahl von Südafrika beläuft sich auf 6 Millionen Eingeborene, eineinhalb Millionen Europäer, eine halbe Million Farbige und 160 000 Inder, von denen 150 000 in Natal leben.

Die Inder beklagen sich über folgende Beschränkungen, rechtliche Zurücksetzungen und Härten: Einwanderungsverbot seit 1930, Verbot des Landerwerbs außer in ganz beschränkten Teilen Natals, Ausschluß von den Wohltaten der Altersunterstützung, Schwierigkeiten im Alkoholgesetz, Steuerpflicht ohne das Recht der Vertretung in der Regierung und Ausschluß vom Wahlrecht, verschiedene Behandlung (ja Mißhandlung) auf Post und Eisenbahn. Vor allem in Transvaal beklagen sich die Inder über die rohe und gemeine Behandlung von Seiten des Dienstpersonals auf der Eisenbahn.



Schule in Enquabeni, Außenstation von Lourdes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Missionskirchlein St. Bernhard, Außenstation von Lourdes
Die Kirche steht auf einem Berge und ist weithin sichtbar

Die südafrikanische Eisenbahnbehörde beklagt sich unaufhörlich über die schweren Verluste in ihrem jährlichen Einkommen. Die indischen Redner geben dafür als Grund an die schlechte Behandlung der Inder auf der Eisenbahn, infolgedessen der indische Autobusdienst heute in Natal über 300 Fahrzeuge verfügt: „Der Vater Staat hätte seinen Burschen mehr Erziehung beibringen sollen, besonders was das Verhalten gegen die eingeborenen Reisenden anbelangt. Tut er es nicht, dann soll er sich nicht wundern, wenn die Inder für die Reise Autobusse vorziehen."

Man hört die Weißen zuweilen sagen: „Die Inder darf man nicht wie Europäer behandeln, weil sie nicht leben wie die Europäer." Aber sobald sie eine den Europäern angepaßte Lebensweise führen, dann zittert man vor ihnen als vor einer Gefahr für die Europäer.

Die Inder brauchen Hilfe und Unterstützung in diesem Lande, in dem sie Aufnahme fanden oder geboren sind, „damit sie ganze, brauchbare Bürger werden, die ihr Bestes tun, um beizutragen zur Wohlfahrt dieses Landes und zum Nutzen aller, die die Vorsehung in ihrer Weisheit von den vier Enden der Welt hierher zusammenführte, damit sie leben und sterben als Söhne und Töchter dieses Sonnenlandes."

Die Regierung muß sich endlich damit abfinden, die indische Bevölkerung als südafrikanische Bürger zu behandeln, denn dieses Land machten sie sich zu ihrer Heimat und nie haben sie eine andere Heimat gekannt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gäste des Ostens

Von stud. phil. P. J. Hasenberg

Köln, die Weltstadt am Rhein, die Handelsmetropole des Westens! Unter diesem Namen ist unsere Stadt, das jährliche Reiseziel zahlloser Fremden aus dem In- und Auslande, wohl allen bekannt.

Das „Heilige Köln", die katholische Stadt, das „Deutsche Rom", die Pulsader und ein Brennpunkt katholischer und deutscher Geschichte, modernen, lebensbejahenden katholischen Geistes und katholischer Tat! Diese Begriffe scheinen schon in die Geschichte eingehen zu wollen, wenigstens für den Außenstehenden. Der Kundige aber weiß: Sie erfreuen sich in den letzten Jahren einer sich stets steigernden Aufmerksamkeit und Beachtung. Mit Recht? Heute mehr denn je!

Berlin, die Hauptstadt, wie sie sich heute dem Fremden gibt, ist gewiß alles andere als ein Spiegelbild deutscher Lande, deutschen Wesens und deutscher Geschichte. Da ist es nicht verwunderlich, wenn die Mehrzahl der japanischen Studenten, die heute in Berlin ihren Studien obliegen — Berlin zählt etwa 300 bis 400 —, wieder in die Heimat zurückkehrt, ohne daß sie jemals deutsches Wesen und deutschen Geist in seiner ganzen Tiefe erlebt hätte. Das ist bedauerlich! Sehr bedauerlich sogar, wenn man weiß, wie gerade der Japaner auch heute noch für Deutschland und Deutschtum begeistert ist, wie er mit seiner Bewunderung dafür nicht zurückhält. — Was aber ebenso schwer ins Gewicht fällt, ist die Tatsache, daß die meisten unserer in Berlin studierenden Japaner ohne jede Kenntnis der katholischen Kirche unser Land wieder verlassen. Wer weiß, welch führende Rolle diesen jungen japanischen Studenten, und gerade denen, die in Deutschland ihren Studien oblagen, später im öffentlichen Leben ihrer Heimat beschieden ist, der muß diese Tatsache tief bedauern. Man nennt die Japaner gern die „Deutschen des Ostens." Und wenn Strebsamkeit, Fleiß und Ausdauer die Eigenschaften beider Völker sind, besteht dieses Wort gewiß zu Recht. Was aber dem deutschen Volke und dem deutschen Geiste in Jahrhunderten glorreicher Geschichte den wesenhaften Stempel aufdrückt, der Geist und der Glaube, die in deutschen Landen allenthalben die herrlichsten Dome und die kostbarsten Erzeugnisse deutscher Malerei und Bildnerei erstehen ließen, die deutsche Kultur und deutsche Arbeit in aller Welt hochberühmt gemacht — diesen Geist muß Japan auch kennen lernen, will es Deutschland, wie es geworden, ganz verstehen. Welches Land wäre da wohl eher geeignet, solche Kenntnisse und Bilder katholischer deutscher Vergangenheit zu vermitteln, als das Rheinland mit seinen ruhmreichen mehr denn zweitausend Jahren deutscher Geschichte und unter seinen Städten allen voran das „Heilige Köln", der hl. römischen Kirche allzeit getreueste Tochter!

Und der Japaner ist empfänglich für diese Seite deutscher Geschichte und deutschen Wesens. Er bringt ihr volles Verständnis und seine Bewunderung entgegen. Als im vergangenen Sommer ein japanischer Professor und ein japanischer Großindustrieller eine Studienreise durch das katholische Rheinland und die hervorragendsten Stätten katholischer Geschichte und katholischer Geistesbildung beendet hatten, da schrieben sie ihrem Führer, dem in den Kreisen der Kölner Studentenschaft wohlbekannten P. J. Keller, S. J., von der japanischen Missionszentrale, in einem Abschiedsbrief: „Wir sehen das Rheinland mit ganz anderen Augen an, wie andere, denn Sie haben uns die inneren Werte und die Schönheit gezeigt. Wir sagen Ihnen unseren herzlichsten Dank, denn die Stunden, die wir mit Ihnen verbrachten, haben uns in unserem geistlichen Leben ein großes Licht gegeben." Dies ein Urteil japanischer Heiden über das katholische Rheinland.

Der akademische Missionsbund an der Universität Köln, der die Wichtigkeit und die Tragweite dieser Führungen durch das katholische Rheinland wohl erkannte, hatte eine Gruppe von 9 japanischen Hochschulprofessoren, die in Berlin weiteren Studien obliegen, und einen eigens für diesen Zweck gewonnenen Führer, Herrn Dr. Musa vom ostasiatischen Institut, Berlin, in der vergangenen Woche unter diesen Gesichtspunkten nach Köln eingeladen.

Nachdem sie in der altehrwürdigen Abtei Maria Laach drei Tage als Gäste des hochw. Herrn Abtes geweilt, und dort so recht Einblick in das kulturelle Schaffen des Benediktiner-Ordens genommen hatten, dieses ältesten katholischen Mönchsordens, der manchen Jahrhunderten katholischer und deutscher Geschichte den Stempel seines Wesens aufgedrückt, brachte sie eine mehrtägige Rheinfahrt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in die rheinische Metropole. Hier hatten sich zum Empfang Hochw. P. Keller, S. J., Dr. Eugen Hopmann, der Vorsitzende des missionsärztlichen Vereins Groß-Köln und der Vorsitzende des kathol. akademischen Missionsbundes an der Universität Köln, eingefunden. Msgr. Generalpräses Hürth und Dr. E. Hopmann hatten die Herren während ihres Kölner Aufenthaltes zu Gast geladen.

Für die Gestaltung des Aufenthalts unserer japanischen Gäste in Köln waren zwei Gesichtspunkte maßgebend: einmal sollten sie durch mehrere Vorträge und Führungen in die rheinische, vor allem die stadtkölnische Geschichte eingeführt werden, um sich so ein Bild machen zu können vom Wachsen und Werden der Stadt und ihrer traditionellen Bedeutung für das katholische Vaterland. Dann aber sollte ihnen vor allem durch Besichtigung der hervorragendsten katholischen Einrichtungen verschiedenster Art ein Bild modernen katholischen Lebens in unserer rheinischen Metropole vermittelt werden. Eine Führung durch den Dom sollte zum harmonischen Zusammenhang und zur Krönung all des Geschauten werden.

Der erste Tag begann mit einer Besichtigung des Kölner Gesellenhauses. Der Hochw. Herr Lokalpräses des Kölner Vereins, Herr Josef Cardaun, übernahm die Führung. Was die japanischen Gäste hier sahen, diese für ihre Begriffe erstaunliche, ja unglaubliche Leistung, welche die kath. Gesellenvereine Deutschlands durch eigenes Schaffen und durch eigene Arbeit hervorgebracht, das machte umsomehr Eindruck, als ja gerade die soziale Frage in Japan es ist, die heute das Land am schwersten bewegt und erschüttert, und an deren Lösung auch die Besten des Volkes unermüdlich arbeiten. Und die Leistungen des kath. Gesellenvereins, die sie hier in Köln sehen durften, erregten um so mehr ihre Bewunderung, als das alles der Initiative eines einfachen kathol. Priesters, der früher selbst ein Geselle gewesen, zu verdanken ist.

Gegen Mittag fand man sich vor dem hohen Dome zusammen. Der hochw. Herr Dombikar Wüsten übernahm in liebenswürdigster Weise persönlich die Führung durch das herrliche Gotteshaus. Es waren für unsere Gäste Stunden schönsten und tiefsten Erlebens. Was sie hier sahen, das Werk innigster Glaubenskraft und rastlosen Glaubenseifers des kath. Mittelalters, das erregte umsomehr ihr Staunen und ihre Bewunderung, als ja gerade die kath. Kirche in Japan oft nur allzusehr in bescheidener, ja ärmlicher äußerer Aufmachung aufzutreten gezwungen ist. Weitere Besuche galten den Gräbern Adolf Kolpings, des Gesellenvaters, und den beiden Großen mittelalterlicher Geistesgeschichte: Albert dem Großen und Duns Scotus, dem Franziskaner.

Der Nachmittag brachte eine Besichtigung des neuen Augustinerinnen-Krankenhauses in der Jakobstraße. Hier sahen unsere Gäste, wie die katholische Caritas auch die modernsten Einrichtungen in den Dienst ihrer großen Sache stellt und in wirklich vorbildlicher und großzügiger Weise das Beste für die ihr anvertrauten Kranken gut genug sein läßt. Herr Architekt Liebermann war uns ein kundiger und liebenswürdiger Führer. Von der Dachterrasse des Hauses hatte man einen wunderschönen Blick auf die Stadt. Und die Gäste hielten nicht mit ihrer Bewunderung für die zahllosen Kirchen, Türme und Kapellen, die hier gegen Himmel ragten, zurück. Der Wettergott zeigte im Unterschied zu den vergangenen Tagen ein freundliches und heiteres Gesicht.

Den Abend verbrachte man in fröhlicher Runde und angeregter Unterhaltung mit Msgr. Hürth und seinen Gesellen im Kolpingshaus. Deutsche Volkslieder, gemischt mit japanischen Heimatklängen und der Nationalhymne des Landes der aufgehenden Sonne verschönerten den unvergeßlichen Abend.

Am Mittwoch nahm der kaiserlich japanische Generalkonsul, Herr Heinrich Maus Gelegenheit, die japanischen Gäste zu begrüßen. Dann erfolgte die Besichtigung einer der größten und modernsten Druckereibetriebe Westdeutschlands, des Kölner Görreshauses.

Herr Direktor Jouy vermittelte in einer mehrstündigen großangelegten Führung ein treffliches und anschauliches Bild über Aufbau, Aufgaben und Wirkungskreis des Verlages der führenden, katholischen deutschen Tageszeitung. Hier, wie an den vergangenen Tagen sahen die Gäste, daß der deutsche Katholizismus durchaus die Errungenschaften der Gegenwart bejaht und auf der Höhe der Zeit ist. — Der späte Nachmittag führte uns noch in die Waldungen des Königsforstes, eine willkommene Abwechslung nach den Besichtigungen und Führungen der beiden Tage. Am Abend vereinte man sich wieder in geselliger Runde in der Stadt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gewaltig und vielerlei waren die Eindrücke dieser Tage auf die Gäste. Rundfahrten durch die Stadt, Einzelführungen und Besichtigungen wissenschaftlicher Institute und Museen gaben dem letzten Tage das Gepräge. Am Abend hatte Herr Pfarrer Meinertz, der Diözesandirektor des päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung die Gäste zum Abschied zu sich gebeten. Hier bot sich Gelegenheit, sie mit führenden Persönlichkeiten der kath. Missionsbewegung und kath. Akademikerkreise des Rheinlandes bekannt zu machen. Die Vorführung zweier japanischer Kleinfilme weckte in den Gästen Erinnerungen an die Heimat und in uns allen erneutes Interesse für das Inselreich im fernen Osten.

Am andern Tage führte der D-Zug unsere japanischen Gäste wieder nach Berlin zurück. Was sie im katholischen Rheinland und seiner Metropole erlebt und gesehen, wird ihnen unvergeßlich sein. Uns in der Heimat, besonders aber unseren kath. Akademikern dürfte diese Studienfahrt erneut dartun, wie lebhaft das Interesse auch des intellektuellen Japans für die kath. Rheinlande, Deutschlands Kulturzelle, ist. Allen Gästen ward diese Studienfahrt zu einem Erlebnis, und sie werden. wie dies auch ihr Führer, Universitätsprofessor Dr. Momo, zugleich Spezialkorrespondent mehrer großer japanischer Zeitungen, zum Ausdruck brachte, in ihrer Heimat Verständnis wecken für kath. Kultur und katholisches Leben, das sich am Rheine in solcher Fülle gefunden. Uns aber hier im kath. Deutschland ersteht damit die unbedingte Pflicht und Aufgabe, nun auch unsererseits alles zu tun, was geeignet scheint, diese so verheißungsvollen Anfänge in weiterer glücklicher Arbeit zu einem erfolgreichen Ende fortzuführen. Gerade unsere kath. Gebildeten, Studenten sowohl als Alt-Akademiker, begründen ihre häufige Interesselosigkeit an der Sache der kath. Missionen oft damit, daß das alles ihrem geistigen Interessengebiet so fern liege. Nun wohlan! Hier ist ein neues Arbeitsfeld, das gerade unseren kath. Akademikern reiche Betätigung bietet.

Ungeweinte Tränen

Die Mutterträne, die um dich geweint,
Du wirst sie alle, alle wiederweinen.
Es kommt die Stunde schmerz- und notvereint —
Mag dir das Schicksal noch so hold erscheinen!

Es kommt der Tag, wo du an Tränen schwer
Dich niederbeugst auf eine off'ne Wunde,
Und du erkennst: Ich habe niemand mehr,
Der meine Schmerzen trägt in schwerer Stunde.

Ich habe niemand mehr, ich bin allein. —
Und ob auch tausend Menschen mich umgeben,
Die große Welt kann keine Mutter sein.
Ihr Leben füllt nur einmal unser Leben.

Und alle wehen Worte, die du sprachst,
Siehst einst als Schuld und Schmerz vor dir erscheinen;
Und alle Tränen, die du einst verbrachst! —
Du wirst sie alle, alle wieder weinen. E. T.

Seliger Tod der Mutter eines Missionars

Einer unserer Missionare schreibt folgendes: Vor kurzem erst erhielt ich die Trauerbotschaft, daß mein fast 80 Jahre altes Mütterchen am Ostersonntag unerwartet schnell verschieden ist. In der Frühmesse hatte sie noch kommuniziert, ging dann heim zum Frühstücken und hernach wieder ins Hochamt. Während die Kirche ihre frohen Alleluja erschallen ließ, schlummerte sie sanft auf ihrem gewohnten Platze ein und erwachte wieder im Lande der ewigen Alleluja. Der Arzt stellte Herzschwäche fest. So schmerzlich auch diese Nachricht ist, so enthält sie doch viel Tröstliches. Mein Mütterlein lebte immer wie eine Heilige und ist auch als solche gestorben und zwar auf ihrem Lieblingsplätzchen vor dem Tabernakel. Seit dem Kommuniondekret vom Jahre 1905 an hat sie buchstäblich täglich kommuniziert und fehlte trotz ihres hohen Alters und Gebrechlichkeit in keiner hl. Messe. Wir können stolz sein auf eine solche gute Mutter und hoffen bald eine Fürsprecherin zu haben am Throne Gottes. R. I. P.

Das Paradieszimmer

Von Joseph Spillmann, S. J.
Nachdruck verboten! (Fortsetzung)

Meister Thyssen erzählte dann mit schonenden Worten von der Jugend ihres Gatten, schilderte sein edles, christliches Benehmen, das er bewiesen hatte, sobald er seinen Irrtum erkannte, seinen Eifer, mit dem er den Fehler gut zu machen bestrebt war — seine große Liebe, mit der er sie auf seinen Händen trage und ihr Blyenbeek zu einem Paradiese umgestaltete, wie sie selbst am Abende jenes Festes so schön gesagt hatte.

Derweil ich solche Worte zu ihr redete, wurde sie sichtlich bewegt. Zu der leidigen Geschichte von der Emerentiana sagte sie zwar keine Silbe, konnte aber wohl merken, daß der Unmut um ihre Lippen zuckte. Als ich aber erzählte, wie der Hl. Vater den unglücklichen Bund für null und nichtig erklärte, atmete sie auf, und da ich Reue und Liebe ihres Gemahles also schilderte, wie der hl. Schutzengel es mir eingab, füllten sich ihre Augen mit Zähren. Jedoch erwiderte sie keine Silbe auf meine Rede, sondern ging eine lange Weile, das Knäblein auf dem Arme schaukelnd, schweigsam auf und ab.

Endlich aber sagte Frau Katharina: „Das ist alles schön und recht. Aber weshalb hat er mir nie ein Wort von all dem anvertraut? Weshalb hat er mir nicht alles erzählt, als er um meine Hand warb? Weshalb hat er nicht gesagt: „Schau, Liebe, so bin ich betrogen worden; aber der Heilige Vater hat das Band, in das mich jenes Weib verstricken wollte, als null und nichtig anerkannt?“ Weshalb muß ich das in gegenwärtiger Stunde von einem Fremden erfahren? Nein, Meister Thyssen, er hatte kein Vertrauen in mich, und wo kein Vertrauen wohnt, da kann auch keine Liebe wohnen.“

„Doch, gnädige Frau, anerwogen die Liebe selbst der Grund sein kann, welcher die Wahrheit verhüllet. Könnt Ihr Euch nicht denken, daß Herr Arnold schwieg, just weil er Euch liebt? weil er Euern Frieden nicht trüben wollte, vielleicht auch weil er Eure Liebe zu verscherzen fürchtete?“

„Ihr seid ein guter Sachwalt, Meister Thyssen“, sagte sie mit einem gar freundlichen Blicke. „Aber war es nicht seine Pflicht, mir die Wahrheit zu sagen, als er um meine Hand warb?“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

diger Herr Arnold erwies mir gar großes Vertrauen, maßen er mich an Stelle des alten Matthias, den er nicht gar lang nach dem leidigen Besuch der Emerentiana als Kastellan und Verwalter und Verweser von Blyenbeek machte, mit der Bedingung jedoch, daß ich darob die Malerei und Schnitzerei nicht gänzlich beiseiten setze.

Mein gnädiger Herr Arnold war im Winter selten zu Haus, maßen er jetzt schier eine so große Lust zu den politischen Geschäften verspürte, als ihn früher



Dumissa, Außenschule von Lourdes

Menschenscheu zu einem Einsiedler gemacht. Jetzo zog es ihn immer wieder nach Geldern oder nach Venlo und Roermond zum hispanischen Statthalter, zu dem und jenem Adeligen oder Staatsmann, so daß seine Frau sich wohl hätte beklagen mögen, das „Paradies" sei nunmehr gar zu still und einsam geworden, wenn nicht der kleine Christoffel so kräftig heranwuchs und allbereits gehen konnte, dem Mutterherzen ein tagtäglicher freudenreicher Trost gewesen wäre.

Waren schon tief im Sommer Anno 1698 und hatten nun schier zwei Jahre von der Emerentiana kein Sterbenswörtlein mehr gehört, als dieses Schandweib sich eines Tages gänzlich unverhofft wiederum sehen ließ. Da ich eines Morgens zu annoch früher Stunde in den Schloßhof kam, meldete mir der Jäger Kurt, er habe in dem Föhrenbusch an der Blye zwei Männer gesehen, so ihm marodierende Soldaten oder Wilddiebe zu sein schienen, welche mit einem Weibsbild, das er schon einmal gesehen zu haben vermeine, über einen verdächtigen Anschlag geredet hätten. Er sei nämlich vorsichtig nahe an sie heran gepirscht und habe, durch einen Brombeerenstrauch versteckt, das Gespräch zwar wohl gehört, jedoch nur zum geringsten Teil verstanden, anerwogen die Schälke französisch geredet hätten. Dieser Sprache sei er freilich nur wenig mächtig; vermeine dennoch, sie hätten es auf den Junkel Christoffel abgesehen, glaube auch, das Weib sei dasselbe, welches wir vor Jahr und Tag aus dem Schlosse gejagt, maßen Größe und Gestalt zutreffe; das Gesicht aber habe er nicht sehen können, da sie ihm den Rücken zugedreht habe. Kann sich nun männiglich denken, daß ich nicht wenig erschrocken bin, anerwogen die beiden gnädigen Frauen mit meinem lieben Christoffel vor einer kurzen Frist, nur von dem Trikes, einem kaum halbgewachsenen Stallburschen gefolgt, aus dem Schlosse geritten waren!

„Heilige Mutter Gottes!" schrie ich also; „sie sind zur Messe nach St. Augustin"; denn solches war die gnädige Frau

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ich hatte mir vorgenommen, den alten Kastellan wenn immer möglich zu schonen. Begnügte mich daher mit der Antwort: „Durfte er nicht annehmen, der Herr Vater habe Euch alles eröffnet, was er etwan zum Frieden Eurer Seele nötig oder dienlich erachte? Dennoch glaube ich Euch versichern zu können, daß er noch mehr tat und in Wahrheit einem, so aber nicht zu reden gewagt, den Auftrag gab, Euch alles offen und ehrlich zu sagen."

Da entgegnete sie: „Meister Thyssen, ich danke Euch von Herzen! Ihr habt mir eine Sache, welche mich schwer ängstigte, wie Ihr mit Recht erraten habt, in einem viel helleren Lichte gezeigt; will anjetzo versuchen, sie in diesem Lichte zu beschauen und alles düstere Gewölk, will sagen, jeglichen Zweifel, so sich etwan wieder zusammenziehen will, tapfer von hinnen treiben. Ihr Maler gebt nicht umsonst so viel auf die Beleuchtung", fügte sie mit leuchtenden Augen scherzend bei; „die Eurige ist jedenfalls sehr freundlich."

„Und du kleiner Christoffel, gib dem guten Meister Thyssen auch dein Händchen und danke ihm schön, daß er das Herz deiner armen Mutter von einer Zentnerlast erleichterte."

Der Kleine streckte sein Ärmchen nach mir aus und schaute mich aus seinen großen blauen Augen gar holdselig an. Dann gingen sie von dannen. Stand also wieder allein in der Werkstatt und fühlte eine Freude in meinem Herzen wie seit vielen Wochen nicht mehr. Die Mutter Gottes von Kevelaer war mir hilfreich beigesprungen. Als ich nun am Abende der gnädigen Frau den Wunsch einer Wallfahrt zur „Trösterin der Betrübten" aussprach, sagte sie: „Ich glaube zu erraten, weshalb Ihr zur Mutter Gottes von Kevelaer wollt, und denke, mindestens einen ebenso wichtigen Grund zu sotaner Wallfahrt zu haben. Wenn es Euch recht ist, so werden Angelina und ich Euch begleiten."

So ritt ich am folgenden Tage, einem freundlichen Herbstmorgen, in Begleitung der beiden Frauen erst über die blühende Heide, dann aber durch Wald und Wiesen Kevelaer zu. Es wurde auf dem Hinwege wenig gesprochen. Wir beteten zusammen den heiligen Rosenkranz und bereiteten uns auf den Empfang der hl. Sakramente vor. Als wir aus dem letzten Walde hervortauchten und den Wallfahrtsort vor uns liegen sahen, hob Fräulein Angelina mit ihrer glockenhellen Stimme ein schlichtes Marienlied an. Frau Katharina begleitete mit ihrem sanften Alt, und auch ich suchte meinen Baß darunter zu legen, daß es ein freundlicher Gruß an unsere gnadenreiche Mutter war.

Bald knieten wir vor der Gnadenkapelle unter den Lindenbäumen und dann vor den Beichtstühlen und empfingen schließlich den Urheber und Spender allen Trostes. Was war es da zu wundern, daß Frau Katharina wie neu geboren die „Trösterin der Betrübten" in Kevelaer verließ? Angelina kannte sie kaum mehr; ein über das andere Mal rief sie: „Aber Katharina, was ist dir nur? Du hast auf einmal dein altes fröhliches Herz wiedergefunden, welches ich seit Monaten gar schmerzlich bei dir vermißte!"

„Ja", sagte die edle Frau, „es ist mir, als ob eine schwere Wetterwolke über meine Seele hingegangen wäre, und jetzo scheint die liebe Sonne wieder, und an jedem Halm und Blatt funkeln die Tropfen."

Also ritten wir teils in ernsten teils in fröhlichen Gesprächen über die blühende Heide zurück, welche die Strahlen der sinkenden Sonne vergüldeten. Die ansonst öde Landschaft stand in ihrem Lichte wie verklärt. Roter Abendschein hatte die kahlen Sanddünen überhaucht, und so weit man sehen konnte, dehnte sich das Heidekraut mit seinen Tausenden bald blassen bald hellroten Blümlein. Darüber wogte ein Summen und Duften ob der weiten Fläche, maßen viele hundert fleißige Immen noch geschäftig waren, die letzte süße Tracht zu sammeln und nach ihrem kunstreichen Baue zu tragen. Ringsum Ruhe und süßer Frieden, und der süßeste in unsern Herzen! Als dann das Ave-Glöcklein in St. Augustin den „Engel des Herrn" läutete, knieten wir in das Heidekraut nieder und grüßten die Königin des himmlischen Friedens mit dem Gruße des Engels: „Ave Maria!"

Friede und Glück war abermals in das Blyenbeeker „Paradies" eingekehrt, dieweil Glaube und Liebe das Natterngift des Zweifels ausgetrieben hatten, so die Rache eines Weibes in die arglose Seele meiner gnädigen Frau Katharina geträufelt.

5.

Handelt zumeist von einem gefährlichen Abenteuer, so das „Paradies" abermals bedrohte

Nun kamen gar ruhige und glückselige Tage für das Blyenbeeker „Paradies." Ich zähle sie zu den freudenreichsten meines Lebens. Die beiden Frauen behandelten mich viel eher als einen Freund denn als einen Diener; auch mein gnä-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

an allen schönen Tagen gewohnt. „Grates, geschwind die Gäule aus dem Stall und gesattelt! Kurt, Eure Muskete und ein geladenes Handrohr und ihnen nach, so lieb euch eurer Seelen Seligkeit ist!“ Gürteten in der Eile jeder ein Schwert oder einen Sabel um und schwangen uns also sechsdritt auf die Rosse, ohne die Zeit zu nehmen, ordentlich zu satteln. Also sprengten wir auf Tod und Leben den Reitpfad hinunter, der nahe an dem Föhrenbusche vorüber, in welchem Kurt die sauberen Gesellen gesehen hatte, nach St. Augustin führt.

Waren auch noch keine zehn Minuten unterwegs, so vernahm ich vor mir von einem Platze aus, wo der Pfad durch Wacholdergesträuch und halbgewachsene Föhren gehet, ein markdurchdringendes Geschrei der beiden Edelfrauen. Kam so mit Gottes Gnade noch just zur rechten Zeit, wofür Unserer Lieben Frau von Kevelaer gedankt sei; anerwogen es zwei Vaterunser später vielleicht schon zu spät gewesen wäre.

Summa: Als ich zur Stelle kam, hatten die elenden Galgenvögel, deren ich drei gewahrte, allbereits den Trikes jämmerlich vom Gaule gerissen, daß er seiner Sinne nicht mächtig und mit Blut überronnen am Boden lag. Auch die beiden Frauen waren von den Zeltern zur Erde gezogen worden und rangen mit den Mordbuben, so ihnen bereits den Mund mit Tüchern verstopft hatten, daß sie nicht mehr um Hilfe rufen könnten, die Hände und Füße aber elendiglich knebelten. Weiß nicht, was sie mit den Frauen vorhatten, und ob sie dieselben rauben oder gar ermorden wollten. Es wehrte sich aber namentlich die edle Frau Katharina schier wie eine Leuin. Ich nun fuhr wie ein Wetterstrahl dazwischen und versetzte dem einen Strolche, der gerade meiner gnädigen Frau die Arme auf den Rücken binden wollte, einen solchen Hieb über den Schädel, daß er rücklings hinschlug und mit greulich verdrehten Augen seine arme Seele ausspie. Bevor ich aber zu einem neuen Schlage ausholen konnte, waren seine beiden Gesellen, gänzlich entschlossen, ihn zu rächen, mir hart auf dem Nacken. Der eine drückte mir unter der Nase sein Handrohr ab, und weiß ich heutigen Tages noch nicht, wie die Kugel meinen Kopf fehlen konnte; der andere aber schlug mit seinem Säbel nach mir und verwundete mich am linken Arm, was ich gleichwohl in der Hitze des Gefechtes nicht achtete, ja nicht einmal verspürte. Hatte aber doch gegen die beiden Mordbrüder einen schweren Stand, und schrie aus Leibeskräften dem Kurt und Grates zu, daß sie sich sputen möchten, maßen die verzweifelten Bösewichter mich sonst allerwegen überwältigt hätten.

Als aber meine Gesellen auf dem Kampfplatze erschienen, wandte sich das Blättchen, indem der Kurt zwar den einen, so mich schon verwundet hatte und allbereits zum zweiten und, wie ich nicht zweifle, tödlichen Hiebe ausholte, pardauz über den Haufen schoß, der Grates aber den andern Galgenvogel, so jetzt mit dem Handrohr mit dem Säbel auf mich einstürmte, zu Boden schlug. Dankte also meinem Schöpfer für solche rechtzeitige Hilf und sprang vom Roß, um den beiden Frauen zu helfen, so mit Stricken gebunden elendiglich auf dem Heidekraut lagen.

Zuvörderst zog ich der gnädigen Frau Katharina das Tuch aus dem Munde, welches die Schnapphähne ihr also tief hineingestopft hatten, daß sie sonder Zweifel in kurzer Zeit erstickt wäre, da sie im Gesicht schon rot und blau war, auch die Augen merklich aus den Höhlen hervortraten. Hatte das Tuch kaum fortgerissen, so rief sie: „Mein Kind! Christoffel!“ und deutete dabei mit den Augen, und sobald ich mit meinem Degen den Strick durchschnitten, auch mit ihren Händen nach dem Busche, abermalen schreiend: „Christoffel!“

Da erst gewahrte ich, daß von den drei Rossen der Schimmel fehlte, so die gnädige Frau geritten, und da ich auch meinen lieben Junker weder hörte noch sah, konnte ich mir das Ding gleich reimen und dachte: „O weh! Das Weib ist mit dem Knäblein entwischt.“ Hui, war ich wieder auf meinem Wallachen und jagte durch den Föhrenbusch in der Richtung, so mir die gnädige Frau mit Winken und Worten angedeutet, den beiden andern zuschreiend, sie sollten bei den Frauen verbleiben.

Nach einigen hundert Schritten gewann ich die offene Heide, so nach jener Seite hin sie wohl zwei Stunden weit zwischen dem Blyenbecker Busch und dem Weezener Wald bis nach Bergen an die Maas hinstreckt. Erschaute dann auch bald den Schimmel und auf selbigem ein Weibsbild, das mit verhängtem Zügel quer über die Ebene dahinsprengte; ob sie aber das Knäblein in dem Arme trage, konnte ich nicht sehen, maßen sie schier eine Viertelstunde Vorsprung hatte. Nach einer Weile gewahrte ich mit Freuden, daß ich dem Schimmel näher komme; auch das Weib merkt es und ändert nun die Richtung, indem es, mehr nach Westen abbiegend, offenbar den Weezener Wald zu gewinnen suchte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das gab mir einen Vorsprung, dieweil ich jetzt den Winkel abschneiden konnte, so sie machen mußte. Hielt also scharf die Eckelt zu — ist ein sumpfiger Waldwinkel mit einem Eichenbusch, der in die Heide vorspringt — und hoffte sie dort zwischen dem Bach und dem Sumpf in die Enge zu treiben. Jetzt war ich schon so nahe, daß ich wohl unterscheiden konnte, sie trage das Knäblein im Arme; schrie ihr auch zu, sie solle halten, wenn ihr das Leben lieb sei, und mir den Junker übergeben; dafür wolle ich sie laufen lassen. Sie aber riß den Schimmel abermals herum und suchte nach der Maas zu entrinnen, sei es nun, daß sie meinen Worten nicht traute, oder daß sie noch immer zu entwischen verhoffte

So kam ich der Kindesräuberin in der Gegend des oberen Blyebaches also nahe, daß ich das Weinen des Knäbleins allbereits hören konnte. Da sie nun den Bach erreichte und gänzlich verzweifelte, mir auf andere Weise zu entrinnen, schrie sie mir zu: „Da holt Euch den Balg selbst!“ und warf meinen lieben Christoffel weit von sich in den Bach, derweil sie auf dem Schimmel über denselben setzte.

Sprang gleich in den Bach und begann mit meinen Händen durch die Wasserpflanzen nach dem Knäblein zu tasten, und fügte es der grundgütige Gott, daß ich selbiges bald in einem Ärmchen erwischte und aus dem Wasser zog. Nun kann sich männiglich meine Freude denken, da ich bemerkte, daß es noch zappele; nachdem ihm das Wasser aus dem Mündchen geflossen, fing es wieder merklich an zu atmen und öffnete seine lieben Äuglein. Da erst gewahrte ich, daß mein linker Arm verwundet sei, indem das Blut, das aus meinem Ärmel hervortropfte, das Knäblein beim Reiben mit roten Strichen zeichnete.

Jetzt aber, da die Angst vorüber, fing ich an, eine große Schwäche zu verspüren; stieg also aus dem Bache und suchte mit meinem Junker in dem gesunden Arm auf den Wallachen zu kommen, was ich gleichwohl nicht zu stande brachte. An einer Verfolgung der Emerentiana war natürlich nicht mehr zu denken; sah auch auf der weiten Heide keinen Schimmel mehr, ob sie nun durch die Dünenhügel meinem Auge entrückt war oder aber den Weezener Wald gewonnen hatte. Ergriff also meinen Gaul am Zügel und wollte zu Fuß nach dem Busche zurück, wo ich die beiden Edelfrauen mit dem Kurt und Grates gelassen hatte.

Dieweil ich aber nunmehr auch in meinen Knieen merkliches Zittern verspürte, setzte ich mich in das Heidekraut und rief dem Kurt und Grates; vermeine auch, ich hätte sie mit den beiden gnädigen Frauen von weitem über die Heide kommen sehen. Doch ist mir das nicht ganz ausgemacht, nämlich ob ich es wirklich sah oder nur träumte, maßen sie alle zu tanzen schienen.

Summa: Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem Bett, und waren wohl 14 Tage seit dem vermeldeten Abenteuer verflossen. Hatte die ganze Zeit im Fieber gelegen und in meinen Träumen bald der Emerentiana nachgejagt, so ich gleichwohl niemals greifen konnte, bald im Bach nach dem kleinen Christoffel gesucht, den ich ganz deutlich tief unter dem Wasser zappeln sah; wenn ich ihn aber fassen wollte, war es ein Aal, der mir entwischte. Auch an jenem Morgen, da ich zum erstenmal wußte, wo ich sei, und zu meinem nicht geringen Erstaunen das liebe Edelfräulein, so mir kalte Umschläge auf die Schläfen legte, an meinem Bette sitzen sah, fragte ich gleich nach dem Knäblein, und ob es mir wirklich gelungen sei, dasselbe lebendig aus aus dem Bache zu ziehen. Worauf Angelina holdselig lächelnd mir versicherte, der Christoffel sei ganz wohl, und wenn ich fein ruhig sei und noch ein wenig schlafe, wie es der Feldscherer wolle, werde sie mir später das Knäblein an mein Bett bringen. Hat auch redlich Wort gehalten, indem sie und meine gnädige Frau am selben Nachmittag den lieben Junker in meine Kammer brachten, ja auf meine Kissen setzten, daß er mir mit seinem Händchen meine Backen patschen konnte.

Seitdem war es mit mir bei huldreichster Pflege von Tag zu Tag besser geworden, so daß ich nach einer Woche mich allbereits erheben konnte.

Den Arm hatte ich freilich noch lange in der Schlinge zu tragen; ist mir auch etwas steif geblieben, was ich aber wenig achte, da es der linke ist und mich solches weder beim Schnitzen noch beim Malen sonderlich behindert. Die Wunde war an sich niemals gefährlich gewesen, wohl aber der große Blutverlust.

Ja, Liebe, es wäre etwan besser gewesen, ich hätte noch mehr Blut verloren, sintemal der Teufel ein Schelm ist und mir in selbigen Tagen fast eine schlimmere Wunde ins Herz schlug als der Schnapphahn in meinen Arm!

Will nur gleich gestehen, wie das Ding gewachsen ist. Das Umhersitzen mit den edeln Frauen taugte mir mit nichten, anerwogen ich schon lange eine wachsende Liebe und Neigung zu dem holdseligen, engelschönen Fräulein Angelina verspüret hatte. Habe ehrlich dagegen gestritten, maßen eine solche Liebe zwi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schen einem armen Maler und der hochedlen Schwester des Schenk von Nydeggen wohl zu großem Schmerz und Unheil, jedoch zu nichts Vernünftigem führen konnte. Jetzo aber nach dem Abenteuer und der glücklichen Errettung sowohl der Frauen als des Junkers erzeigte mir der Herr Arnold so große Liebe und Dankbarkeit, daß mir der Gedanke kam, er werde mir vielleicht dennoch die Angelina zum ehelichen Gemahle geben, falls auch selbige den gleichen Wunsch und Willen hege. So ging der Kampf in meinem Herzen von neuem los, und war ich bald entschlossen, ein offenes Wort mit Angelina zu reden, bald aber gedachte ich wiederum, es sei heller Wahnwitz und allerwegen geratener, daß ich je eher desto besser Blyenbeek den Rücken kehre und mit dem Wanderstabe in die weite Welt hinaus walle.

Da geschah es denn an einem lieblichen Herbstnachmittag, daß die beiden Edelfrauen mich zu einem Spaziergang nach dem nahen Hügel einluden, der gen Hassum hin aus der Ebene aufragt und von dem man mehr als zwei Dutzend Kirchtürme erblicken kann. Meine gnädige Frau Katharina wurde am Fuße des Hügels von einem armen Taglöhner, der dort seine elende Hütte hat und dessen Weib krank daniederlag, eine Weile zurückgehalten. Sie winkte uns also fürbaß zu gehen, und so wandelten wir zwei, verstehe Angelina und ich, den kleinen Christoffel an den Händchen zwischen uns führend, in vertraulichen Gesprächen den Hügel hinan. Als wir die Höhe erstiegen hatten, erfreuten wir uns zuerst der Fernsicht und zeigten dem Knaben das Schloß, das mit seinen Gräben und Gärten mitten in der Heide als wie eine Oasis in der Wüste gelegen ist. Dann nannten wir ihm all die Kirchtürme, so längs der Maas und jenseits der Föhrenwälder auf der deutschen Seite emporragen, namentlich aber die Türme von Cleve, und wußte Angelina gar anmutig mit dem Knäblein zu plaudern, das allbereits etwelche Worte reden konnte. Hernach setzten wir uns, und während der Kleine zu unsern Füßen mit Blümlein spielte, so wir ihm brachen, suchte ich nach einem Worte, um dem Edelfräulein mein Herz zu eröffnen.

Aber Angelina kam mir mit einer gar unerwarteten Zeitung zuvor, indem sie sagte: „Lieber Meister Jean, das wird wohl das letzte Mal sein, daß ich mein trauliches Blyenbeek von hier aus betrachte, anerwogen ich gänzlich gesonnen bin, mit nächstem mein Vaterhaus zu verlassen und mit Gottes Gnade eine Klosterfrau zu werden."

Da vermeinte ich, es werde mir schwarz vor den Augen, und vermochte nur mit Mühe einen Wehruf zu unterdrücken. Sie aber fuhr ganz ruhig fort: „Wollte Euch schon lange diesen meinen festen Entschluß mitteilen. Allein es ist Eure Krankheit dazwischen gekommen; auch wollten mein Bruder und meine vielliebe Schwester, Frau Katharina, nicht einwilligen. Jetzo aber sind sie es zufrieden, und gestern ist auch der Brief der ehrwürdigen Mutter der Ursulinen zu Roermond angelangt, so mir schreibt, ich möge nunmehr kommen, wenn ich auf Mariä Opferung den Novizenschleier nehmen wolle. Seht, lieber Meister, solches war von Jugend an mein Wunsch, und würde ihn schon früher erfüllt haben, wenn ich nicht der guten Katharina auf diesem einsamen Schloß eine Gefährtin hätte sein wollen, bis der kleine Christoffel da ihr die Einsamkeit versüßen könne. Jetzo ist er groß genug dazu und fängt schon an zu plaudern und wird der Mutter alle Tage größere Freude machen. Gelt, kleiner Knirps?" Dann fügte sie noch bei: „Auch seid ja Ihr da, Meister Jean, und möget ihr die Langeweile mit Euern muntern Gesprächen wohl verkürzen."

Ich nun suchte ihr solche Absicht allerwegen zu verreden: sie könne ja auch in dem einsamen Blyenbeek als wie in einem Kloster Gott dienen; eine gute christliche Base möge in einer Familie schier mehr Gutes zu tun als unter den Klosterfrauen, so eines guten Beispiels nicht also benötigen wie die Weltleute usw. Fragte sie schließlich in meiner Dummheit gar, ob sie sich etwan nicht genugsam geliebet fühle; es könne sich ja leichtlich ein Mann finden, der sie als sein liebes Weib auf seinen Händen durch das Leben tragen würde.

Angelina aber lächelte nur und entgegnete: Daran fehle es nicht, anerwogen ihr von allen Seiten nur Liebe und Güte zu teil geworden sei; aber ihr Sinnen sei nun einmal auf das Kloster und den himmlischen Bräutigam gerichtet.

Solches sagte sie dermaßen liebreich, in heiliger Einfalt und Demut, daß ich mich der Tränen nicht erwehren konnte, obschon ich ihr immer noch, was mir Gott verzeihen möge, solch heiligen Gedanken und Entschluß auszureden versuchte. So schüttelte sie nur mit dem Kopfe und sagte:

„Denkt doch an unsern Wappenspruch, den ihr im „Paradies" so schön an die Decke gemalet. Coelum peto — nach dem Himmel streb' ich! Mein Bruder hat ihn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf Erden, verstehe in irdischer Lieb und irdischer Ehre gesucht und denkt auch jetzt noch gar zu viel, sich etwan durch seine Politika beim Statthalter und Landesherrn Lob und Titel zu gewinnen; meine liebe Schwester Katharina suchte ihren Himmel in dem Blyenbeeker Paradies, will sagen in süßem und ungestörtem Zusammenleben mit Mann und Kind zu finden. Allein sie mag wohl schon empfunden haben, daß alles, was irdisch ist, wankt und wechselt, und daß nur die überirdische Liebe ewiglich besteht. So will ich denn in dieser meinen Himmel suchen und unsern Wappenspruch nach meiner Art auslegen."

Diese und ähnliche Worte redete die herzgute Angelina. Sehe das holde Fräulein noch gar lebendig vor Augen, wie es von der Höhe aus mit Blick und Gebärde voll Liebe Abschied nahm von der stillen Heide und dem einsamen Vaterhaus.

6.

Dies Hauptstück erzählet von der fröhlichen Jugendzeit des Junker Christoffel und von glücklichen Tagen für das Blyenbeeker Paradies

Schon in der darauffolgenden Woche verließ Angelina Blyenbeek und trat in das Kloster der Ursulinen zu Roermond. „Jetzt geht's ins wahre Paradies!" hatte sie zu mir gesagt, als sie mir zum Abschied für ein Bildchen dankte, so ich für sie recht sauber auf Pergament gemalet hatte. Selbiges Bildlein stellte einen Strauß dar, Rosen und Ilgen, so von einem himmelblauen Bande gehalten wurden; auf der einen Seite der Schleife stand das Wort Coelum, auf der andern aber peto, wozu ich eine neue Übersetzung schrieb: „Ich bete um den Himmel."

Nach Angelinas Abreise ist mir das Heideschloß ganz vereinsamt vorgekommen, und ich hätte bei einem Haar ebenfalls mein Ränzchen geschnürt und zum Wanderstab gegriffen. Frau Katharina bat mich aber mit beweglichen Worten zu bleiben, und nach und nach ist meine Herzenswunde genesen. In jenem Winter schnitzte und malte ich an einem Altare, anerwogen es Frau Katharinas innigster Wunsch gewesen wäre, einen Hauskaplan und damit das Glück der täglichen Messe zu gewinnen. Auch an einem großen Kruzifixe schnitzte ich, welches die gnädige Frau an dem Reitweg nach St. Augustin aufrichten wollte, zu dankbarer Erinnerung an die Errettung aus der gemeldeten Gefahr, und daß der Wanderer etwa ein Vaterunser für die Seelen der armen Sünder bete, so alldort vielleicht doch nicht ohne Reue aus diesem Leben schieden.

Der kleine Christoffel kam jetzt in das Alter, in welchem die Kinder gar lieb und unterhaltend sind. Da zeigte es sich, daß er einen geweckten Kopf und ein fürtreffliches Herz vom lieben Gott empfangen hatte, was seinen Eltern und vorab der Mutter über die Maßen große Freude machte. Er hat uns im selbigen Winter schon durch sein munteres Plaudern und drolliges Fragen die Zeit wunderbar verkürzt. Dieweil nun die edle Frau Katharina wohl wußte, wie viel es darauf ankommt, daß gleich zu Anfang die Kinderherzen mit Gottesfurcht und Frömmigkeit erfüllt werden, lehrte sie ihn beten, sobald er nur lallen konnte. Wenn ich das Knäblein beim Morgen- und Abendgebet die Händchen fromm falten sah, wobei es mit den großen Kinderaugen gar ernst auf die betende Mutter blickte und deren Worte nachstammelte, sind mir oftmals beweglichere Gedanken gekommen als bei der besten Predigt, und meine ich, solche Worte aus dem Munde der lieben Unschuld seien den Engeln eine Freude und dem himmlischen Vater ein Loblied, auch wenn das Kind sie noch nicht versteht.

Da geschah es nun eines Tages, daß der Vater und viele Gäste auf dem Schlosse anwesend waren. So hatte die Mutter nur wenig Zeit, mit dem kleinen Christoffel das Abendgebet zu verrichten. Sie überwies ihn also der Anna, daß sie ihn zur Ruhe bringe, und sagte ihm, er solle sein Gebetchen allein beten, anerwogen sie bei den Gästen sein müsse. Der kleine Christoffel sagte also vor seinem Bettchen kniend mit gefalteten Händen alle Gebetlein her, welche er wußte; dann legte er sich nieder und wollte einschlafen. Es fiel ihm aber ein, daß ihm die Mutter das heilige Kreuzzeichen noch nicht gemacht habe; da stand er sofort auf und trippelte barfuß in seinem Nachtkleidchen die Treppe hinab, die Mutter zu suchen.

Selbige saß inmitten ihrer Gäste, so sich baß verwunderten, das Knäblein also im Saale zu erblicken. Christoffel ging aber ruhig auf die Mutter zu, zupfte sie am Kleide und sagte: „Wohnt der liebe Gott nicht mehr in meinem Herzen, daß du mich nicht mit dem heiligen Kreuze bezeichnet? Was habe ich Böses getan, daß er fortgegangen ist?" — Da hob ihn die Mutter auf den Schoß, küßte ihn und sagte: „Er ist nicht fortgegangen, Kind. Bleibe nur immer so brav, und er wird niemals aus deiner Seele weichen." Griff alsbald nach dem Weihbrunnen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und machte ihm gar andächtig das heilige Kreuz, worauf das Knäblein ganz getröstet nach seiner Schlafkammer ging.

Herr Arnold war mit der großen Frömmigkeit seiner Frau, welche ihm für eine adelige Dame schier unpassend und übertrieben schien, nicht ganz einverstanden und sagte: „Es ist gut, daß Angelina ins Kloster ging, anerwogen sie dich ansonst noch zur halben Nonne gemacht hätte. Nur nicht gar so fromm, liebe Katharina, und daß du mir meinen Christoffel nicht zu einem Betbruder erziehest! Er ist unser einziges Kind und unseres edeln Geschlechtes Stammhalter, und soll als solcher also erzogen werden, daß er als Krieger oder Staatsmann dem Namen der Schenk von Nydeggen Ehre mache."

Darauf erwiderte die edle Frau Katharina: „Nimm dich in acht, Arnold, daß der liebe Gott, dem unser Knabe doch zuerst gehört, nicht etwan das Kartenhaus von stolzen Plänen, so du auf unser Kind zu bauen scheinest, über Nacht elendiglich über den Haufen blase! Denke an den Wahlspruch der Schenk und an die schöne Auslegung, so mein Vater bei Christoffels erstem Wiegenfeste von sotanem Spruche gab!"

Da ist mein Herr Arnold schier ärgerlich geworden, hat etwas gebrummt, daß die Weiber immer das letzte Wort haben müßten, und schließlich gesagt: „Er soll ja auch für den Himmel sein, wie wir Menschen alle. Aber zunächst doch hoffentlich eine gute Reihe von Jahren für diese Erde."

Die edle Frau Katharina aber verbesserte solche Rede mit dem Bemerken: „A u f dieser Erde willst du sagen, nicht f ü r diese Erde!"

Als Christoffel größer wurde, regte sich frühzeitig das Jägerblut in ihm, bezeigte eine große Freude an den Rehen, so in zahlreichen Rudeln auf den nahen Waldwiesen äseten, und lernte sie auch über die Maßen geschickt unter dem Winde beschleichen. Auch spürte er den Nestern der grauen Seemöwen nach, so in großen Scharen in den ausgedehnten Sümpfen zwischen dem Schlosse und der Maas nisten; lauschte auf den Schrei der Kiebitze und suchte deren Eier, welche der Großvater liebte.

Damals war Herr Arnold fleißiger auf Blyenbeek, dieweil Geldernland sich nach dem Frieden von Ryswijk einer vierjährigen Ruhe erfreute. Der Herr Vater unterwies meinen lieben Junker also selbst im Reiten, wozu der Großvater ihm einen schönen milchweißen Pony verehrt hatte. Kaum konnte sich der kleine Christoffel von dem lieben Tiere trennen, das also zahm und gesellig war, daß es auf seinen Ruf froh wiehernd herbeilief, auch ihm das Futter aus der Hand fraß. Herr Arnold lehrte ihn auch im Galopp vorbeisprengend mit dem kleinen Säbel nach dem Türkenkopfe hauen, so ich für meinen Liebling geschnitzt und mit bunten Farben bemalt hatte.

Gar wenig zufrieden war mein Christoffel mit den kurzen und einsilben Berichten, welche er aus dem Vater über dessen Erlebnisse im Türkenkriege durch viele Fragen herauspreßte. Da erzählte ihm schon mehr der Grates, der als Reitknecht mit Herrn Arnold nach der Donau gezogen war. Bei dem zählten die eigenhändig gespaltenen Türkenköpfe schon nach Tausenden. Einmal sollen sogar drei türkische Batterien zwei Stunden lang auf ihn allein geschossen haben, wobei ihm die Kettenkugeln und Bomben nur so wie im Sommer die Blyenbeeker Mücken um die Ohren herumflogen. Solche Heldentaten erschienen aber selbst meinem kleinen Junker unglaublich, befragte also seinen Herren Vater darüber und erhielt von selbigem die Antwort: „Merke dir, mein Kind: die Helden, die bei den Erzählungen ihrer Abenteuer den Mund am weitesten aufreißen, reißen gemeiniglich auch vor dem Feinde am weitesten aus! Du aber mußt mir ein Held nicht in Worten, sondern in Taten werden!"

„Das will ich, Vater!" redete dagegen eifrig mein lieber Christoffel. „Ach, wenn ich nur schon groß wäre! Und was meinst du wohl, daß ich dann tun soll? Soll ich gegen die Türken ziehen, wie du? Dem Türkenkopf haue ich jetzt jedesmal übers Ohr, wenn ich noch so blitzschnell vorübersprenge. Oder soll ich gegen die Franzosen fechten, welche da oben am Rhein mit Sengen und Brennen schier greulicher gehauset als die ungläubigen Türken, wie mir der Kurt erzählet? Oder soll ich mit Tante Angelina übers Meer fahren zu den wilden Indianern in Neufrankreich, von denen mir die Mutter gar viel vermeldete, und die christlichen Huronen gegen die bösen Irokesen verteidigen, welche schier so grausam sind als die leidigen Teufel?"

„Ich denke, du wirst nicht so weit in den Krieg ziehen müssen", redete mein Herr Marquis dagegen; „anerwogen es wohl den Schein gewinnt, daß wir gar bald hier in unserem Gelderland wieder Kriegslärm haben werden."

Da rief der Christoffel: „Hurra! Dann darf ich mit dir ziehen, gelt, Vater? Sitze ja fest im Sattel und treffe mit dem Pfeil den Vogel im Fluge. Weiß auch ein schönes gelderisches Kriegsliedchen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

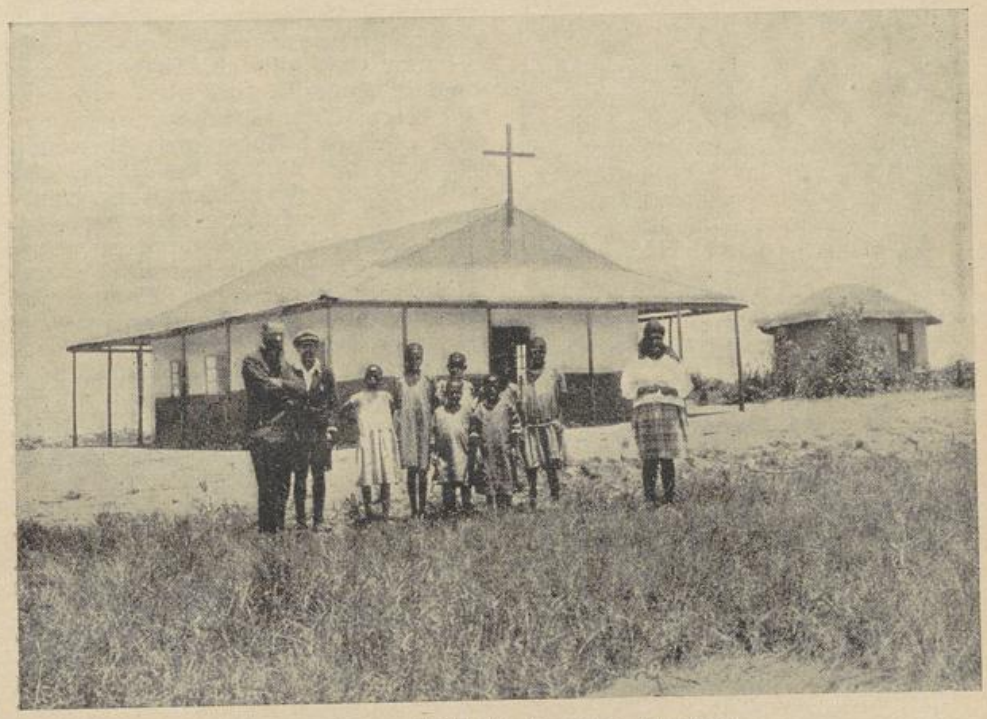
das mich der Kurt gelehrt hat. Höre nur!" Und er sang mit glockenheller Stimme:

„Klein ist mein Gut,
Groß mein Mut,
Und das Schwert in der Hand,
Das ist das Wappen von Gelderland!
Hurra, hurra!
Das Schwert in der Hand,
Das ist das Wappen von Gelderland!"

„Schon gut, mein kleiner Kriegsheld", sagte Herr Arnold. „Wie alt bist du denn eigentlich?"

Christoffel antwortete: „O, bald sieben Jahre!"

stätte. Wenn er nicht auf seiner Schiefertafel schrieb, so schaute er mir bei der Arbeit zu; denn auch für die Kunst zeigte er eine gar seltene Anlage, daß ich mich des öfteren baß verwunderte ob der drolligen Figuren, so er bald mit dem Griffel zeichnete, bald aus dem Tone formte. War nämlich dazumalen mit einer Arbeit beschäftigt, welche dem „Paradies" die letzte Zier und Vollendung geben sollte. Der neue Kamin mit der Schlange um das Fußgestell der Diana war schon längst fertig und aufgestellt. Nun wollte aber das mit schönen Weinranken und Engeln verzierte Fries desselbigen nicht



St. Anton, Außenstation von Lourdes

Worauf der Herr Vater meinte: „Nun, dann ist es hohe Zeit, daß du den Krieg mit den Buchstaben eröffnest. Diesen Winter soll dir die Mutter das Lesen und Meister Jean das Schreiben beibringen, und wenn ich das nächste Mal gen Roermond reite, will ich mit dem Pater Rektor des Jesuitenkollegs reden, daß du alldort die Schule besuchen kannst."

Da zog mein Junker schier einen schiefen Mund und meinte: „O weh, mit den Buchstaben kriegen! So fürchte ich, solches werde viel langweiliger sein als ein Zug gegen den Großtürk oder die Indianer."

Der gute Christoffel war in selbigem Winter fast beständig in meiner Werk-

recht zu den wuchtigen Eichenbalken passen, so die Frucht- und Blumenkörbchen der vier Karyatiden viel zu schwer belasteten. Hatte also dem Herrn Arnold vorgeredet, er möge mich die dicken Balken abschrägen und das Hauptfries mit breitem Blattwerk und zierlichen Figuren ausschmücken lassen, was er gerne zufrieden war.

Solche Schnitzerei wurde bis St. Nikolausen Tag fertig. Und da haben wir noch einmal ein schönes Fest im „Paradies" mit Lust und Freuden begangen. Herr Arnold und Frau Katharina feierten den Jahrestag ihrer Vermählung, wozu auch der alte Herr Erbmarschall vom Schloß Haag herübergekommen war und die Geschenke mitgebracht hatte, um

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

welche der Brief Christoffels den heiligen Mann gebeten. Sie lagen gar zierlich geordnet auf einem Tisch unter dem Adler mit dem Schenkenwappen u. Wahlspruch — ein ganzer Jagdanzug, gelbe Stulpstiefel, ein Pulverhörnchen aus Elfenbein, das mit einer kunstreichen Klappe versehen war, welche bei jedem Drucke just für einen Schuß von dem gefährlichen Kraute durchließ; ein Jägerhut mit grünen Bändern und wallenden Federn; eine Waidtasche voll kostbarer Zuckerhasen, Hirsche, Sauen, Rebhühner, Fasanen und alles möglichen Getiers, und endlich die kleine Büchse mit dem blanken Lauf, dem neuesten Steinschloß und dem zierlich geschnitzten Kolben.

Gleich mußte die Jagdkleidung angelegt und die Büchse probiert werden. Ich weiß nicht, wie es kam; aber als ich die Büchse das erste Mal knallen hörte, gab es mir einen Stoß ins Herz hinein. Doch vertrieb das muntere Lachen Christoffels die schlimme Ahnung, und das Fest war über die Maßen fröhlich. Auch der alte Herr Erbmarschall war lange nicht so ernst wie bei dem ersten Wiegenfest und brachte einen recht munteren Trinkspruch aus auf die ewige Fortdauer des Blyenbeeker Paradieses.

Du lieber Gott, das hatte nun seine schönen Tage bald alle gesehen!

7.

Es ziehen sich auf ein neues bedrohliche Wetterwolken über dem „Paradies“ zusammen

Als man nach Christi gnadenreicher Geburt 1700 Jahre zählte, brachen zugleich mit dem neuen Jahrhundert gar schwere Zeiten über Geldernland, ja über die ganze liebe Christenheit herein. Karl der Andere von Hispanien war nämlich kinderlos gestorben, und so entbrannte der entsetzliche Krieg um sein Erbe zwischen dem Hause Bourbon und dem Hause Habsburg, der zur Stunde annoch dauert und von dem man nicht sagen kann, wie viel Blut er noch kosten oder wie viel Elend er noch bringen werde. Wie männiglich bekannt, hatte der sterbende König sein Testament und letzten Willen also verändert, daß er den Philipp von Anjou zum Erben seiner Krone und aller hispanischen Länder einsetzte, wiewohl frühere Verträge solches ihm verboten hatten. Und war Karl II. kaum zu seinen Vätern versammelt, so haben sie zu Madrid in Wahrheit auch schon den Philipp zum König gekrönt, ehebevor die Herren in Wien, so allezeit etwas langsam sind, solches verhindern konnten. Auch unser Gelderland mußte den Bourbonen huldigen, u. hat Ludwig XIV. solches alsobald für seinen Enkel ohne Federlesens mit starker Truppenmacht besetzet. Auch der Erbmarschall und Herr Arnold mußten sich fügen und ritten nach Roermond zur Huldigung.

Auch ich begleitete sie dorthin, anerwogen ich dem Pater Rektor des Jesuitenkollegs Bericht erstatten sollte über den kleinen Christoffel und von demselben vernehmen, was ich ihm des weiteren noch beibringen müsse, damit er im darauffolgenden Jahre in die untere Grammatika eintreten könne. So kam ich nach Roermond zur Huldigung, welche auf offenem Marktplatze am 19. Februar 1702 stattfand. Sie hatten dazu an der Vorderseite des Rathauses eine mit rotem Tuche zierlich verbrämte Empore angebracht. Unter einem Thronhimmel hing das Bildnis des Königs und dessen Wappenschild. Im Hintergrunde konnte man ohne sonderliche Prophetengabe die Kriegsfackel brennen sehen, während das rote Tuch, womit alles drapieret war, mich an die Ströme von Blut gemahnte, so in Italien allbereits zu fließen begannen.

In solchen Gedanken stand ich am Fenster des gegenüberliegenden Weinhauses zur güldenen Lilie und sah der Huldigungsfeier zu. Die beiden Adeligen, so jetzt auf die Empore traten und in die Hand des Grafen von Horn dem neuen Könige Treue gelobten, waren der Erbmarschall und dessen Schwiegersohn, mein lieber Herr Arnold. Als sie sich wendeten und die Treppe hinabstiegen, hörte ich ein Weib, so hinter mich getreten war, einen greulichen Fluch in französischer Sprache ausstoßen, und dieweil ich mit heftigem Erschrecken die Stimme zu erkennen vermeinte, schaute ich mich um und sah mich Auge in Auge mit der unseligen Emerentiana Dausque.

Habe sie auf den ersten Blick erkannt, so sehr auch die letzten Jahre und noch mehr ein wüstes Leben sie entstellt hatte, anerwogen sie sich jetzt offenbar auch dem Trunke ergeben, wie ihr aufgedunsenes Gesicht, ihre von wimperlosen, schweren Lidern halbverdeckten trüben Augen laut bezeugten.

Kann sich männiglich denken, daß ich mich voll Zorn und Ekel von dem Weib abwenden wollte, was aber schon zu spät war, maßen sie mich allbereits erkannt hatte und laut lachend flugs mit den Worten anredete: „Siehe da, mein Wouverman von Blyenbeek! Wie geht's im „Paradiese“ zwischen den hölzernen Jahreszeiten und den gemalten Blumen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kränzen und Fruchtstücken? Wie, nicht einmal einer Antwort würdigt mich der Herr? O wie unhöflich diese Deutschen sind! Es ist gut, daß unser großer König sich dieses Landes erbarmet, um unter seinem Zepter dessen Bewohnern etwas mehr Schliff beizubringen. Grüße wird mir der Herr in Blyenbeek doch bestellen? Sintemal ich offen gestehe, daß die Sehnsucht, dem „Paradiese" wieder einmal einen Besuch abzustatten, mich bewogen hat, den französischen Fahnen in das Land Geldern zu folgen."

Verließ die Weinstube so rasch, als mir bei dem großen Gedränge möglich, und überlegte, was ich zu Nutz und Frommen meiner lieben Herrschaft etwan tun könne. Wie ich so in Gedanken über die Straße ging, begegnete ich meinem alten Matthias, den ich nur wenige Male mehr gesehen hatte, seit er Verwalter von dem nahe bei Roermond belegenen Hillenrath geworden. Erzählte ihm natürlich von dem Zusammentreffen mit der leidigen Emerentiana und wie dieselbe auf ein neues Blyenbeek mit irgend einem teuflischen Plane bedrohe.

„Laßt mich nur sorgen", sagte er; „wenn es geht, wie ich plane, so soll ihr kein Haar gekrümmt werden, und wir werden doch der ewigen Furcht vor diesem Unglücksweibe ledig."

Hatte leider keine Zeit, mit dem wackeren Manne länger über die Sache zu reden, maßen just die Stunde schlug, da mich mein gnädiger Herr an die Klosterpforten der Ursulinen entboten. Gab also dem alten Matthias die Hand, ihn abermalen bittend, er möge sich ja in keine schlimmen Händel mit der französischen Soldateska einlassen, und eilte zu den Ursulinen. Dort sah ich nicht ohne Herzklopfen hinter dem Gitter des Sprechsaals Angelina, welche jetzt im Kloster Mutter Maria von den heiligen Engeln heißt.

Es kamen jetzo gar traurige und stürmische Tage. Anfang Mai (1702) erklärten die Verbündeten den Franzosen den Krieg. Der Marschall Boufflers, so unter dem Herzoge von Bourgogne das französische Heer befehligte, lagerte mit einer großen Heeresmacht, sage mit 54 Bataillonen und 104 Schwadronen, bei Xanten, während die Armee der Generalstaaten unter dem Grafen Athlone bei Cleve stand, keine vier Stunden von Blyenbeek. Kannst dir denken, daß wir auf unserem Schloß, welches Herr Arnold gegen die umherziehenden Banden zur Verteidigung eingerichtet, gar unruhige Stunden verlebten. Bald zogen sich die Holländer vor den überlegenen Franzosen auf Nymwegen zurück. So wurde die zum Schlosse gehörige Herrschaft Afferden der Reihe nach von beiden Armeen ganz überschwemmt. Am schlimmsten erging es den armen Leuten, als die Franzosen vor dem berühmten Engländer Marlborough, welcher das Kommando der Verbündeten übernommen hatte, in aller Eile längs der Maas auf Venlo und Roermond abmarschierten. Da standen wir eines Abends droben im Schloßturme und schauten mit Tränen in den Augen nach Afferden, wo der Reihe nach fast sämtliche einzeln stehende Höfe in Flammen aufgingen. Die ganze Nacht hindurch war der Himmel vom Brande gerötet.

„Die armen Leute!" klagte die edle Frau Katharina.

„Wir wollen ihnen die Häuser wieder aufbauen, Mutter", sagte der gute Junkel Christoffel. „Aber, Papa, weshalb tun uns das die bösen Franzosen, welche doch behaupten, daß sie unsere Freunde seien und im Auftrage des neuen Königs von Hispanien kämpfen?"

„Sie wollen den Holländern und Preußen eine Wüste hinterlassen", antwortete Herr Arnold seinem Sohne.

„Das Brennen", sagte Grates, der just mit einer Botschaft heraufkam, „soll namentlich von einem Sergeanten und einer Marketenderin herrühren, welche laut verkündeten, sie wollten dem Herren von Blyenbeek seine Herrlichkeit verderben. Eben kommt ein Bauer gelaufen und sagt, die beiden seien mit einer Mordbande unterwegs nach dem Schlosse, um auch dieses einzuäschern.

Liefen also spornstreichs die Treppen hinab. Der Bote war der Vater des Trikes, ein gar treuer Mann, doch sonst nicht der Flinkste; dasselbige Mal aber war er gelaufen wie ein Has, daß er mit Staub und Schweiß bedeckt im Schloßhofe stand. Er berichtete von der schrecklichen Wut der Franzosen, welche das arme Dorf plünderten, ja den Leuten die Kleider vom Leibe rissen.

„Und es ist eine Bande nach dem Schlosse unterwegs?" fragte der Herr Arnold.

„Ja, ein Sergeant und sein Weib mit 12 seiner Leute, den Schlimmsten von allen. Die Mordbrenner haben mir das Haus über meinem Kopfe angezündet u. den Trikes gezwungen, sie nach Blyenbeek zu führen. Mein Bub hat sie aber rechts ab in die Sümpfe geleitet, derweil ich Zeit fand, vorauszulaufen und Euch zu warnen."

„Eine Marketenderin, sagt Ihr? Wie sieht sie aus, jung oder alt?" fragte Herr Arnold.

„Nicht jung, aber groß und stark. Ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meine, daß ich sie Toke oder Dogge habe anreden hören."

Auf solche Worte erbleichte mein Herr Arnold merklich, sammelte sich aber alsobald, gab dem Bauer einen Brabanter Taler für seinen treuen Dienst und befahl, daß die Schloßbrücke aufgezogen und das Tor verrammelt werde, alle Knechte und Bedienten aber sich waffneten. „Sie sollen uns nicht so leichten Kaufes den feurigen Hahn aufs Dach stecken", sagte er, und der kleine Christoffel rief: „Hurra! ich hole meine Büchse!"

Wachten also die ganze Nacht. Aber wiewohl im Westen und Süden zahllose Brandstätten den Himmel erleuchteten, auch von der Maas her fernes Schießen gehört wurde, so dämmerte der frühe Sommermorgen doch herauf, ohne daß sich ein Feind vor dem Schlosse gezeigt hätte. So schickte der Herr Marquis Kundschafter nach Afferden, und diese brachten bald die Meldung, die Franzosen seien während der Dunkelheit in der Richtung auf Venlo abmarschiert, und jenseits der Maas ständen bereits Truppen der Generalstaaten.

Der grundgütige Gott hatte also sotane Gefahr gnädiglich abgewendet, und ich gab mich der Hoffnung hin, die Emerentiana Dausque sei ein für allemal mitsamt den Franzosen aus dem Lande gejagt, anerwogen der Marschall Marlborough den Boufflers zusamt seinem Herzog von Bourgogne wie die Hasen vor sich her trieb. Venlo, Stevenswerth, Roermond wurden der Reihe nach genommen, und nur mehr die beiden starken Festungen Rheinberg und Geldern waren in der Gewalt des französischen Heeres. Afferden war übrigens nicht die einzige Herrschaft, welche unserem Herrn verheert wurde; auch Asselt teilte dasselbe Los, und das Dorf Swalmen, so zur Herrschaft Hillenrath gehört, wurde am 28. Juli gänzlich niedergebrannt, und sollen sich, wie ich nachher hörte, auch dort ein Sergeant und ein Soldatenweib unter den Mordbrennern ingrimmig hervor getan haben.

Kann sich männiglich denken, daß sotane Einbußen eine gar empfindliche Heimsuchung für meinen lieben Herrn Arnold waren, anerwogen sie nicht nur einen großen Teil seines Vermögens vernichteten, sondern auch seine Hörigen an den Bettelstab brachten, daß sie auf viele Jahre nicht imstande waren, ihre Zehnten und Zinsen zu entrichten. Dazu kamen schier unerschwingliche Kriegskontributionen, so mein Herr zuerst an die Franzosen, dann an die Generalstaaten und schließlich an die Preußen entrichten mußte. Auch seine öffentliche Stellung und politische Tätigkeit hatte der Krieg vernichtet, so daß es nicht zu verwundern, wenn der edle Herr gar ernst und von Kummer gebeugt umherging, als das grausame Kriegsjahr sich zu Ende neigte. Aber die treue Gemahlin tröstete ihn mildreich mit solchen und ähnlichen Worten: „Und wenn wir noch mehr irdisches Gut verlören, würde ich keine Träne darum weinen. Nur die Not und das Elend der armen Leute, welche von uns Hilfe erwarten, tun mir bitterlich weh. Daß du den leidigen Sorgen des Staatsrats für etliche Zeiten enthoben bist, sehe ich eigentlich nicht ungern, anerwogen du also etwelche Muße findest, bei uns zu bleiben. Bist ja auf Blyenbeek in den letzten Jahren schier ein Fremdling geworden! Und schau, den größten Schatz auf Erden, so unser Paradies hienieden ausmacht, hat uns der grundgütige Gott annoch gelassen, verstehe unsere treue Liebe und unser süßes Kind."

Da faßte mein Herr Arnold die edle Frau Katharina bei der Hand und sagte. derweil ihm das Wasser in die Augen schoß: „Ja, ich wüßte nicht, was ich täte, wenn uns der Christoffel entrissen würde! Du hast recht, Frau; wir wollen den Mut nicht sinken lassen, noch gegen Gott undankbar sein, der uns in dem Knaben ein also großes Gut anvertraut hat."

Der Winter, der jetzt mit starkem Frost und heftigem Schneefall hereinbrach, steigerte Not und Elend unter den armen Leuten über die Maßen. Da ließ die gnädige Frau alles Korn, so man auftreiben konnte, zu Brot backen und versetzte sogar ihr Geschmeide und edles Gestein beim Juden Joel, um also Nahrung, wärmende Decken und Arzneien für die vielen Kranken und Schwachen zu beschaffen. Herr Arnold hatte ihr früher eine wunderherrliche Kommode zum Namensfeste geschenkt, so entweder der berühmte Charles Boule in Paris selbst gefertigt hat, oder die doch wenigstens mit großer Kunst nach seiner Manier gemacht wurde. Die ganze Vorderseite ist mit vergüldetem Silberblech und Schildplatt so bedeckt, daß bald das gravierte Metall, bald das Schildplatt abwechselnd das eine die Zeichnung, das andere aber den Hintergrund der überaus zierlichen Renaissancemuster bildet.

(Schluß folgt)

Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, bayr.-Schwaben

sellschaft auf diese Weise Namen zu nennen." Der Kronprinz hat später Stein geehrt und Görres als Professor an die Universität München berufen.

Als Stein, von Napoleon geächtet, aus Preußen hatte fliehen müssen und in der Verbannung lebte, versprach ihm der Kurfürst von Hessen einen Orden. Da wurde Stein ganz zornig, sodaß der Fürst ihn beschwichtigte und sagte: „Mein lieber Freiherr, beruhigen Sie sich, Sie sollen meinen Orden nicht haben."

Kinderelend in den Vereinigten Staaten. In einer Reihe von Gliedstaaten der nordamerikanischen Union ist der gesetzliche Schutz der Jugendlichen in der gewerblichen Arbeit noch sehr mangelhaft ausgebaut; man ist keineswegs überall zum Verbot der Kinderarbeit gelangt. Wie es in den Vereinigten Staaten da und dort in dieser Hinsicht noch steht, geht aus einem amtlichen Bericht des Industriestaats Pennsylvanien hervor, nach dem dort nicht weniger als 55 000 Kinder in Fabriken arbeiten. Das staatliche Gesetz Pennsylvaniens erlaubt den 9-Stundentag und die 51-Stundenwoche auch für Kinder unter 16 Jahren; verlangt wird bloß die Absolvierung des 6. Schuljahres. Für die Weiterbildung der schulentlassenen Kinder, die ohne ärztliche Untersuchung in die Fabriksbetriebe aufgenommen werden dürfen, gibt es keinerlei Einrichtungen. Obschon die Vorschrift besteht, daß Kinder und Jugendliche nicht in körperlich gefährlichen und sittlich bedenklichen Berufen Verwendung finden dürfen, sind die sittlichen Schäden und ist die Zahl der Unglücksfälle groß: Jährlich verunglücken nach amtlichem Bericht durchschnittlich 4000 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren. Sehr zahlreich sind die Fälle, in denen die Kinder mit ihren Eltern Stellungen als Wanderarbeiter, meist zur Einbringung der Ernte, annehmen. Bisher ist es nicht gelungen, unter den einzelnen Staaten Vereinbarungen über gemeinsame Gesetzentwürfe oder Verordnungen bezüglich dieser Wanderarbeiter-Jugend zu erzielen.

Völkerbund und Opiumbekämpfung. Die Versuche des Völkerbundes, den Handel mit Rauschgiften und die Rauschgifterzeugung wirksam zu beschränken, sind bisher ergebnislos geblieben; nicht zuletzt deswegen, weil mächtige finanzielle Interessen großer Staaten hemmend auf den Fortgang der Arbeiten wirken. Die Berliner „Germania" zieht sogar einen Vergleich zwischen den Opium-Konferenzen des Völkerbundes und der Abrüstungskomödie u. schreibt: „Hier wie dort wird scheinbar versucht, etwas zu begrenzen, abzubauen, abzutun, weil die öffentliche Meinung das verlangt. . . . In Wirklichkeit geht es jedoch um andere Dinge, nicht um wirkliche Abrüstung, sondern um Machtverteilung, nicht um Kampf gegen die Rauschgifte, sondern um Bekämpfung des Schmuggels zugunsten einer Produktions- und Verteilungseinigung unter den großen Interessenten."

Seit dem Bestande des Völkerbundes ist keine Kanone weniger gebaut, kein Gramm Opium weniger verzehrt worden — im Gegenteil, der Verbrauch an Waffen wie an Rauschgiften in der Welt ist andauernd gestiegen. Worum es bei den Opiumverhandlungen des Völkerbundes in Wirklichkeit geht, zeigt z. B. der im vorigen Jahre in London gemachte Vorschlag, die Herstellung der beiden wichtigsten Rauschgifte, Morphium und Kokain, nach folgenden Quoten zu verteilen: Morphium: Deutschland 39,97%, Schweiz 25,2%, Frankreich 21%, England 13,83%. — Kokain: Deutschland 49,3%, Frankreich 20%, England 15%, Holland 10,28%, Schweiz 5,42 Prozent.

Bei dieser Verteilung wurde die Türkei vollkommen außer acht gelassen, die jetzt verlangt, nicht nur als Opiumbauland, sondern auch als Rauschgifthersteller berücksichtigt zu werden, und zwar sogar mit einem Drittelanteil an der Weltproduktion! Auch die Verbraucherländer werden die Londoner Vereinbarung wahrscheinlich nicht anerkennen; sie wollen sich weder ihre Lieferanten, noch die Höhe ihres „legitimen Bedarfs" vorschreiben lassen. Die Bestrebungen zur Beschränkung des Opiumanbaus kommen nicht vorwärts, weil England zähen Widerstand leistet; es möchte den indischen Opiumanbau in seiner jetzigen Ausdehnung als gegebene Größe betrachten und lediglich über die Verteilung der Produktion der fertigen Drogen verhandeln. Für England sind die Opiumkonferenzen ein Versuch, „sich durch direkte Verständigung mit den chemischen Industrien der Welt über die ausschließliche Bevorzugung indischen Opiums zu einigen", also ein Geschäft.

Schulerfolg und Lebenstüchtigkeit. Viele Eltern, die Kinder in höheren Schulen haben, erliegen noch immer dem Vorurteil, als ob der Leistungserfolg in der Schule auch zugleich ein Maßstab für die voraussichtliche Tüchtigkeit des Schülers in der kommenden Lebensbewährung sei. In der „Kölnischen Volkszeitung" führt W. Strasser (vom Aloysiuskolleg in Bad Godesberg) den Nachweis, daß diese Meinung sich nicht mit der Erfahrung deckt. Immer wieder läßt sich feststellen, daß die ehemals besten Schü-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ler des Gymnasiums nur recht bescheidene Lebensstellungen erlangen, während so manche „Sitzengebliebene", die ihr Abitur vielleicht mit mehrjähriger Verspätung machten, Vortreffliches in leitenden Stellungen leisten. „Es ist nun einmal unbestreitbare Tatsache, daß das Leben nicht selten ganz andere Menschen an die Spitze stellt als das Gymnasium."

Der sog. Primus lernt auf der Schule oft nicht, was konsequente Arbeit heißt. „Die Schule, welche sich auf eine gewisse Mittelleistung einstellen muß, bietet ihm keine genügende Gelegenheit, seinen Charakter zu schulen. Nur selten haben Lehrer Zeit und Möglichkeit, ihn vor Sonderaufgaben zu stellen. Daheim wird er dann verwöhnt, oft in wenig kluger Weise gelobt, wo man ihn vielleicht manchmal wegen Nichteinsetzung seiner Talente besser tadeln sollte. So ist er für das Leben auf der Universität und im Beruf, das Charaktere fordert, nicht entsprechend geschult und vorgebildet."

Der Durchschnittsschüler bringt vielleicht von der Schule weniger Wissen mit, aber da er sich redlich plagen muß, immer gezwungen ist, seinen ganzen Eifer einzusetzen, ist die Schule für ihn eine Zeit wirklicher Charakterbildung. „Er wird sich ganz anders gegen die Schwierigkeiten des Lebens wehren, er wird ganz andere Kraftquellen haben. Vor allem aber hat er eines gelernt: Arbeiten, arbeiten auch dann, wenn kein Erfolg winkte." Das Sitzenbleiben ist also durchaus nicht das größte Unglück; es kann sogar gesundheitlich große Vorteile haben und läßt die jungen Menschen etwas reifer an die Hochschule oder in den Berufskampf kommen. Unsere Zeit ist schwachnerviger geworden; die Kinder mögen schwächlicher sein als früher. „Da muß ihnen aber die Erziehung helfen, indem sie die Härten und Schwierigkeiten, welche der Alltag bringt, benutzt, die Jugend abzuhärten und widerstandsfähiger zu machen."

Gebetserhörungen

G. Schr.: Dank dem hlst. Herzen Jesu und der lb. Mutter Gottes und dem hl. Antonius für Erhörung.

Aibling: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Expeditus und der hl. Theresia für erhaltene Hilfe in vielen Anliegen.

Dank dem ehrw. Pater Victrizius für auffallende Hilfe in schwerem Leiden.

N. O.: Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, der hl. Theresia und allen Heiligen für glückliches Weiterkommen im Studium. Veröffentlichung war versprochen.

Krefeld: Anbei Mk. . . . zum Dank für schnelle Hilfe in Wohnungsangelegenheit.

Baustert: Mk. . . . als Antoniusbrot zum Dank dem hl. Antonius für Hilfe in einem Fußleiden.. Almosen und Veröffentlichung war versprochen.

Düppenweiler: Sende Ihnen Mk. . . als Dank zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, der lb. Mutter Gottes von Lourdes und der hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in schwerer Krankheit.

Schlebusch: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und allen Heiligen für Besserung in langjährigen Nervenleiden und Erkältung.

Nattenheim: Dank dem hl. Jud. Thaddäus für auffallende Hilfe.

Essen: Dank dem hl. Antonius für seine Hilfe in gut bestandenem schwerem Examen.

Rotthausen: Dank dem hlst. Herzen Jesu und der hl. Theresia für Hilfe im Magenleiden.

Kesseling: Dank Unserer Lieben Frau von Lourdes für plötzliche Heilung durch Lourdeswasser. Veröffentlichung war versprochen.

Eschweiler: Sende Ihnen Mk. . . . zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, der hl. Theresia v. K. J. und der M. Sinclair und der armen Seelen als Dank für bestandene Prüfung. Veröffentlichung versprochen.

Herbstein: Dank dem hl. Joseph und dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in besonderen Anliegen. Anbei Mk. . . als Dank für die Mission.

Herbstein: Die lb. Mutter Gottes und dem hl. Antonius sei Dank für erlangte Hilfe. Anbei Almosen für die Mission.

Gebetsempfehlungen

M. L. Würzburg-G.: Ein Verg.-Leser erbittet das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes, und zur hl. Monika um Sinnesänderung und Bekehrung seiner Frau.

Schwörzkirch: Bitte um eine neuntä-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tägige Andacht zum hl. Joseph, hl. Thaddäus und zur hl. Theresia v. K. J. und zu den armen Seelen im Fegfeuer in großen Familiensorgen. Bei Erhörung ein Heidenkind und Veröffentlichung.

J. T. M.: Eine schwer heimgesuchte Familie bittet um das Gebet zur Mutter von der immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thadd. und zum sel. Br. Konrad um Hilfe in geschäftlicher und finanzieller Not und anderen Anliegen. Bei Erhörung Almosen, Wallfahrt und Veröffentlichung.

Gr. Zöllnitz: Bitte um das Gebet zu lb. Gottesmutter, zum hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. J. um Gesundheit und Segen meiner Kinder, um Sinnesänderung meines Mannes und für meine schwerkranke Schwester.

Bochum: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und hl. Antonius um Sinnesänderung und Befreiung von der Trunksucht.

Es starben im Herrn

Salzbergen: Frau Hemelt, große Wohltäterin unserer Mission.

Markt-Wala: Maria Hauser. Viehöven: Gertrud Keil. Duisburg: Wwe. Pootmann. Elisenhof: Josefa Esser. Irrel: Frau Adam. Straumeln: Fr. Wwe. Pickartz. Griesborn: Frl. Kath. Tönnes. Milchenbach: Karl Tröster. Nattenheim: Joh. Baptist Stockemer. Köln: Barthel Becker. Gressenich: Arnold von Agris. Plettenberg: Albert Beil. Bergstein: Fr. Mikrolly. Stolberg: Frau Bardenheuer. Kempen: Jakob Hendricks. Trier: Kath. Lauer. Bonn: Frl. B. Schäfer. Imgenbroich: Hilarius Strauch. Rolandswerth: Elise Bündgen. Regensburg: Hochw. H. Jakob Lehrer. Zellingen: Viktoria Staab. Kötzting: Ernst Zeuner.

Büchertisch

Die grüne Schule im Märchenwald beim alten Haus. Von Wilhelm Matthießen. Mit Bildern von Joh. Thiel. 128 Seiten. Mk. 2.50; in Leinwand Mk. 3.80. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Die Kinder vom Alten Haus sind ein wenig älter geworden und müssen jetzt in die Schule gehen. Aber sie sollen darin nicht ohne die schönen Märchen und ohne die lieben Tiere sein. Darum kommt der Riese Döres, packt die Schule mitsamt den Schülern und dem Lehrer unter seinen Arm und trägt sie in den Wald beim Alten Haus. Und nun geht die Schule los. Alles muß lernen, sogar die Tiere. Und Frühling, Sommer Herbst und Winter gehen durch die grüne Schule. Auch der heilige Nikolaus, das Christkind und der Osterhas. Das ist ein feines Buch, die Geschichte von der grünen Schule beim Alten Haus, und schöne Bilder von Johannes Thiel sind darin.

Von Stromern und Vagabunden. Nach ihren eigenen Geständnissen erzählt v. Stephan Berghoff. Mit Bildern von Johannes Thiel. 156 Seiten; geheftet Mk. 2.20; in Leinwand Mk. 2.80. — Verlag: Herder, Freiburg i. Br.

Stephan Berghoff gibt in seinem Buch ein paar Landstreicher-Lebensbeichten wieder, so wie sie ihm zuteil wurden. Daher rührt wohl die Unmittelbarkeit dieser Geschichten, daher kommt es, daß in ihnen die eigene Luft, das uns so wesensfremde Gemisch von Lebensleichtigkeit und Schwermut des Landstreichertums ist. Das Leben auf der Landstraße ist greller, abwechslungsreicher als das unserer arbeitsamen Ausgeglichenheit. So kann es geschehen, daß diese Menschen im Guten höher und im Bösen tiefer als wir gelangen. Die Gelegenheit dazu geben ihnen die immer neuen erregenden Abenteuer der Landstraße. Daher leitet dieser ungeschminkte Bericht seine Bedeutung: beispielhaft und doch ganz unpädagogisch spannend, stehen Bilder erschütternder Menschlichkeit vor uns neben anderen tierischen armseligen Verkommens.

Frau Lia und der Knabe mit den Gerstenbroten. Eine biblische Geschichte v. Josefine Gräfin Lerchenfeld. 32 Seiten und 8 Kupfertiefdruckbilder. Mk. 0,40. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

Wie die arme kränkliche Näherin Lia von Capharnaum ihren Wunsch erfüllt bekam, den Herrn Jesus beherbergen zu dürfen — in Gestalt nämlich eines noch ärmeren, mißhandelten Waisenknaben — und wie sie in ihren alten Tagen noch glücklich wird in Entfaltung ihrer verkümmerten Mütterlichkeit: kurz wie „erlösende Liebe" zu „erlöster Liebe" wird.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Monatliche Geisteserneuerung und Vorbereitung auf den Tod

Von P. Ephrem Roth, RMM. 3. Auflage
80 Seiten; Preis broschiert 50 Pfennig

Ein Ordensmann, der Meister im geistlichen Leben ist, gibt uns hier ein Büchlein, das reiche Erfahrungen zur Beachtung und Nachahmung darbietet. Keine Ordensperson, die einmal dieses Büchlein benutzte, wird es je wieder zur Seite legen. Immer von neuem wird sie sich dessen bedienen, um ernste Fortschritte zu machen im Innenleben.

ARMENSEELENFREUND

Von einem Mariannhiller Missionspriester. 384 Seiten.
Preis gebund. Rotschnitt RM. 1.50; Goldschnitt RM. 2.25

Hast du, geliebter Leser, nicht auch einen Toten zu beklagen, ein liebes Kind, einen treuen Gatten, einen edelgesinnten Freund..? Nicht wahr, jetzt, nachdem die treue Seele von hinnen geschieden, erkennst du sie erst in ihrem vollen Wert. Sie erscheint dir nun wie im Lichte der Verklärung; du denkst gar oft an sie und sehnest dich förmlich nach einem Mittel, ihr eine Liebesgabe ins andere Leben nachzusenden. Nimm das Büchlein, das ich dir anbiete; es gibt dir die gewünschte Anleitung.

Abhandlung über das Fegfeuer

von der heiligen Katharina von Genua
56 Seiten; Preis broschiert 15 Pfennig

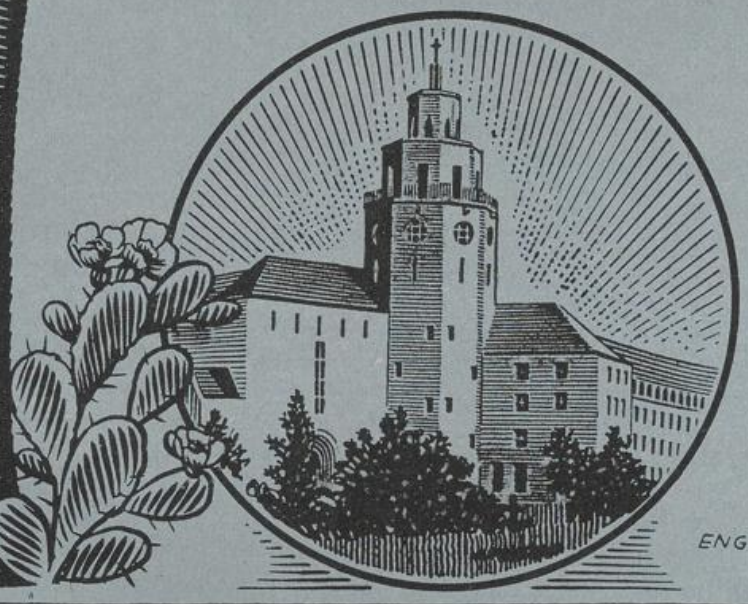
Ein Werklein, welches vom Volke sehr gewünscht wird. Jahrelang war es nur in einem vergilbten Gewande und in einer veralterten Schreibweise erhältlich. Möge das trostreiche Werkchen in seiner neuen Ausstattung die Liebe zu den armen Seelen in uns vermehren.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission



Nummer 12 Dezember 1931 49. Jahrgang

Verlagsort Nördlingen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalt des Dezemberheftes:

Vor Weihnachten. Gedicht von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 355
Zum hl. Advent — zünd' deine Kerzen an! Von Schw. M. Avellina Hohm, OSF. 356
Gang zur Rorate. Gedicht von Hildegard Schmachtenberger . . 359
Christus, der Retter ist da! Von P. Schriftleiter 359
Die Seele preist die Holdseligkeit des Jesuleins. Gedicht von Angelus Silesius 363
Das Missionsgebiet „Bulawayo" Von P. Ign. Arnoz RMM. . . 363
Missionspost 368
Erinnerungen oder Weihnacht der Kinderzeit. Von Anna Kayser . 370
Liturgische Wochenendfeier in Südafrika. Von Fr. A. Kempf, RMM. 376
Weihnachtsgesang. Gedicht . . . 377
Das Paradieszimmer. Von Joseph Spillmann 378

Das „Vergißmeinnicht" erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht" als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postscheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postscheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postscheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Ct. Uri)
Postscheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Mariannhiller Abreiß-Kalender

für das Mariannhiller Jubiläumsjahr

1 9 3 2

stellt auf seiner Rückwand die hl. Theresia rosenspendend dar. Er bietet in seiner Originalität unseren Wohltätern einen Ansporn, der hl. Patronin der Missionare, Rosen d. h. Wohltaten in die Hand zu geben, damit sie dieselben ihren Schützlingen zuteile. Diese

Theresienrosen

werden dem Bilde an den bezeichneten Stellen aufgeklebt. Theresienrosen kosten das Stück 10 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Vertretungen der Mariannhiller Mission

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus Welt und Kirche

Das afrikanische Kind und die katholische Erziehung. „Die Zukunft Afrikas hängt von seinen Kindern ab und die Europäer werden sich niemals an deren Stelle setzen können." Diese Worte, von einem Kenner des schwarzen Kontinents (Emil Torday) gesprochen, könnten das Leitmotiv der internationalen Konferenz für das afrikanische Kind wiedergeben, die in den Tagen vom 22.—25. Juni in Genf stattfand. Die Tatsache, daß eine Konferenz dieser Art überhaupt zusammenberufen wurde, zeigt schon, daß die Haltung der Weißen gegenüber den farbigen Völkern sich beträchtlich seit jener Zeit geändert hat, in der man die Kolonialländer nur als Quelle des Reichtums und der politischen Geltung betrachtete, ohne sich viel um die Interessen des kolonisierten Volkes zu kümmern. Endlich beginnt man zu begreifen, daß die Kolonisation große Probleme des Gewissens und der moralischen Verantwortung umschließt, und daß die Zukunft des verwalteten Volkes wenigstens ebenso wichtig ist als die Ausbeutung der Rohstoffe und der Landesprodukte.

Die Genfer Konferenz wollte die wirksamsten Maßnahmen beraten, die zur Minderung der Kindersterblichkeit in Afrika zu ergreifen wären. Es sollte ein Programm aufgestellt werden, nach dem die afrikanische Jugend körperlich und geistig zu entwickeln wäre, um die Mitarbeit Afrikas am friedlichen Fortschritt der Welt zu sichern. Zur Vorbereitung der Konferenz hatte das „Internationale Komitee für den Schutz der Kinder" zu Genf einen Fragebogen an die hauptsächlichsten Behörden und Persönlichkeiten in Staat und Kirche Afrikas gesandt. Die Antworten stellen ein kostbares Informationsmaterial über die wichtigsten Fragen der Kinderfürsorge dar und geben ein eindrucksvolles Bild der wirklichen Lage.

Auf dieser streng wissenschaftlichen Grundlage konnte die Konferenz wirklich sachliche Arbeit leisten. Unter den Berichterstattern befanden sich auch mehrere Mitglieder der Missionsgesellschaften. Von deutscher Seite war P. Meinulf Küsters O. S. B. als Referent tätig, der früher Missionar im Zululand und in Tanganyika war und zur Zeit Mitglied des völkerkundlichen Museums in München ist. Man behandelte die Fragen der Totgeburten und der Kindersterblichkeit der Reihe nach von pathologischem, sozialem und wirtschaftlichem Gesichtspunkt aus. Dann folgte eine Unterweisung über die Vorbereitung des Kindes für das Leben. Schließlich besprach man die allgemeinen Fragen der Kinder- und Jugendlichenarbeit sowie den Arbeitsschutz der Jugend.

Die Kindersterblichkeit in Ostafrika (nördliche Hälfte) berechnete P. Küsters auf 50% oder 500 pro 1000. Es handelt sich hier um eine mittlere Ziffer. Nach Aussage der Ärzte und Missionare überschreitet die Kindersterblichkeit meist 80 bis 82%. Für das übrige Afrika ergeben sich fast dieselben Zahlen. Unberechenbar viele Menschenleben werden so jedes Jahr in ihrer Blüte dahingerafft, zum Schaden der Rasse. Die verschiedensten ansteckenden und tropischen Krankheiten sind die Ursache: Malaria, Schlafkrankheit, Gelbes Fieber, Pest, Tuberkulose usw.

Aber die sozialen und moralischen Ursachen sind noch verderbenbringender. Sie bestehen in der sozialen Organisation der Eingeborenenstämme selbst, in Aberglauben, der Unkenntnis primitivster Vorbeugungsmaßnahmen im Wochenbett, in der Vielweiberei, den Arbeiten, denen sich die Frauen vor und nach der Niederkunft unterziehen müssen, endlich in der Berührung mit den einwandernden Rassen: weißen und anderen. Die Neger lieben die Kinder und tun ihr Bestes, um sie zu erziehen und zu nähren. Die Mütter beschäftigen sich mit wirklicher Zuneigung um ihre Kleinen. Aber ihre Lebensbedingungen und das Milieu, dem sie sich kraft ihrer Stammesgesetze nicht entziehen können, tragen mit dazu bei, sie des größten Teiles ihrer Kinder zu berauben.

Bei gewissen afrikanischen Völkern gibt es Überlieferungen, die dazu zwingen, die Kinder so zu quälen, daß nur die kräftigsten überleben können. Zu Unkenntnis und Aberglaube kommt dann die Unmoral, die durch die Araber in das Innere und andere Teile Afrikas eingeführt wird. Die unausbleibliche Folge sind Krankheiten aller Art. Durch die Berührung mit Arabern und Europäern ist bei den Suaheli schon das Ein- bezw. Zweikindersystem zur festen Sitte geworden. Ein katholischer Häuptling von Uganda (ein Baganda) erklärte, daß die jungen einheimischen Mädchen durch die Gesetze der Weißen nicht genügend geschützt seien, und er verlangte die Anwendung der alten Bagandagesetze, wie sie vor Ankunft der . . . Zivilisation in Kraft waren.

Die afrikanischen Familien haben besonders im Süden sehr unter der Zwangsarbeit und dem Transport der Einheimischen in die Minenbezirke des Innern und in die Pflanzungen der Kü-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ste zu leiden. Die Zusammenballungen von Einheimischen in den Zentren organisierter Europäerarbeit sind oft Herde physischer und moralischer Ansteckung. Das erhöhte Gehalt, die Entfernung von der Familie, das schlechte Beispiel, die gebotene Leichtigkeit zur Befriedigung der Leidenschaften sind schreckliche Anreize zum Bösen, besonders für die Jugend, Der schwarze Kontinent ist dermaßen groß und mannigfaltig, daß alle Gegenden nicht denselben Geißeln ausgeliefert sind, aber mit wenigen Unterschieden sind — das kann man wohl sagen — alle von dieser körperlichen und moralischen Kinderpest ergriffen.

Behörden und Kolonisten sind sich klar über diese Lage. Aber bisher haben die Missionare die wirksamsten Anstrengungen zur Heilung der Übel gemacht. Leben sie doch in engster Berührung mit den Einheimischen. Können sie doch infolgedessen am meisten für die moralische Hebung der Familie tun, die unentbehrlichsten hygienischen Kenntnisse vermitteln, die Kinder erziehen usw. Hinzuweisen ist auch auf den wohltätigen, tiefen Einfluß der Missionsschwestern auf Frauen und Kinder in den Missionen, Hospitälern, Armenapotheken, Waisenhäusern. Dieser Einfluß könnte sich ausdehnen und beträchtlich steigern, wenn jene Bestrebungen die Unterstützung besonderer Sanitätsmissionen fänden, und wenn die Schwestern und Missionare in den Fragen der Hygiene und Gesundheitspflege besser unterrichtet und gebildet wären. „Eine intime Zusammenarbeit zwischen Missionen und Behörden", sagt P. Küsters, „ist hier eine unersetzbare Bedingung für ein fortschrittliches Kolonialsystem."

Es müßten einmal gewisse Hindernisse und gewisse Formalitäten verschwinden, die die Arbeit der Ärzte und die Entwicklung der sanitären Eingeborenenhilfe hemmen. Warum z. B. verlangt man von Missionsärzten, die in einem europäischen Lande doktoriert haben, daß sie weitere medizinische Examina in den Ländern machen, von denen die betreffende Kolonie abhängt, in der sie arbeiten? Man könnte dasselbe in Hinsicht auf den Kinderunterricht sagen, mit dem sich in Genf besonders die Vertreter der kathol. Missionsgesellschaften beschäftigten. Ist die wissenschaftliche Bildung in dem Sinne, wie man sie in Europa gemeinhin versteht, wirklich ein so kostbares Gut, daß man ihr die Herzens- u. Charakterbildung opfert, die man gut vermitteln kann, ohne daß viel Wissenschaft und große Examensnachweise vonnöten wären?

In gewissen Kolonien hat tatsächlich der Staat ein Unterrichtsmonopol aufrichten wollen, indem er die kleinen Steppenschulen unterdrückte, die so gut die Eingeborenen erfaßten und in religiös-moralischer Hinsicht die besten Ergebnisse zeitigten. Warum kostspielige Schulen für die Häuptlingskinder, für eine ganz kleine Oberschicht der Bevölkerung, während die Masse unbeachtet gelassen wird? „An manchen bevorzugten Orten", sagte P. Dubois, „konnte die Hälfte der Kinder eine erstklassige Unterweisung erhalten, während anderen Ortes nur 20 oder 10% oder niemand solchen Unterrichts teilhaftig werden kann." „Es ist nicht notwendig", schreibt P. Joyeux von den Weißen Vätern, „daß man ein großer Professor sei, um den einheimischen Kindern einen Unterricht und eine Elementarschulbildung zu geben, die sie aufs Leben vorbereiten, sie moralisch und intellektuell bilden und zu gleicher Zeit dazu beitragen, bessere Lebensbedingungen für die Familien zu schaffen."

Gewiß sind ohne Zweifel in den letzten Jahren manche Fortschritte zu verzeichnen. Man muß an die Bemühungen der Kolonialregierungen von Kenya, Uganda, Tanganyika, Rhodesia usw. für die Verbreitung des Unterrichts in Anpassung an die örtlichen Gegebenheiten und Notwendigkeiten erinnern. Hier gibt es noch viel zu tun für die Erziehung der Frauen und Mädchen. Einstimmig stellen das die Berichte fest. Nur durch eine unablässige Einwirkung auf das weibliche Geschlecht kommt man zu einer gradweisen Umformung des Milieus, zur Bildung einheimischer Familien, die moralisch und physisch gesund sind. Nur so kann Afrika eine Zukunft gesichert werden, die nicht nur ihm selbst Entwicklung und Segen bringt, sondern auch für die ganze Menschheit frucht- und segenbringend sich erweist.

Gebetserhörungen

Hettstadt: Dank dem lb. Gott und der lb. Gottesmutter für Hilfe in Krankheit. Veröffentlich. war versprochen.

Wasserburg: Tausendmal Dank dem sel. Br. Konrad und der hl. Theresia für Erhörung.

Kirchheim: Dank der hl. Familie, hl. Anna, hl. Rita und dem hl. Raphael für glücklich verlaufene Augenoperation.

Ratibor: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der allerseligsten Jungfrau Maria, dem hl. Joseph, hl.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 12 Dezember 1931 49. Jahrgang

Vor Weihnachten!

Die Tage sind wie Dämmerungen,
Schon schimmern Lichter wie Opal,
Versunken in Erinnerungen . . .
Die Nächte kommen früh und fahl.

Die Flocken führen ihren Reigen
Von Weg zu Weg, von Dach zu Dach.
Die Menschen hasten auf den Steigen
Verstohlen in ihr Heimgemach.

Wie soll ich mir die Ruhe deuten
Und wie die stillgeschäftige Hast?
Es ist ein großes Vorbereiten
Für einen guten, nahen Gast.

Die winterlang in Wäldern sannen,
Sind neugiervoll herbeigeeilt,
Als ahnten sie's, die jungen Tannen,
Wie gut sich's unter Menschen weilt.

Sie wandern her in Prozessionen
Wie eine fromme Pilgerschar.
Bald wird in jedem Hause thronen
Ein Bäumchen wie ein Hochaltar.

Bald wird sich seine Pracht entzünden
In einer Flut von Licht, und sacht
Wird sie in Menschenherzen münden
In einer stillen Friedensnacht.

F. Schrönghamer-Heimdal

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zum hl. Advent - zünd' deine Kerzen an!

Von Schwester M. Avellina Hohm, OSF., Lohr a. M.

Komm reich' mir die Hand! Wir schreiten über Raum und Zeit, so weit, so weit — nach Nazareth. In geheimnisvoller Dämmerung duckt sich das Städtlein. Und an einsamer Halde schmiegt sich das Häuslein der Jungfrau Maria. Da kniet die reine Gottesmaid im stillen Kämmerlein, erdfern, in Gott versunken. Ihr demutsvolles Knien, ihr andachtsvolles Händeheben, ihrer Lippen Stammeln ist ein einzig heißes Flehen: Herr, sende den Heiligen Israels, tauet ihn ihr Himmel von oben, ihr Wolken, regnet den Gerechten, Erde, tu dich auf, sprosse hervor den Heiland der Welt. —

Da, ein himmlisch helles Leuchten und Gottes Bote steht vor ihr und bietet ihr des Höchsten Gruß, kündet ihr das große Geheimnis der Menschwerdung — und sie, die arme Jungfrau — darf seine Mutter werden. Kaum hat der Engel gesprochen, da flammt es auf in ihr so hell und licht, so erwartungsselig . . .

Komm', Kind, komm', zünde an dein erstes Lichtelein, halt mit Maria stillen Advent in heiliger Sammlung. Mache dich frei von so viel unnützen Gedanken, so viel lautem Lärm und ruhlosem Hasten. Schon am Morgen mußt du beginnen. Dein erstes Erwachen, dein erstes Denken gehöre Gott. Dann sprich leise, aber doch hörbar für dich selber, zu dir selbst: Herz, heute ist Advent! Und wenn du dies tust, langsam mit ganzer Seele, wie man heilige, bedeutungsschwere Worte spricht, da wird es sein, daß allmorgentlich dein Adventkerzlein hell aufstrahlt und dir hineinleuchtet in den ganzen Tag. Und du wirst in wundersamer Adventsstimmung gehen. Da müssen die leichtfertigen, eitlen Gedanken weichen, dein lautes, unbeherrschtes Lachen wird stiller, aber doch froher werden. Deine Seele aber wird mit Maria oft und oft ein heißes Gebet zum Himmel schicken. So rinnen die Tage in heiliger Sammlung.

Doch sieh, die Jungfrau Maria rüstet sich zur Reise. Wohin mag sie wandern? O, wir wissen es. Ihre zarte Nächstenliebe drängt sie zum Besuche der Base Elisabeth. Ihr will sie die hohe Freude künden, die ihr Herz erfüllt, will ihr in trauter Stunde ihr süßes Geheimnis sagen, will ihr in Demut dienen. Mit der gottbegnadeten Base will sie liebgefüllte Adventtage verleben.

Komm', Kind, komm', zünde dein zweites Lichtlein an und wir wollen die Jungfrau Maria begleiten und von ihr lernen heilige Liebe, demütiges Dienen. Entsinne dich! Kennst du niemand, der deiner Hilfe bedarf? Schau einmal in deine Familie, in deine Umgebung! Wieviel kleine Dienste könntest du leisten! Da, für die Eltern oder Großeltern einen Gang besorgen, dort hilfreiche Hand bieten. Kannst du nicht einem Kranken eine Erleichterung, ein kleines Freuen bringen und seien es nur ein paar Blumen, eine Hand voll duftender Tannenzweige. Und trage deine heilige Adventsstimmung nicht wohlverschlossen im Herzen, nein, trage dein Lichtlein auch zu andern, zünde auch ihnen ein Kerzlein an! Habe mit ihnen heilige Gemeinschaft, stilles Adventerleben wie einst Maria und Elisabeth. Wie selig werden dann die Tage werden, die in solch strahlender Liebe stehen. Rascher als je eilen sie dahin und immer näher rückt die heiligste der Zeiten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Am sel'gen Kinderhimmel funkeln
Die Freudensterne hell und rein;
O hüte dich, sie zu verdunkeln,
Und freu' dich mit am hellen Schein!

Ja, wirklich, Maria rüstet sich schon zu weiter Wanderung und mit ihr der vielgetreue hl. Joseph. Gottes Wille und des Kaisers Befehl ruft sie nach Bethlehem. Und vor Marias Seele stehen wohl die Worte: „Du Bethlehem, im Lande Juda, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas; denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk regieren soll." Doch, eh' diese hohe Verheißung ihre Erfüllung findet, müssen die beiden heiligen Seelen opfervolle Wege wandern über Berg und Tal und winterliche Weiten. Unverstehen, Härte begegnet ihnen, wohin sie schreiten. Wir wollen sie nicht allein wandern lassen.

Komm', Kind, komm', zünde dein drittes Lichtlein an! Auch wir wollen gehen nach Bethlehem, Seite an Seite mit dem heiligen Paar in froher Opfergesinnung. Opfer! Du erschrickst! Und doch muß es sein. Freilich, es ist nicht leicht, Tag um Tag zur festgesetzten Zeit, ohne Säumen sich den Armen des Schlafes zu entreißen, mit frohem Gesicht und hellen Augen den Eltern und Geschwistern den Morgengruß zu bieten und dann durch Wind und Schnee zum Rorate zu eilen. Auch die Schule fordert Opfer. Dein flinkes Zünglein möchte gern zur Unzeit sprechen, deine Gedanken möchten ungezügelt in die Ferne schweifen. Da brauchst du Gewalt, Selbstbeherrschung. Auch sonst verlangt der Tag noch Opfer, sei es im Umgang mit den andern, sei es im Kreise der Familie. Hier trifft dich ein hartes Wort, dort wirst du nicht verstanden. Denk an das heilige Paar und dein Opferkerzlein flammt heller auf.

Sieh, schon grüßt in der Ferne der arme Stall. Wohl liegt er wie Bethlehem in abendlichem Dunkel. Doch dort schreiten Maria und Joseph wie zwei Lichtträger auf dem schmalen Weg und Helle wird, wohin ihr Fuß sich setzt. Und da sie eintreten in den dunklen Stall, erfüllt ihn Licht. St. Joseph richtet der hl. Jungfrau ein bescheidenes Lager. Schon steht auch ein armselig Kripplein bereit. Mit weicher, weißer Hand breitet Maria schneeiges Linnen über das harte Stroh. O nein, noch mehr, ihre weiße, weiße Liebe möchte sie mit dem Linnen in das Kripplein legen, möchte das göttliche Kind ganz, ganz in ihre reine Minne hüllen. Und du?

Komm', Kind, komm' und zünde dein viertes Lichtlein an! Laß dein Herz mit Mariens Herzen in heiliger Gottesliebe glühen, daß der Sünde Schatten weichen. Lösche aus, all unheilig Denken, Wünschen und Verlangen. Hüte deines Herzens reine Liebe, verschenke nicht, was deinem Gott allein gehört, der bittend sagt: „Kind, gib mir dein Herz!" Dann wird das letzte Dunkel schwinden, dann wird deine Seele im hellen Lichte stehen, dein Herz zur Krippe werden, gefüllt mit heiligem Sehnen, lautrer Liebe.

Horch, in deine ahnungsvollen Stunden tönt's wie Glockenlaut, wie Engelsgesang: „Gloria in excelsis Deo!" Kind, tu auf, tu auf dein Herz, das Christkind kommt, es kommt mit seinem Segen!

„Das Werk der Ausbreitung des Glaubens geht jedem anderen Werk der christlichen Nächstenliebe soweit voran, wie die Seele den Leib, der Himmel die Erde, wie die Ewigkeit die Zeit überragt." Pius XI.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gang zur Rorate

Die Glocke ruft.
Da lösen sich Gestalten —
Aus dunklen Häuserschatten treten sie hervor
Mit raschen Schritten,
Der Hauch gefriert
In rauher Morgenluft.
Am Gotteshaus
Erschimmern schon die Fenster.
Und schmale Streifen Lichtes gleiten durch die Tür
Hin auf die Stufen.
Das Volk strömt ein
In den geweihten Raum.
Rorateamt.
Mit brausenden Akkorden
Setzt nun die Orgel ein und leitet sanft
Zum „Tauet Himmel" über.

Dem Menschheitsruf
Aus längstvergang'ner Zeit,
Wie ehemals,
So dringt er zu den Wolken,
Aus tausend Seelen quillt die Sehnsucht heiß empor
Nach dem Erlöser:
„O Heiland komm!
Die Herzen sind bereit."

Hildegard Schmachtenberger

Christus, der Retter ist da!

Von P. Schriftleiter

Mit welcher Inbrunst wurde einst der Erlöser erwartet und ersehnt. Wie klingt das Heimweh nach ihm durch Prophetensang und Harfenklang der Psalmen. Wie wünschten die Völker einst eine Erneuerung der Welt, nachdem alle Versuche bisher gescheitert waren, die Menschen glücklich zu machen „an der Freude leichtem Gängelband." Und wie brutal hatte sich Imperialismus und Materialismus im römischen Weltreich breit gemacht und in 60 Millionen Sklavenherzen stöhnte die Klage nach menschenwürdigem Dasein, nach barmherziger Liebe, nach Gerechtigkeit. Wie beobachteten die Weisen der Völker mit Bangen die Zeichen der Zeit, erhoffte sich das kleine Judenländchen eine glanzvolle Renaissance salomonischer Pracht und Herrlichkeit. — Und dann kam in einer stillen, schweigsamen Nacht, fern vom Rauschen des Stadtgetriebes und der Unrast der Menschen der Heiland, der Retter! Gott gab durch die reinste Jungfrau den vom hl. Geiste Gezeugten der Menschheit zum Heile. — Und wie wurde er aufgenommen? Mit Jubel und Begeisterung ohne Grenzen? Ja, von einigen wenigen schon; aber nicht von allen. Der größte Teil verhielt sich gleichgültig, ein Teil benahm sich sogar offen feindselig gegen das Gotteskind. Gleichgültig verhielten sich die meisten Einwohner von Bethlehem. Sie haben sich nicht gekümmert um die Geburt Jesu. Sie haben sicher auch von den Hirten über die wunderbaren Vorgänge draußen Mitteilung bekommen, haben sich aber um nichts gekümmert. Sie hatten keine Zeit; es war gerade großer Fremdenverkehr und Gelegen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

heit, etwas zu verdienen. Vielleicht waren doch einige Neugierige hinausgegangen: aber da war ja nichts los, eine arme, bescheidene, junge Familie in einem Bretterverschlag in oder vor einer Höhle.

Es zog ein frostiger Hauch durch die Krämerseelen der Bethlehemiten. Essen und Trinken, spekulieren und politisieren, bramarbasieren, demonstrieren, protestieren, skandalieren, renomieren und schwadronieren in den Straßen, den Lokalen und Klubs von Bethlehem gegen die Regierungsmaßnahmen, Volkszählungsunkas zwecks Steuererhebung des Kaisers Augustus, vom Gouverneur Cyrinus zur Durchführung gebracht; das füllte die Seele der damaligen bethlehemitischen Zeitgenossen aus. Und der Erlöser war schon mitten unter ihnen: sein Programm der Einschränkung, Bescheidenheit, des Opfersinnes, der Liebe von ihm zur Tat gebracht. Ist es heute anders? Wird der Heiland noch gehört, verstanden, mit Ehrfurcht und Liebe umgeben? Hat Weihnachten selbst für viele Christenmenschen noch den Sinn der größten Gnadenspende? Es brennt der „Lichterbaum", der „Weihnachtsbaum", der „Tannenbaum", aber das christliche Verstehen ist verschwunden. Sie geben einander Geschenke ohne Beziehung zu Christus. Man entledigt sich seinen „Verpflichtungen." Die Feiertage werden benützt zu Vergnügungen — die Armut darbt, der Prasser schwelgt, der eine voll verbissener Wut oder Verzweiflung, der andere voll Unverstand und Rücksichtslosigkeit: kein Verstehen der Armut, keine barmherzige Erlöserliebe. Kalt und stumm: ihnen sagen die Weihnachtsglocken nichts mehr, ja sie bereiten sich sogar vor auf den Karneval des kommenden Jahres, und suchen neue „Anregungen."

Ja, die Menschen, auch viele Christen sind schlimmer geworden wie Ochs und Esel, stehen niedriger wie diese Tiere; diese kennen ihre Herren an der Stimme und Schritt und wissen, daß er ihnen die nötige Nahrung gibt. Diese sog. „Christen" kennen ihren Erlöser Jesus Christus nicht mehr! „O höret, ihr Himmel, horche auf, o Erde! Söhne habe ich mir ernährt und großgezogen; sie aber haben mich verschmäht. Der Ochs erkennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn. Israel aber kennt mich nicht, und mein Volk hat keinen Verstand" (Is. 1, 3).

Ja feindselig stehen Menschen ihrem größten Wohltäter, dem Heiland der Welt gegenüber. Voll Neid, Haß und Wut trachten Herodes und seine Kreaturen dem Kindlein nach dem Leben. Es ist ihnen unerwünscht, unbequem, es soll verschwinden. Kein Mittel ist ihnen zu schlecht dazu, und wenn auch viele andere unschuldige Kinder sterben müssen! Feindschaft und Haß gegen das Gotteskind sind in der Folge der Zeiten nie ausgestorben, sie haben sich im höchsten Maße verstärkt. Freidenkertum, Sozialismus, Nationalismus, Kommunismus und Bolschewismus, Mammonismus haben das unselige Erbe des Herodes angetreten, sie speien Gift und Galle gegen den christlichen Glauben und möchten ihn am liebsten ausrotten mit Stumpf und Stiel. Eine Verwahrlosung der Begriffe hat stattgefunden, eine Verdrehung von geschichtlichen Ereignissen, eine sinnlose Wut hat die Menschen erfaßt auf alles was göttlich ist. Ist Christus am Unheil in der Welt schuld, hat der Teufel nicht die ersten Menschen zu Falle gebracht und aus dem Paradies dadurch vertrieben? Ist das abwegige Denken und Sinnen der Menschen nicht selber schuld? Sind es nicht die Gottesverächter,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

welche Staaten, Nationen, Gemeindewesen und Familien vergiften? Hat nicht eine gottlose Selbstsucht, ein Tanzen ums goldene Kalb die Menschen der Gesetzlosigkeit und dem Abfall in die Hände getrieben und Satan verschrieben? Und so steht letzten Endes Luzifer mit seinem Anhang dem Seligmacher in unüberbrückbarer Feindschaft gegenüber, der Todesschatten gegen die Weihenacht!

Gläubige stehen an der Krippe! Maria und Joseph, die frommen Hirten und die Weisen aus dem Morgenland. Sie sind hocherfreut und hochbeglückt über die Geburt des Jesuskindes, sie knien voll Glaube und Andacht an der Krippe und beten an. Zu unserem Troste und zur Freude wissen wir, daß es auch heute noch solch gläubige Menschen gibt. Leute, Christen, für die das Weihnachtsfest ein Tag innerster Herzensfreude ist, ein Tag des Herrn, das Geburtsfest Jesu Christi, des Welterlösers! Gott dank! Es scharen sich noch viele Tausende, ja Millionen um die Krippe, Kleine und Große, Junge und Alte, Kinder und Greise, Weiße und Farbige, Bewohner von allen Erdteilen. Sie werfen sich gläubig nieder vor dem Gotteskind und singen mit den Engeln das Jubellied, das alte, immer schöne: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind." Sie jauchzen mit der Kirche: „Ein Licht erglänzet heute über uns, denn geboren ist uns der Herr. Und sein Name ist Wunderbarer, Gott, Friedensfürst, Vater der Zukunft. Seines Reiches wird kein Ende sein." (Introitus der zweiten Weihnachtsmesse). Die Augen leuchten, die Herzen glühen. Es ist ja Weihnachten, das Geburtsfest des Herrn! „Heute ist Christus geboren. Heute ist der Heiland erschienen; heute singen die Engel auf Erden, jubeln die Erzengel; heute jauchzen die Gerechten und singen: Ehre sei Gott in der Höhe, Alleluja!" (Antiphon zum Magnifikat der zweiten Vesper).

So stehen an der Grippe verschiedene Gruppen: Gläubige, Gleichgültige, Haßerfüllte, damals und jetzt!

Soll der Heiland wirklich ein Fremder bleiben, soll er keinen Platz mehr finden? Soll die Weihnachtsfeier nur äußerlich, bar allen christlichen Inhaltes sein? Soll sie nur eine fromme Legende, ein heidnischer Wintersonnenwendkult sein, eine Erinnerung an die Zeit der alten Teutschen, wie sie noch auf Bärenhäuten lagen? — Wir sollen die Geburt Jesu mit dankerfülltem, gläubigem Herzen aufnehmen und zu denen gehören, die da frohbewegt sprechen: „Christus ist uns geboren, kommt, laßt uns anbeten." Wer an das Gotteskind glaubt, wird selig werden. Wer Gott in der Höhe die Ehre gibt, der wird von dort auch den Frieden erhalten; einen Frieden, nicht wie ihn die Welt gibt, sondern den Frieden des Herzens, den stillen, heiligen Gottesfrieden. Und diesen wünschen wir uns doch alle, diesen wünscht sich die Mission für ihr Wirken im Dienste der Seelen, diesen wünscht die Mission allen ihren lieben, treuen Mitarbeitern, Freunden, Wohltätern. Das wird der Heiland ihnen nie vergessen, was sie ihm getan durch die Liebe zum Nächsten und zu den armen Heiden. Ihnen aber werde Heil und Segen, Gnade und Frieden, das sei unser Weihnachtswunsch!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hanfstängl, München

Christi Geburt v. Albrecht Dürer

Das lieblichste Wunder ist Wahrheit geworden.
Es hat uns ein Kindchen in heiliger Nacht
In allesumfassender, göttlicher Liebe
Das Leben, das Licht, die Erlösung gebracht!

Die Seele preist die Holdseligkeit des Jesuleins

Von Angelus Silesius † 1677

O allerliebstes Knäbelein,
Du nimmst die Herzen ein.
O Jesu, du Wonne,
So klar als die Sonne,
O Kind, neugeboren,
Für tausend erkoren,
Du nimmst die Herzen ein.

Wenn ich beschau dein Augelein,
Nenn' ich sie Sternelein,
Die tugendlich prahlen,
Und wonniglich strahlen,
Mit jeglichen Blicken
Die Herzen berücken;
Wen sie berühr'n, ist dein.

Dein Mündlein ist ein Gärtelein,
Wie blühen doch so fein
Die Röslein darinne,
Daraus ich gewinne,
Wenn du so bewegest
Und gegen mir regest,
Den besten Rosenwein!

Nun nimm die Welt nur gänzlich hin,
Dich hält statt ihr mein Sinn;
Du kannst mich ergötzen,
Bist würdig zu schätzen,
Verzuck'st mein Gemüte,
Fängst Herz und Geblüte
Und alles, was ich bin.

O Jesu, nun soll dir allein
Mein Herz ergeben sein;
Du magst es verbrennen,
Dein eigenes nennen,
Huldseliger Knabe,
Mit dem ich mich labe,
Du nimmst die Herzen ein.

Das Missionsgebiet „Bulawayo"

Von P. Ignatius Arnoz RMM., Missionsoberer von Bulawayo

Es muß doch wohl schon an die fünf oder mehr Jahre sein, seitdem ich das letztemal im Vergißmeinnicht mit einem Artikel erschien. Seitdem hüllte ich mich ins Schweigen trotz aller guten Vorsätze, die ich mir aus Rhodesia bei meiner Versetzung nach Natal mitgenommen hatte und trotz aller Bitten aus Europa und von anderen Seiten, ja auch trotz mancher Drohungen, man werde das Vergißmeinnicht abbestellen, wenn ich nichts mehr schreiben würde, und endlich sogar auch trotz des einen soliden, überaus tüchtigen Missionspriesters, den mein „Wehe den Millionenvölkern" aus dem Wiener Kirchenblatte ins Vergißmeinnicht aufgenommen (1924), Gott sei Lob und Dank, hereingebracht hat nach Afrika, und der mich auch drängte und trieb. Ich schwieg. Warum, weiß ich selber nicht. Warum ich aber wieder erscheine hat seinen Grund in unserer von Rom aus neuerrichteten Mission, die „Bulawayo" genannt wird und über welche schon manch

gutes Wort in unserer Missionszeitschrift gesagt worden ist (siehe z. B. März und Juni-Hefte), aber eigentlich noch nichts wirklich Zusammenfassendes, damit man sich ein klares Bild vom Stande oder, besser gesagt, Zustande unserer neuen Mission machen könne. Und weil wohl niemand bisher, seit unserem Kommen, sich so mit der Mission und allem was drum und dran ist, hat befassen können und müssen, wie ich selber.

Darum möchte ich unseren lieben Lesern und unseren zum Dank uns so sehr verpflichtenden Wohltätern einen etwas eingehenderen Einblick in unser Gebiet gewähren. Wenn ich mich dabei wiederhole, d. h. wenn ich etwas wiederhole, was schon früher in den angegebenen Nummern und anderswo gesagt worden ist, so gehört es halt zum Ganzen. Und man wird mich selber auch entschuldigen, wenn im Folgenden der mangelnde Zusammenhang oder andere Ungereimtheiten zum Vorschein kommen, denn ich schreibe inmitten vieler Zerstreuungen und Hindernisse.

Unser neues Gebiet ist benannt nach der ehemaligen Hauptstadt Süd-Rhodesias, Bulawayo, die erst vor wenigen Jahren dem aufstrebenden Salisbury Platz machen mußte. Am 19. Juli ds. Js. wurde in der letztgenannten Stadt der erste Apostolische Vikar der Jesuiten zum Bischof konsekriert, nachdem vom seinerzeitigen Gebiete, der Apostolischen Präfektur Salisbury (früher Zambesi-Mission), wo wir bis Oktober 1929 jahrzehntelang gearbeitet hatten, ein besonderes Stück von Rom aus abgetrennt worden war und uns zur Bearbeitung übergeben wurde. Dies erfolgte durch Dekret der Propaganda am 23. Dezember 1930. Dieses Gebiet liegt im Südwesten Süd-Rhodesias, also in diametral entgegengesetzter Richtung von unserem früheren Arbeitsfelde in Rhodesia. Ich betone das nicht umsonst, denn der „diametrale Gegensatz" spielt auch in vielen anderen Beziehungen eine bedeutende, ja erdrückende Rolle, darüber vielleicht ein andermal etwas mehr. . . Das, was ich bisher gesagt habe, läßt darauf hindeuten, daß die Gebiete innerhalb Rhodesia's einfach vertauscht wurden, und wie das Gebiet der Jesuiten in Rhodesia nach der Hauptstadt „Vikariat Salisbury", so unser Gebiet nun einfachhin nach der alten Hauptstadt „Mission Bulawayo" genannt worden ist. Allein, das ist nicht der Fall, denn der Name des neuen Kirchengebietes ist zum guten Teil irreführend, weil das Gebiet nicht nur den südwestlichen Teil Süd-Rhodesia's umfaßt, sondern auch noch einen großen Teil von dem Betschuanaland-Protektorat und zwar einen Teil der ungefähr zweieinhalbmal so groß ist als unser Rhodesianischer Anteil, den ich eben kurz beschrieben habe. Darum die verschiedenen Verwechslungen in den Zeitschriften, die vielleicht von einer neuen „Betschuanaland"-Mission redeten, was ja eigentlich auch richtiger wäre, da Betschuanaland die größere Portion des Ganzen ist. Da aber Rom den Namen gegeben hat, muß man sich in der Folgezeit daran eben gewöhnen, unter der „Mission Bulawayo" sowohl Süd-Rhodesia's Anteil als auch den des Betschuanalandes zu verstehen und beides als ein Ganzes aufzufassen. Vielleicht wird es einmal nach Jahrzehnten möglich sein, auch Betschuanaland zu einer eigenen Mission zu machen mit einem selbständigen kirchlichen Oberen, wie ihn Bulawayo nun seit dem 27. April 1931 hat. Also nicht das ganze Betschuanaland ist uns gehörig, ein kleiner Teil westlich fällt dem Vikariat Windhuk zu, der südliche Teil unter dem Wendekreis dem Vikariat Kimberley, wir aber haben doch den Löwenanteil an dieser „Wüstenbeute" (Kalahari).

Das eben Erwähnte mag genügen, um den Namen zu erklären. Wer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich nun die Mühe nehmen will und kann, der mag an der Hand der folgenden Angaben die geographische Lage des neuen Gebietes im Atlas nachprüfen. Um sie möglichst genau zu bestimmen, suche man zu allererst den südlichen Wendekreis auf, welcher die südliche Grenze unseres Gebietes bildet. Dann finde man den Schnittpunkt des 22. Grades östlicher Länge mit diesem Wendekreis auf, und von diesem Schnittpunkte aus gehe man nördlich den Längengrad entlang bis zum berühmten Capriri-Zipfel des ehemaligen Deutsch-West-Afrika. Die südliche Grenze dieses Zipfels ist



Ehrw. Br. Adalbert reiste Mitte Oktober in die südafr. Mission
Schweizer Landsleute im Missionshaus St. Joseph, Schwaben

zugleich die nördliche unseres Gebietes und von da aus läuft sie ostwärts, der Zipfelgrenze entlang, bis sie den Zambesifluß trifft unweit von Livingstone, von wo aus der Fluß unsere Grenze bildet bis etwa zum 17° 30' Grad südlicher Breite. Von hier aus beginnen die politischen Grenzen, der an das Vikariat Salisbury angrenzenden Distrikte, die am leichtesten, wenn auch nicht ganz genau, schnurgerade verlaufend gedacht werden können, in südöstlicher Richtung, bis diese Linie den Schnittpunkt trifft: Grad 20° südlicher Breite mit Grad 30° östlicher Länge. Von diesem Schnittpunkte aus verlängere man die Linie einfach südwärts bis zum 22° 15' Grad südlicher Breite, wo dieselbe die rhodesianische Grenze wieder trifft. Dieser Punkt (Grad 22° 15' südlicher Breite mit Grad 30° östlicher Länge) nordwestlich in gerader Linie verbunden gedacht mit dem Zusammentreffen der Capriri-Zipfel-Grenze und dem Zambesifluß gibt den ganzen rhodesianischen Anteil unseres Gebietes, während der ganze Rest des Gebietes unseren Betschuanaland-Anteil anschaulich uns vor Augen hält, von dem wir die südliche und westliche und nördliche Grenze schon kennen, während die östliche von dem Schnittpunkte Grad 22° 15' südlicher Breite und Grad 30° östlicher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Länge in südwestlicher Richtung verläuft dem Limpopofluß entlang, bis er den Wendekreis trifft, ungefähr beim Grad 28° östlicher Länge.

Ein Blick dann auf das so gewonnene kirchliche Gebiet besagt von selbst, daß es ein Binnenland ist und mehr dem Indischen Ozean sich nähert als dem Atlantischen. Man wird vielleicht den ganzen Fetzen Land in dem Schulatlas mit der Spitze irgendeines Fingers bedecken können, und doch ist es 366 000 Quadratkilometer groß zum mindesten, wenn nicht größer, hat aber nur etwa 349 000 Einwohner, sodaß auf einen Quadratkilometer kaum eine Person kommt. Dies erschwert die Missionierung bedeutend wegen der großen Entfernungen, die man zurücklegen muß, bevor man von einem Platz zum andern kommt. Nur zwei Bahnlinien laufen durch das Gebiet: die eine in nordöstlicher Richtung von Kapstadt kommend und in Salisbury endend, welche etwa 600 km unseres Gebietes durchquert; die andere von West-Nicholson in nordwestlicher Richtung über Bulawayo nach Livingstone (den berühmten Viktoria-Fällen des Zambesi) führend, wobei etwa 650 km durchquert sind. Eine weitere Linie wird eben geplant, aber man ist sich noch nicht einig, wo der Anknüpfungspunkt sein soll, um unser Binnenland zu einer unmittelbaren Verbindung mit der Walfischbai zu bringen. Eben sind durch die Wüste einige Inspektionsfahrten unternommen und beendigt worden, deren Berichte abgewartet werden, bevor man sich für den Ausgangspunkt von Rhodesia aus entscheidet. Aber ganz sicher ist, daß derselbe in unserem Gebiete sein wird, entweder in Francistown oder Plumtree oder Wankie oder auch Bulawayo selber. Das wird dann die dritte Bahnlinie werden, die aber ein ganz anderes Missionsarbeiten erfordern wird, weil diese Linie ganz neue Probleme eröffnen wird, an die sicher noch niemand oder nur wenige denken. An dem Schnittpunkte der beiden bestehenden Bahnlinien liegt nun unsere alte Hauptstadt Bulawayo, die gemäß der letzten Volkszählung im Mai dieses Jahres etwa 12 000 Europäer hat und über 10 000 Eingeborene, die hier arbeiten; also eine ganz respektable Stadt für afrikanische Verhältnisse, und größer als die Hauptstadt selber, die fast um 2000 Europäer zurückbleibt gegen Bulawayo, wie ja auch sonst Bulawayo in jeder anderen Hinsicht Salisbury noch immer überflügelt und in gewisser Beziehung immer überflügeln wird, wie z. B. in historischer und geschäftlicher Hinsicht.

Zur geographischen Lage gehören nun aber auch unstreitig unsere Missionsstationen, soweit sie uns von den Vätern der Gesellschaft Jesu im Mai vorigen Jahres übergeben worden waren oder wir sie seit diesem Zeitpunkte angefangen hatten. Ich nenne da zuerst die Pfarrei der Weißen in Bulawayo selbst, an der zur Zeit ein Pfarrer arbeitet, der aus Ermangelung einer anderen Hilfskraft vom Missionsoberen selbst in seiner vielen Arbeit unterstützt wird. Letzterer besorgt zudem noch die vielen Reisen in das ganze Gebiet, um die weit zerstreut lebenden Weißen pastorell zu betreuen durch mehrere Besuche das Jahr über, soweit es das Wetter und die Wegverhältnisse erlauben. So kommt er am weitesten herum im ganzen Gebiete, denn die Weißen-Pfarrei erstreckt sich praktisch genommen auf alle Weißen im ganzen Gebiete. In Bulawayo gibt es aber auch noch eine Pfarrei für die Schwarzen in einem Stadtteil, der etwa eine Meile außerhalb der Stadt gelegen ist, und wo alle Schwarzen, die nicht in den Häusern der Weißen auch über Nacht sich aufhalten, sein müssen. Auch diese Pfarrei ist eine sehr ausgedehnte und darum hat sie neben dem Pfarrherrn auch noch einen Hilfspriester, der in der Zeit der Abwesenheit des Missionsoberen auch in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Pfarrei der Weißen aushelfen muß, wenn es nicht der Pfarrer der Schwarzen selber tun kann. Ihm obliegt auch die Pflicht, sich der armen Schwarzen anzunehmen, wenn sie ihren letzten Gang zum Hinrichtungsplatze machen; meist handelt es sich dabei um Heiden, die dann noch vorher die hl. Taufe, oft unter auffallender Gnadenbetätigung empfangen, ja sogar auch noch die hl. Kommunion, Erstkommunion, die auch deren letzte ist.

Ungefähr 64 Meilen, d. h. etwa 100 km weit der Bahnlinie entlang gegen Südwesten liegt Plumtree, die Bahnstelle für unsere Missionsstation Empandeni, die von hier aus etwa 35 km landeinwärts, d. h. südlich zu finden ist. Es ist das eine sehr große Mission, die aber noch recht im Argen liegt. Neben einem Pfarrer, der für das Werk dort verantwortlich ist, befindet sich auch noch ein zweiter Priester, der Außendienst versehen muß in der Nachbarpfarrei, Embakwe genannt, die etwa 15 km weit weg liegt und an der Grenze der Farm sich befindet, die auch Empandeni heißt, während die Station gleichen Namens fast im Herzen der Farm erbaut ist. Der Aushilfspriester ersetzt so die Abwesenheit eines der Pfarrer in jedem der beiden Plätze.

Dann haben wir noch eine Station angefangen, die unsere Vorgänger nicht als eine selbständige betrachtet hatten: St. Josephs-Mission in der Semokwe-Reserve, d. h. in einer Gegend, die nur für die Schwarzen reserviert ist. Dort haben wir einen Priester, der anfangs ganz allein in weiter Flur, über 160 km weit von Bulawayo in südwestlicher Richtung (etwa 80 km südöstlich von Empandeni), harte Zeiten mitmachen mußte. Den ursprünglichen Platz, wo die Jesuiten angefangen hatten, haben wir um etwa 11 km verlegen müssen. Auch das oben erwähnte Embakwe war von unseren Vorgängern nicht als eine selbständige Mission betrachtet worden, wir dagegen haben es von Anfang an so eingerichtet, daß man von dort aus, weil eben an der Grenze liegend, die Pastorierung der Schwarzen auch über die Grenze hinaus durch Schulgründungen bewerkstelligen könne, entgegen der Praxis unserer Vorgänger, die zumeist nur auf die Farmpastoration sich beschränkten.

Somit habe ich also den Namen und die geographische Einbettung sowohl unserer ganzen Mission, wie auch der einzelnen Missionszentren in kurzen Worten dargelegt. In einem folgenden Beitrage will ich etwas Vergleichendes bringen in Rücksicht auf Gegenwart und Vergangenheit und im Zusammenhang damit auch etwas Statistisches über den gegenwärtigen Stand der neuen Mission. Daraus wird nur umso klarer werden, was ich jetzt schon sagen möchte und was auch die Eingeborenen-Zeitung Mariannhills von der Präfektur Umtata schrieb: „Das Arbeitsfeld der Mission ist ausgedehnt und vielversprechend; aber wir brauchen einige (wir hier viele!) begeisterte Mitarbeiter, die übervoll sind an echtem Missionsgeist." Ich möchte darum schon gleich jetzt den lieben Gott bitten, daß er einem jeden jugendlichen Leser — beiderlei Geschlechtes, besonders aber des männlichen — eine Erscheinung und Erleuchtung werden lasse, wie weiland dem großen Paulus, die ihm so laut und deutlich es in die Seele ruft: „Komm nach — Bulawayo und hilf uns!" (Apostelg. 16,9), daß er ihr nimmer widerstehen könne. . . . Und, wenn der gute Gott für Arbeitskräfte gesorgt haben wird, dann wird er uns auch in materieller Hinsicht aufhelfen, denn in dieser Beziehung steht es wirklich zum Erbarmen schlimm, — Gott weiß es!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionspost

Winter in Afrika

Lange wird der eben scheidende Winter mit seiner Nässe und Kälte in Afrika, das allgemein als sonnig und warm gilt, in Erinnerung bleiben. Die wenigen in diesem Artikel herausgegriffenen Fälle werden zur Genüge zeigen, wie das Volk gelitten hat.

Zu Mokhotlong im östlichen Teil des Basutolandes hatte der heftige Schneefall zur Folge, daß das Vieh stecken blieb und ausgegraben werden mußte. Sechs Basutos, die vom Schnee überrascht wurden, gelten als vermißt. Das unlängst einsetzende Tauwetter brachte die Leichen von 20 Arbeitern, die auf der Heimreise



Missionsstation Maria Zell in Südafrika:
afrikanische Winterlandschaft (September), im Hintergrund die Drakensberge

aus den Bergwerken bei Mont Aux Sourges vom Schnee überwältigt wurden, ans Tageslicht. Von St. Cuthbert im Distrikt Tsolo berichtet ein Student, daß seinen Eltern drei Kühe und zwei Ochsen eingingen und daß die Nachbarsfamilien ähnliche Verluste feststellten. An beiden Fällen ist sicher die Kälte schuld. Die Tiere versanken im Schlamm oder fielen erstarrt und erschöpft in die vom Wasser gebildeten Rinnsale. In der Gegend des Mont Fletscher sollen von zwei Ställen die Dächer infolge der Schneelast eingestürzt sein; dadurch wurden 8 Kühe mit ihren Kälbern und ein Pferd getötet. Im Distrikt Ngamakwe ging infolge der übergroßen Kälte das Vieh im Stalle ein, obwohl in diesem Distrikt kein Schnee gefallen war.

Die Bevölkerung wurde von der Außenwelt abgeschnitten und so an der Versorgung mit Lebensmitteln gehindert. Zu Paballong wurde, als das Tauwetter einsetzte, ein Bursche zum Kaufladen gesandt. Er mußte bis zum Leibe im Schneewasser waten und kam schließlich erstarrt und stumm vor Kälte nach Hause. Ein Hirtenknabe, der das Vieh in der Nähe von Matatiele holen wollte, kehrte sprachlos heim und trotz aller Versuche, sein Leben zu retten, starb er am folgenden Tage. Ein Missionar aus diesem Gebiete schreibt: „Als wir heim gingen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mußten wir über große Schneehaufen schreiten. . . . Eben jetzt erfreuen wir uns zum zweitenmale eines sonnigen Tages. Bis jetzt hatten wir Nebel, Frost und Regen, seitdem der Schnee verschwand. . . . Wir hatten weder Fleisch noch Milch, noch Butter, ja nicht einmal Brot schon seit zehn Tagen. Eier bilden unser Hungergericht. . .“ Also die einfältige Henne rettete den Missionar vor dem Hungertode!

Nur ein armer Neger . . . .!

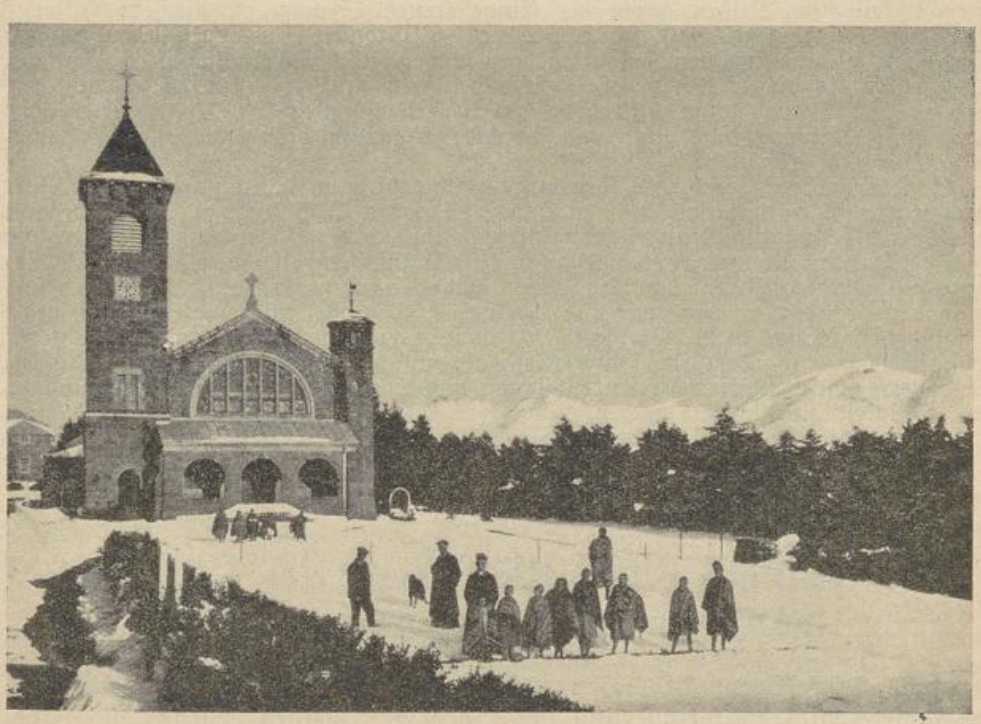
Von Fr. Franz Schimlek, RMM.

Vieles ist über die soziale Not der Eingeborenen geschrieben und gesprochen worden, vieles auch über die ungerechte Behandlung der Neger von Seiten der Weißen im öffentlichen und privaten Leben, doch selten wurde ein so umfassendes und ergreifendes Bild dieser Notlage entworfen wie es in einem Briefe eines schwarzen Arbeiters geschah, den die südafrikanische kathol. Zeitung „Southern Croß“ vom 9. September 1931 veröffentlichte. Der Arbeiter, der sich selbst „Old Jonas“ nennt, schreibt wie folgt:

„Ich kann wirklich nichts dafür, daß ich ein Neger bin. Auch ich bestehe aus Fleisch und Blut. Auch durch meine Adern strömt das Blut und in meiner Brust schlägt ein Herz, genau wie bei andern Menschen auf Gottes Erde. Als Neger muß ich leben und mich durchs Leben schlagen, wo ich eben bin. Ich kenne keine andere Heimat als Südafrika.

Als Neger, der seinen König (von England) und seiner Regierung treu ergeben ist, habe ich alle Landesgesetze zu befolgen, so lehrten mich meine Eltern, die Schule und die Kirche.

Als ich mir ein Stückchen Land kaufte mußte ich genau den Preis bezahlen den das Gesetz vorschreibt. Wenn ich einen Brief schreibe, so muß ich ihn genau so hoch frankieren wie andere. Wenn ich die Eisenbahn für eine Reise benütze, muß ich wie andere den Fahrpreis bezahlen. Wenn ich meinen eigenen Wagen benütze, so wird von mir die gesetzmäßige Steuer verlangt. (In Südafrika ist jedes Fahrzeug, auch der Handwagen, mit einer Steuer belegt). Wirklich, nirgends gibt es für mich eine Ausnahme, obgleich ich nur ein armer Neger bin. Ich ver-



Winter in Südafrika:
Maria Zell im Schnee (im September 1931)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lange dies auch gar nicht, sondern trage mit Freude die Lasten, die jedem Bürger in diesem Lande auferlegt werden.

Wenn ich in einen Kaufladen gehe, muß ich für den Kaffee, den Tee, das Brot oder andere Sachen, die ich gerade kaufen will, denselben Preis zahlen wie andere. Noch nie hörte ich, daß ein Geschäftsmann oder ein Fleischer gesagt hätte: „Weil du ein armer Neger bist, sollst du es billiger haben."

Doch nun bin ich alt und bedürfte so nötig eine Altersrente. Ich erhalte auch 10 Schilling im Monat, weil ich ein armer Neger bin, andere dagegen erhalten 50 Schilling. Wenn ich gelegentlich in den Gerichtshof komme, so sehe ich dort Leute, die in der Trunkenheit ohne Licht Rad gefahren sind und angeklagt wurden. Sie stehen wie arme Sünder an der Anklagebank, weil sie ja nur arme Neger sind. Etwas weiter sitzt ein Dieb vornehm auf einer Bank neben seinem Anwalt; er ist ein Weißer. Diese Unterschiede kann man täglich im ganzen Lande beobachten.

Ich liebe mein Vaterland und wünsche es in Blüte und Wohlfahrt zu sehen, doch ich darf kein Mitglied für die Regierung dieses Landes wählen. Auch meine arme alte Frau darf es nicht, weil wir ja Neger sind. Dagegen darf jedes Straßenmädchen, wenn es nur eine weiße Haut hat und 21 Jahre alt ist, von seinem Stimmrecht Gebrauch machen, es ist gleich, ob es etwas zur Wohlfahrt des Landes beigetragen hat oder nicht.

Als ich auf dem Lande arbeitete, sah ich, wie man Kinder mit dem Wagen zur Schule brachte, und wie die Landschulen allen Kindern offen standen — nur nicht meinen Kindern und Enkelkindern, denn sie sind nur arme Neger. In der ganzen Umgebung duldet kein Farmer auf seinem Landgut eine Schule für Neger. Unsere Kinder bleiben Esel und Ignoranten, die nicht einmal das liebe Wort Gottes lesen können, weil sie arme Neger sind.

Auf dem Lande arbeite ich zusammen mit einem weißen Arbeiter. Er erhält drei engl. Pfund (60 Mk.), ich nur 15 Schilling (15 Mk.) im Monat — weil ich ein armer Neger bin — wir verrichten die gleiche Arbeit.

Wenngleich ich ein armer Neger bin, so hab auch ich einen Körper, einen Magen und auch ein Herz und fühle diese schmerzlichen Enttäuschungen des Lebens. Doch bei wem soll ich mich beklagen? Wer reicht mir die helfende Hand? . . Gott wird es tun — aber nicht deshalb, weil ich ein armer Neger bin."

Dieser Brief ist ebensosehr eine bittere Anklage gegen die unbarmherzige Ungerechtigkeit der Weißen gegen die Eingeborenen Südafrikas, als ein Hilferuf nach der Führung zu Gott. Nach Führern, Missionaren, die entschieden an der Gleichheit aller Menschen festhalten und um gleiches Recht für alle kämpfen. Und wenn sie diesen Kampf ohne Erfolg führen müssen, dann wenigstens den armen Eingeborenen zur hilfreichen Hand des himmlischen Vaters leiten, der auch diese Menschen liebt, nicht weil sie arme Neger sind, sondern weil er in ihnen sein Ebenbild erkennt.

Glücklich der Mensch, der sich durch all die bitteren Enttäuschungen zu Gott hindurchgerungen hat, wie der gute „Old Jonas." Doch nur zu oft wird man mit dem hl. Augustinus ausrufen müssen: „Aber, o Gott, wer ruft dich an, ohne dich zu kennen? Könnte er doch leicht in seiner Unwissenheit einen andern für dich anrufen! Oder wirst du etwa angerufen um erkannt zu werden? Oder wie soll man den anrufen, an den man nicht geglaubt? Wie aber wird man glauben ohne Prediger?" (Conf. I. 1). Prediger, Missionare müssen diesen armen verachteten Menschen zu Hilfe kommen. Opferseelen, die mit der Gnade Gottes auf irdischen Lohn und eigene Bequemlichkeit verzichten und sich bemühen, andere hier und in der Ewigkeit glücklich zu machen. Nach solchen Menschen ruft der göttliche Heiland durch die Klagen eines armen verachteten Negers.

Erinnerungen oder Weihnacht der Kinderzeit

Weihnachtsplauderei von Anna Kayser

Alle Jahre, wenn das Wonnefest der großen und kleinen Kinder naht, zieht mich die Erinnerung ins Kinderland meines Lebens. Die Jahrzehnte versinken, und wie aus ewiger Jugend neugeboren ersteht das Kinderparadies mit seinem seligen Zauber.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lange bevor das „Tauet Himmel . . .“ durch die Kirchenhallen ging, glühte uns in winterlicher Ferne ein Lichtlein auf, leuchtete verheißend durch Herbstnebel und Adventsnächte, wurde heller und heller, bis es über der Krippe von Bethlehem ankam und still stand. . . .

Mutter hatte uns das Lichtlein angefacht und nährte es in ihrer glaubensinnigen Weise. Wenn ich heute an stillen Adventsabenden allein in der dämmerigen Stube sitze und die Augen schließe, sehe ich sie neben dem alten Ofen am Spinnrade sitzen. Das war unsere große Feierstunde. Dann scharten wir uns um sie und bettelten: „Mutter, erzähle uns vom Christkindlein.“

Und sie begann mit ihrer sanften Stimme zu erzählen. Keiner merkte, daß das Spinnrad immer leiser schnurrte und schließlich stille stand. Wir waren ja nach Bethlehem gegangen. . . .

Wir pilgerten mit dem hochheiligen Paar am kalten Winterabend traurig von Haus zu Haus und weinten, daß sie kein Plätzchen fanden. Mit den Hirten knieten wir selig an der Krippe und lauschten dem jubelnden „Gloria“ der Engel. Staunend sahen wir den Königszug aus dem Morgenlande — und wehklagten mit den Müttern Bethlehems um ihre gemordeten Kinder. Traurig zogen wir mit drei heiligen Flüchtlingen ins ferne Ägypterland und bangten für das Christkindlein vor den brüllenden Löwen der Wüste. Im stillen Haus zu Nazareth ging unsere Pilgerfahrt meist zu Ende. . . .

Danach setzte die freie Aussprache ein.

„Mutter, warum gingen Maria und Joseph eigentlich selbst den weiten Weg nach Bethlehem? Sie hätten doch telefonieren oder einen eingeschriebenen Brief schreiben können.“

„Und ihn dann selber hintragen, he!“ lachte mein großer Bruder. „Oder erst Post und Eisenbahn erfinden.“

„Aber, Mutter, weshalb gingen sie nicht eher von Hause fort. Dann hätten sie gewiß noch einen Platz in der Herberge bekommen.“ — Die Fragerin kam gerne zu spät zur Schule und Arbeit. . . —

„Maria war so müde und so jung und zart“, sagte Mutter traurig. „Und die Leute in Bethlehem so hart.“

„Wenn es der liebe Gott aber nun wollte, daß das Jesuskind in einem Stalle geboren werden sollte!“

„Das hat der kleine Heiland selbst gewollt, damit kein Erdenkind ihm einmal klagen könnte: „Ich bin ärmer als du.“ So sehr hat er die Welt geliebt.“

„Mutter, warum sagten Maria und Joseph es den Leuten in Bethlehem nicht, daß das Christkind zu ihnen kommen wollte. Dann hätten sie sicher die schönste Kammer im schönsten Hause bekommen.“

„Es hätte ihnen ja doch keiner geglaubt, weil sie so arm aussahen.“

„Wenn ich Gottvater gewesen wäre, ich hätte eine Masse Engel mit Posaunen durch Bethlehem geschickt und feurige Blitze vom Himmel zucken lassen“, rief kühn unsere Zweitjüngste. „Dann hätten sie die heilige Familie aber rasch aus dem Stalle geholt.“

„Das haben sicher die frommen Hirten getan, wohl, Mutter. Meinst du, die hätten das Christkindlein lange in dem alten Stalle gelassen?“

„Ich glaube es auch, daß sie es bald in ihre Hütte geholt haben“, sagte nachdenklich Mutter. „Lieber hätten sie ihre eigenen Kindlein in die Krippe gelegt.“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Von der Katholikenversammlung in Nürnberg:
Abmarsch der Teilnehmer
Photo: A. Sauerland, Lohr



Von der Katholikenversammlung in Nürnberg:
Abmarsch der Reichswehr nach dem Festgottesdienst
Photo: A. Sauerland, Lohr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nun wurde ein Advents- oder Weihnachtslied gesungen. Ein inniges Liedchen ist mir bis heute unvergeßlich:

„O Jesukind, dein Krippelein
soll meines Herzens Heimat sein.
Ich leg' darin, was mich bedrückt
und nehm' daraus, was mich beglückt.
Und will an deinem Krippelein
als wie ein Kind daheime sein. . . ."

Mein Schwesterlein, das mit fünfzehn Jahren in den Himmel ging, hat es noch mit halbgebrochener Stimme gesungen, darum ist es mir ewig heilig.

Dann wurde die Lampe angezündet. Wir rieben uns die Augen und konnten uns erst nicht zurechtfinden. Das grelle Leuchten tat uns weh, weil wir das sanfte Licht von Bethlehem gesehen hatten.

Wenn dann Weihnachten kam —! O, dieses selige Erwarten! Die Christwünsche verstiegen sich damals noch nicht hoch. Christkindlein kannte sie schon lange. Spielsachen waren fast ein Luxus, den das Christkind nur in seltenen Fällen einmal gelten ließ. Wenn es aus den Städten kam, hatte es für die genügsamen Landkinder wohl noch ein Püppchen oder ein paar Bleisoldaten.

Der letzte Tag vor dem Feste wollte kaum zu Ende gehen. So mag es den Seelen am Himmelstor zumute sein, wenn St. Petrus allzu langsam öffnet.

Endlich war der heilige Abend da. Eine Bescherung am Vorabende kannte man damals auf dem Lande nicht. Wenn es ganz dunkel geworden war, banden wir vom feinsten Wiesenheu ein Bündelchen und füllten ein blankes Eimerchen mit Wasser. Ich habe einmal ein Stückchen Zucker genascht und es heimlich ins Wässerlein versenkt. Beides wurde feierlich vors Haus auf die Bank gesetzt, damit das Eselein zu schmausen und zu trinken hätte, während das Christkind im Hause weilte.

Vor dem Zubettgehen wurden die Gabenteller aufgestellt, dem Alter nach. Ein Hauch aus der geheimnisvollen übernatürlichen Welt ging bereits durch diesen Augenblick. In einem Jahre wurde das Verlangen, das Mysterium der Christnacht zu ergründen, so stark in mir, daß ich mir vornahm, heimlich auf zu bleiben. Ich wollte die Hand auf meinen Teller legen und in dem großen Augenblicke Christkindleins Hand festhalten.

„Glaubst du, zu so vorwitzigen Kindern würde das Christkind kommen?" verwies mich streng die Mutter. „Da werdet ihr allzusammen leer ausgehen." Beschämt schlich ich zu Bett.

Die Nacht schien uns dreimal so lang als andere Nächte. Daß es doch gar kein Morgen werden wollte!

Endlich.

Wir standen mit klopfenden Herzen in der offenen Tür der Stube. Noch heute fühle ich den geheimnisvollen Schauer nach, der mir immer durch und durch ging, wenn wir Christkinds Weihnachtstisch erschauten. Ob es so Moses am Dornbusch zumute war, als er die Stimme hörte: „Ziehe deine Schuhe aus. . ." War nicht auch hier heiliges Land? War nicht das Himmelskind wirklich in dieser Stube gewesen? Und sicher viele Englein mit ihm. Hier über diese Dielen war es geschritten. Auf diesem Tisch hatte seine Himmelshand gelegen. All die schönen Gaben hatten sie berührt und gesegnet. Die stammten ja direkt aus dem Himmel. Engelhände hatten diesen feinen Schal gewirkt, diese weiße Schürze gewebt und die molligen Mützen gestrickt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und die feinen Brezeln, die es sonst das ganze Jahr hindurch nirgends gab, die hatte Christkindlein sicher mit eigener Hand gebacken. Die alte Marketenderin Marie-Kathrin hatte es oft auf ihren Gängen belauscht, wie es mit den Engelein am Backen war. Mutter hatte uns wohlmal die feinen, weißen Rauchwölkchen gezeigt, die an stillen Adventsabenden aus der nahen Sandsteinhöhle aufstiegen.

Langsam löste sich der Bann. In atemloser Scheu gingen wir näher. Das gab ein Staunen und Freuen! Die Gaben aus dem Weihnachtshimmel waren just geradeso, wie die Dinge dieser Erde, nur viel, viel schöner. Vater und Mutter standen stillbeglückt daneben und staunten mit uns, daß Christkindlein gerade das gebracht hatte, was wir so nötig gebrauchten. Wir getrauten uns erst kaum, die Sachen anzurühren, die das Himmelskind in seiner Hand gehalten.

Kinder finden rasch zur Wirklichkeit. Nach und nach verging der Schauer des Geheimnisvollen, aber unser Weihnachtsglück blieb.

Nun ging es hinaus, zu sehen, was das Eselein übrig gelassen hatte. Das Wasser hatte es, o Freude, fast zur Hälfte ausgetrunken. Und am Heubündelchen hatte es überall gerupft. Im Schnee waren noch die schmalen Spuren von Christkinds Wägelchen.

Das Heu bekamen die jungen Kälbchen in die Krippe. Die waren an diesem Tage doppelt munter. Sie mochten sich gesegnet fühlen von dem, der heute auch in einem Stalle gewohnt hatte.

Dann wurde die Leuchte angesteckt, und hinaus ging es durch die weiße Winterweihnacht zur Christmette, fast eine Stunde weit über Berg und Tal. In manchem Jahr gefror uns der Atem vor klirrender Kälte. Bis zu den Knien ging es durch den Schnee. Aber wir fühlten keinen Frost. Christkinds Glück machte uns so warm, daß wir alles Widrige vergaßen.

Überall sahen wir auf den verschneiten Bergwegen stille Lichter ziehen. Das waren wohl die Hirten, die die Engelbotschaft vernommen hatten und nun gen Bethlehem zogen, das Kindlein zu suchen. . . .

Wir sprachen nicht viel auf diesem Wege. Wir hätten sonst die Harmonien, die geheimnisvoll in den Lüften schwangen, nicht vernommen. . . .

Ehe wir's gedacht, waren wir in — Bethlehem, und sahen das Kind in der Krippe . . . und fanden alles, wie es der Engel gesagt hatte. . . .

Das neugeborene Jesulein lächelte uns aus seiner Erdenarmut seligen Reichtum ins Herz. Ein Lichtmeer flammte auf. Die heiligen Klänge des Weihnachtssegensliedes trugen uns mit dem Weihrauch der Anbetung zu den Höhen glückseliger Christfreude:

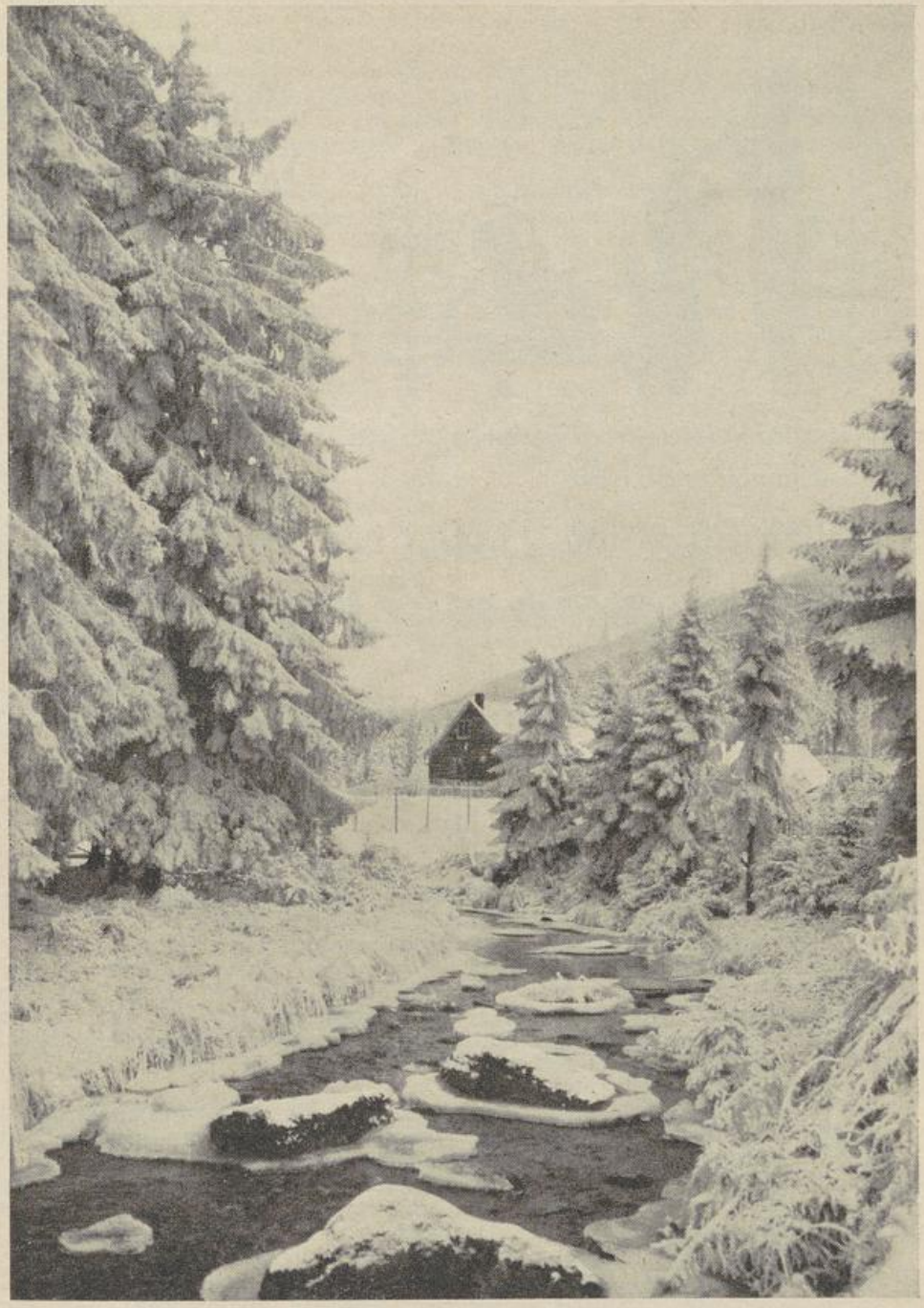
„Kommt, laßt uns niederfallen,
kommt, Jesus will uns allen
mit Lieb' und Huld begegnen,
als seine Kinder segnen. . . ."

Weihnacht der Kindheit, seliger Christkindtraum, wo bist du geblieben? Unsere, von irdischen Gaben unbeschwerten Herzen haben deine ganze innige Lieblichkeit verkostet!

Wirst du wiederkehren, wenn wir wieder werden wie die Kinder . . .?

Alle Freuden hienieden, und wären sie noch so heilig, sind zum Vergehen geboren. Wenn abends das letzte Lichtlein am Christbaum erlosch, dann schien uns die ganze Erde dunkel, ein Paradies versunken. Aber Christkindlein blieb ja im Kripplein bei uns, — und in dreihundertvierundsechzig Tagen würde wieder Weihnachten sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Weihnachtsstimmung (Thüringerwald)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Gnadenreiche Weihnachten und ein glückseliges Neues Jahr

wünscht allen unseren lieben Förderern, Lesern, Freunden und Wohltätern der Mariannhiller Mission

Schriftleitung und Verlag des Vergißmeinnicht

Liturgische Wochenendfeier in Südafrika

Von Fr. Alfons Kempf, RMM.

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß Priester und Laien wetteifern, nach dem Wunsche des Heiligen Vaters der kirchlichen Liturgie wieder jenen Platz zuzuweisen, den sie einst im religiösen Leben inne hatte. Immer weiter zieht die liturgische Bewegung unserer Tage ihre Kreise und sie hat sogar schon in Südafrika ein starkes Echo gefunden. Dies beweist die Einladung des englischen Missionsarztes Dr. K. F. Mc. Murtrie in „Um-Afrika" zu einer liturgischen Wochenendfeier in Durban und Mariannhill.

Die liturgische Wochenendfeier war als zwanglose Zusammenkunft aller Liturgiefreunde gedacht, um zu sehen, wie sich der Wunsch des Hl. Vaters beim Einzelnen wie in der Gesamtheit am besten verwirklichen läßt. Sie sollte zugleich auch die Schönheit des katholischen Gottesdienstes und des kirchlichen Gebetslebens zeigen, um das Volk in allen seinen Schichten immer mehr für die Liturgie unserer heiligen Kirche zu begeistern.

Das Programm, das von Dr. Mc. Murtrie zu diesem Zweck ausgearbeitet wurde, ist so reichhaltig und abwechslungsreich, daß es verdient, einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu werden. Ganz besonders muß dabei auch hervorgehoben werden, wie die Missionare verschiedener Nationalität mit einer nicht weniger verschiedenen Laienwelt zusammenarbeiten, um einzig die Ehre Gottes zu fördern und der Ausbreitung und Vertiefung des einen wahren Glaubens zu dienen.

Am Samstag Nachmittag um 3 Uhr fand die erste Zusammenkunft im Vereinshaus der St. Josefs-Pfarrei in Durban statt. Nach herzlichen Begrüßungsworten durch Dr. Mc. Murtrie ergriff Herr Charlton Walker das Wort zum ersten Vortrag: „Die Entwicklung der Kirchenmusik." Daran schloß sich eine lebhafte Aussprache an.

Um 8 Uhr abends war dann in der St. Josefskirche feierliche Komplet mit Predigt von H. H. P. O'Donnell O. M. I. Am nächsten Morgen schon in aller Frühe vereinigten sich die Teilnehmer zum eucharistischen Opfermahl in Durban. Hierauf ging's in rascher Fahrt hinaus ins stille Kloster Mariannhill, zum Zentrum der liturgischen Bewegung. Dort war auf halb 10 Uhr das feierliche Hochamt angesagt, bei dem der Brüderchor von Mariannhill eine Choralmesse sang. Sicher haben es alle Besucher herausgefühlt, wieviel des Schönen und Erhabenen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gerade der gregorianische Choral für die liturgische Meßfeier in sich birgt, und wieviel verborgene Schätze es da noch zu heben gibt. Um halb 11 Uhr hatte das Kloster seine Gäste zum Morgentee eingeladen. Der H. H. Bischof Fleischer von Mariannhill hielt dabei eine kurze Ansprache, worin er seine große Freude über diese Wochenendfeier zum Ausdruck brachte.

Nach kurzer Zwischenpause folgte ein Vortrag von H. H. P. Ignatius Jutz O. S. B. aus der Missionskongregation von St. Ottilien. Dankbaren Herzens schieden dann die Teilnehmer von dieser Pflanzstätte des wahren Glaubens und echter christlicher Kultur mit einem herzlichen „Vergelt's Gott" für die liebevolle Aufnahme.

In dem für nachmittags 2 Uhr in Durban anberaumten Vortrag sprach Herr Hennessy über „das liturgische Leben bei den Karmeliten." Die feierliche Vesper fand um 3 Uhr in der St. Paulskirche statt und wurde vom Knabenchor der „Gregorianischen Sozietät Mariannhill" unter Leitung Dr. Mc. Murtries gesungen. Dr. Murtrie, der Missionsarzt von Mariannhill, zeigte dabei seine vielseitige Tätigkeit als Laienapostel, wie er neben seinem ärztlichen Beruf noch Zeit findet, das Amt eines Chordirigenten der schwarzen Studenten und die Leitung der ganzen Veranstaltung zu übernehmen. Im St. Josefsvereinshaus folgte dann der zweite Teil des Vortrages von Herrn Charlton Walker: „Die Entwicklung der Kirchenmusik." Abends 7 Uhr versammelten sich nocheinmal alle Teilnehmer in der St. Josefskirche zur Schlußpredigt des H. H. Bischofs Dellale O. M. I. Daran schloß sich die feierliche Komplet an und so fand diese liturgische Wochenendfeier mit dem Segen des Allerhöchsten ihren herrlichen Abschluß.

Möchte doch von solcher religiösen Erneuerung und Vertiefung reicher Segen ausströmen für den einzelnen wie für das ganze Land und die vielen Millionen, die noch in Finsternis und Todesschatten sitzen, damit auch ihnen bald das Licht des wahren Glaubens leuchte!

Weihnachtsgesang

Dem die Hirten lobgesungen,
Als da riefen Engelzungen:
„Furcht sei euch in Trost verschlungen,
Denn der Herr des Ruhms ist da!"

Zu dem weise Könige gingen,
Myrrhen, Weihrauch, Gold zu bringen
Als aufrichtige Opferungen,
Ihm, dem Leu von Golgatha.

Laßt uns mit Marien singen,
Uns zu Engelchören schwingen,
Dank und Lob und Ehre bringen
Frommen Herzens ihrem Sohn.

Dem Erretter der Verlor'nen,
Dem jungfräulich uns Gebor'nen
Schallt mit Recht von unsern Zungen
Melodienreicher Ton.

(Quem pastores laudavere. 14. Jahrh.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Paradieszimmer

Von Joseph Spillmann, S. J.
Nachdruck verboten! (Schluß)

Da ließ mich nun in jenem Winter Frau Katharina auf einen Tag in die Kammer rufen, wo sotaner Prachtschrank stand, und fragte mich, ob man das Gold- und Silberblech nicht aus der schönen Boule-Arbeit der Kommode herauslösen könne. Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte, sie werde mich nie dazu bringen, das herrliche Kunstwerk zu zerstören. „Wir werden es später wieder einsetzen", sagte sie; „der Jude Joel wird mir hundert Brabanter Gulden darauf vorstrekken, womit wir leicht ein paar arme Leute von dem Hungertode retten können. Wenn Ihr mir nicht helfen wollt, so werde ich selbst die Metallstücke herauslösen." Wirklich begann sie mit einem Messer vor meinen Augen ein Stück des kunstreich gravierten Metallbeschlages abzubiegen und machte mit der ausgleitenden Klinge einen Kritz über die schöne Zeichnung. Nahm ihr also in Gottes Namen das Messer aus der Hand und begann die winzigen Schrauben loszudrehen, welche das Metall am Holze festhielten.

So verging Frühjahr und Sommer des Jahres 1703. Die Preußen belagerten unter dem Grafen von Lottum mit großer Macht die Festung Geldern, welche von dem Spanier Don Domingo de Betis auf das tapferste verteidigt wurde, während das ganze übrige Geldernland im Besitz der Verbündeten war. Blyenbeek wurde noch immer von Streifpartien der Preußen und Holländer heimgesucht, so Lebensmittel und Pferdefutter für die Belagerer herbeiholten und die Bauern dermaßen zu Schanzarbeiten zwangen, daß sie kaum an eine Aussaat denken konnten. Solches mag den Marquis mitbestimmt haben, den guten Junker Christoffel nun wirklich nach Roermond zu den Jesuiten zu senden, allwo er in größerer Ruhe und Sicherheit die für einen Edelmann geziemende Schule und Bildung gewinnen könne.

Damit die gute Frau Katharina ihren Sohn nicht ganz aus den Augen verliere, malte ich den Christoffel in Lebensgröße mit dem Federhute auf dem Kopfe und der Steinschloßbüchse in der Hand, und ich muß sagen, daß der Kopf des Knaben mir so gut gelang, wie vielleicht noch kein Porträt. Die blauen Augen schauen einen gar mild und freundlich an, und die blonden Locken, so leicht gekräuselt auf die Schultern hinabfallen, umrahmen ein engelgleiches Gesicht, aus dem die liebe Unschuld und Herzensgüte hervorschaut, derweil der frische Mund ein freundliches und fröhliches Wort zu reden scheint. Das Bild machte der Mutter eine große Freude, und es war gewiß eine besondere göttliche Fügung, da ich den lieben Knaben später nicht mehr so hätte malen können.

Zu Anfang des Herbstmonats machte ich mich mit dem Junker und dem Marquis auf den Weg nach Roermond. Im „Paradiese" war vorher ein kleines Fest, doch ohne allen Pomp, gefeiert worden. Die Mutter zeigte dem Knaben noch einmal den Wappenspruch, küßte ihn mit Tränen in den Augen und bezeichnete ihn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes auf der Stirne.

Dann ritten wir fort. Die gnädige Frau gab uns das Geleite bis zur Maasfähre in Afferden, und als das Schiff um die nächste Biegung des Flusses steuerte, sah Christoffel noch einmal seine Mutter am Ufer stehen und mit dem Tuche winken. Da schwenkte er seinen Federhut, rief mit lauter Stimme: „Ade, Mutter!" und wischte heimlich mit dem Tüchlein über die Augen.

Da das Schuljahr erst nach 14 Tagen beginnen sollte, hatten wir in dem nahen Schlosse Hillenrath noch Ferien. Der gnädige Herr blieb mehrere Tage bei uns; denn er wollte die Güter und Höfe und Wälder besichtigen, so durch den Krieg grausam verheert worden, um zu sehen, wo und wie zu helfen sei. Auch seine Schwester Angelina besuchte er mit dem Knaben in ihrem Klösterchen, während ich bei einer andern Gelegenheit dort vorzusprechen gedachte. Der liebe Junker kam voll Freude nach Hillenrath zurück und hatte die Taschen voll süßen Gebäcks, brachte auch mir einen schönen Gruß und einen zierlichen Rosenkranz aus Olivenkernen, so aus dem Ölgarten Gethsemani von einem frommen Pilger gebracht worden sind.

Auf den 20. Herbstmonat ritt Herr Arnold von Hillenrath fort, um seinem Schwiegervater, der gichtkrank auf seinem Schlosse Hoensbroech, nicht weit vom Städtchen Sittard, darniederlag, einen Besuch abzustatten und von dort nach Blyenbeek heimzukehren. Der Herr Erbmarschall hatte nämlich das Schloß

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Haag den Preußen räumen müssen, welche Geldern belagerten. Als Herr Arnold fortritt, band er mir und dem Matthias die Sorge für den lieben Christoffel auf die Seele.

8.

Ins himmlische Paradies

„Wir wollen ihn wie unsern Augapfel hüten!"

Weiß Gott, daß ich es ehrlich meinte, und auch der alte Matthias hat gewiß nur das Beste beabsichtigt. Hätte er nur nicht die leidige Sucht gehabt, seine Pläne zu verheimlichen und mit allem hinter dem Berge zu halten! Falls ich nämlich geahnt, wer mit uns unter demselben Dache weile, so wäre ich keine Stunde mit dem lieben Christoffel in Hillenrath geblieben oder hätte wenigstens ganz andere Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Er hatte nämlich dieselbige Emerentiana Dausque heimlich eingefangen und im Schlosse Hillenrath eingetürmt. Schon damals bei der Huldigung in Roermond hatte er diesen Plan gefaßt und beinahe ausgeführt. Es wäre ihm auch nicht so schwer geworden, das trunkene Weibsbild mit Hilfe von zwei vertrauten Bauern auf einem Wägelchen nach Hillenrath zu bringen, wenn dieselben nicht die Franzosen gefürchtet hätten, die die Stadttore von Roermond besetzt hielten. Mußte sie also damals mit ihrem Sergeanten ziehen lassen. Als aber die Franzosen auf dem Rückmarsch sengend und brennend die Maas aufwärts zogen und das Dorf Swalmen anzündeten, erkannte einer von jenen Bauern das Marketenderweib, das der alte Matthias in Roermond gerne dingfest gemacht hätte. Es gelang ihm, dieselbe in einen Hintergrund zu locken und in der darauffolgenden Nacht, während die Franzosen sich eilig vor den heranrückenden Preußen zurückzogen, unbemerkt nach Hillenrath zu schaffen, wo der alte Matthias sie ganz heimlich in Empfang nahm und ohne Federlesen in ein festes Gelaß eintürmte.

Mein Matthias dachte dabei, auf solche Art dieser Unholdin ein für allemal ledig zu werden, da er schon dafür sorgen wolle, daß sie nimmermehr entwische. Er strich seinen grauen Bart, als er den Schlüssel ihres Kerkers abdrehte, und sagte: „Nach dir soll kein Hahn mehr krähen! Deine Rachepläne sind jetzo begraben, und dein Name wird vor keinem Gerichte zur Schande meines gnädigen Herrn mehr genannt werden."

In solcher Weise lag also die Emerentiana schon länger als ein Jahr zu Hillenrath in dermaßen strengem Gewahrsam, daß selbst das Hausgesinde nichts um sie wußte. Der alte Matthias selber brachte ihr heimlich Wasser und Brot, und alles schien nach Wunsch zu gehen, da in Wahrheit kein Hahn nach ihr krähte und sie lebendig begraben schien. Aber leider Gottes hatte der gute Mann, der nur als getreuer Diener zu handeln vermeinte, gerade durch diese eigenmächtige Tat die blutdürstige Wölfin mit dem unschuldigen Lämmlein zusammengebracht, was ihm der Barmherzige gnädiglich verzeihen möge.

Es war der 28. Herbstmonat des Jahres 1703 — werde den Tag nicht vergessen und wenn ich hundert Jahre alt würde. Mein alter Matthias hatte mir am Vorabende gesagt, er müsse in aller Frühe mit dem Jäger Ruprecht einen Gang in den Wald bei Vlodrop machen, hoffe aber vor abends wieder in Hillenrath zu sein. Wir sollten uns recht erlustigen, und könne der liebe Junker mit mir oder einem der Knechte den Strich im Swalmener Busch abgehen, allwo der Jäger Dohnen für die Krammetsvögel gestellt habe; sie seien schon tüchtig am Ziehen, und möchten wir leicht einen Korb voll zum Abendessen nach Hause bringen. Auch füllte er das elfenbeinerne Pulverhörnchen Christoffels mit Pulver, daß er einen Schuß auf eine Kette von Rebhühnern tun könne, die gerade in diesem Herbste unmäßig zahlreich waren.

Der Unglückstag brach so schön und freundlich an, als ob er nur Liebes und Gutes bringen wollte. Da wir in der Frühe nach Swalmen zur hl. Messe gingen, funkelte die Sonne so fröhlich am blauen Himmel, daß ein Buchfink sich ganz im Kalender vertat und sein munteres Frühlingsliedchen vom Aste herab schmetterte. Meinen Christoffel aber drückte eine böse Ahnung. Er redete mir von den großen Greueltaten und den schweren Frevels, die der Kriegsoberst Schenk gegen Kirchen und Klöster begangen habe, und wie ihm die Mutter einst gesagt, derlei Taten würden oft an späten Enkeln noch gerächt.

„Wie kommst du an einem also schönen Morgen auf solch schwarze Gedanken?" fragte ich ihn. „Schau doch, wie fröhlich der Wald gelb und rot und braun in der Sonne steht!"

Bald hatten wir die Kirche erreicht, und da gerade kein Altarknabe zugegen war, diente der Junker Christoffel dem Priester die hl. Messe.

Nach der Messe gingen wir zusammen mit dem frommen Pfarrherrn, der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein gelehrter und kunstsinniger Mann ist, aber leider bei dem Brande von Swalmen nicht nur seine Bücher, sondern was schier bedauerlicher, eine erlesene Sammlung von Kupfern verloren hat, ins Schloß zurück, wo wir miteinander das Frühstück einnahmen.

Nach dem Essen wollte der liebe Christoffel nach den Krammetsvögeln sehen. Holte also seine Büchse herbei und fragte mich, ob er allein in den Swalmener Busch gehen dürfe. Das habe ich ihm zwar nicht gestattet, sagte vielmehr, ich käme; schritten also hinter dem Knaben, der etliche Schritte vorausging, durch den Garten, blieben aber, was mir der barm-

wimmernd in seinem Blute. Neben ihm stand mit wild verzerrtem Gesichte ein Weib, so ich auf den ersten Blick erkannte, trotzdem ihre Haare im Kerker ergraut waren. Es war die unselige Dausque.

„Haltet sie, greift sie, die Mörderin!" schrie ich dem Gärtner zu.

Aber das Weib stieß den alten Mann von sich und rief: „Sorgt um Euern Paradiesvogel, Meister Maler, und lästert nicht, bevor Ihr untersucht habt. wie Ihr leicht sehen könnt, ist ihm die Büchse geplatzt; er wird sie überladen haben. Den Alten gönne ich es und Euch nicht minder!"

So rief die Furie und entsprang in



Brüderkapelle des Missionshauses St. Joseph
Die Instrumente wurden von Wohltätern gestiftet

herzige Gott verzeihen möge, unter der großen Linde noch einmal stehen und verführten über den Rubens ein solches Geschrei, daß sowohl der Gärtner als etliche Mägde halb verwundert und halb geärgert die Köpfe zusammensteckten.

Da auf einmal wurde der friedliche Kunststreit gräßlich unterbrochen. Ein Schuß krachte in dem nahen Wäldchen; ein Wehruf ertönte. Der Gärtner stürmte an uns vorbei, den Bäumen zu, indem er mir zurief: „Ich fürchte, es ist dem Junker, so ich vor einiger Zeit mit seiner Büchse da hinein gehen sah, ein Unglück zugestoßen."

Ich lief dem Gärtner nach, so rasch mich meine Füße trugen. Ach, du lieber Himmel! Wir brauchten nicht weit zu gehen. Da im grünen Moose unter einer Eiche lag der liebe Knabe bewußtlos

die Büsche, ehe wir sie fassen konnten. Du lieber Himmel, wir hatten anderes zu tun, als ihr nachzulaufen! Da lag der gute Christoffel und wimmerte und stöhnte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ich meinte zuerst, es sei nur die rechte Hand, die so elendiglich zerrissen war. Als ich aber niederkniete, gewahrte ich, daß auch rotes Blut zwischen seinen gelben Haaren hervorquoll, und da ich ihm die blutigen Locken aus der Stirne strich, sah ich oberhalb der Schläfe eine klaffende Wunde, in welcher ein Splitter des Büchsenlaufes steckte. Erkannte also auf den ersten Blick, daß mein lieber Christoffel, der das Bewußtsein gänzlich verloren hatte, gar gefährlich verwundet sei. Ich suchte den Splitter zu entfernen, das strömende Blut zu stillen; ich rief nach Wasser,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nach Binden. Schon eilten mehrere Mägde und Knechte herbei, die alle laut klagten und jammerten. Hoben ihn sanft auf und trugen ihn zum Schlosse zurück. Sofort sprengte ein Reitknecht nach Roermond hinein, um den Doktor zu rufen.

In dieser Zeit fuhr ich fort, die Kopfwunde mit nassen Tüchern zu kühlen, was auch eine so gute Wirkung hatte, daß der liebe Knabe endlich nicht nur die Augen aufschlug, sondern sogar mich erkannte. Hat mir auch mit schmerzlich zuckenden Lippen die linke Hand gereicht und geflüstert: „Verzeihe —"; dann sah er sich um, und da er den Pfarrherrn von Swalmen erblickte, dem er am Morgen die hl. Messe gedient hatte, winkte er ihn an seine Seite.

Wir zogen uns einige Augenblicke zurück; dann trat der geistliche Herr mit Tränen in den Augen zu uns heraus und sagte: „Ich fürchte, der liebe Engel stirbt uns; so will ich ihm den Heiland zur heiligen Wegzehrung holen."

Als ich wieder an das Bett des Verwundeten trat, lag der Knabe mit geschlossenen Augen da; nur die bleichen Lippen bewegten sich in halblautem Gebete. Ich kniete nieder und betete unter heißen Tränen mit ihm. Nach einer Weile hielt er inne und sagte: „Guter Meister Thyssen, bring mich rasch, rasch nach Blyenbeek! O die Mutter, die Mutter! Und du mußt dem Vater sagen, daß ich kein Körnchen Pulver mehr in die Büchse tat, als er mir erlaubte. Das Weib, das mich im Busche traf und nach meinem Namen fragte, muß etwas an der Büchse verderbt haben, und ich fügte ihr doch niemals ein Leid zu!"

„Die Mordbrennerin, man wird sie einfangen und rädern lassen!" sagte ich außer mir vor Schmerz.

Da hob der Knabe mühsam das Haupt ein wenig und sagte: „Nicht meinetwegen! Ich verzeihe ihr. Wir wollen ein Ave Maria für sie beten." Und er hob mit schwacher Stimme an und betete das „Gegrüßet seist du, Maria." Die Worte: „In der Stunde unseres Todes. Amen" sagte er zweimal, das zweite Mal ganz leise, und die Augenlider fielen ihm wieder zu.

In dieser Zeit kam der Doktor und untersuchte die Wunden. An der Hand mußte er eine Ader unterbinden, was dem Knaben so große Schmerzen machte, daß er abermals die Besinnung verlor. Als dann der Arzt die Kopfwunde untersuchte, zuckte er bedeutsam mit den Achseln und sagte leise zu uns: „Da ist wenig Hoffnung! Auf die Nacht wird ein hitziges Fieber kommen, da die Hirnhaut verletzt ist und so sich die Entzündung den tiefer liegenden Geweben mitteilt, wird solches leider zum Tode führen."

Langsam erwachte der Knabe, dem der Doktor etliche Tropfen Wein einträufelte, aus seiner Ohnmacht, als der Priester mit dem lieben Heilande kam. Da ist bei allen, die den guten Christoffel sahen, kein Auge trocken geblieben; selbst der Doktor hat heimlich mit der Hand über sein Gesicht gewischt, und es war ein Schluchzen und Jammern, daß man kaum den Gebeten des Priesters folgen konnte. Nur der Kranke war ruhig und lächelte holdselig, als er Jesum Christum zum ersten- und letztenmal in sein Herz aufnahm.

„Jetzt ist alles gut", sagte er dann; „jetzt tröstet nur Vater und Mutter", und als ich ihm bemerkte: „Morgen werden wir in Blyenbeek sein", drückte er mir die Hand und flüsterte: „Fort, fort, zur lieben Mutter!" Dann sank er müde zurück und schloß die Augen.

Auf eine Bahre gebettet, trugen wir den Knaben am Nachmittage zur Maas hinab und legten ihn sanft auf weiche Polster in den Kahn hinein. Dann begann die Fahrt flußabwärts. Die Strömung faßte das leichte Fahrzeug und trug es leicht und schaukelnd rasch Venlo zu, als hätte der Fluß Mitleid mit dem schlummernden Kranken. Die Türme der Stadt und Festung zeigten sich bald am goldenen Abendhimmel. Ich schickte eine Botschaft nach dem Annunziatenkloster Trans-Cedron, das mein gnädiger Herr noch unlängst mit einer reichen Stiftung bedacht hatte, daß sie sowohl des Knaben als seiner Eltern in ihrem Gebete gedächten. Dann ging die Fahrt weiter. Die Nacht brach ein. Der Kranke wurde unruhiger. Er kannte mich nicht mehr, und ich hatte alle Mühe, ihn auf seinem Lager festzuhalten, da er sich in seinen Fieberphantasien bald von dem geharnischten Martin Schenk, bald von einem Weibe verfolgt sah. Dann rief er: „Da ist sie wieder! Da hat sie meine Büchse in der Hand und stopft etwas in den Lauf und legt sie mir wieder auf der Rasenbank zurecht."

Gegen Morgen wurde Christoffel ruhiger. Als wir an Well vorbeifuhren, läutete es zur Frühmesse. Da betete er halblaut seine Gebetchen, daß die Knechte unwillkürlich die Ruder beiseite legten und mitbeteten, wobei mehr als einer sich mit der rauhen Hand über die Augen fuhr. Von Bergen aus schickte ich einen Eilboten nach Blyenbeek mit der Trauerkunde dessen, was geschehen war, und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit der Bitte, rasch eine gute Bahre nach Afferden zu bringen.

Als ich dachte, der Bote werde das Schloß erreicht haben, fuhren wir langsam weiter und vollbrachten mit schwerem Herzen das letzte Stück der Flußfahrt. Wir brauchten an der Fähre von Afferden nicht lange warten, bis die Leute von Blyenbeek kamen — allen voran der gnädige Herr Arnold und die arme edle Frau Katharina.

Der Herr Marquis wollte zuerst gar nicht glauben, daß es so schlimm sei; als er aber aus den irren Worten des Knaben, welcher ihn nicht einmal kannte, den gefährlichen Zustand entnahm, wurde er sprachlos vor Schmerz. Die Mutter kniete neben den Christoffel nieder und flüsterte dem Kinde alle Schmeichelworte zu, so Liebe und Schmerz ersinnen können. Und es war, als ob die Stimme der Mutter den wandernden Geist des Knaben auf Augenblicke zurückriefe, da er bei ihrem Klange nicht nur die Augen aufschlug, sondern auch gar traulich sagte: „Mutter!" Und dann flüsterte er, wieder in seinen Fiebertraum untersinkend: „Siehst du den wunderschönen Vogel? O verscheuche ihn nicht! Er fliegt immer näher und näher! Schau, wie seine güldenen Federn in der Sonne glitzern! Meister Thyssen, du mußt ihn malen, wenn der Vater die neue Kapelle in Blyenbeek baut, um welche ihn die Mutter gebeten hat." Dann legte er den Finger der linken Hand auf die Lippen und sagte: „Still, still! Da ist er ganz nahe. Mutter, er setzt sich auf deine Schulter und singt so süß und lieblich. Hörst du ihn denn nicht? Er singt: Coelum peto! coelum peto! — Zum Himmel! zum Himmel! Ja, ich komme, ich komme: Vater, Mutter, Meister Thyssen, lebet wohl. Ade, ade!"

Also wurde der Junkel Christoffel begraben, und lange dauerte es, bis der erste heftige Schmerz einer milderen Trauer wich. Die edle Frau Katharina fand zuerst in Gott Ruhe und Ergebung wieder. Viel trug ein gar lieber und trostreicher Brief Angelinas dazu bei. Auf das Anraten der frommen Klosterjungfrau machte sie mit mir eine Wallfahrt zur Trösterin der Betrübten nach Kevelaer, allwo sie auch dieses Mal Kraft und Stärke empfing.

Frau Katharina widmete sich noch ernster den Werken der Nächstenliebe und den Übungen der Frömmigkeit. Dabei suchte sie den tiefen Schmerz ihres Gemahls zu lindern. Aber die Wunde wollte in seinem Herzen nie mehr ganz vernarben.

„Meister Thyssen", sagte er mir neulich, „bewahrt die Wappentafel, so Ihr für den Katafalk des seligen Christoffel gemalt habt, dieweil es der liebe Gott fügt, daß dieselbe bald auch an meiner Leiche aufgestellt werde. Ich bin der letzte meines Stammes; Ihr habt nur den Namen zu ändern." Und als ich ihm derlei Gedanken ausreden wollte, sagte er: „Mit mir geht's zu Ende. Im Himmel hoffe ich glücklich zu werden, hienieden nicht mehr. Das Kartenhaus, das ich hier auf Erden bauen wollte, ist mir gründlich zusammengestürzt, wie meine Frau solches vorhergesagt hat."

Im Frühjahr 1704 ließ er, obschon es mitten in den schweren Kriegszeiten mit großen Opfern und Unkosten verbunden war, die Schloßkapelle bauen, um welche ihn seine Gemahlin einst gebeten, und von welcher der sterbende Christoffel geredet hatte. Eine große Steintafel, welche die beiden Wappen der Schenk und Hoensbroech und die Jahreszahl trägt, wurde an der Außenseite eingemauert. Zwischen beiden Wappen mahnt ein geflügelter Engelskopf an den seligen Christoffel. Ganz in der Nähe des Altares aber malte ich auf dem Rande der Balustrade den Wundervogel, von dem der selige Christoffel in der Nacht vor dem Unglücke geträumt hatte und den er bei seinem Tode zu sehen vermeinte.

Und nachdem ich ihn so schön als möglich gemalt, warf ich Pinsel und Palette ins Feuer, griff zum Wanderstabe und verließ das liebe Heideschloß und die gute edle Frau Katharina und den tiefgebeugten Herrn Arnold, obzwar mich das hochedle Paar mit vieler Liebe bei sich zurückhalten wollte. Als ich ihnen aber sagte, wohin es mich ziehe, und daß ich im heiligen Orden vom Berge Karmel Aufnahme gefunden, da ließen sie mich in Frieden ziehen und wünschten mir alles Glück für Zeit und Ewigkeit, und die gute Frau Katharina sagte:

„Meister Thyssen, jetzt geht Ihr ins irdische Paradies!"

„Und im himmlischen Paradiese hoffen wir uns alle wieder zu finden", antwortete ich. „O betet, gute Frau, daß einst der Wundervogel des seligen Christoffel uns alle dorthin rufe!"

Und so schied ich von dem Schlosse Blyenbeek am Tage von Pauli Gedächtnis im Jahre des Heils 1704.

Lieber Leser, der du die Geschichte vom „Paradies" liesest, bete ein Ave Maria für den Schreiber!

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, bayr.-Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Judas Thaddäus, hl. Antonius, der hl. Theresia, der sel. Euphemia und dem sel. Br. Konrad für Erhörung und Hilfe in schweren Anliegen.

Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter v. Lourdes, dem hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia für erlangte Hilfe in verschiedenen Anliegen.

Heudorf: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter für Hilfe in schweren Anliegen.

A. K.: Dank dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia für Erhörung.

J. M.: Innigsten Dank der lb. Gottesmutter für Erhörung und Hilfe in Leiden.

B. E.: Dem hlst. Herzen Jesu und der lb. Mutter Gottes sei Dank für Erhörung.

A. A.: Der lb. Mutter Gottes und der hl. Theresia Dank für Hilfe in einem Anliegen.

Styrum: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und allen Heiligen für Erhörung.

Cardorf: Der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe Dank für Hilfe bei einer schweren Operation.

Groschowitz, B. K.: Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Vinzenz und der hl. Theresia für Erhörung in bes. Anliegen. Anbei Mk. . . . Veröffentlichung war versprochen.

Gr. Döbern: Anbei Mk. . . . als Dank für erhaltene Gnaden.

Slupsko: J. S.: Almosen als Dank dem hl. Antonius.

K. H.: Dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia sei tausend Dank für Genesung von schwerer Krankheit.

A. B.: Auf die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, hl. Antonius, der hl. 14 Nothelfer und der hl. Theresia bin ich erhört worden.

Th. D.: Dem hl. Antonius sei Dank für Hilfe in Erlangung von Verdienstmöglichkeit.

X. Sch.: Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Antonius und dem sel. Br. Konrad für Erhörung.

Fr. R.: Der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia sei Dank für Erhörung und Hilfe bei einer schweren Gallensteinoperation.

Fr. St.: Dank dem hl. Antonius für Hilfe in mehreren Anliegen.

G. T.: Dem sel. Bruder Konrad sei gedankt für Hilfe in langwierigen Leiden.

M. B.: Tausendfachen Dank dem hlst. Herzen Jesu, der lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theresia für Erhörung und Hilfe in Anliegen.

M. K.: Dem hl. Andreas herzl. Dank für Erhörung in Anliegen mit der Bitte ums Gebet.

M. P.: Innigsten Dank dem hl. Antonius für rasche Hilfe.

A. L.: Sende Mk. . . . Almosen zu Ehren der hl. Theresia für Bewahrung vor Operation.

B. H.: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in großem Anliegen.

Gebetsempfehlungen

E. L. in W. bittet um das Gebet zur hl. Familie, zum hl. Judas Thaddäus, zu den hl. 14 Nothelfern, zur hl. Theresia und den armen Seelen um Erhörung in schweren Anliegen.

Schwenningen: Bitte um das Gebet zum hl. Judas Thaddäus in einem schweren Anliegen. Heidenkind versprochen.

Karlsruhe: Bitte um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius um Hilfe aus großer Not.

Oberschlesien: Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Familie, zur hl. Anna, zum hl. Joachim, hl. Paulus um Ruhe und Frieden in der Familie und in Wohnungsangelegenheit. Bei Erhörung Veröffentlich.

Tarnau: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter Gottes v. Lourdes und zum hl. Antonius in einem Anliegen. Bei Erhörung Antoniusbrot versprochen.

Zu Ehren des hl. Antonius . . . Mk. mit der Bitte ums Gebet für eine schwerkranke Mutter.

Ungenannt: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und hl. Antonius um guten Erfolg in Gerichtssachen. Heidenkind versprochen.

Glatz-A., F. W.: Ein Verg.-Leser bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu und Maria, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, hl. Benediktus, hl. Antonius, hl. 14 Nothelfern und zu den armen Seelen um besseren Geschäftsgang und Erhörung in schweren Geldsorgen.

J. T.: bittet um das Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius um baldige Erlangung einer Stelle. Bei Erhörung Almosen.

Ratsch: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Benedikt, hl. Antonius und zu den hl. 14 Nothelfern um Hilfe in schwerer Krankheit.

Gr. Strehlitz: G. K. bittet um eine Novene zum hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen um Erhörung einer großen Bitte in einer Geldangelegenheit. Missionsalmosen und Veröffentlichung versprochen.

L. G. B.: Eine Leserin bittet um eine Novene zur hl. Familie, hl. Rita, hl. Theresia, zum hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius und zu den armen Seelen um Hilfe in Geldnot und sonstigen Anliegen. Bei Erhörung ein Heidenkind.

M. G.: Eine Verg.-Leserin bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Notburga um Hilfe in großer wirtschaftlicher Not und sonst. Anlieg.

Mülheim: Bitte ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, zum hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Theresia und zum Vater Kolping um Hilfe in großer Not.

Ein Verg.-Leser bittet um eine Novene zum hl. Joseph und hl. Antonius um Verdienstmöglichkeit und Erhaltung der Gesundheit.

Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thaddäus, hl. Antonius, sel. Br. Konrad, zu den hl. 14 Nothelfern und zur hl. Theresia um Hilfe in Geldnot und schweren Anliegen.

Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum sel. Bruder Konrad und zur sel. Irmgard in zwei schweren Anliegen und glückl. Heirat.

Eine Witwe bittet um eine Novene zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph und zur hl. Theresia in verschiedenen Anliegen. Bei Erhörung drei Heidenkinder versprochen.

Hausen, K. Sch.: Bitte um eine Novene zum göttl. Herzen Jesu, zur lb. Mutter Gottes und zur hl. Theresia um Hilfe in geistlichen und leiblichen Anliegen. Bei Erhörung Almosen.

Mengen: Bitte dringend um das Gebet um Hilfe aus großer wirtschaftlicher Not und schwerer Krankheit.

Bottrop-Eigen: K. S. bittet um eine Novene zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia um baldige Genesung meiner kranken Schwester. Almosen anbei.

Freiburg: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und zur Rosenkranzkönigin um Hilfe aus schwerer Bedrängnis.

Bachmehring: Bitte dringend um das Gebet um Hilfe in schwerer finanzieller Not und Bewahrung vor Verpfändung des Heimes.

F. K. aus A.: Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Familie, hl. Theresia und zum hl. Judas Thaddäus um Hilfe in Anlieg.

A. A. in D.: bittet um das Gebet zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia um Erlangung einer besseren Wohnung.

A. A. in C.: Ein schwerkranker Mann sendet Missionsalmosen und bittet um das Gebet.

M. Sch.: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur unbefl. Emp-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fängnis und zum hl. Joseph in verschiedenen Anliegen und günstige Lebenswendung.

M. L. in H.: Eine schwer bedrängte Familie bittet um das Gebet zum hl. Joseph, zum hl. Leonhard und zum sel. Bruder Konrad um Glück im Stall.

J. Sch. in E.: Anbei Almosen mit der Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur lb. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und zur hl. Theresia um Erhörung.

L. St. in K. bittet in einem besonderen Anliegen um das Gebet.

A. E. U.: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus um Hilfe in einem schweren Anliegen und in großer Not.

Es bitten um das Gebet 26 Personen in verschiedenen Familien-Anliegen; 17 in finanziellen Anliegen und Not; 5 um Anstellung und Verdienst; 4 um richtige Berufswahl; 6 um Gesundheit; 2 um baldige glückl. Heirat; 7 um besseren Geschäftsgang; 6 um gute Kindererziehung.

Woiska: Anbei Almosen mit der Bitte um das Gebet um Wiedererlangung der Gesundheit u. anderen schweren Anliegen.

Tost: Bitte um das Gebet um Stellung für meine Brüder und Erhörung in Anliegen.

Es starben im Herrn

Wasserlosen: Donatus Koch, der 25 Jahre treu und eifrig für die Mission arbeitete.

Mallersdorf: Maria Zierer, Förderin und Wohltäterin unserer Mission.

Neuershausen: Hochw. Pfr. Dr. Lehmann. Eggolsheim: Barbara Birkel. Emmendigen: K. Heidinger. Langenpettenbach: Anna Gschwendner. Ambach: Leni Frech. Großentaft: Auguste Weigand, Frau Fack, Frau Balzta. Gennach: Anna Müller. Unterleitersbach: Andreas Leicht. Kesmark: Anton Varga. Westheim: Hochw. Pfr. G. Riegel. Reschenberg: Magd. Berghammer. Bruckmühl: Walburga Berger. Mittenkirchen: Benedikt Kerndl. Opfenbach: Georg Wagner. Gebsattel: Josef Seibold. Zellingen: Kath. Friedrich.

Kötzting: Ernst Zenner. Füllstein: Therese Seidel. Baden-Oos: Frau Veih. Grabenhäuser: Rosa Scheibinger. Pollersham: Rosalia Frank. Etzwil: Hermann Eckert. Memmingen: Herr Zimmermann. Sipplingen: Wilhelm Beirer. Adelsdorf: Johann Kauper. Markelsheim: A. Pickel. Oberursel: Emma Baldus. A. Wiesenberg. Pöttmes: Anna Vogel. Kaulwitz: Josefa Dziekan. Köpenick: Martin Timm. Grimbach: Wilh. Bares. Eltville: Kath. Angermüller. Bergheim: H. Koch. Gresrath: Joh. Roggen. Großholbach: Frau Schirmer. Köln: Veronika Wildenburg. Eidenborn: Maria Schweitzer. Gerolstein: M. Blaumeiser. Sulzbach: Maria Schwindling. Urheim: Hochw. Pfr. Merkelbach. Heidschott: Maria Wissel.

Büchertisch

Der ewige Acker. Ein Bauernlob von F. Schrönghamer-Heimdal. 242 S. In Halbleinen Mk. 4.—, broschiert Mk. 3.—. Literar. Institut Haas & Grabherr, Augsburg.

In über 60 Skizzen, Kurzgeschichten u. Stimmungsbildern ist das Thema der Schollentreue, der Naturverbundenheit und Arbeitsfreude behandelt, in immer neuen Variationen durchleuchtet von der Sonne echter Menschenliebe und volkstümlichen Humors.

Der Bubenkönig. Don Bosco und seine Schlingel. Von Peter Dörfler. Mit Bildern von R. Hesse. 206 S., Mk. 2.80. Verlag Herder, Freiburg, i. Br.

Don Bosco ist einer von den Menschen, wie sie aus dem breiten Strom des Lebens nur ganz selten auftauchen — ein Held, ein Heiliger und zugleich ein Abenteurer.

Sankt Martin. Den Kindern erzählt von Wilh. Matthießen. Mit Bildern von August Braun. 76 S., in Halbleinwand Mk. 3.20. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Diese Lebensbeschreibung gibt in volkhafter Sprache ein einheitliches, packendes und beschwörendes Bild St. Martins, der gerade unserer Zeit so viel zu sagen hat.

Die Geschichte der heiligen Magdalena Sophie Barat, den Kindern erzählt von Maud Monahan. 38 S., Halbleinwand 2.80 Mk. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Die Geschichte einer Frau wird hier erzählt, einer Heiligen, deren große Seele sich allem Lebendigen zuwandte, deren eigentliche Mühe aber den Armen und Kindern galt.

Die heilige Theresia vom Kinde Jesu. Von G. Savary. 48 S., 40 Pfennig. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13, Friedrichstr. 18.

Wie alle Erzeugnisse des Verlages ist auch dieses Büchlein sehr fein, und kann als prächtiges Geschenkbändchen benützt werden.

S. Antonius. Von M. Spöttl. Das Bild erscheint soeben im Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13, in verschiedenen Größen: als Heiligenbildchen in Kupfertiefdruck 100 Stück Mk. 3.50; in Farbentiefdruck Mk. 3.20; als Postkarte in Kupfertiefdruck 1 Stück 15 Pfg.; in Farbentiefdruck 20 Pfg.; als kleines Wandbild 23,5 : 16,5 cm 40 Pfg., als großes Wandbild 52 : 35 cm Mk. 5.—.

Ich bin überzeugt, daß ein solches Bild wie eine neue Offenbarung des hl. Wundermannes wirken muß. Daß es gerade deshalb die Herzen erobern wird, um sie zu segnen mit seiner großen Idee und wahrhaft beseligenden Schönheit. L. H., Z.

Lieben und Leiden. Ein Caritasbüchlein von Andr. Obendorfer. 32 S., 8 Kupfertiefdruckbilder, 40 Pfg. Verlag „Ars sacra" Josef Müller, München 13.

Es geht vornehmlich darauf aus, jenes klassische Summarium des hl. Paulus an Timotheus über die christliche und apostolische Beredung mit hinreißender Ergriffenheit zu erklären.

Mein Gebetbüchlein den lieben Kindern von Dorothee Brockmann und Bessie Drey. Karton. 80 Pfg. Seeverlag H. Schneider, Höchst, Vorarlberg.

Hier schenken zwei fromme Künstlerseelen dem kleineren Schulkinde ein herrliches Gebetbüchlein, das alle wichtigen Gebete enthält. Solche Gebetbüchlein sind Himmelsstrahlen und Offenbarungen ins Kinderherz hinein.

Wann beginnt bei uns die Blutherrschaft Satans? Von A. Hessenbach. 74 S., kart. Mk. 1.50. Verlag: Martinusbuchhandlung Illertissen, Bayern.

Diese hochaktuelle Schrift erschien erstmals im Mai 1929. Es mag für den Verfasser eine Genugtuung sein, daß Papst Pius XI. und der gesamte Episkopat gegen die furchtbare Christenverfolgung in Rußland seine Stimme erhoben hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bücher für den Weihnachtstisch!

Heilige Marienverehrer

in Wort und Bild

Von D. W. Mut. Mit Bildern nach Kupferstichen aus dem 15. Jahrhundert. Preis gebunden RM. 1.50

Rosenkranzperlen

oder kurze Erwägungen über die Geheimnisse des hl. Rosenkranzes

Von P. Dr. Benedikt Stolz OSB. 136 Seiten; 90 Pfennig

Auf! Dem Kreuze nach!

Von D. W. Mut. 3. vermehrte Auflage.

Der selige Don Johannes Bosco

Ein Erzieher und Apostel der Jugend

Von D. W. Mut. 80 Seiten; reich illustriert. RM. 1.50

Monatliche Geisteserneuerung

Von P. Ephrem Roth RMM. 80 Seiten. Preis brosch. 50 Pfennig

Anna-Gebetbuch

Von P. Dom. Sauerland RMM. 140 Seiten mit zwei Bildern; gebunden RM. 1.20

Meßopfer und Kommunion

Neu bearbeitet von P. Dom. Sauerland RMM. 96 Seiten. Rotschn. 80 Pfennig, Kunstleder Goldschn. RM. 1.20, Spaltleder Goldschn. RM. 1.60, Saffianleder Goldschn. RM. 1.80

Himmelsleiter

Von einem Mariannhiller Missionspriester. 360 Seiten. Preis: Rotschn. RM. 1.50. Goldschnitt RM. 2.25 — In Grobdruck: Rotschnitt RM. 3.—, Goldschnitt RM. 4.—

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, (Bayern)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jeder erhält ein schönes

Weihnachtsgeschenk

in Form eines Buches, der dem „Vergißmeinnicht" neue Abonnenten zuführt. Die genaue Adresse der neuen Abonnenten samt dem Halbjahresbeitrag wolle man überweisen an

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern

Die hl. Theresia v. Kinde Jesu

Eine geistige Wiedergeburt

Deusche Ausgabe von D. W. Mut. 352 Seiten Leinen geb. Mk. 4.80

Das ist keine einfache Lebensbeschreibung, sondern hier wird klarzulegen versucht, wie Theresia von Jugend an nach Heiligkeit strebte, was sie von Jahr zu Jahr erreicht hat, bis wir sie als Heilige sehen. Das Buch gilt als das Beste über die liebe Heilige. Die Ausstattung ist sehr preiswert.

Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem

des seligen Don Johannes Bosco

Deutsche Ausgabe von D. W. Mut. 118 Seiten, 1 Bild, Mk. 1.50

Überaus beachtenswerte Wahrheiten und Winke über die schwere Aufgabe der Erziehung sind in dieser kleinen Schrift enthalten. Das Erziehungssystem des sel. Don Bosco hat sich, wie die Erfahrung beweist, durchaus bewährt.

Das einfache Leben

der Mutter Gottes und der hl. Theresia v. K. J.

Von D. W. Mut. 136 Seiten, mit zwei Bildern, Preis Mk. 1.80

Das Buch zeigt in 31 Erwägungen in schlichter Weise das einfache Leben der allerseligsten Jungfrau, in ebenso vielen Erwägungen das Leben und die Fürbittmacht der kleinen heiligen Theresia.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergiss-
meinnicht
49
1931

49
(1931)
Z-9327